

Lillian Smith

FREMDE FRUCHT

Strange Fruit



www.autonomie-und-chaos.berlin

2018

Die deutsche Erstausgabe von FREMDE FRUCHT erschien 1947 im Diana Verlag Zürich.
(Die Übersetzerin oder der Übersetzer ist leider nicht angegeben.)
Diese erste Neuauflage wurde in der Übersetzung durchgesehen und leicht verändert.
Sie enthält als Anhang drei Kapitel von Lillian Smiths zweitem Buch (TRAUMTÖTER)
sowie ein biobibliografisches Nachwort des Herausgebers Mondrian v. Lüttichau.
Textredaktion und Endkorrektur Petra Bern.

Titelbild: Vignette von der Eintrittskarte der Broadway-Inszenierung
(Quelle: [http://www.appalachianhistory.net/2014/10/
strange-journey-bringing-lillian-smiths-strange-fruit-back-life.html](http://www.appalachianhistory.net/2014/10/strange-journey-bringing-lillian-smiths-strange-fruit-back-life.html))

Inhalt

Fremde Frucht. Roman 4

Anhang I:

Lillian Smith: Mörder des Traums von Freiheit
und Menschenwürde. Über die weißen Südstaatler 321

Abel Meeropol: Strange Fruit 368

Nachwort (2017) 370

Literaturhinweise 410

Anhang 2: Faksimiles 414

© 2018 Verlag Autonomie und Chaos Berlin
ISBN 978-3-945980-15-6

Diese online-Veröffentlichung kann
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.



Eins

Sie stand am Pförtchen und wartete; hinter ihr der Sumpf, vor ihr Colored Town, der Stadtteil der Farbigen, jenseits davon das eigentliche Maxwell. Rank und schlank, weiß im verdämmernden Licht, stand das Mädchen da, die Hände auf dem Gatterpförtchen.

"Is' Nonnie Anderson," wurde einem gesagt, wenn man fragte, "von den schwarzen Andersons. War aufm College. Ja ja – ganze Familie war aufm College! Sind aber doch echte und rechte Nigger. Hatten ne brave Mutter; hat ihnen Fleiß und Bescheidenheit beigebracht. Wissen, wo sie hingehörn. Sin' schon anständige Nigger, die Andersons, gibt kaum bessre in der ganzen Gegend, alles was recht is."

"Kommt daher wie Hans-guck-in-die-Luft, die Nonnie Anderson," sagten manche Farbige, "trägt die Nase hoch, ganz anders als Bess. Bess is gängig, wie wir alle, is in Ordnung."

"Hast wohl vergessen, wie Ern Anderson war?" sagten dann andere. "Is dadrin genau das Ebenbild von ihm Pappi. Hälts Maul zu wie der, grad so. Schade, daß es nich mehr davon gibt! Zu viele reißen die Schnauze auf über Sachen, wo sie kein Dunst von haben und stecken ihre Nase rein ..."

"Hochnäsiges Ding", sagten manche weiße Frauen. "Ich möchte sie nicht in meinem Haus haben mit ihrem Hochschulgetue." Aber die meisten sagten das aus Neid, denn die Frauen in der College Street und deren Seitenstraßen wußten, daß Mrs. Browns Dienstmädchen Nonnie das beste Dienstmädchen in Maxwell war, ihre Schwester Bess ausgenommen. Und so lieb zu dem zurückgebliebenen Boysie. Alle wußten, wie gut sie es verstand mit dem armen Kerlchen.

Und Mrs. Brown sagte: "Ich wundere mich manchmal, wie ich früher ohne sie fertig werden konnte! Sie ist so lieb zu dem Kind, Frank! Bei der Hitze schreit er ja viel, aber sie wird nie böß mit ihm. Ein gutes Kindermädchen erkennt man an den Händen. Wie sie ein Kind anrührt. Das arme Kerlchen kann noch so ungezogen sein, Nonnie wird nie grob mit ihm. Ganz sanft nimmt sie ihn immer hoch. Ich möchte ihr gern ein bißchen mehr zahlen – ich hab Angst, daß sie mal weggeht."

"Nonnie isn braves Negermädel, alles was recht ist," antwortete Frank dann, "ne bessere finden wir nie. Aber sie kriegt genug Lohn, drei Dollar is reichlich! Mehr als sonst jemand hier zahlt. Wenn du anfängst aufzubessern, kriegst du es mit den andern Frauen zu tun."

"Scheu is sie wie'n Mäuschen", hatte Tillie Anderson früher immer gesagt. "Red't mit niemand. Wo hast du denn deine Zunge, Nonnie? Versteck dich doch ned immer hinter

mei'm Rock, kannst doch ned dein ganzes Leben an Mutters Schürzenband hängen! Das weißt du doch, Schätzchen!"

Und die weißen Jungen piffen leise, wenn sie die Straße hinunterging, und flüsterten allerhand Wörter und rieben sich mit dem Handrücken über den Mund; denn Nonnie Anderson, das war sowas, nach der man den Kopf nochmal umdrehen konnte, mit ihrem weichen, schwarzen Haar, das ihr ums Gesicht wehte, und ein paar schwarzen Augen in diesem Gesicht, das weiß Gott von Rechts wegen einem weißen Mädels hätte gehören können. Und Käpt'n Rushton, der vor Browns Eisenwarenhandlung saß – das machte er gern, wenn er von der Terpentinfarm in die Stadt kam – rieb sich mit der dicken roten Hand langsam das Kinn, wenn er Nonnie den Kinderwagen mit dem sabbernden, wasserköpfigen Boysie Brown zum Besuch beim Papa heranrollen sah; ja, der saß da und schaute dem Mädels zu und strich sich mit der Hand übers Kinn und schaute ihr nach, bis sie dann wieder über die Eisenbahngleise hinüber und in die College Street eingebogen war.



Nonnie strich sich das Haar aus dem Gesicht und blickte hinüber nach der Stadt der Weißen. Merkwürdig ... daß Schwangerschaft einem dieses Gefühl gab. Solche Sicherheit. Nach all den Jahren: Sicherheit. Bess würde es nicht merken. Sich mit ihr auszusprechen, widerstrebte ihr. Bess würde es als "Schande" empfinden. Als Ruin. *Die Andersons sind ruiniert*, würde Bess sagen. *Du lebst in einer Traumwelt*, würde sie sagen. *Manchmal mein ich, du bist verrückt, Non!* Das würde sie sagen. *Ich möchte beinahe, du wärest wirklich verrückt*, würde sie in ihrer Erbitterung sagen.

Scharfe Worte, knatternd wie Palmblätter. Nonnie seufzte.

Von der Stadt drüben kam Gesang. Gesang der Weißen zu Jesus, Augustgesang verirrter Seelen, Gestöhn zu Gott. August ist die Zeit, in der sich die Menschen ihrer Sünden entledigen, die Zeit der Wirrnis.

Whiter than snow ... yes whiter than snow ... oh wash me and I shall be whiter than snow ...

Ihre Gedanken fügten sich ein in den Gospelgesang.

Um die Biegung von Miss Adas Haus her, wo die Bäume auseinandertreten und den Pfad freilassen, konnte sie ihn herankommen sehen. Sein Nachschleifen des linken Fußes, das Hochzucken der Schulter: halb Schlappschwanz, halb Prahlhans. Schlappig, großtuerisch ...

Sie würde es ihm sagen, jetzt, da sie ihrer Sache sicher war. Obwohl sie es seit der Nacht damals am Fluß wußte. Auf irgendeine Weise hatte sie es seit damals gewußt.

"Na, geht's?" würde er sagen und sie anschauen, als sähe er sie zum erstenmal. Und der Klang der Worte würde ihr die Kehle zusammenschnüren. Seltsam, wie schwer man sich an manches gewöhnen konnte.

Zum erstenmal hatte er das gesagt, als er sie damals aus dem Sand aufhob; das war lange her, so lange, daß es ihr jetzt schien, sie müsse es geträumt haben. Sie war hingefallen, als Nat ihr Kleidchen hochzerrte, an ihrem Höschen riß. Nats sommersprossige Hand hatte nach ihr gepackt und sie war vor ihm zurückgezuckt, doch mehr vor dem Blick in seinem käsigen Gesicht, einem Blick, der neu war für sechsjährige Augen. Es waren altbekannte Worte, die er dabei sagte: sie fanden sich auf Zirkusplakate gekritzelt, an Bedürfnisanstalten, an Zäunen, wurden kichernd hervorgestoßen, hatten in ihren Ohren aber nicht mehr Bedeutung als das Gegacker der Perlhühner, die in den Straßengräben aufgereggt nach Würmern suchten.

"Na, geht's?" hatte Tracy gefragt. Und dann zu Nat: "Laß das sein. So eine is die nicht. Und daß ich dich nicht mehr hier rum erwische!"

"Hä hä hä", machte Nat, streckte die Zunge heraus und bleckte seine tabakfleckigen Zähne. "Ich hab nich gewußt, daß sie deine is."

"Sie is nich meine", sagte Tracy und wurde rot. "Jetzt mach, daß du wegstommst, sonst hau ich dich krumm und lahm."

Nat Ashley steckte die Hände in die Taschen und trollte sich – langsam, um zu zeigen, daß er vor niemandem Angst hatte. Unterstrich seine Unbekümmertheit noch, indem er über einen Ilexstrauch sprang. Plusterte sich *männlich* auf und schrie den Jungen auf dem Ballspielplatz (der in einiger Entfernung lag) zu: "Hee, wolln wer ne Partie Hockey spielen?" Und verschwand aus ihrem Gesichtskreis und ihrer beider Lebensgeschichte.

Tiefe Schatten lagerten sich über dem Sumpf. Schweißhunde bellten in der Negerstadt und schlugen den staubigen Boden mit ihren Schwänzen. Der Dunst von sonngedörrtem Zeug aus den Hütten vermengte sich mit dem süßen, nahen Duft der Geißblattblüten in ihrer Hand.

Zögernd machte sie einen Schritt auf ihn zu. "Ich *bin* deine", flüsterte sie und hielt ihm die zerdrückten Blümchen hin.

Der zwölfjährige Tracy nahm sie. "Jetzt lauf aber, daß du heimkommst", sagte er. "Deine Mama sollte dich nicht allein rumlaufen lassen. Was tust du denn überhaupt hier?"

"Blumen pflücken und ..." Sie stockte.

"Und was?" forschte er.

"Und Besuch machen." Sie beugte sich vor, zog sich einen Dorn aus dem Fuß, bohrte ihre Zehen tief in den Sand.

"Besuch machen? Bei wem denn?"

"Überall. Meistens beim Sumpf."

Er spuckte aus und versuchte in ihrem Gesicht zu lesen. "Was machst du da beim Sumpf?"

"Nichts. Nur so." Sie schwieg kurz – "Der Sumpf sagt: Komm her, komm her, komm her."

Er kniff die Augen zu.

"Hörst du's?"

"Nö. Ich hör bloß die Frösche quaken und die Hunde."

Sie lächelte, strich sich das wellige schwarze Haar aus dem Gesicht, holte tief Atem.

Tracy spuckte wieder aus, blickte an ihr vorbei. "Blödes Gerede," schimpfte er, "is ja blöd. Du hast hier am Sumpf nichts zu suchen. Kannst dich bloß verlaufen! Wem gehörst du denn?"

"Ich bin Tillie ihr Kind."

"Tillie?"

Sie suchte nach etwas Verbindendem. "Sie is Köchin von Missus Purviance."

"Ach ja, weiß schon. Jetzt lauf aber los, eh's stockfinster wird."

"Wer bis'n du?" Schüchtern tat das Stimmchen seinen ersten Schritt auf gesellschaftliches Gebiet.

"Ich bin Tracy Deen. Sohn von Dr. Deen."

Sie sah ihn ernst an.

"Jetzt lauf aber los! Sonst sag ichs deiner Mama."

Sie setzte sich in Bewegung, in Richtung auf das alte Haus der Andersons, machte ein paar Schritte, blieb dann stehen, sah ihm nach, wie er durch die Ilexsträucher davonging. Im Zwielflicht konnte sie sein leichtes Hinken erkennen, konnte sie die Achsel sich heben sehen. Er beugte sich über einen Strauch. Als er weiterging, waren seine Hände leer. Sie seufzte, fing an zu rennen aus Furcht vor Bessies Schimpfen über ihr langes Ausbleiben.



Jetzt stand er groß, nach vorn gebeugt, im Zwielflicht vor ihr. Nahm ihre Hände vom Pfortchen, hielt sie fest. "Na, gehts?" Seine Augen forschten in ihrem Gesicht, fuhren vom Haar zu den Augen, zum Hals.

"Aber ja." Sie lachte leise.

"Kühl. Deine Hände sind kühl und dabei hats eine Höllenhitze."

"Stimmt. Boysie hat den ganzen Tag geschrien."

"Boysie! Daß du dieses sabbernde Idiotenkind erträgst, Tag für – "

"Macht mir nichts aus. Ist ne gute Stellung fürn Mädels wie mich", sagte sie und lächelte den weißen Mann an.

Tracy lächelte nicht.

"Komm rein", sagte sie. "Ich mach dir was Kaltes zu trinken. Es is angenehmer in der Laube."

"Nein, ich hab Mutter und noch nem Haufen anderer Leute versprochen, heute abend zur Betversammlung zu gehen. Ganz Maxwell betet wohl für mich. Der Teufel soll sie holen."

Er stieß das Pfortchen auf, kam herein. Schlank und weiß stand sie im Zwielicht vor ihm. Er zog sie hinter einen Spierstrauch. "Mir ist zu heiß, um dich anzurühren", flüsterte er. "Süß und kühl ... immer süß und kühl ... ich hab deinen Duft so gern, Non", sagte er beklommen.

"Das freut mich – "

"Also gut; erzähl mir schnell: was ist los?"

Mit festem Blick sah sie ihn an. "Ich bin schwanger, Tracy."

Sie spürte, wie seine Hand auf ihrem Arm zitterte. "Und ich bin froh drüber", flüsterte sie.

"Froh? Du kannst doch nicht froh drüber sein!"

"Ich bin froh."

"Aber ..."

"Verstehst du," sagte sie rasch, "ich will es haben. Ich will etwas haben – was man mir nicht wegnehmen kann." Leise war ihre Stimme, kaum zu hören.

"Was meinst du damit?"

"Es ist, als wenn man lange über was nachdenkt und es nicht in Worte fassen kann. Eines Tags schreibt mans dann auf; und dann hat mans für immer."

Sein Gesicht entspannte sich zu dem vertrauten flüchtigen Grinsen. "Wär diesmal besser gewesen, du hättest es nur aufgeschrieben, Non." Er runzelte die Stirn, fuhr mit den Fingern zögernd über die Zaunpfähle. "Wir müssen nicht drüber diskutieren", sagte er.

"Gut", flüsterte sie. Sie sah ihn lächelnd an, und er schaute in ihre Augen, als habe er kein Wort von dem gehört, was sie gesagt hatte. "Ich wollte, du würdest dich freuen", sagte sie und fühlte, wie ihr Körper an seinem bebte und ihrer Ruhe widersprach.

"Wir müssen wohl drüber sprechen, oder sonst was ..." Er blickte hinaus, nach dem Sumpf zu; er vergaß, was er hatte sagen wollen. *In der Dämmerung sieht sie so weiß aus wie Laura. Gott, wenn sie doch keine Negerin wäre. Herrgott, was für ein Schlamassel...*

"Gut. Also, gut' Nacht, mein Herz." Er strich ihr übers Haar, wandte sich zum Gehen, blieb stehen, sah ihr wieder ins Gesicht: "Es ist wegen Mutter. Sie ... du weißt, wie sie ist! Ich konnte ihr nie was recht machen. Du weißt doch – " Er lachte kurz auf.

"Na, und jetzt hat die verdammte Erweckungswoche sie ganz durchgedreht. Nach dem Essen hat sie ... Ich weiß nicht, was passiert ist. Scheints ... naja, sie sagte 'n Haufen Zeug ... über Kirchenbesuch, Haushaltsgründung. Alles Mögliche noch ... Laura hätte nichts für die Kirche übrig ... scheint, sie ist enttäuscht über ihre Kinder." Er lachte. Non wartete. "So weit es mich angeht, nichts Neues. Aber's erstemal, daß ich sie gegen Laura losgehen höre." Er lachte wieder. "Na, ist wohl gescheiter, ich geh."

Er starrte in den Abend. Drehte sich plötzlich um, öffnete die Zauntür, schloß sie. "Vielleicht komm ich in der Nacht nochmal, spät. Ok?"

"Ok", flüsterte Nonnie, die wußte, daß er nicht kommen würde.

Zwei

Ed aß den letzten Bissen Fisch, trank einen Schluck Kaffee aus dem heißen Keramikpott, wischte sein Gesicht ab. Er legte einen Vierteldollar auf den Schanktisch, beugte sich vor zu Salamander – *dasselbe alte verschrumpelte Tabakblatt wie vor fünf Jahren* –, schrie dem Alten ins Ohr: "Habts immernoch knallheiß hier unten!"

Dasselbe alte Lokal ... die gleichen alten Kakerlaken ...

"Wollwoll!"

... der gleiche alte Dreck ... dasselbe alte Fenster voll Bruton-Schnupftabak ...

"Ganzen Sommer so gewesen?"

... dieselben alten Coca-Cola-Plakate ...

"Wollwoll."

Wahrscheinlich derselbe alte Wischlappen in Salamanders Hand ...

"Heißer als in Washington, und das ist allerhand. – Wie geht's Geschäft?"

"Geht so." Salamander sackte den Vierteldollar ein, beugte sich über den Schanktisch, guckte dem Kunden ins Gesicht. Die blauen Lippen gespitzt, schnüffelte er, legte den Wischlappen auf den Schanktisch, schnüffelte nochmal. "Wer ists denn – ?"

"Ed Anderson."

"Wollwoll, wollwoll", und starrte den hellbraunen Neger im gutgeschnittenen Strandanzug mit dem kecksitzenden weißen Strohhut an. "Wollwoll", sagte er nochmal und kratzte sich die graue Wolle auf dem Schädel.

Ed stand auf dem Gehsteig. Vor ihm lag die kehrrechtübersäte Gasse mit den Läden, die auf die College Street hinausgingen. Genausogut hätte er in irgendeine Seitenstraße von Washington, New York oder sonstwo hineinblicken können. Aber rechts von ihm trennten vier Läden SALAMANDER'S LUNCH COUNTER ("Für Farbige") von DEEN'S CORNER DRUG STORE (für Weiße). Das war echtes Georgia, in das er da blickte. Weiße junge Mädchen in Wagen ließen ihre Hupen ertönen, bestellten Coca-Cola, lachten, legten ihre Beine übereinander, nahmen die Beine wieder runter, starrten durch ihn hindurch wie durch Luft, wenn sein Körper in ihr Blickfeld kam. Er war nichts als ein schwarzer Strich, umrandet von weißer Kreide. Er war gar nicht vorhanden auf dem Gehsteig. Er war niemals dagewesen ... *Er war überhaupt nirgends – wohin der Blick dieser Augen fiel, dieser verfluchten Augen ...*

Da war also seine Vaterstadt. *Du hast ja nie eine Vaterstadt gehabt. Wo er geboren war. Du bist ja nie geboren worden! Maxwell, Georgia. Das Wort ist dir bekannt!*

Er hatte geträumt von den tiefen, auf nackten Sohlen brennenden Sandwegen, vom Klappklapp des Regens auf den Zwergpalmen, von dem alten baufälligen, dicht an den Sumpf hingeschobenen Haus; geträumt von heißen, reglosen Nächten, wenn Moos ihm schwer vor Gesicht und Herz hing; geträumt von Tagen, erfüllt von weicher Hitze, deren Glut in die Augen schlug; geträumt, all das habe noch irgendetwas mit seinem Leben und seiner Seele zu tun.

Nun, er mochte es nicht. Wollte es nicht! Nicht das kleinste gottverfluchte Stückchen davon! Weshalb, zum Donnerwetter, wohnten denn Bess und Nonnie noch in diesem Drecknest ...

Er schlug die Richtung nach Back Street ein, blieb beim städtischen Wasserreservoir stehen. Dessen *Tropftropf* rief Erinnerung wach. Er war Lieferbursche, hatte mit dem Fahrrad Lebensmittel auszutragen; unterm Turm machte er halt, stellte sich unter den Tropfenfall, ließ ihn über sein heißes Gesicht sprühen, in den Mund und den Nacken hinunterlaufen, fühlte die plötzliche Kühlung wie Eis über seine Haut rieseln, raste mit Al zurück ins Lebensmittelgeschäft, zwängte mit Mühe und Not das Rad zwischen Kisten und Körben durch, daß der kleine Mr. Pusey gackerte: *Nicht so ungestüm, Jungs, nicht so ungestüm*, und ängstlich zur Seite sprang, indes Räder und Jungen unter schrillumem Getöse von aneinanderschabendem Metall und kreischendem Gelächter übereinanderpurzelten. Dann stand der kleine Mr. Pug Pusey da, zog sich die Hosen hoch, verzog die Lippen zu einer Schnute, bis Buben und Räder wieder aufrecht standen; dann zog er wortlos in den Laden ab, aber seine gutgepolsterten kleinen Hüften bebten vor Missbilligung.

Ed mußte lachen; er schob seinen Hut auf die Seite, ging weiter. Bessere Stimmung. Ja, besser.

Irgendein Schwarzer sagte: "He, Fremder!" Er schmunzelte, grüßte kurz. Auf der Rückseite von Stephensons großem weißem Haus blieb er stehen, schaute den Hintergarten hinunter nach Bess, machte wieder kehrt. Jetzt war sie ja wohl schon zu Hause. Er mußte mit Bess reden. War froh, daß er es nicht gleich zu tun brauchte. Fürchtete sich vor der Unterredung mit ihr. *Als wenn man mit Gott zu reden hätte. Hat damit zu tun, daß sie alles von einem weiß. Ich wette, wo Mama jetzt tot ist, springt sie mit Non um wie der Herrgott in eigener Person.* Naja ... er nahm Non mit zurück. Deshalb war er gekommen. War auch Zeit! Ging ja hier zu Grunde. Gestern abend hatte er versucht, ein bißchen Leben in die Bude zu bringen. Sie saßen bloß da. Saßen einfach da. Wird ja bald so kommen wie mit der Miss Ada, die bloß dasitzt und auf den Friedhof hinausstiert. Sie gingen zum Arbeiten, kamen heim, gingen wieder zum Arbeiten, das war alles, was sie taten. Schien genug. Genug für Nigger in Georgia ... jawohl! Aber schließlich hatte Mama sie doch auf den Weg gebracht! Wenn sie nicht gestorben wär, wär sie wohl energisch dahinter hergewesen ...

Mama gestorben. Die Worte waren gefallen. Wie Sand, auf schlurfenden Schuhen, und man sieht die Körner wieder abrieseln. Sie waren gefallen. Er vermochte sie nicht zu glauben. Gestern abend, als er mit den Koffern in der Hand dastand, als er wartete, daß der Zug einlief, wartete, bis er hielt, da hatte er sich die Worte vorgesagt. Es hatte ihm die Kehle zugeschnürt. Und er hatte Angst, als er Non und Bess sah, als er die Schwestern dastehen sah, Angst, er könne verraten, wie ihm zumute war. Doch er verriet sich nicht. Als er aus dem Zug stieg, hatte er gleich gespürt, daß sie nicht an Mama dachten, denn Bess sagte irgendwas und lachte, und Non lächelte. Es hatte ihm einen Stich gegeben, als er sie so lachend, sorglos sah, wie sie da unter der Bahnhofslaterne standen, die beiden, die er zuletzt bei Mamas Begräbnis gesehen hatte, bedrückt von ihrem Tod. Unterm Licht der Bahnhofslaterne standen sie abseits von den Weißen und warteten. Non aufgeschossen, ein bißchen mager. Bess kurz, rundlich. Der kleine Jackie vor ihnen, der dem Zug entgegensah, dann von ihnen weglief zum Wagen der Weißen.

"Nicht da, Jackie, der Wagen ist dort unten", klangen Bess' Worte, abgehackt herausgestoßen, wie Kiesel, die auf den Boden fallen. Und Jackie machte kehrt und lief zum Wagen der Farbigen, aus dem jetzt Ed stieg.

"Ey, mein Junge!" Das Bübchen war gewachsen.

Jackie, plötzlich scheu geworden, lief zu seiner Mutter. Und alle hatten gelacht, er hatte die Schwestern geküßt und mit der Hand den Krauskopf des Jungen gestreichelt, dann hatten sie still einander angeschaut und das Wort gesucht, das den alten Familienrhythmus wieder in Gang brachte.

Er hatte Nons Arm genommen, und seine Finger fühlten die Knochen durch das Fleisch hindurch. "Du bist mager, Non", hatte er gesagt. Da hatte sie gelächelt und geantwortet mit der leisen Stimme, die zu erheben sie sich nie Mühe gab: "Ungefähr wie immer, glaub ich."

"Könnte ich von mir nicht sagen", lachte Bess. *Nur immer über Körpergewicht sprechen. Das kann man immer tun.*

"Leider nicht. Wieviel zugenommen? Zehn Pfund?"

"Nicht ganz. Aber schlimm genug."

Noch was über Gewicht sagen. Guter Gesprächsstoff...

"Und ich, Onkel Ed?"

"Siehst prächtig aus, Jungchen."

"Hast mir'n bißchen was mitgebracht?"

"Mitgebracht, Jackie. Aber an deiner Stelle tät ich nicht fragen."

"Da kannst du dich drauf verlassen. Und gar nicht so'n bißchen."

"Dann isses'n Auto."

"Erraten! Woher weißt du das?"

"Von allen großen Sachen möcht ich nur das – außer'n richtiges Auto", sagte Jackie in aller Selbstverständlichkeit.

"Willst ja hoch hinaus, Bürschchen."

"Er is wie Jack. Spart jeden Penny ... für was Großes, mal später."

Sagten das, was alle sagen, wenn sie zur Familie heimkommen – um das Denken an andere Dinge zu vermeiden. Sie hatten gelacht, waren durch die Straßen gegangen, durch die Geschäftsviertel, ruhig, ohne viel zu sprechen, Back Street hinunter.

"Sieht alles aus wie immer", hatte er gesagt. *Nichts ist wie immer. Nichts ist, wie es war!*

"Ungefähr wie immer."

"Was passiert?"

"Leider nicht..."

"Was macht Sam?"

"Der arbeit' schwer. Viel Fieber. Sonst geht's ihm gut. Freut sich auf dich."

Sie waren zu dem alten baufälligen Haus am Rand der Stadt gekommen, und die Mädchen waren eilig hineingegangen, um das Abendessen aufzutragen. Er war in der Veranda stehengeblieben und hatte nach dem Haus von Miss Ada hinübergeschaut, nach der Stadt der Weißen, wollte nicht ins Haus gehen, mochte nicht in seine alte Stube hinaufgehen, mochte nicht dem alten Leben gegenüberreten, das so leer war und verflucht voll mit allem Möglichen! Leichte Übelkeit überkam ihn. Hatte Angst davor, die alten Fäden wieder aufzunehmen, an die wieder mit den Fingern zu rühren er sich in Washington vor Heimweh verzehrt hatte. Jetzt fragte er sich, was an dieser Sinneswandlung Schuld war und weshalb er doch heimgekommen war, wo er sich doch das ganze Jahr über vorgenommen hatte, nicht zu kommen ...

Und dann hatte Jackie ihn zum Abendessen gerufen. "Gibt feines Essen", hatte der Junge gesagt. "Komm schnell!"



Ed ging zwischen den Ilexsträuchern hindurch auf dem alten Neger-Ballspielplatz, schlug dann den breiten Fußpfad ein, der zum Friedhof führte. Bei der Neger-Methodistenkirche stand eine Gruppe junger Mädchen beisammen. Schwarze Mädchen. Pechschwarz die meisten von ihnen. Er hatte ein merkwürdiges Gefühl. Konnte sich nicht entsinnen, so ein Gefühl gehabt zu haben, bevor er nach Washington gegangen war. Konnte sich nicht an so viele pechschwarze Mädchen entsinnen – konnte sich nicht der Farbe entsinnen – konnte sich nicht entsinnen, daß sich einem die Farbe aufs Gemüt legte und man nicht imstande war, sie wegzureiben ...

Da hüpfte etwas über den Sandweg wie ein großes Kaninchen, ein kleines Etwas, in einem hellrosa Leibchen und schwarzen Röckchen, stieß mit ihm zusammen, kam mit einem Stolpern auf hochhackigen Halbschuhen und einer Drehung des Rumpfes zum Stehen.

"Ey, Kleines!"

"Ey, Herr Stadtfrack!"

Er sah ein keckes, hübsches Gesicht von der Farbe eines Fichtenzapfens ihn anlachen. Er sah einen vollen Mund, einen schlanken Hals, hochgerekte Brüste. Er sah große, lachende Augen, die aussahen, als wollten sie die nächste Minute schwermütig werden, unter einem Hut, auf dem drei rote Rosen wippten und der verwegen schief auf dem Kopf saß.

"Wiedersehen, Kleines", sagte er, selbst erstaunt über den Gefallen, den er an ihrem Lachen fand.

"Du kennst ned mal mein Name", kicherte sie.

"Das macht nichts", sagte er leise, schmunzelte, zog die Brauen hoch und ging weiter. "Ich find dich schon", rief er ihr nach; lachte, als sie zur Antwort mit ihrem Bürzelchen wackelte und dann auf die aufgeregt giggelnde Mädchengruppe zulief. Hübsche Körperchen, hart vom Baumwollhacken, spritzig, drall, wie Kautschuk.

"Na, Dessie," sagte eine, "schämst dich ned?"

"Hab ich was Schlechts tan?"

"Sowieso! Weißt genau", sagte eine neidische Stimme.

Ed lachte in sich hinein. War guter Dinge. Schritt mit der alten, sorglosen Raschheit dahin, trotz der Hitze. Drüben rechts lag der Evergreen-Friedhof. Ed fing an zu pfeifen. Brach ab. Mußte lachen über die Ausdauer dieser Knabengewohnheit. Nahm dann bewußt das Gepfeife wieder auf. Er hatte Miss Ada nicht gesehen. Ob sie noch so verrückt ist wie immer? Ob sie immernoch in ihrem Brautkleid rumläuft? Was für eine Angst sie uns früher einjagte ...

Unter der Reihe uralter Zedernstämme vor Miss Adas altem Haus traf Ed auf Tracy Deen. Mit einem Ruck blieben beide stehen.

"Tag, Ed."

Verdammt will ich sein, wenn ich Mister zu ihm sage. "Tag, Tracy."

"Wußte gar nicht, daß du hier bist."

"Bin gestern angekommen."

"Bleibst lang?"

"Woche oder sowas ..."

"Wohl immernoch in Washington – ?"

"Immernoch."

Dann sahen sie sich nur liebenswürdig an, da sie ihren Gesprächsstoff so gut wie erschöpft hatten.

"Verfluchte Hitze!"

"Stimmt."

"Na, denn ... Machs gut."

"Du auch."

Ed spürte Trockenheit im Mund, und sein Atem ging rasch. Er blieb stehen, wischte sich das Gesicht ab, wischte es noch einmal ab. "So", sagte er vor sich hin. So, klang es in ihm nach. So, schrien, widerhallend, dreihundert Jahre ihm zu.



Er stand am Pförtchen. Wischte sich das Gesicht ab. "Non", sagte er und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. "Non."

Sie fuhr herum, lächelte den Bruder an.

Er beobachtete, wie sie sich das Haar aus dem Gesicht strich, die alte Geste; beobachtete, wie sie schluckte, während sie weiterlächelte.

"Non, was tust du?"

"Horchen."

"Horchen?"

"Auf den Sumpf ... die Nacht." *Immer hatte sie solche Sachen gesagt.* "Ich versuche ... mit den Dingen ... zurechtzukommen." *Was meinte sie bloß damit ...*

"Hier unten kannst du mit keinen Dingen zurechtkommen!"

Bruder und Schwester standen einander gegenüber, die Hände auf dem Pfahlzaun. In der Dämmerung war Eds Gesicht dunkel. Das seiner Schwester erschreckend weiß.

"Du kommst mit mir zurück. Nächste Woche! Hörst du. Ein anständiges Leben führen!" Die Stimme gepreßt, wie eine Pflugschar durch kotige Erde. "Wie Mama es haben wollte. Vier Jahre College ... und jetzt ..."

Sie schien nicht zu hören.

Someone far from harbor you may guide across the bar... Es klang, als ob das Zelt heute abend voll von singenden Leuten wäre.

"Ich hab dich immer bei mir haben wollen. Hätte dich schon letzten Winter mitnehmen wollen, – als Mama starb. Ich ... dort drüben bist du wer ... kannst du wer sein, Non! Du kannst ..." Wieder und wieder hätte er es sagen mögen. Hätte es ihr in die Ohren schreien wollen ... hätte die Worte nehmen und sie mit den Händen in ihr Fleisch drücken wollen ...

Brighten the corner where you ...

Er sprach weiter mit leiser, sanfter Stimme. "Non ... du weißt nicht, was du tust!"

Sie sagte: "Gehen wir rein. Bess hat schreckliche Kopfschmerzen, vielleicht braucht sie was." Mit einer raschen Wendung ging sie auf das alte Haus zu.

Drei

Bess legte sich das nasse Tuch über die Augen. Die Kühle trieb den Schmerz in den Nacken, verschaffte willkommene Erleichterung. Sie mußte gehen und den kleinen Jackie holen. Statt dessen drehte sie sich auf die andere Seite, versuchte, ihren Körper dem alten Ledersofa anzupassen, lauschte liegend auf die Abendgeräusche, die sie auswendig kannte. Manchmal hörte sie sie wochenlang nicht. Wenn dann ihr Gemüt ruhig wurde, wie jetzt, waren sie wieder da. Es war, wie wenn man eine alte Melodie wieder aufnimmt. Nonnie machte sich Gedanken über die Sumpfgeräusche, doch für Bess waren sie wie Mamas Bild über dem Kaminsims, wie das alte, baufällige Haus, in dem sie alle ihr Leben hingelebt hatten, wie Papis Arbeitskittel, der seit seinem Tod vor fünfzehn Jahren an einem Nagel im Wandschrank hing. Nagel ... Bild ... Geräusche ... Dinge, an die man sein Leben hängt ... mit denen man sein Leben ausfüllt. Leben: manchmal schien das ein rasches Wandern von Ding zu Ding zu Ding zu Ding – und dann ein langsames Rückkehren zu ihnen.

In die abendlichen Töne kam eine tiefere Note. Jene Stimme. Bess setzte sich auf. Legte sich wieder zurück. Was für einen Sinn hat es! Manchmal meinte sie, verrückt zu werden bei dem Laut, der sie das Leben hindurch heimlich begleitete wie eine alte Sünde, für die sie keine Namen, aber um deretwillen sie Schuldgefühle hatte. Gerede ... worüber hatten die jahraus, jahrein zu reden? Was schwätzte ein Weißer, der mit der Schwester von uns reinem poussierte? Mit einem Negermädel anbändeln, das war es für ihn. Weiter war es nichts für ihn. Jeder war sich drüber klar außer Non! Jeder! Versuchen, dem Mädels die Augen zu öffnen. Versuchen, sie etwas erkennen zu lassen, was sie nicht wahrhaben wollte! Bess war geradezu froh, daß Mama gestorben war.

Sie nahm das Tuch von den Augen, legte es in die Schüssel. Aus der Art, wie das Licht über Tillies Bild hinglitt, erkannte Bess, daß die Sonne hinter den Sumpfbäumen untergegangen war. Kaum vermochte sie die vollbusige schwarze Seidenbluse oder den steifen hohen Stehbund zu unterscheiden; doch das Gesicht darüber, honigfarben wie ihr eigenes, hob sich klar ab. Bess blickte in Tillies Augen. Erst seit Mutter gestorben war, brachte sie ein freies Gefühl für sie auf. In letzter Zeit hatte sie die Gewohnheit angenommen, in Tillies Stube zu gehen, sich auf dem alten Sofa auszustrecken, das Gesicht auf dem Bild anzusehen, bis die übermalte vergrößerte Fotografie etwas

geworden war, was die Mutter ihr nie gewesen war. Obwohl es das gleiche Gesicht war, an das sie sich immer erinnern würde. Dieselben abwehrbereiten Kinnbacken; der volle Mund verkniffen in grimmiger Ehrbarkeit; Augen, die einen, solange man klein war, durchbohren konnten. Tillie mußte so mancherlei gesehen und bei dem Anblick keinen Schreck bekommen haben. Oder vielleicht doch; aber ihre Kinder hatten ihre Furcht nicht wahrgenommen.

Manchmal fragte sie sich, wie Tillie die Sache hätte verhindern können, falls sie sie wahrgenommen hätte. Manchmal mußte man geradezu glauben, sie habe ihren alten Strohhut übers Gesicht heruntergezogen, um sich dem Anblick zu verschließen. Doch sie selbst, Bess, wußte Bescheid.

Sie hatte die beiden unter der Weinlaube sitzen sehen ... hatte ihre Stimmen gehört ... hatte sie den Fußpfad zur Hütte von Tante Tyse gehen sehen. Weiter nichts. Erinnerungssplitter, die in ihr steckten. Einmal hatte sie sie ganz aus der Nähe gesehen.

Es war bei der alten Hütte von Tante Tyse, als Nonnie fünfzehn war. Ein Lachen hatte Bess aufgeschreckt, verstört; so war sie näher herantreten, weiter als der Pfad eigentlich führte. Sie war angeln gewesen. Zu dick geworden, um auswärts arbeiten zu gehen, hatte sie sich den Sommer über freigemacht, trieb sich müßig herum, wartete auf ihre Niederkunft ... allein, nicht einsam, obwohl Jack dauernd im Dienst war – auf dem D-Zug – und so wenig zu Hause. Bess hörte das Lachen, wußte, daß es Nonnie war, wenn sie auch nicht mehr wußte. Sie legte ihren Fang hin und kroch an den Bretterverschlag heran. Vorsichtig. Sie ahnte, sie würde etwas sehen, was sie nicht sehen sollte.

Die Hütte schien leer. Sie kroch näher, fand eine Spalte. Dunkel. Wieder das Lachen. Im Dämmerlicht begann sie zu erkennen: Nons Gesicht, bleicher, fast weiß gegen die dunklen Wände, das Haar fiel ihr über die Schultern, ihre Hände umschlossen sein Gesicht, ihre Augen suchten seine Augen, ihre Bluse war locker, sodaß ihre Brüste, da sie auf dem Boden kniete, sichtbar wurden. *Wer war es?* Die Frage kroch wie ein schleimiges Etwas durch Bess' Hirn, bis der Mann sich umdrehte. *Der junge Deen. – Non hats mit einem weißen Jungen!* Und wie vertraut, wie an ihn gewöhnt sie schien! Als wenn das schon ihr ganzes Leben lang so ginge. Jetzt beugte sie sich vor, küßte ihn, wandte sich ab. Ein Lachen, das kaum über die Lautschwelle kroch, schlug an Bess' Trommelfell. Ein Aufschrei stieg in ihr hoch – *Non! Du dummes, verrücktes Ding!* – und sie konnte ihn nur ersticken, indem sie ihr Gesicht gegen die vermoderte Wand drückte.

Als sie wieder hinsah, lag sein Kopf in Nons Schoß. Ihre Hand strich langsam, leicht, über seine Stirn. Die Finger liefen über die Schläfe, zum Ohr hin, den Nacken hinunter. Die Finger liefen durch sein Haar, hoben es hoch, ließen es fallen, hoben es wieder hoch. Wie Atemzüge.

Er sprach. Bess beugte sich zum Horchen vor. "Ich hab mir überlegt, ich könnte was mit Maschinenbau machen ... ich weiß nicht ... was meinst du, Non?"

Die lächelte. "Von solchen Sachen verstehst du viel. Ich versteh so wenig davon," sagte sie, "aber es ist was dran, scheint mir."

Herr Jesus – ein Weißer kommt daher und redet mit einem Negermädel über Maschinenbau!

"Mutter möchte das – Dad hofft, ich werde Doktor. Mutter möchte, daß ich ... naja, daß ich was werde, worüber alle Leute auf der Welt die Ohren spitzen. Seit ich vom College weg bin, setzt sie mir zu. Wirst du mir auch zusetzen?"

Sie hatte eine Strähne seines schwarzen Haars hochgenommen, über sein Auge gelegt, während ihre Lippen sich zu ihrem leisen halben Lächeln verzogen.

"Du nicht, du tust das nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er warf sich herum; weich schmiegte sie nach der veränderten Lage ihren Körper wieder an seinen.

Wieso sieht sie so alt aus? Als wenn sie alles auf der Welt wüßte, was eine Frau von einem Mann wissen kann ...

Sie beugte sich vor und küßte ihn.

Er blickte zu ihr auf, forschte in ihrem Gesicht, während die Linien um seinen Mund sich entspannten. Tiefe Kerben für einen jungen Mann von einundzwanzig; so alt ungefähr mußte er sein, denn er war ja etwas älter als Ed. Er forschte in ihrem Gesicht. Was sah er dort, daß er seine Augen nicht davon abziehen konnte? Non war hübsch; aber so hübsch, daß es schwer fiel, den Blick von ihr wegzuwenden, war sie auch nicht.

Die alte Hüttenwand war mit Zeitungen tapeziert; jetzt eben erfaßte ein leichter Wind einen Bogen, zerrte leise an ihm, als ob eine Hand ihn hielt. Die beiden drehten sich um und beobachteten; auch Bess beobachtete, wie das langsame Reißen weiterging, weiter, immer weiter, den ganzen Raum mit dem dünnen schneidenden Geräusch erfüllte, bis das Stück Papier losgelöst war und auf den Boden flatterte. "Mag ich aber gar nicht", sagte Tracy. Und dann lachten sie in der unbeherrschten Weise, wie Menschen grundlos lachen, bis ihnen Tränen in den Augen standen. Er zog Non an sich.

"Um auf den Maschinenbau zurückzukommen ...", nach einem Schweigen, das von Worten erfüllt schien: "Was hältst du davon, wenn ich der Familie sage, ich trete in eine Autofabrik ein? Und daß ichs diesmal ernst meine." Er grinste. "Ach, ich weiß nicht, ob ich grade das möchte"; ruhelos bewegte er sich hin und her, strich mit den Fingern über eine Planke des Fußbodens, auf, ab. Bess hatte diese Hand manchmal in ihren Träumen sich bewegen sehen. Weiß, mit schwarzen Haaren drüber ... den schmutzigen Fußboden berührend, ihre Schwester anrührend.

"Das werden wir schon finden." Nons Stimme war jetzt tief, als ob sie ihre Wurzeln in einer Millionen Jahre alten Erfahrung hatte. "Wir werden genau herausfinden, was du tun möchtest."

"Eines schönen Tages?" Er lachte, nahm ihre Hand, rieb mit ihr über seine Lippen.

Die Sonne brach sich Bahn durch den halboffenen Laden, wanderte über Nons Gesicht, machte die breiten vollen Lippen weich, das Gesicht verlor den Eindruck der Reife, das im Dämmerlicht darauf gelegen hatte, bis man merkte, daß man ein Kind vor Augen hatte – ein törichtes Kind, das keine Ahnung hatte, was es tat! Das nicht die leiseste Ahnung hatte ...

Bess merkte, daß sie lief. Mama mußte etwas tun! Sie mußte einfach etwas tun! Und zwar rasch. Zorn überkam sie. Mama meinte, ihr Herzblättchen sei so brav – na, sie würde ihr erzählen, wie brav sie war! Die kleine Duckmäuserin! Bess lief unter der Weinlaube hin und durch die Hintertür zur vorderen Veranda, um sie zu erwarten. Und dann sah sie ihre Mutter in der Lichtung bei den Zedern von der Arbeit kommen, vorsichtig mit der Kante der Füße auftretend, um ihre entzündeten Ballen zu schonen. Einmal blieb sie stehen, nahm ihr Bündel von einem Arm auf den andern, stolperte weiter, nahm ihren Strohhut ab, fächelte sich beim Näherkommen das Gesicht, blieb stehen, um eine welke Blüte von ihrer Spinnenlilie abzuzupfen, machte nochmal halt, um die Vorderseite des alten Hauses zu mustern. Lippen wie Augen zusammengekniffen, ging ihr Blick rastlos von einer kahlen Wand zur andern: "Eines Tags, bevor ich sterb, so Gott will, geh ich hin und spritz vorn und hinten vom Dach bis zum Fußboden die schneeweiße Farb druff, wo ich verwitschen kann." So hatte Bess sie wohl hundertmal sagen hören.

Tillie machte sich auf der Treppe bequem. "Schatzi, zieh deiner alten Mama die Schuh aus."

Bess legte die Fische hin, kniete neben ihrer Mutter nieder. Jetzt würde sie es ihr sagen. Ihr von Nons Heimlichkeiten erzählen.

"Wir streichens an, du un ich, wenn Herzblättchen mal heirat. Das heißt: wenn sie heirat! Scheint sich ja ned so viel aus Mannsbilder zu machen." Tillie kicherte selbstgefällig.

Bess zerrte an dem Schuh.

"Bess, du bist so dick, als ob du zwei Paar Zwilling tragen tätst statt einem. Du siehst grad aus wie'n speckigs Säubäuchlein." Ihre gutmütige Neckerei brachte Tillie selbst zum Lachen, daß die großen flachen Brüste ihr gegen den Leib schwappten wie zwei alte Säcke. "Muß doch bald Zeit sein bei dir, gell?"

Der Fuß war von seiner Hülle befreit. Tillie seufzte erleichtert auf, ohne das Schweigen der Tochter zu beachten.

Bess rieb die heißen alten Füße, zog die feuchten Strümpfe ab, massierte das Fleisch.

"Wo is'n Nonnie?" Die Mutter raffte sich wieder zur Wachsamkeit auf, als ob sie ein Kleidungsstück aufnähme, das sie vor Müdigkeit hatte fallen lassen. "Wo is'n Nonnie, Bessie?"

"Ich hab sie weggeschickt, eine von meinen Angelruten holen", sagte Bess rasch.

"Hättst ned tun solln, so spät am Abend. Is ja fast stockdunkel, Bessie. Kann dem Kind was passiern."

Bessie hob den Kopf nicht.

"Kann immer was passiern." Die Mutter seufzte. "Manchmal denk ich, bist jetzt alt genug, daß du ned mehr so unvorsichtig bist, un dann bist du so, scheint wirklich mit dir ... Mäd'el, mußt deine Gedanken beisamm halten! Ich weiß ned, was mit dir wern soll, wennst ned lernst, deine Gedanken zusamm zu nehmen." Tillie seufzte wieder auf.

Bess rieb die Zehen, jedes einzelne Gelenk. "Ich hole ein bißchen Wasser und wasch dir die Füße", sagte sie leise.

Tillie legte ihre Hand auf den niedergebeugten Kopf der Tochter. "Bist'n gutes Mäd'el, wenn du auch mal direkt leichtsinnig auf die Welt gekommen bist ... wie dein seliger Papi."

Rasch lief Bess die Stufen hinauf und zur Pumpe hin; niemand hörte das kurze Aufschluchzen, das im Gekreisich der Pumpe unterging. Bess war selbst überrascht und wußte nicht, warum sie weinte.

Sie hatte nichts gesagt. Nein. Und dann war Non bald ins *Spelman College*¹ gegangen und der Krieg war gekommen. Ein Krieg kann alles verändern, sagte Bess in diesen Jahren, um ihre Sorge zu beschwichtigen. Aber ER war zurückgekommen. *Gott ja ... manche Leute kommen immer zurück!*



Stille draußen. Er war fort.

Ein scharfer, eindringlicher Laut. Eddie? ... Warum war er eigentlich gekommen? Wo er Maxwell doch verabscheute, alles verabscheute, was mit Maxwell zusammenhing. Letzten Winter bei Mamas Begräbnis ... selbst damals ... wo er doch ganz gebrochen war, selbst da hatte er getobt über Maxwell. Was versprach er sich von Maxwell? Eddie hatte immer einen Haß auf den Ort gehabt, als wenn es eine Person

¹ Traditionelle Universitätseinrichtung für afroamerikanische Frauen in Atlanta, gegründet 1881 als "Atlanta Baptist Female Seminary". Erweiterung und Umbenennung 1884 nach Laura Spelman Rockefeller und ihren Eltern (Harvey Huel und Lucy Henry Spelman), AktivistInnen der Antisklavereibewegung. Laura Spelman war Ehefrau J. D. Rockefellers geworden. – Nach Veröffentlichung des vorliegenden Romans bekam die Autorin Hausverbot im *Spelman College*, wo sie zuvor Seminare angeboten hatte.

wäre. Als er sechzehn war, grad reif zur Aufnahme ins College, hatte er mal einen seiner Anfälle bekommen. Hatte Mr. Pusey in seinem eignen Laden runtergeputzt. Wenns ein anderer Weißer in der Stadt gewesen wäre, wär Ed für seine Worte ins Kittchen gekommen oder zur Zwangsarbeit – oder noch schlimmer. Doch Mr. Pusey hatte sich umgedreht und war nach hinten in den Laden gegangen. Und dann sprach er mit Mama. "Sie tun Ihren Jungen besser aus der Stadt, Tillie," hatte er gesagt, "den sticht der Hafer. Ist kein böser Junge ... bloß ungebärdig." – "Wie'n stößiger junger Bock", sagte Mama, kniff ihre Lippen zusammen und schickte Ed zum Baumwollkappen auf Rushtons Farm raus. "Da arbeitst du, bis du Anstand lernst", hatte sie zu dem Jungen gesagt. "Alles Wurscht, was da war, du wirst mir lern, dich gegen weiße Leut benehmen. Merk dirs!"

Ja, wenn sie nur gewagt hätte, es ihr zu sagen – warum nur hatte sie es nicht gewagt? *Ich weiß nicht ... manchmal weiß ich nichts.* Bess warf sich ruhelos herum. *Mama hätte irgendwas getan. Sie wäre zu irgend jemandem gegangen, zu jemand, zu dem man wegen solcher Sachen gehen kann, und hätte das Ganze abgedreht – schon gleich. Mit gewissen Sachen fackelte Mama nicht lang.*

Als sie noch klein waren, waren sie, Bess und Ed, einmal auf dem Feld beim Okrahacken gewesen und Non trippelte hinter ihnen her. Mama, von ihrem Rheuma geplagt, war an dem Tag im Haus geblieben. Es war so heiß, daß sie ihre Strohhüte abgelegt hatten, weil sie sich lieber der Sonnenglut aussetzten als der stickigen Hitze, die an Stroh und Haut dampfte. Der Sand verbrannte ihnen die Füße, aber Bess und Ed achteten nicht drauf; sie spielten ein Spiel, sie schwangen ihre Hacken zu einer selbstgemachten Melodie zwischen den Hieben hoch und ließen die Eisenteile im Rhythmus aneinanderklappern, während sie sich die Staudenreihen hinunterbewegten. Es war ein fröhliches Spiel, und wie sie so unterm Drehen und Wenden ihrer Körper zwischen Hackenschlag, Singen und Erde dahinstapften, war die Hitze vergessen. Und dann lag auf einmal bei einem Kürbishaufen, nur einen Schritt weit von ihnen, den goldbraunschwarzen Leib leuchtend im Sand ausgestreckt, reglos die Augen auf sie gerichtet, eine große Mokassinotter.

Ihr Singen ging in ein so wildes Aufschreien über, daß ihre Mutter angelaufen kam. Sofort hatte sie Bess' Hacke gepackt und die Schlange in Stücke gehackt, dann den Kopf zu einer breiigen Masse und den Körper so zerschlagen, daß niemand hätte sagen können, was das für ein Ding war, nachdem sie ihr Werk vollendet hatte.

"Is ja bloß ne Viper", sagte sie, während sie der Tochter die Hacke wiedergab und sich das Gesicht abwischte. "Nix, wo man drüber so schreien muß", und dabei wischte sie sich die Hände am Schürzenzipfel ab.²

² Die Wassermokassinotter (*Agkistrodon piscivorus*) ist mäßig giftig.

Ihre Kinder jedoch standen da, bewußte Zeugen eines Mordes. Auf das Gemordete hinunterstarrend, fügten sie Blut und breiiges Fleisch wieder ein in die lange goldbraunschwarze Hauthülle, die da einen Augenblick zuvor gelegen hatte, so glatt in ihrer glänzenden Gestrecktheit, so drohend, doch nun dahin für immer.

Tillie blickte von einem halboffenen Mund zum andern. Folgte ihren Augen zum Sand hin. "Is ja bloß ne Mokassinvipier. Nix, worüber man so'n Klamauk machen braucht", versuchte sie diesen Blick aus ihren Gesichtern wegzubringen, so wie sie ihre Schürze gebraucht haben würde, um ihnen die Nasen abzuwischen.

"Aber die bringen doch Menschen um", greinte Bess.

"Aber sie können dich ned umbringen, wenn sie dich ned beißen. Merk dir das. Paß bloß auf, wo du hintrittst. Ihr alle, paßt auf, hört ihr!"

Ed hatte seine Augen nicht von dem blutigen Brei im Sand gelöst. Jetzt sah er zu seiner Mutter auf. "Ich hätt sie totgeschlagen, wenn Bessie mich gelassen hätt", sagte er, wischte sich dann das Gesicht mit dem Ärmel ab, spuckte kräftig aus.

"Du verflixter kleiner Lügenbold! Du Hasenfuß, du Aufschneider! Du kannst ja keinem Kakerlak was zu leid tun! Du bist ja zu ängstlich, bloßn Kakerlak umzubringen! Du bist auch - "

"Bessie! Benimm dich! Werft euch keine ordinären Worte an'n Kopp!"

Mürrisch wandte sich Ed vom Klang ihrer Stimme ab. "Ich kann nun mal nix Totes sehn", sagte er und riß trotzig eine Okrapflanze heraus.

"Magch auch ned", greinte Klein-Nonnie mit zittrigem Stimmchen.

"Nun, ich mag das auch nicht!" schrie Bess. Dann warfen sie und Eddie einander, die Hacken hochgehoben, böse Blicke zu, und dann, sie wußte kaum, warum, und ohne die Augen von dem Bruder wegzuwenden, gab sie Non einen harten Stoß, daß die Kleine in die Kubisranken purzelte.

"Halt eure Mäuler, alle miteinander! Wir Andersons schreien ned! Wir halten auf uns! Verstanden! Wer ei'm von uns wehtut, tut uns allen weh! Merkt euchs. Jetzt hackt weiter!"

Aber es ging nicht mehr recht voran mit dem Hacken. Denn Nonnie war während dieses Gesprächs der Älteren in die Kürbisbeete gekrochen, wo sie sich eben, über eine Ranke gebeugt, Blüten ins Haar steckte.

"Guck sie bloß an, Mama! Reißt die Kürbisblüten ab!"

Unerklärlicherweise schien das Mama Vergnügen zu bereiten. "Isse ned bildhübsch?" Mit offenem Mund, die Falten um die Augen entspannt, stand Tillie da. "Bessie," flüsterte sie, "is sie ned hübsch anzusehn?"

Bessies Atem ging schwer. "Bin ich nicht auch'n bißchen hübsch?" kam es mit einem quiekenden Keuchen heraus.

"Ja, Bessie" – aber Mutters Augen konnten sich nicht sattsehen an den gelben Blüten, die über Nons Ohren hingen und das blasse Kindergesichtchen beschatteten.

"Du bist richtig hibsch. Eddie is auch recht. All meine Kinner sin gut geraten. Awer hibsch is, wer sich hibsch benimmt. Merkt euch das, alle mitnander!" Die Moralistin blickte ihrer Familie ins Auge.

In der Weißglut der Sommersonne hatten sie dagestanden: Tillie und ihre Kinder. Kürbis und Eibisch, Zuckererbsen und Mais und Kinder wuchsen zusammen auf im heißen Sommer des Südens, sogen ihr Leben aus seinem dunklen Boden. Ein Wind kam von den Lagunen her, ließ die jungen Stengel des Zuckerrohrs aneinanderschlagen, bog die Blütenköpfe des Mais nieder, kräuselte die großen Kürbisblätter, riß eine Tomate ab, daß sie dumpfklatschend auf den Boden fiel, kühlte heiße Wangen und überließ alles gleich wieder seinem ruhigen Wachstum. Und Tillies Kinder schauten auf in das braune, starke, schwitzende Gesicht über ihnen, lauschten den Worten, trieben ihre Wurzeln tiefer in den Boden, aus dem sie gekommen waren.

"No, Eddie, nimm die Hack und helf deiner Schwester. Un's nächste Mal, wenn ihr ne Schlange seht, geht los auf sie. Braucht mich ned rufen. Un's nächste Mal, wenn ihr euch an die Köppe kriegt, dann halt die Luft an. Hört ihr! Halt die Luft an un schluckt eure Spucke erst fimpf mal, verstanden! Un sagt ned alles raus! Was es auch is, sagts ned! Nonnie, komm aus der Sonneglut raus. Bist noch zu klein, daß du den ganzen Tag in der Sonn bleiben kannst. Komm jetzt!"

Und Tillie war in das alte Haus zurückgegangen, einen Fuß vor den andern pflanzend auf das tiefe warme Erdreich, drückte jedes Sandkorn nieder, wo es hingehörte. Man hatte das Gefühl, es getraue sich nichts mehr zu regen, nicht das kleinste Körnchen würde es wagen, wenn Mama einmal ihren Fuß niedergesetzt hatte. Aber sie, Bess, hatte zu zischen gewagt, so leise allerdings, daß Mama es nicht hörte. "Wirft die Kürbisblüte weg!" Drohung hatte sie in die Stimme gelegt, die an Nons Ohren klang. "Schmeiß sie hin." Bis heute erinnerte sich Bess an den Blick, mit dem Non sie angesehen hatte, wie ihr Kinn bebte, ihre Augen in Tränen schwammen, wie sie aber keinen Laut von sich gab. Zögernd nahm sie die Blüten aus dem Haar, schmiß sie auf den Boden, lief übers Feld hinunter ihrer Mutter nach. Bess hatte Non nachgesehen, wie ihre schmalen Fersen sich in die weichen Sandfurchen senkten und die dünnen Sehnen sich beim Laufen in den Kniekehlen bewegten, bis die Mittagsglut sie mit dem Licht und dem Feld zusammenrinnen ließ. Und dann nahmen sie und Ed, die sich wieder klein und häßlich vorkamen, langsam ihre Hacken zur Hand und machten sich wieder ans Jäten.

Wenn sie es Tillie zu sagen gewagt hätte, so hätte die wohl eine Hacke gepackt und diesen weißen Burschen ein für allemal aus ihrer aller Leben ausgemerzt. Und sie hätte es auf die richtige Art und Weise fertiggebracht, mit Schick und Anstand.

Bess warf sich auf dem Sofa herum, schaute Tillies Bild an. Es war schon zu dunkel, als daß sie mehr hätte erkennen können als einen verwischten Schein, aber sie wußte, was dort zu sehen war. Warum war sie nicht imstande gewesen, es zu tun? Sie war auch nie imstande gewesen, mit Non drüber zu sprechen. Bess hatte das Gefühl, daß sich erst dann alles als wahr erweisen werde, wenn sie es in Worte fassen würde. Wenn sie es aber nicht aussprach, vielleicht wär's dann doch bloß etwas, was sie sich ausgedacht hatte, – wie so manche ihrer Besorgnisse. Ein angelegtes Feuer, das niemals brennen würde, wenn man nicht mit den eigenen Worten ein Zündholz anriebe.

Was sie für eine elende Närrin war, stöhnte sie und räkelte sich, um sich dem alten rutschigen Sofa anzuschmiegen. Ja ... es wäre ihr lieber gewesen, Ed wäre nicht gekommen. Aber nun war er gekommen. Und da konnte sie nichts tun, als sich drauf einstellen und so gut wie möglich damit fertigwerden. Sie hatten als selbstverständlich angenommen, er werde seine Ferien in New York verbringen oder an einem dieser Strandplätze, wo Neger schwimmen dürfen, wie er's bisher immer getan hatte. Der Gedanke war ihnen gar nicht gekommen, er könne statt dessen heimkommen, bei seiner Einstellung gegen die Stadt und da nun auch Mama nicht mehr da war. Sein Brief war eine Überraschung gewesen für Bess. Hatte ihr Sorgen gemacht. Aber sie hatte damals gerade einen ihrer sorgenvollen Tage. Er fühlte sich einsam. Wenn die Mutter dahin ist, versucht man sich an das zu halten, was einem geblieben ist. Das brachte ihn zurück. Ed mußte heiraten.

Richte mir ein bißchen Mais und Butterbohnen und Okra her, ich bin unterwegs nach Hause, hatte er geschrieben.

Gestern abend hatten sie ihm Mais und Butterbohnen und Okra vorgesetzt, gebratenes Huhn und eingemachte Wassermelonen. Sie sah ihm zu, wie er aß, und sie und Non aßen in seiner Gesellschaft mehr, als sie seit Monaten bei sich zu Hause oder in ihrer Arbeitsstelle gegessen hatten. Und der kleine Jackie war so aufgeregt, daß er gar nichts aß, sondern bloß immer um den Tisch herumlief, bis er über einen Stuhl fiel und sich den Kopf aufschlug und dann lang und laut heulte und zuletzt in Nons Schoß einschlief.

Sie hatten dagesessen und miteinander geredet. Ed hatte den Teller von sich geschoben, während er von Washington sprach; den Kopf zur Seite geneigt – ein Trick von ihm, denn er hörte so gut wie jedermann –, als sie ihm von Maxwell erzählten und von Sam und von sich selbst; hatte den Daumen an der Tischkante gerieben, mit dem Stuhl gerückt, die grauen Augen im Zimmer herumschießen lassen, als sie Mama erwähnten. Er hatte dagesessen in seinem Sommeranzug, das schwarze Haar, glatt und fest an den Schädel geklebt, glänzte im Lampenlicht.

"Veranstalten wir mal ein Fischessen", sagte er wie aus der Pistole geschossen. Er beugte sich vor, sah sie an, dann zu Non hin, lachte, fuhr mit der Hand über den Tisch,

glättete das Tuch. Was für lange, schmale Hände er hatte! Als hätte er nie Baumwolle gekappt, nie Holz gehackt. "Wie wärs damit?" Und sie stimmten in sein Lachen ein, und Non sagte in einem ihrer seltenen Momente des Übermuts: "Und Zuckerrohr mahlen? Was sagst du zu einer Schlachtpartie, und zu gebratenen Erdnüssen, und wie wärs mit knusprigen Wecken und Kuttelwürstchen?"

Er lachte, langte hinüber, nahm ihre Hand, lehnte sich dann wieder in seinen Stuhl zurück. "Du bist nicht zum Scherzen aufgelegt. Gib dir keine Mühe. – Ich sage euch ...", fing er wieder an, "wir wollen eine Fischbraterei veranstalten. Wir wollen uns eine großartige Woche machen, ja? Wir wollen alle unsere Sorgen vergessen – falls jemand welche haben sollte – und uns gut amüsieren. Sam soll sich freinehmen und mitmachen. Nun ... was noch? Was können wir noch anfangen?" Er stand auf, ging zum Kamin, zum Fenster, zog eine Schublade des alten Buffets auf. "Die Schubladen klemmen", sagte er. Er schien vergessen zu haben, worüber er gerade sprach.

"Du kannst es ja richten." Bess' Worte klangen ein bißchen scharf. "Wir brauchen hier mal für ein paar Tage einen Mann."

Er schien nicht zu hören. Ging wieder zum Kamin, hob den Schirm weg, stellte ihn wieder hin ... trampelte auf den Fußboden. "Hier an der Stelle ist eine schwache Planke drunter, Bess", sagte jetzt er in gereiztem Ton.

"Davon gibt's viele", lachte sie. "Rüttel nicht so an dem Haus! Es soll noch halten, solange du auf Ferien bist."

"Wollen uns groß amüsieren, hmm? – Wir veranstalten eine Fischbraterei, und wie wärs mit einer Party? Kennt ihr Mädels?"

"Die Zwillinge. Die Zwillinge von Roseanna."

"Großer Gott, diese Kinder?"

"Reif fürs *Spelman*."

"Gott steh uns bei. Prediger Livingstone spuckt Geld aus fürs College? Womit verdient er so viel? Schwarzhandel mit Schnaps? – Sind sie hübsch?" Aber er wartete nicht auf Antwort. Er ging jetzt rund herum im Zimmer. Studierte einen Kalender an der Wand. "1917. Wir glauben nicht an die Vergänglichkeit der Dinge, wie?"

Bess hatte gelacht. "Haus is zu alt, wir gehen behutsam mit ihm um." Fing an sich zu ärgern. Das alles ging ihr irgendwie auf die Nerven. "Sei nicht so kritisch, Eddie!"

"Kritik? Ich kritisiere gar nicht. Bloß ... wünsch ich mir, wir könnten alles ein bißchen aufhübschen."

"Magst ein Coke?" fragte Non in ihrem leichten, sanften Ton. "Was zum Aufmuntern?"

"Ist das alles, was ihr zum Aufmuntern habt?" Er war wieder stehengeblieben, lächelte jetzt. Der alte Ed, heiter dreinblickend, mit lachenden Augen, den Kopf auf die Seite gelegt. "Wie wärs mit einem richtigen Schluck? Einem Schnäpschen?"

Seine Zähne glänzten beim Lachen. Der Schnurrbart paßte zu seinem Mund. "Feiern wir ein bißchen. Amüsieren wir uns richtig, hmm? Wie wärs also mit nem Schlückchen? Ich hab neue Platten. Wie wärs mit nem kleinen Trunk und ein bißchen Musik? Ich zeig euch die neuen Tanzschritte. Mehr der Stil von Bess als von dir, Non." Wieder lachte er. Rieb sich mit den Händen übers Gesicht. Sah ernst auf. "Wo kriegt man was?" fragte er mit müder Stimme.

Sie sagten es ihm. Bei Snooks. "Bin in fünf Minuten wieder da", hatte er gesagt.

Er war bald wieder zurück, kam langsam herein, stellte die Flasche auf den Tisch. Er sah aus, als wäre er weit weg gewesen. Stand am Tisch, strich mit den Fingern über die Flasche. "Ist wahrscheinlich Gift." Er lachte. Dann trällerte er, brachte Gläser an und einen Korkzieher, zerschlug Eis, verteilte es in die drei Gläser.

Dann war Sam gekommen. Non gab ihm ihr Glas und öffnete für sich eine Coca-Cola.

Sie saßen, die vier, tranken langsam, nicht viel, keiner machte sich was daraus. Sam saß da, breit, stumpf, mit schweren Augen. Wochenlang schwer geschuftet. *Sam Perry, Dr. med., Farbig*. Bess sagte sich die Worte im stillen vor, lächelte schwach, wandte sich Sam zu und fragte ihn aus über Fieber.

Sam schaute Non an, als wenn er ein Buch läse, das er sich seit langem gewünscht hatte. Er rieb sich das Kinn, seufzte leise.

Sie waren wie die Töne einer Tonleiter: Non bleich, Bess goldgelb, Ed hellbraun und Sam dunkler als die Andersons, das Tiefbraun seiner Haut vom Lampenlicht rot getönt.

Bess wandte sich unruhig ab. Betrachtete Sams Kleider. Verkrumpelt. Sie mußte Tante Easter dran erinnern, seine Sachen immer aufzubügeln. Betrachtete seine Schuhe. Abgetragen. Das mußte sie ihm sagen. Und dieses Wiederaufnehmen ihrer vertrauten Beschäftigung, sich um jemanden zu sorgen, brachte sie in eine leichtere Stimmung, wie Bess sie bisher an diesem Abend noch nicht empfunden hatte.

"Sam," lachte sie auf, denn das war im Laufe der Jahre geheiligter Brauch geworden, „es ist an der Zeit, daß du dir mal eine freie Stunde nimmst und ins Warenhaus gehst, bevor du barfuß rumläufst."

Sam zog ein großes blaues Sacktuch, staubte sich die Schuhe ab, sah zu den Dreien hoch, dann auf seine Füße runter. Lächelte ein bißchen dämlich.

"Laß ihn doch, vielleicht geht er gern barfuß."

"Ich dachte, sie gehen noch ganz gut, Bess. Du hast mich überrascht."

"Ich weiß. Aber nur einmal im Jahr."

Sie sprachen nicht weiter drüber; tranken einen Schluck, stellten das Glas hin, nahmen es wieder zur Hand.

Sam sah Ed forschend ins Gesicht, bis Ed sich brüsk wegwandte. "Du siehst gut aus, Ed. Wie machst du das?"

"Gut? Warum nicht? Geht mir auch gut. Geht alles gut", sagte er laut. "Wir werden uns diese Woche gut amüsieren. Wir machen eine Fischbraterei. Was noch? Eine Party. Jawohl. Sehr richtig. Was können wir noch anfangen? Was schlägst du vor?"

Sam stellte sein Glas hin. "Wie wärs, wenn du mich morgens bei meinen Besuchen begleitest? Wir sollten die Zeit so gut nutzen, wie's geht."

"Gut! Das ist schön."

Sam war aufgestanden.

"Du bist ja erst gekommen, Sam! Du kannst doch nicht schon gehen." Als ob er nicht mit ihnen allein bleiben konnte!

"Ist schon spät! Wollte nur mal schnell vorbeikommen, um dich zu sehen. Ist besser, ich mach mich davon. Ist schön, daß du wiedermal daheim bist, alter Junge. Tut uns allen gut." Er legte seine Hand auf Eds Schulter, blickte in das unruhige Gesicht. "Ist immernoch das alte Maxwell, Ed", sagte er ruhig. "Aber es ist nicht so schlimm. Du wirst schöne Tage hier haben, wenn dir die Mädels so gut zu essen geben, wie deine Mutter uns früher bekocht hat."

Da standen sie, die drei Andersons und Sam Perry, der ihr Freund war, seit sie denken konnten. Weit draußen über den Feldern hinter der Stadt, oben, wo auf der Anhöhe der Wald gelichtet war und wo die Farbigen ihre Toten begraben, lag Mamas Grab. In Gedanken sahen sie es vor sich.

Ed strich sich mit der Hand übers Haar. "So können sie es nicht. Aber nach der Kostprobe von heut abend machen sies auch ganz gut."

"Wir haben versucht, dich zu finden, damit du mit uns Abendbrot ißt. Mrs. Perry hat gesagt, du hast eine Entbindung."

"Den ganzen Tag draußen auf dem Land. Naja, Tante Easter macht Ausreden, auch wenn ich gar keine brauche. Also, gute Nacht miteinander." Er wandte sich zum Gehen, drehte sich nochmal um. "Non, du bist so schweigsam. Alles in Ordnung?"

Und alle hatten für einen Augenblick sonderbar gespannt Non angesehen, bis sie mit leiser Stimme sagte: "Ja, Sam, ich bin immer in Ordnung."

"Schön", hatte er lächelnd gesagt und schnell die Hand auf ihre Schulter gelegt. "Bess", hatte er sich mit seinem alten halb lachenden Blick zu ihr gewandt: "Auch ok?"

"Vollständig," – mit einer Grimasse – "Temperatur ganz normal." Dabei war sie heute morgen mit bösen Kopfschmerzen aufgewacht, nachdem sie die ganze Nacht geträumt hatte – irrsinniges Zeug.

Sie kamen herein. Sie würden sie fragen, wie es ihr ginge. Sie fürchtete ihre Fragen so sehr, daß ihre Stimme ihnen auf halbem Weg entgegenkam.

"Abendbrot, Ed?"

"Hab bei Salamander gegessen. – Tut mir leid, daß es dir nicht gut geht."

"Wird schon wieder werden. – Bei Salamander gibt's nicht viel zu essen. Morgen mach ich dir Hoppin' John³. Gehst du mit Sam aus?"

"Nein, hab ihn nicht getroffen. Irgendwo stirbt wer. Er mußte früh weg."

Irgendwas stimmt nicht. Ed schaut so dickköpfig drein, als hätte er Streit gehabt. Reibt immer mit dem Daumen an der Stuhlkante – man kann das Geräusch hören. Bess betrachtete ihren Bruder, und obwohl das Zimmer fast dunkel war, konnte sie genug sehen. Ja – und Stolz überkam sie plötzlich –, er sieht gut aus; sauber und gepflegt. Wie stolz Mama sein würde, wenn sie nach all der Arbeit sehen könnte, was für ein Gentleman ihr Sohn geworden ist! Sprach gut. Ordentlich und locker zurückgebürstetes Haar, gestutztes Schnurrbärtchen, Nase ein bißchen aufgeworfen, das paßte nicht zu seinem würdigen Benehmen. Sie lachte. "Der Schnurrbart gefällt mir."

Er schien nicht zuzuhören. Er betrachtete Non, die in ihren Schoß hinuntersah und ein bißchen mit ihrem Stuhl kippelte.

Vielleicht hat er es herausbekommen. *Sei nicht blöd! Wie hätte er es denn rausbekommen sollen!* Vielleicht hat er es an dem einen Tag doch rausbekommen! *Meine Kopfschmerzen machen mich wahnsinnig.* Phantasie nicht so viel. Schlag eine Party vor. *Schlag eine Party vor und sieh zu, daß er mit Sam angeln geht.*

Nach einer kleinen Pause sagte Non: "Ich werd jetzt wohl Jackie holen."

"Läßt du ihn immernoch bei Miss Ada?" Er wandte sich Bess zu.

"Ja. Ist ganz in Ordnung, Eddie."

"Wieso kannst du so sicher sein, daß das ganz in Ordnung ist?"

Nicht verrückt werden. Er ist nervös. "Sie ist bloß eine verrückte alte Frau. Und lieb. Ich zahle ihrer alten Mutter einen Dollar die Woche, daß sie ihm sein ... zweites Frühstück gibt, wie wirs nennen. Sie braucht das Geld."

"Woher weißt du, daß alles in Ordnung ist?"

Nimm dich jetzt zusammen. "Weil ich dort war und mich überzeugt habe. Ist jedenfalls das Beste, was wir tun können, solange wir beide arbeiten." Ja, sie war in Sorge gewesen, natürlich! Aber so und so oft war sie von der Arbeit weggelaufen und hatte kontrolliert. Eines Nachts träumte sie von Miss Ada und ihrem Jackie, keinen guten Traum, und am andern Tag ging sie mitten am Vormittag hinüber, um zu sehen, was die halbverrückte weiße Frau mit ihrem Kind trieb. Nun, sie spielten unter dem Magnolienbaum, fädelten rote Beeren auf; sie erzählte ihm Märchen. Nette Märchen,

³ Traditionelles Gericht in den Südstaaten, eine Art Eintopf.

Märchen der Weißen. Und beide wirkten friedlich und zufrieden. "Ist schon in Ordnung, Eddie. Ihre alte Mutter ist dabei und paßt auf ihn auf. Die ist ganz bei Verstand."

"Keine weiße Frau ist bei Verstand, die zuläßt, daß ihre Tochter ein farbiges Kind hütet."

"Miss Ada ist anders ... das weißt du, Ed. Sie ist eben anders!" *Sucht Streit mit dir. Wie früher. Halt dich zurück. Widersprich nicht.*

Schweigend saßen sie eine Zeitlang da.

"Bess, würde es dir etwas ausmachen, dich mit mir ein bißchen auszusprechen?"

Gibt sich leicht und unbefangen. "Aber gar nicht. Ich nütz gern die Gelegenheit dazu, nach so vielen Jahren." *Falscher Ton. Nicht meine Art. Zu höflich.* "Ich wette, du bist abgebrannt – stimmst?" Sie lachte. *So gehts eher.*

"Nein, ob du's glaubst oder nicht, ich habe ein bißchen gespart. Ein Papier gekauft." Sie vergaßen zu lachen.

"Bess ... es ist wegen Non." Zwei Schatten, die in einem unbeleuchteten Raum miteinander sprachen.

"Was ist mit ihr, Eddie?"

"Sie sieht schlecht aus." Ed rieb mit dem Damen über die Stuhlbespannung. Es ging einem durch Mark und Bein. "Bess, ich möchte sie mit mir nehmen. Ich werde eine Wohnung mieten. Maxwell ist kein Ort für ein Mädchen wie Non. Ich mag sie nicht hier lassen. Ich bin entschlossen dazu."

Und was ist mit mir? Für mich ist es gut genug. Immer wollte er, daß Non es besser hätte. Immer wollten alle was anderes für sie. In Bess' Kopf fing es an zu pochen.

"Was hältst du davon?"

"Ich halte es für eine gute Idee. Stellen sind schwer zu bekommen. Glaubst du, sie könnte dort eine finden."

"Ich werd ihr eine finden. Bis dahin sorg ich für sie."

"Das wäre sehr schön."

"Bess – wirst du mir helfen, sie dazu zu überreden?"

"Überreden wird nicht nötig sein. Sie wird sehr gern zugreifen, wahrscheinlich." *Schau, daß deine Stimme jetzt fest, klar und unbefangen bleibt.*

"Ich weiß nicht." Ed stand auf, ging zum Fenster, kehrte sich rasch wieder ab. "Diese verfluchte Stadt! Nie so'ne Kuhbläke gesehen! Wie hältst du's hier nur aus! Mir geht sie auf die Nerven. In spätestens 24 Stunden geht sie einem so auf die Nerven, daß ... macht sie einen –"

"Ed, nimms doch leichter; Maxwell ist nun einmal kein Ort für dich, du hast es immer verabscheut. Schon als Junge hast du den *Stumpfsinn* gehaßt – das war dein Wort. Erinnerst du dich, wie dir zumute war, wenn du vom College heimkamst? Jetzt rührt

das wieder allerhand auf. Läßt dich aus der Haut fahren. Wenn die Nerven am Reißen sind, bilden sich die Menschen alles Mögliche ein – was nicht stimmt. So ists nun einmal." *Das Thema nicht zu sehr ausspinnen.* "Einmal hats mich auch gepackt", sie zwang ihre Stimme wieder zu unbefangenen Klang. "Hab angefangen, mir über Jack Gedanken zu machen, wie er so hin- und herfährt. Hatte Angst, irgendein weißes Frauenzimmer würde – schreien oder so, wenn er auf ihr Klingelzeichen käme. Eines schönen Tags bin ich runtergegangen, wie sein Zug durchkam, um mit ihm zu reden. Sah ein Weibsbild im Pullmanwagen, wahrscheinlich in Jacksonville eingestiegen, nach der Art, wie sie angezogen war, hatte knallrotes Haar – ich erinner mich noch, wie sie frisiert war –, hatte bewegliche, hungrige Augen, schwarz wie Brombeeren. Und da fings an mir durch den Kopf zu gehen, das ist die Art Weib, das bekannte Kaliber, das ihnen die Köpfe verdreht, die sowas tun würde. Und beim Denken hab ich dran geglaubt. Die ganze Nacht hab ich drüber nachgedacht. Die ganze lange Nacht hindurch lag ich wach. Ich hab mir vorgestellt, sie klingelt, Jack legt sein Buch weg – wie er flink und leise durch den Gang runterläuft. Alles schläft. Hab ihren Schrei gehört, als er die Vorhänge anrührte. Ich hab die ganze Nacht gewartet, daß jemand kommt und mir sagt, man ... hat ihn abgefaßt." Sie lachte auf, als sie merkte, daß ihre Hände vor Nässe triefen. "Blödsinn! Natürlich weiß ich das! Aber so kommt es über einen."

Ed war aufgestanden. Ging zum Fenster. Dann wieder zu seinem Stuhl zurück.

"Maxwell bietet wirklich keine schönen Erinnerungen für einen Neger, Eddie." *Stimme ruhig.* "Nun, da Mama nicht mehr da ist, hält dich nichts hier – das versteh ich."

"Warum bleibst dann du hier? Non bleibt da, weil du da bleibst. Warum zieht ihr nicht nach Washington? Es liegt am andern Endpunkt von Jacks Linie. Warum bleibst du?"

Warum ich bleibe? Sie war wütend über ihn und erstaunt über ihre Wut. "Keine Miete, – das Haus ist da, kostet keinen Unterhalt. Zu baufällig, um noch was dran zu machen. Ich hab eine gute Stelle und hab sie nötig. Jack spart jeden Pfennig zusammen für New York. Du weißt doch, er möchte, daß wir dorthin ziehen, sobald er dazu imstande ist. Weißt du doch!"

"Dann laß Non fort!"

"Ich halte sie nicht, Ed." *Erhitzte Stimme. Verärgert.* Non war in der Diele, Jackie plapperte. *Gott sei Dank!*

Jackie kam herein, blieb vor ihnen stehen, während Non eine Lampe brachte. Er steckte die Hände in seinen Kittel, stand breitbeinig da, die Füße auseinander, wie er es von Ed gesehen hatte, schaute Ed an, schaute seine Mutter an.

"Mama, wo ..."

"So ists richtig." Non soufflierte leise.

"Wo geht dein Kopf, Mama?"

"Ganz gut, Süßer. Wie geht's dir?"

"Fein", sagte die Souffleuse.

"Ich is fein. Wo du, Onkel Eddie?"

"Mir geht's auch fein. Was macht dein Auto?"

"Ok!"

Mageres Gesichtchen, Stirn ein wenig gerunzelt, etwas Gespanntes um die Schläfen des Kleinen. Greisenhaft. "Gib ihm viel zu essen, Non. So ein Auto macht hungrig, ich kenn das."

Bess und Ed saßen schweigend da, während Non Jackie ins Bett brachte. Sie hörten seinen schrillen Fragen, ihren leisen Antworten zu. Hörten, wie er sich in seinem Bettchen herumwarf, nach Moskitos schlug, um auf diese Weise die Verbindung mit der Umwelt aufrechtzuerhalten, von der er so plötzlich wieder ausgeschlossen wurde.

Nonnie stellte die Lampe auf den Tisch in der Diele.

Ed sagte: "Ich werd mich mal verziehen und zu Sam rüberschauen. Ob er zurück ist."

"Nimm Non mit." Da Non schwieg, drängte Bess: "Geh nur! Tut dir gut! Brauchst ein bißchen Unterhaltung."

Nonnie lächelte ihrer Schwester zu. "Ich bleibe hier, aber ich gehe mit bis ans Pförtchen", fügte sie hinzu und lächelte Ed an.

"Nonnie," hörte Bess ihn noch sagen, "was ist denn ums Himmels willen los? Du bist nicht du selbst ... du ... Denkst du dran, wie lustig wir früher waren? Erinnerst du dich an Ned und Howard? Die sind immernoch in Washington. Sie fragen oft nach dir. Sie haben eine nette kleine Wohnung ... " Es war, als wolle er sie aus einem bösen Traum hochreißen.

"Natürlich erinnre ich mich." Mehr jedoch sagte Nonnie nicht. Dann war nur noch das Schlurfen ihrer Füße im Sand in Bess' angespannt lauschenden Ohren.

Von der Stadt der Weißen her kam Bruder Dunwoodies Schreien, der die Weißen zu Gott rief. Als wenn er Säue zusammenriefe. Säue, so fett vom Verschlingen ihrer schwarzen Brüder, daß sie vor Stumpfsinn lieber ins Meer stürzen und ersaufen würden, als auf die Warnung zu achten. Mit einem Gefühl der Genugtuung warf sich Bess auf dem Sofa herum. Die Vorstellung gefiel ihr.

"Noch kalte Kompressen oder hast du Lust auf eine Limonade?"

Sie mußte eingeschlafen sein. "Zitrone und Salz. – Non ..." *Wie sollte man es sagen!*

Non brachte die Zitrone, wartete, bis die Schwester den Saft ausgesogen hatte.

"Non," fing sie wieder an, ohne sie anzusehen, "etwas hat Ed aufgeregt. Das ist Maxwell", setzte sie rasch hinzu. "Er hat Maxwell immer gehaßt. Ich wollte, er wäre nicht wieder hergekommen. Regt ihn auf, alles Mögliche. Non ... wir wollen nichts ... tun, was ihn verstimmt, solange er da ist. Er vermißt, wie es früher war; er fühlt sich ... niedergedrückt, weil Mama fehlt. Wir wollen ihm keinen Kummer machen, solange er hier ist."

"Natürlich nicht, Bess." Non zögerte. "Ich gehe in die Laube raus, da ists kühler."

"Non, ich bitte dich – "

Das Kreischen der Drahtgittertür war die Antwort. Bess lauschte dem blubbernden Laut, mit dem sie zurückschlug, hörte das Klappern der lockeren Stufe, als Nonnie drauftrat, hörte, im Geiste, die Schritte der Schwester auf dem Sand hinter dem Laubengang. Wie sie gradenwegs hinging, um draußen auf den Weißen zu warten, als ob man kein Wort gesprochen hätte. Herr des Himmels, was hatte das alles für einen Sinn!

Im Stadtteil der Weißen war es still geworden. Das Singen hatte aufgehört. Nur noch aus dem Zusammenhang gerissene Laute trieben heran, machten ihr bewußt, daß es jenseits von Miss Adas Haus schwarze Menschen gab, jenseits des Schweigens, das sich zwischen Erdhügeln und Säulen über dem Friedhof verlor; und jenseits von denen wieder weiße Menschen, noch wach, sich regend und bewegend wie eh und je ... schwarze Menschen ... weiße ... schwarze ... weiße ... Verrückt konnte einen das machen, wenn man – wenn man dem nachgab; falls man dem nachgab, seufzte sie. Nonnie lächelte immer und nannte sie eine *Rassistin*, wenn sie versuchte, von diesem Hin- und Herfluten des Gefühls zu sprechen, diesem Wechsel von Wut und Stolz und Verzweiflung, der um sie brandete und gischtete. Dann lächelte Nonnie und schien lächelnd ihre Röcke zu heben über diese aufgerührten Wasser, um sich an einem abgelegenen, geheimen Platz in Sicherheit zu bringen. Es war, als habe sie die Welt ausgesperrt, in die sie hineingeboren war, indem sie sich durch deren lautlose Verleugnung auf sich selbst zurückzog. Wenn sie sagte, die existiere nicht, dann existierte sie nicht. Diese Unverwundbarkeit verbitterte Bess, dieses Lügenstrafen ihrer Ängste. Und manchmal haßte sie Non, weil die so gefeit war gegen Leid – wie sie sie um ihrer helleren Haut willen gehaßt hatte, als sie Kinder waren.

Es hatte keinen Sinn, über all das nachzudenken. Hatte keinen Sinn, sich heute nacht den Kopf darüber zu zerbrechen.

Bess ging in die Küche, holte einen Topf Hagebuttengelee, setzte ihn auf den Tisch. Früher hatte Ed einen halben Topf auf einen Sitz gegessen. Mama sagte immer, der Junge hat einen Bandwurm, anders läßt sich solcher Appetit und dabei diese Magerkeit

nicht erklären. In einer Schüssel rührte sie Mehl, Backpulver, Salz, Zucker zusammen, schlug zwei Eier auf. *Milch und Butter im Eisschrank*, schrieb sie auf einen Fetzen Einwickelpapier, *roll den Teig dünn. Zerlaß einen Eßlöffel Butter und tu sie dran*. Sie maß Kaffee für der Percolator ab, tat Wasser hinein. Legte das Waffeleisen auf den Petroleumofen. Das wäre erledigt. Frühstück wird ihm keine Mühe machen. Nicht vergessen, ihm morgen *Hoppin' John* zu machen. Denk an die Kleinigkeiten ... häng dein Leben an Dinge ... an dies und das – Bess strich sich über den Kopf.

Über der Diele drüben kreischte und quietschte eine Bettstelle wie ein gefangenes Ferkel. *Muß nach Jackie sehen*.

"*Warum bleibst du hier! Weshalb bleibst du denn hier?*" Die Worte schlugen an den Rand ihres Bewußtseins, versengten ihren Frieden.

Sie setzte sich an den Küchentisch, rollte sacht ein Ei hin und her, in Gedanken, wie sie kamen und gingen.

Man weiß ja nicht, warum man an einem Ort bleibt, an dem man geboren ist. Wie kann man das genau wissen! Tausend Gründe gibt es dafür, daß es leichter ist zu bleiben als fortzugehen. "*Maxwell bietet einem Neger keine schönen Erinnerungen*." Gelogen hatte sie. Tausend schöne Erinnerungen. *Zähl sie auf, Mädchen*. Schön. Ich werde sie aufzählen. Moos ... das ihr als Kind ins Gesicht hing ... sie hatte große Kissen draus gemacht, sich tief in sie hineinplumpsen lassen, sich wohligh und reich gefühlt. Eichen, die man nicht umfassen konnte. Sie versuchte es zusammen mit einem anderen Kind, die Fingerspitzen berührten einander, und beide waren getrennt durch die unmerklich vergangenen Jahre des gewaltigen Wachstums – uralte: Fingerspitzen, die hundert Jahre umfängen; sie kicherten, hatten das Gefühl, Erkenntnis der Erwachsenen entdeckt zu haben, von der Kinder nichts wissen sollen ... Gelbblühender Jasmin ... und Veilchen ... Fliegenschnäpper⁴ in morastigen Senken, die so hübsch aussahen, ihre gelben Finger durch das Gras spreizten und so schlecht rochen, wenn man die Nase dranhielt ... Sand ... überall Sand ... sie hätte lachen mögen – und weinen. *Das also sind deine Erinnerungen. Das ist alles, was dir einfällt: Sand? ... Ist das alles, was du zu bieten hast?* Sand ist Sand, bis du drauftrittst ... laß ihn zwischen deine Zehen rieseln, dich an heißen Tagen verbrennen ... dir die Augen reizen ... Dann ist es mehr als Sand, dann bist du es selbst ... etwas von dir, das du nicht hinter dir lassen kannst, nie und nimmer. *Komm – sei ehrlich! Deswegen bleibst du doch nicht in Maxwell – Sand und Moos!* Eine Zypresse im Frühling ... Man liegt da und schaut hinauf ... grünes Gefieder weht in den Himmel ... man liegt und schaut; schaut in den Himmel hinein, bis man schwindlig wird vor Licht, vor dem wehenden Grün und dann gleiten deine Augen den grauen Stamm runter bis zu den knorrigen Knoten und Knicks, die sich im Sumpfwasser hinbreiten, scheußliche Missgestalten, die schwarze

⁴ Gemeint ist die Venusfliegenfalle (*Dionaea muhohlovnavaya*), nicht der gleichnamige Vogel.

Schattenkleckse auf das braune Wasser werfen. *Deshalb bleibst du also? Wegen Zypresse und Bach, Sand und Feldblumen?* Es gibt eine alte Gespenstergeschichte, die alle Kinder in Maxwell kennen, von der Frau, die bei einem Eisenbahnunglück in der Nähe von Ellatown einen Arm verlor. Sie hat noch eine Weile ohne den Arm gelebt, dann war sie gestorben und war begraben worden. Doch Nacht für Nacht kam sie zurück. Man konnte sie hören, wenn nachts der Wind scharf ging; dann konnte man hören, wie sie weinte, mit tiefem, ersticktem Schluchzen nach Atem rang und ihren Arm suchte, alles absuchte nach ihrem Arm! ... So geht es einem mit dem Ort, an dem man geboren ist. Immer sucht man ihn. Immer bleibt man da oder kehrt man zurück, auf der Suche nach dem Teil, das man dort zurückgelassen hat ... *Darum also bleibst du?* Da ist Sam. – *Jetzt schweigst du mit deinen Lügen!* Sam ist da. Sam ist immer dagewesen. Du hast dich so lange auf ihn gestützt; wird schwer werden, dein Gewicht wieder auf die eigenen Füße zu legen. Der größte Teil der Farbigen hier stützte sich auf ihn. Ist wie eine alte Eiche. Stark, fest, gediegen. Unglück kam über einen, beugte einen zu Boden; doch Sam stand da, unerschütterlich im Sturm. Stand zwischen einem und dem Unglück. Nicht zwischen ihr und Jack. Nein, daran hattest du früher nie gedacht, aber es ist richtig. *Du denkst, du liebst Jack?* – Natürlich liebst du ihn. Es muß doch wohl Liebe sein, wenn das ganze Leben mit dem eines andern verflochten ist wie ein Gewirr von Brombeerzweigen! Aber wenn Unglück kommt, dann erwartet Jack, daß du damit fertig wirst. – Manchmal wundert man sich, woher Sam seine Kraft nimmt. Leute, die an sowas glauben, behaupten, man bekommt sie von Gott. Tillie pflegte die Lippen zu spitzen, verdrehte die Augen und sagte: "Der Herr gibt dir Kraft", aber man wußte, es war ihr nicht so ernst damit. Sie sagte das bloß, um auf jedenfall auf der sicheren Seite zu sein. Mama war nicht auf Gott angewiesen für eine Kraft, die sie aus sich selbst ziehen konnte, wie man immer neue Eimer Wasser aus einem tiefen, kalten Brunnen ziehen kann. Ob Sam an Gott glaubte oder sich auch nur über Gott Gedanken machte, hatte er nie erwähnt. Was immer es war, wo immer es auch herkommen mochte, die Menschen spürten es in ihm. Weiße sagten: "Jawollja, Sam Perry is einer von den Niggern, die die höhere Bildung nicht verdorben hat." Sie hörten auf Sam. "Perry weiß, wo sein Platz ist", sagten sie.

Bess mußte lächeln. Möchte wissen, ob er weiß, wo sein Platz bei mir ist. Und bei anderen Frauen. Möchte wissen, ob er je an Frauen denkt ... seit Ella.

Eines der Eier rollte an den Tischrand. Bess erwischte es grade noch, legte es auf das Einwickelpapier.

Merkwürdig ... wie alle Ella vergessen hatten. Kein Mensch in Maxwell erwähnte mehr ihren Namen. Aber es hatte eine Zeit gegeben, wo geredet wurde. Als Sam nach Philadelphia ging, um Medizin zu studieren und Ella zurückließ, da hatten sich die Zungen gerührt. Nicht bloß schwarze, auch weiße. Und als sie im nächsten Frühjahr an

der galoppierenden Schwindsucht starb, da wußten sie alle den Grund. Wenn er auf seiner Stelle in Harris' Sägemühle geblieben wäre, statt sich da oben im Norden rumzutreiben und einer von den "Studierten" zu werden, dann wäre Ella nicht gestorben. Selbst Mama, die im allgemeinen doch verstand, warum Menschen etwas Besseres werden wollten, blieb stumm, als Ella starb ... und Sam nicht zum Begräbnis kam. Mama zog Ella das Sterbekleid an und legte sie in den Sarg; dann kam sie heim und saß lange vorm Haus, ohne ein Wort zu sprechen; saß auf der Veranda im Schaukelstuhl, schaute rüber zur Stadt der Weißen, kniff ihre Lippen zusammen, wie sie es zu tun pflegte, wenn sie jemanden oder etwas nicht leiden konnte. Bess hatte ihr erzählen wollen, was Ella ihr erzählt hatte, aber sie hatte der ungeratenen kleinen Person versprochen, nichts davon auszuplaudern, solange sie noch Leben im Leib hatte. Es wäre auch schwer gewesen, Mutter sowas zu erzählen. Bess fragte sich manchmal, was für Gedanken Sam durch den Kopf gehen mochten, wenn ihm der Name Ella einfiel.

Na – hat keinen Sinn, sich über Tote wie Ella Gedanken zu machen. Man hat vollauf mit der Sorge um Lebende zu tun. Sie sollte lieber nach Jackie sehen.

Bess ging in die Stube, tastete sich an Jackies Bettchen, tastet nach seinem Körperchen, fand das Kind im Schlaf zusammengekauert, mit dem Kopf an die Wand gedrückt. Sie nahm es hoch, zog seinen Schlafanzug glatt, legte es wieder ins Bettchen. Ihre Hand berührte den warmen, feuchten Hals, fuhr über das Gesicht, den offenstehenden Mund, die nassen, dicht anliegenden Locken. Der bewegliche Leib und die lockere Kleidung strömten einen vertrauten menschlichen Geruch aus. Bess' Augen schmerzten vor plötzlich heiß einschießenden Tränen. In ihren Ohren dröhnte ein nächtlicher Zug. In ihrer Vorstellung blitzte ein Bild von Jack auf, wie er im halbdunklen D-Zugwagen döste oder lesend unter der Nachtlampe saß, ein ernsthaftes Buch zu seiner Fortbildung studierte, wie er die Leiter emporstieg von Gedanke zu Gedanke – hoch, immer höher; oder wie die Klingel eines Reisenden anschlug, der nicht schlafen konnte und Jack sprang auf, arbeitete für Weib und Kind, eintönig Nacht für Nacht, sein "Dank-schön-Madame", sein "Jawoll-Sir", wie er seinen verletzten Stolz runterschluckte, seine Trinkgelder zusammensparte für das herrliche Leben, das sie alle eines Tages dort im Norden führen würden, wenn sie genug Geld hätten. Sie sah ihn jenseits der Vertrautheit, frei von altbekannten, alltäglichen Momenten. Ihr war, als wenn eine völlig fremde und begehrenswerte Person sich an sie drängte. Und wie sie sich über das Bettchen ihres Sohnes beugte, ihre Nase bebte vom Geruch des kindlichen Schweiß, da wuchs dieser Mann, ihr Mann, empor zu heldischer Größe, – und für eine zauberhafte Sekunde ließ sie diese Größe gelten, ihr Herz weitete sich, hochaufpulsend in Stolz und Anerkennung.

Mit zitternden Fingern griff sie wieder nach Jackie, versuchte, diese neue Wirklichkeit leiblich fühlbar zu wiederholen, um sie festzuhalten, denn heute nacht

war das ihr Bedürfnis; doch als sie das Kind berührte, fiel das Bild ebenso unerklärlich, wie es aufgestiegen war, in sich zusammen, und nichts ließ sich halten als vages Ungefähr. Sie stand neben dem Bettchen, unsicher und verstimmt, als ob Jack selbst dieses Erlebnis von ihr weggerissen hätte.

Eds Worte. Was würde sie tatsächlich mit dem Kleinen anfangen? Er wurde jetzt so groß. Sie wußte ja, daß er nicht so viel bei Miss Ada sein sollte. Aber was sollte sie tun! Was sollte man tun, wenn man den ganzen Tag arbeiten mußte! Und Jack überließ ja das alles ihr. Alles und jedes: ihr. Er dachte nur an seine Bücher, dachte nur die Gedanken, die in Büchern stehen. Ach, du meine Güte ... Jack war ein denkender Mensch. Sie hätte nur manchmal gewünscht, er mache sich auch Gedanken über sein eigenes Kind.

Sie zog das Überlaken von Jackies Bett weg, legte es auf einen Stuhl. Tappte barfuß zur Hintertür. Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie wollte hören, was dieser Weiße zu Nonnie sagte, welche Worte er – nach all diesen Jahren! – noch sagte, und dann würde sie selbst ein paar sagen. Auch sie konnte der Sache ja entgegenreten. Sie mußte da nach dem Rechten sehen. Und nun, bevor ... *Also geh jetzt raus und rede. Und rede aber wirklich, wie dir der Schnabel gewachsen ist!*

Leise öffnete sie die Tür. Mondlicht besprenkelte den Boden. In einer Orangenkiste, die sie und Jackie vor langer Zeit einmal vor den Zaun genagelt hatten, raschelte eine Henne. Dort, unter dem verkrüppelten alten Weinstock, wo das Gezweig Licht durchließ, saß Non im Korbstuhl. Der Platz, wo er immer saß, war leer.

Bess ging leise die Stufen hinab. Vielleicht konnte sie Non jetzt beweisen, daß dies die Art war, wie alle weißen Männer mit einem farbigen Mädchen umgingen. Behandelten sie wie getragene Kleider! Sie wollte stracks hingehen und sagen, was sie schon vor sechs Jahren hatte sagen sollen. Sie wollte ...

Leichter Wind setzte ein Weinblatt in Bewegung, ließ einen Schatten über Nons Wange schweben. Bess beobachtete, wie es auf und ab schwang, auf und ab ... dann stillstand. Auf Nons Gesicht lag ein Ausdruck, als wenn man sie geschlagen hätte. "Non ists weh", flüsterte Bess und war plötzlich erleichtert.

Sie wandte sich zum Haus zurück; sie hatte keine Lust mehr, etwas zu sagen. Sie war jetzt nicht imstande dazu. Fühlte, wie Mitleid mit sich selbst und ihrer Schwester sie mit unterschiedsloser Gewalt überflutete. Blieb einen Augenblick an der Treppe stehen, um eine zerquetschte Weinbeere von ihrem Fuß abzukratzen. "Arme Non," flüsterte sie, "arme Kleine ..."; sie hatte Lust zu weinen, ein bißchen zu weinen.

Ein Rascheln im Röhricht. Non war aufgestanden. Das Geräusch hörte auf. Sie stand ein paar lang erscheinende Minuten still, setzte sich dann hin.

Der leere Platz war jetzt wie ein Symbol der weißen Männer und schwarzen Frauen. Bess bebte vor Wut. Wie sie Tracy Deen haßte! Alle weißen Männer. Alle Männer! Ja, mochte Gott ihr helfen, selbst den guten, alten Jack. Sie drehte die Lampe

in der Diele aus, schlüpfte ins Bett. Das Laken lag heiß auf ihrer Haut, das Moskitonetz war wie eine dicke Wand ... In einer Nacht wie dieser kann man nicht im Bett bleiben.

Sie ging ans Fenster, beugte sich hinaus, berührte die feuchten Rebenblätter. Etwas Menschliches war in deren Nachgeben, eine kühle Weichheit. Auch die Nacht war weich. Gern hätte Bess sie genießen mögen.

Von da, wo sie stand, konnte sie die Laube nicht sehen, sondern nur das vom Mondlicht weiß übergossene Röhricht, aber sie wußte, daß Nonnie dort war. Und wartete. Die ganze Nacht wartete. Ihr ganzes Leben lang!? Worauf? Hinter was war sie her? Hinter was war das dumme Kind her! Oh, wenn sie bloß diesen Weißen zu packen bekäme! Wenn sie ihn bloß ...

Ihre braunen Finger krümmten sich, fielen aufs Fensterbrett. Sie seufzte. Manchmal schien es Bess, als ob sie einen Menschen lieben könnte nur, indem sie einen anderen mehr haßte.

An der Haustür waren Schritte zu hören, Herumtasten, ein Zündholz wurde angestrichen. Eddie. Die ganze Zeit bei Sam gewesen. Hatten sich ausgesprochen. Vier Stunden mit Sam würden Ed vermutlich gut getan haben. Mußten jedem gut tun. Er ging nach oben, schön. Sehr schön. Er meinte, sie beide schliefen.

Bess spürte eine Träne, wußte, daß sie weinte, wußte, daß sie über Ed und Nonnie und Jack weinte. Wußte plötzlich, daß sie ihre Mutter herbeiwünschte ... daß sie alle die Mutter brauchten. Wußte, sie sehnte sich danach, in Tillies Armen gehalten zu werden, wie sie so oft Nonnie von diesen Armen umfassen gesehen hatte. Wußte, daß sie todmüde war vom Aufpassen auf Non und Ed, von der Sorge um Jack und Klein-Jackies Zukunft. Wußte, sie sehnte die Mutter wieder herbei – die sollte sich um die Familie kümmern.

Die Uhr auf dem Gerichtsgebäude schlug zwei. Beschämt und verwirrt drehte Bess sich um; lachte, wischte sich die Nase am Laken ab, das sie über den Stuhl gebreitet hatte, legte es wieder über Jackies Bettchen, kroch selbst ins Bett. Um halb sieben arbeiten – und der Prediger war zum Essen eingeladen. Mrs. Stephenson hatte ihr ans Herz gelegt, sich von Non unbedingt das Rezept von Mrs. Browns Maismehl-Krapfen geben zu lassen. Bestimmt würde sie das vergessen. Ja, sie würde es vergessen und würde Mrs. Stephenson über sich ergehen lassen müssen, nicht ihren Zorn, sondern ihre Vergebung; denn Mrs. Stephenson war für nachsichtige Behandlung von Schwarzen. Ach, in Gottes Namen – es war jetzt nicht zu ändern. Noch diese Sekunde mußte sie einschlafen.

Bess drehte sich um, drückte ihr Gesicht entschlossen in die Matratze, schloß die Augen. Sie seufzte, stand wieder auf, tastete im Dunkel herum, band sich einen Faden um den Finger, kroch wieder ins Bett.

Die Hintertür klappte leise, als Nonnie hoch in ihr Zimmer ging.

Vier

Tracy nahm seine Zigarettenpackung, klopfte langsam eine davon heraus, zündete sie an ... vergaß zu rauchen. Drüben über der Straße brannte ein Licht im äußersten Zimmer des Puseyschen Landhäuschens. Dottie zog sich aus. Er hatte Dottie niemals sich ausziehen gesehen und hatte auch kein Verlangen danach, aber er wußte dennoch, wie sie sich dabei benehmen würde. Jedes einzelne Kleidungsstück würde sie sorgfältig, behutsam ablegen, als verzichte sie jedesmal auf ein Stück ihrer selbst. Das Kleid würde auf Flecken untersucht, ausgeschüttelt, aufgehängt; der Schlüpfer ausgeschüttelt, der Büstenhalter ...

Tracy lächelte. Das Puseysche Häuschen gegenüber dem großen gelben Haus hatte immer das Lächeln der Familie Deen erregt, denn der kleine Pug Pusey gehörte zu der Sorte Menschen, um die sich komische Geschichten sammeln wie Schmeißfliegen, und im Laufe der Jahre werden bloß die Geschichten behalten, der Mensch darunter gerät in Vergessenheit. Doch Tracys Lächeln beim Gedanken an Dottie war etwas anderes. Er hatte dabei eine Empfindung, wie wenn man mit dem Hemd an Stacheldraht hängenbleibt und es nicht loskriegen kann. Zuerst ist man gar nicht aufgebracht – es ist ja bloß mal passiert –, aber nach einiger Zeit wird es unerträglich, da immernoch festzuhängen. Es kam ihm vor, daß Dottie es zwar ihm überließ, das Datum festzusetzen, aber den Entschluß, ihn zu heiraten, hatte offenbar sie gefaßt, schon lange, vielleicht schon auf der Oberschule oder als er sie zu ihrer ersten Party begleitete. Er hatte Dottie zu dieser ersten Party begleitet und dann hatte er sie zu allen begleitet ...

Das Licht war aus. Dottie sagte ihr Gebet. Im nächsten Augenblick würde sie im Bett liegen, kühl, reinlich, gelassen, ihr ganzes Leben in diesem starren, engen Verschlag, der die richtige Lebensart von der unrichtigen trennte. Dottie beim Beten ... wieso betete sie wohl? Sünden? Der Gedanke daran, Dottie könne Sünden begehen, belustigte Tracy. Er lachte, zündete die Zigarette wieder an, rauchte sie mit Genuß. Was für Sünden könnte Dottie wohl begehen? In einem so säuberlichen, ordentlichen Leben, das wie ein geplättetes und zusammengefaltetes Taschentuch den ganzen Tag herumgetragen wurde, ohne zerknittert zu werden – wo sollte da Raum sein für eine ausgewachsene Sünde? Vielleicht betete sie um allerhand, was sie sich wünschte; kleine Listen mit allerhand genau beschriebenen Sachen. Alles, was Dot sich wünschte,

konnte auf eine Liste gesetzt werden. Vielleicht betete sie ja auch für ihn. Verflucht nochmal, vielleicht tat sie das. Ja, aber warum? Wünschte ihm, was er sich wünschte? Bat Gott, ihn dazu zu bringen, die Vorschriften einzuhalten. Höchstwahrscheinlich das. Ja, sie kannte sie und wünschte, daß sie eingehalten wurden. Für sie war das nichts anderes als ein Rezept zum Kuchenbacken oder Pfirsicheinmachen, das man eben sorgfältig befolgen mußte. Das ist's ...

Ich bin schwanger, und ich bin froh darüber.

Nonnie hielt sich nicht an die Vorschriften – vielleicht kannte sie sie nicht einmal. Er lachte, warf die Zigarette weg, fuhr sich durchs Haar.

Als er heute losging zu Nonnie, hatte er nicht die Absicht gehabt, den Gottesdienst oder Dottie zu besuchen. Und was tat er? Nachdem Nonnie mit ihm gesprochen hatte, traf er auf dem Weg ihren Bruder, diesen unverschämten Kerl, dann ging er geradewegs nach dem Puseyschen Häuschen, wartete in der Veranda auf Dot, ging mit ihr zur Kirche. Warum? Wer weiß ...

Dot schien erfreut, ihn zu sehen, erfreut, daß er widerspruchslos in die Kirche mitkam. Aber Genuß hatte sie nicht von dem Abend. Immer sah sie ihn forschend an, beobachtete, wie er auf Prediger Dunwoodies Kanzelrede reagierte oder versuchte, irgendeine Reaktion in seinem Gesicht zu erspähen. Nun, er reagierte gar nicht. Es war das gleiche alte Zeug, das er sein ganzes Leben lang gehört hatte – der gleiche Tonfall, dieselbe Hölle, dieselben Lieder, dieselben Gebete, die gleichen Leute, die sich Immerdasselbe anhörten. Dieselben Leute, unveränderlich dieselben. All die Gebete, Lieder, Drohungen mit der Hölle vermochten nicht, sie zu ändern! Er war unruhig geworden, sehnte sich nach einer Zigarette, wollte raus. Aber da saß Dottie in ihrem Sommerkleidchen neben ihm, sah hin und wieder zu ihm auf, lächelte verführerisch.

Danach gingen sie in den Drugstore. Sie hatten da gesessen und Coca-Cola getrunken, mit dem Strohalm gespielt, den ihre schmalen Finger knickten, wieder glattstrichen, wieder knickten, hatten nicht teilgenommen an dem nervösen Gerede und Gelächter, mit dem sich die Aufgewühltheit löste, in die Bruder Dunwoodie seine Gemeinde versetzt hatte ... Alle waren sie da in Deens Drugstore und tranken Coca-Cola ... die ganze Sippschaft von der College Street, die einander vom Kindergarten her kannte, einige noch jung, noch im College, oder grade entlassen, alle oberflächlich intim miteinander.

Niemand von denen redete viel, außer Harriet Harris, die rothaarige Tochter von Tom Harris, dem Besitzer der großen Sägemühle und der Terpentinbrennerei von Maxwell. Aber auch Harriet sprach bloß, um sich Luft zu machen, nicht um sich oder den andern etwas einzureden. Bloßes Gerede. "So eine Erweckungsversammlung hat etwas Unmoralisches", hatte sie gerade gesagt und dabei Tracy angesehen in der Erwartung, er würde lachen. Sie war noch immer das kleine Mädel mit dem kecken Gesicht, das um ihn und ihre Brüder herumgesprungen war, zugehört hatte, was sie

sprachen, sich schon als Kind immer gegen alles auflehnte, was für andere Menschen selbstverständlich war. Er zwinkerte ihr zu, drehte sich nach Dottie um, dachte nach, was er mit ihr reden könnte. Schließlich, wenn man mit einem Mädchel ausgeht, muß man sich auch was ausdenken, was man ihr sagen kann, etwas, das ihr Spaß macht.

Schräg gegenüber von Tracy und Dottie saß Epp Rushton. Der magere kleine, strohblonde, sommersprossige, elegante Epp – der reiche Junggeselle, der im einzigen steinernen Haus von Maxwell wohnte, allein mit seinen Büchern und Nacktkultur-Zeitschriften und Kopien berühmter Skulpturen. Epp hatte niemals Verabredungen mit Mädchen aus der Stadt. Allenfalls wenn eine neue Lehrerin oder eine Besucherin von außerhalb kam, sah man ihn mit einem Mädchen in seinem Sportwagen fahren. Die meiste Zeit verbrachte Epp im Drugstore, allein, und trank Ovomaltine, in nie endendem Kampf mit seiner möglichen Gewichtszunahme, trank mit verbissenem Gesicht Ovomaltine und konsultierte dann ebenso verbissen die Waage. Das war die einzige Beschäftigung, die er mit den Menschen in seiner Umgebung gemein hatte. Epp ging nie zur Kirche, und niemand erwartete von ihm, daß er an der Gebetsversammlung teilnahm. Niemand mehr hatte Epp mit Gemeindefragen belästigt, seit Mrs. Purviance vor zehn Jahren einmal bei ihm vorgesprochen hatte, um einen Beitrag für den neuen Kirchenbau zu bekommen. Nach dem Aufenthalt in seinem Salon mit der Statuensammlung war sie mit hochrotem Gesicht und fliegendem Atem zurückgekommen mit den Worten: "In diesem Haus gibt es nichts als pure Nacktheit, pure Nacktheit! Ich gehe sofort nach Hause und nehme ein starkes heißes Bad!" Was die Spende anging, verhielt sie sich merkwürdig ausweichend; böse Zungen vermuteten, sie habe vergessen, Epp darum anzugehen, weil sie so sehr mit der Besichtigung der Statuen beschäftigt gewesen war.

Epp saß allein an seinem Tisch, beobachtete Harriet, schlürfte ihre Jugend zusammen mit seiner Ovomaltine, warf hin und wieder einen Blick auf Tracy, auf Dot, auf andere, ohne ein Wort.

"Es ist eine Ausschweifung", sagte Harriet. Alle lachten, schockiert und befriedigt, daß niemand von ihren Familien in Hörweite war. Sie lachten, aber sie spürten, daß Harriet mit ihrer scharfen Zunge ankämpfte gegen Kindheitserinnerungen von Tod und Sühne und Hölle; Erinnerungen, die nicht nur in ihr, sondern in ihnen allen steckten, Erinnerungen, die bis in die Anfänge ihres Gefühlslebens zurückgingen, die um verschwommene Begriffe von Gut und Böse irrlichterten. Eine Erweckungsversammlung war ein Netz, das einen einfing und einen in diese Untiefen der Kindheit zurückzerre, das Erfahrungen und die Kritikfähigkeit des Erwachsenen aussortierte und die Ängste und Schuldgefühle heraushob. Es war, als ob der Prediger sagte: *Geh wieder dorthin ... geh weit genug zurück ... und wage du mir zu sagen, du habest die Kraft, gegen das anzukämpfen, was du dort findest .. wage mir zu sagen, du bedürftest Gottes nicht!*

"Warum können die Prediger nicht einfach ruhig über Jesus sprechen? Warum können sie nicht ein bißchen drüber sprechen, wie man leben soll?"

Der dicke Duncan sagte leise: "Sei still ... trink deine Coca-Cola." Und Charlie sagte nichts, schob nur sein Glas immer auf dem Tisch herum und zog kleine feuchte Kreise, die Stirn gerunzelt über den tiefliegenden gescheiterten Augen, mit denen er seine aufgekratzte rothaarige Schwester beobachtete.

Prentiss Reid, der Redakteur und Herausgeber der *Maxwell Press*, stand am Zigarettenverkaufsstand und hörte mit dünnem Lächeln zu. Sein dichtes, hochgewelltes graues Haar verlieh ihm eine Würde, die seine zynischen Augen und sein bitteres Lächeln wieder verdarben. Prentiss Reid war der Radikale von Maxwell. Die Kirchgängerinnen nannten ihn einen Ungläubigen. Hätte er die Ideen, die er im Wettbüro, in der Druckerei und im Drugstore von sich gab, in seinem Blatt laut werden lassen, dann wäre er wohl als gefährlicher Aufwiegler bezeichnet worden und es wäre ihm irgendwas passiert. Doch Prentiss Reids *Maxwell Press* hielt die Tradition des Südens hoch: nirgends anstößige Samtpfotenschreiberei; allem gab sie gebührenden Raum: Kirchennachrichten und Gesellschaftsklatsch, der Demokratischen Partei und dem Vorrang der Weißen Rasse, dem Schutz der Freizügigkeit des Großkapitals, den Interessen der Farmer, den Lokalnotizen und Nachrufen auf verstorbene Größen. Nur in Ohren, die jünger und weniger mächtig waren als die seiner Inserenten und Leser, träufelte seine Zunge ihr ätzendes Gift.

"Du faßt das aber falsch auf, meinst du nicht?" sagte er nun, während er seine Zigarre abschnitt, mit einem lächelnden Blick auf Tom Harris' Tochter. "Kindchen, man verlangt von dir nur, daß du auf gutem Fuß mit der Religion stehst, nicht, daß du sie praktisch ausübst. Laß dich bloß nicht von deinem Gewissen verwirren. Wenn du die Lehren dieses guten Jesus in Maxwell in die Praxis umsetzen würdest, dann hielten wir dich hier für eine Irre oder – eine Kommunistin. Fang nicht solchen Irrsinn an, das könnte sehr unangenehm werden für dich."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da wurde schon gelacht. Er traf wiederum den Nagel auf den Kopf. Prentiss Reid sagte das, woran niemand sonst zu rühren wagte, wovor die anderen zurückschreckten. Alle lachten verständnissinnig, faßten die Sache *richtig* auf, indem sie den Worten ihren eigentlichen Sinn entzogen und bloß die Schalen davon in ihrem Gedächtnis herumklappern ließen.

"Ei, ei, der Herr Redakteur!" Tracy schwenkte ihm grüßend sein Glas zu. "Gießt wieder Honig und Licht um sich aus ..."

"Aber, Mr. Reid," schnitt Dotties betreten klingende Stimme Tracys Worte ab, "die Russen glauben doch nicht an die Religion, das ist's doch grade!"

Prentiss nickte seinem Freund ironisch zu, wandte sich an Dottie: "Wie bitte, meine Liebe?"

"Was ich meine, ist" – Dot suchte nach Worten, um ihre Anschauungen so sachlich und bestimmt wie eine Reihe kleiner Eisenstangen einzurammen – "der Unterschied zwischen uns und den Bolschewiken ist der, daß wir ein christliches Volk sind und die Russen nicht."

Prentiss Reid zündete genießerisch seine Zigarre an, kam dann an den Tisch heran. "Du siehst heute abend sehr hübsch aus, Dorothy, – und das ist die simpelste Definition zweier Völker, die ich je gehört habe." Er tätschelte ihr das Haar, lächelte, setzte seinen Hut auf, stupste ihn schief auf die Seite und marschierte vergnügten Schritts auf die Hintertür zu. Dort blieb er nochmal stehen und drehte sich um. "Überzeugt mich geradezu", sagte er und verschwand in der Gasse.

Tracy wandte sich zu Epp um, der gerade sein zweites Glas Ovomaltine trank. "Was sagst du?"

Epp schlürfte sein Milchglas leer. "Sage nie was. Blöde Angewohnheit."

"Stimmt. – Wer geht mit schwimmen?"

Alle wollten schwimmen gehen, außer Epp und Dottie. Sie waren schon aufgestanden, zu den Wagen gegangen, hatten sich paarweise zusammengefunden und sprachen von allem Möglichen, bloß nicht von Religion und Rußland.

Draußen bei den Quellen war Harriet von Tracy abgesetzt worden; noch immer redete sie. Schien die Empfindung zu haben, er wisse die Antworten. "Hab dich heute abend beim Gottesdienst gesehen. Ich entsinne mich, du hättest mal gesagt, du gehst nie wieder hin?"

"Schadet das was, wenn ich hingeh?" Er lächelte sie an, behielt den scherzhaften Ton bei. *Ich bitte dich, Tracy, tu mir den Gefallen, am Gottesdienst teilzunehmen. Dein Vater und ich halten ihn hoch und zahlen unsere Beiträge für ihn. Es sieht merkwürdig aus, wenn unsere eigenen Kinder sich dort nicht blicken lassen!*

"Ja, es schadet, – scheint mir." Sie hatte das stockend gesagt, als ob sie sich mit Mühe ihren Weg suchte zwischen Gedanken, die ihr nicht sehr vertraut waren. "Ich wollte, ich hätte mehr Verstand ... so viel, um zu beweisen, daß ich recht habe. Bei mir reichs nur so weit, daß ich weiß, daß die andern unrecht haben."

Komisch, daß sie dachte, grade er könne diese Frage lösen.

"Ich mache das verrückteste Zeug!" redete sie sich in Unruhe hinein. "Heute habe ich mich zwei Stunden lang mit Mutter rumgestritten über die unbefleckte Empfängnis ... und über Wunder."

Er lachte. Es war wirklich ulkig; sie mußte auch lachen.

"Wer hat gewonnen?"

"Mutter. Sie glaubt dran. Wer an etwas glaubt, kann leicht siegen."

"Man braucht manchmal 'n Wunder ... Ist gescheiter, man glaubt 'n bißchen."
Leichten Ton beibehalten – laß sie nicht zu ernsthaft werden, sie ist schlechter Stimmung, das hilft deiner auch nicht auf die Beine.

"Keine Angst. Wenn ich mal so alt bin wie Mutter, werd ich an alles glauben, an was sie jetzt glaubt, vielleicht sogar an mehr noch. So geht's wohl allen immer ... – Das macht mir keine Sorgen," fing sie nach einer kleinen Pause wieder an, "was mich stört ist, daß ich nicht mehr Verstand habe, als mich nur mit ihr rumzustreiten. Es tut ihr bloß weh. Wehtun will ich ihr nicht. Nur ... manchmal, vielleicht doch."



Ulkiges verrücktes Kind. Ideen stachen sie wie ein Bienenschwarm. Anscheinend wußte sie nicht, wie sie sich vor ihnen retten sollte ... Tracy steckte sich eine neue Zigarette an. Als Soldat hatte er auch über allerhand nachgedacht. Während der Ruhrbesetzung hatte er monatelang Zeit dazu gehabt. Abgelöst von allem, was einem das Denken erschwert, ging das leichter. Hier, das ist nach wie vor ein Ort, wo man das Denken besser sein läßt. Laß es sein oder raus mit dir. Man fährt drauflos, stößt auf ein Schild: *Straße gesperrt*. Dann steuert man in einen Seitenweg ... und ist sich bewußt, daß man nie wieder auf die Hauptstraße zurückkommt.

Der größte Teil der Mannschaften sprach nicht über Ideen. Über Weiber sprachen sie. Und manchmal war das, woran sie noch dachten, plattestes Zeug ... wie *Ivory-Seife*. Eines Nachts setzten sich ein paar von ihnen die Seife in den Kopf, bekamen den Seifenfimmel. Als man sie reden hörte, konnte man meinen, ihr ganzer Lebenszweck bestünde in einem Stück sauberer, wohlriechender Seife. Einer von denen saß da und schnitt Bilder von Möbeln und Häuser aus und klebte sie in ein Heft, während die andern sich unterhielten. Er hatte ein Haus für 2500 Dollar, eins für 4000 Dollar, ein Haus für 10 000 Dollar, alle mit seinen Bildern möbliert. Ein anderer redete bloß über sein Rasenmähen ... saß da, die Tränen liefen ihm über die Backen runter, und erzählte einem von seinem Rasen. Grün und glatt war er wie Samt und fast sechs Zoll hoch ... der mußte jetzt gemäht werden, und niemand mähte ihn. Der Mann schnappte denn auch über. Er wurde entlassen, heimgeschickt. Ist jetzt im Lazarett für Kriegsteilnehmer.

Doch da war ein Kerl aus Newark, der redete über Ideen. Der meinte, der Krieg dreht sich um Demokratie. Sagte, dafür kämpft er. Die meisten hielten ihn für plemplem. Selbst nach dem Waffenstillstand redete er noch davon. Während der

Friedenskonferenz, als schon jeder Strohkopf merkte, was gespielt wurde, sagte er, Wilson könnte sich doch noch durchsetzen, wenn das Volk zu ihm hält.⁵ Der Kerl quatschte dauernd von einer neuen Welt, in der jeder zu essen und zu arbeiten haben würde, wo ein Mensch soviel wert sein würde wie der andere und es keine Kriege mehr gibt. Das klingt ja schön und gut, sagte man selbst, aber du kennst den Süden nicht, du verstehst uns nicht. Den Neger würden wir nie in dieser Welt zulassen, und ich bin mir gar nicht so sicher, ob ihr bei euch in Newark das tun würdet. Und wir würden die Juden nie zulassen, sagte ein Schwede aus Chicago, in meiner Vaterstadt jedenfalls nicht. Japse und Chinks lassen wir auf keinen Fall rein, kreischte einer aus Kalifornien ... Und dann entstand eine solche Streiterei, daß keiner mehr wußte, wo oben und unten war, alle schrien wie verrückt durcheinander, ein dicker großer Lümmel hat auf den Tisch gehauen und auf die Bolschewiken geschimpft. Naja, bald kam das Gespräch wieder auf die Frauen und damit in ruhigeres Fahrwasser.

Doch der Typ aus Newark redete weiter und weiter. Ganz netter Gedanke, sagte Tracy zu ihm, wenn sie nachts pokerten, aber du wirst die Leute nie dazu kriegen, daß sie daran glauben. Hat zuviel vom Himmel. Kein Mensch außer den Farbigen glaubt an den Himmel. Weiße glauben an die Hölle. Sie reden die ganze Zeit vom Himmel, aber sie glauben an die Hölle.

Wenn sie über Frauen sprachen, suchte sich Tracy eine andere Beschäftigung. Es gab keine Frau, über die er reden oder nachdenken wollte.

Er wurde mit seiner Einheit nach Marseille versetzt. Dort fing es an, das Nachdenken. Die Stadt gefiel ihm, und nachts ging er stundenlang in den Straßen spazieren; sie löste ein Gefühl in ihm aus – schwer zu erklären. Die Stadt war so verschieden von Maxwell, wie zwei Orte nur sein können, und doch schien sie ihm vertraut, so als ob ein Teil von ihm, der nie in Maxwell gelebt hatte, hier ein Zuhause gefunden hätte.

Eines Nachts – schwer auszumachen, wie einem sowas in den Sinn kommt – fing er an, sich an Nonnie zu erinnern. Er spazierte durch eine Straße, deren Namen er nicht kannte. Irgendwoher kam Musik, kamen Stimmen; im Schattendunkel sprach ein Mädchen ihn leise an. Er gab ihr keine Antwort, doch ein Ton in der Stimme klang in ihm nach, als er schon an ihr vorüber war. Er hatte auch das Gefühl, als ob er schon früher hier gewesen sei ... die Musik, das weiche, leise Lachen. Er fühlte sich entspannt und leicht, als ob ein straffes Band sich langsam lockerte. Er dachte: *Jetzt würde ich gern mit Nonnie tanzen!* Nie im Leben hatte er dran gedacht, mit Nonnie zu tanzen, hatte nie Lust gehabt dazu, aber jetzt dachte er: *hier könnten wir tanzen.* Das war alles; doch die Worte drehten einen Schlüssel um, der plötzlich die Tür zur Erinnerung aufschloß. Nie

⁵ Präsident Wilson setzte sich 1918 für das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Einrichtung eines Völkerbundes zur Verhinderung von Kriegen ein.

bisher war Nonnie etwas gewesen, über das er nachdachte, – sie war etwas, an das er nicht zu denken versuchte, etwas, dessen er einfach bedurfte; das man nahm, wenn man seiner bedurfte, aber an das man nicht erinnert werden wollte. Jetzt war sie hier. All die kleinen Momente ... drängten heran. Modulationen der Stimme ... die eigentümliche Art, mit der sie das Wort "down" aussprach⁶ ... das von den Schläfen aus hochgebürstete Haar ... die Ader, die dort pochte, wenn sie müde war ... wie sie sich plötzlich rasch nach vorne beugte, wenn sie aufgeregt war, obwohl die Stimme leise blieb. – Sie war kein Negermädchel, mit dem er sich leichtfertig und sinnlos eingelassen und dadurch sein ganzes Leben verpfuscht hatte. Sie war die Frau, die er liebte. Und er sah sie vor sich, zart und schön in allem, in ihren Augen, ihrem anschmiegsamen Wesen, in der Bewegung ihres Körpers, ihren ungezwungenen, unverstellten Worten, ihrer leisen, tiefen Stimme alles umfassend, was seinem Leben Sinn gab.

Das war sie, und er wußte es. Es war, als ob man beim Gang durch eine mit Menschen und Sachen vollgestopfte Straße, in der nichts als Verwirrung herrscht, die noch chaotischer wird durch die Regeln, nach denen die Menschen darin sich durcheinander bewegen, – als ob man dort beinahe auf etwas tritt. Man hebt es auf und man weiß, man hat genau das gefunden, was man suchte – schmutzig, verkrustet, ja, aber man nimmt es mit, wie man ein kleines Bild mitnimmt im Bewußtsein, daß es einem etwas bedeutet. Man nimmt es mit, wohin auch immer man geht, aber anscheinend kommt man nie lang genug zu sich selbst, um den Schmutz zu entfernen.

Er entfernte den Schmutz in diesen Nächten, da er in den Straßen von Marseille auf und ab ging ... und zum erstenmal erkannte, was er mit sich getragen, fast solange er lebte, aber niemals angeschaut hatte. Er wußte, es war Nonnie, und daß er sie in Maxwell wiedersehen mußte – so ... bevor Schmutz und Staub sich wieder auf das Bild legten.

Einmal in sein Bewußtsein gedrungen, verließ ihn der Gedanke nicht mehr. Er versenkte sich in seine Erinnerungen, entdeckte unzählige kleine Züge an ihr – wie ihre Augen manchmal im Zwielflicht glänzten ... das Beben ihrer Lippen, wenn sie von Dingen sprach, die ihr nahegingen ... ihr Lächeln, das immer dicht an Lachen grenzte und doch nur selten laut wurde ... das rasche Vornüberbeugen, wenn sie mit einem Kind sprechen wollte ... das Anschmiegen ihres Körpers an seinen, die einfache, aus der Tiefe kommende Hingabe ihres Wesens an ihn. Das wurde ihm nun bewußt. Und sein ganzes Wesen sehnte sich nach der Erfüllung einer Wirklichkeit, die bisher nur sein Leib hingenommen hatte.

Als damals sein Schiff in New York anlegte und er Laura am Pier erkannte, wurde er traurig. Sie studierte an der Columbia-Universität. Es war ganz natürlich für eine Schwester, ihren Bruder abzuholen, der zwei Jahre in Übersee gewesen war; aber er

⁶ Down kann vieles heißen: herunter, unten, deprimiert, gesundheitlich angeschlagen..

hatte niemanden treffen wollen, niemanden sehen, keine Stimme hören wollen, die er von früher kannte, ehe er Nonnie gesehen hatte. Laura und er gingen in eins der Schrafftschen Lokale zum Lunch. Sie sagten sich all das, was jedes vom andern zu hören erwartete. Er sagte, er sei froh, mal wieder anständiges amerikanisches Essen vorgesetzt zu bekommen, es sei wunderschön, in Sulphur Springs⁷ schwimmen und angeln gehen zu können. Sie erzählte, sie arbeite schwer auf der Columbia, aber es mache ihr Freude. Und so weiter.

Sie schien älter, sicherer, aber noch eckig und linkisch wie ein Schulmädchen, und ihre sportliche Kleidung unterstrich das schulmädchenhafte Aussehen. Ein ruhiges, liebenswürdiges Mädchen, ein bißchen zu leicht geneigt, Urteile abzugeben, vielleicht auch zu bestimmt – keine Nachgiebigkeit, keine Bereitschaft, sich anzupassen, um anderen im gesellschaftlichen Getriebe entgegenzukommen; für Laura bewegte sich alles in gerader Linie. Noch jemand, ging es ihm durch den Kopf, noch jemand bewegt sich stets auf gerader Linie – *nicht nachdenken, nicht dran zu denken versuchen* ...

Sie brachte ihn zur Pennsylvania-Station, und während er seine Fahrkarte kaufte, ging sie zum Zeitungsstand hinüber, kaufte den ATLANTIC MONTHLY; auf halbem Weg zurück stockte sie, kehrte um, kaufte die SATURDAY EVENING POST und die LIFE und reichte ihm diese Blätter statt des MONTHLY.⁸ Beide lachten sie und er küßte sie wärmer, jetzt beim Abschied, als er es bei der Begrüßung am Hafen getan hatte. Sie blieb stehen und winkte ihm nach, als sie die Treppe zu den Gleisen hinunterging, blickte durch ihre Bifokal-Gläser und hatte ein unbestimmtes Lächeln auf den Lippen.



Hier hatte Laura heute abend auf der Veranda gestanden, winkend, nachdem er sie aufgefordert hatte, mit ihm und Dot zu einer Coca-Cola in den Drugstore mitzukommen. Er hatte sie und die Mutter nach dem Gottesdienst heimgefahren. Er hatte das Gefühl, sie sollte sich unter die Leute mischen, mit Harriet, mit ihren Altersgenossinnen zusammensein, nicht hier bei ihrer Mutter hocken. Sie wird eine alte Jungfer werden, bevor sie fünfundzwanzig ist, dachte er ärgerlich. Ich muß ein Buch zu

⁷ Es gibt etliche Orte dieses Namens in den USA, die sich wohl alle auf eine Schwefelquelle zurückführen lassen. Gemeint ist hier eventuell der ehemalige Kurort White Sulphur Springs in Georgia.

⁸ ATLANTIC MONTHLY ist eine literarisch-kulturelle, aber auch politisch profilierte Zeitschrift mit Schwerpunkt auf der intellektuellen Szene Neuenglands. (Mitarbeiterin war lange Zeit Nora Waln, deren Bericht aus dem NS-Deutschland bei A+C neu herausgegeben wurde.) SATURDAY EVENING POST und LIFE MAGAZINE sind auflagenstarke Publikumszeitungen.

Ende lesen, hatte sie gesagt. Ein Buch! Und Mutter hatte einen still triumphierenden Blick in den Augen.

Mir scheint, Tracy, Dorothy hat viel Geduld bewiesen. Das sagte Mutter plötzlich. Warum sagte sie das?



Wie er von Marseille wieder hinunter nach Maxwell gekommen war, nach zwei Jahren Krieg und Heeresdienst, nach den Unterhaltungen mit dem Burschen aus Newark, wußte er nicht mehr genau. Alles, woran er sich zu erinnern vermochte, war das Bewußtsein, das sonderbare, zwingende Bewußtsein, daß das, was er in sich trug, nicht angerührt werden durfte.

Tracy schob den Süden von sich, während er ihn durchquerte, schob auf dieser Reise hinunter alles weg, was er je gekannt oder gefürchtet oder gehaßt oder woran er geglaubt hatte. Es war Oktober, als er zurückkam; die Luft war schon kühler. Dünner blauer Dunst hing über den Abenden. Blätter fielen ... bald war Jagdzeit. Die Baumwoll-Entkörnungsmaschinen waren fleißig in Gang. Lastautos und Pferdewagen, vollgehäuft mit Ballen, verstopften die Straßen. Auf den Feldern wurde noch gepflückt. Er hörte jemanden sagen, die Regenfälle hätten das Pflücken verzögert. Er sah Gruppen Farbiger mit Baumwollflocken auf Haar und Kleidern für die Bezahlung anstehen. Eine Kantine, Lagerhäuser mit Schuppen, voll mit Baumwolle. Ein Mann wog Ballen ab. Gefühllos. Der Süden war ein Panorama voller Dinge, Menschen, Gerüche, Tätigkeiten, Geräusche, aber ohne Gefühle. Es hat sich viel verändert, sagten die Leute. Wirst den Ort nicht wiedererkennen. Die Nigger gehen alle nach dem Norden. Schwer, Arbeiter zu finden. Alle hochnäsiger. Vom Krieg verdorben. Wollen nicht arbeiten. Baumwolle verrätzt. Kapselkäfer hat grauenhaft gehaust.

Er hörte zu. Die Worte waren ihm vertraut wie sein eigener Name, aber jetzt hatte er keine Lust, sich näher mit ihnen zu befassen. Es kam ihm vor, als sei er das einzige Wirkliche hier. Alles Übrige künstlich.

Die Eltern holten ihn am Bahnhof ab; Mutter in einem neuen Herbstkostüm, einem glatten Tailleur, am Steuer ihres neuen Buick; Dad schlampig und verkrumpelt wie immer, er sah ein bißchen müde aus. In einem bestimmten Augenblick, als er Alma und Tut ansah, spürte Tracy, daß er ihr Sohn war ... für einen Moment. Dann war er wieder das einzige Wirkliche, und alles Übrige von ihm geschieden.

Eenie stand strahlend an der Tür. Eine gute Köchin, aber er hatte sie nie leiden können und sie ihn auch nicht. Jetzt strahlte sie. Und der lange Henry stand auch da, der alte Kindheitsfreund, sein Milchbruder, der im Hinterhof wohnte und jetzt

Hausdiener war, er grinste und es tat gut, in sein Lachen einzustimmen und sich zu begrüßen – und doch: weder das gemeinsame Lachen noch die Begrüßung waren etwas Wirkliches. Dann machte er den ganzen Tag über das Übliche. Trank Coca-Cola mit den hübschen jungen Mädchen, mit Miss Belle, der Verkäuferin in der Parfümerieabteilung, mit Miss Sadie, der Telefonistin, und Miss Eva, die Buchhalterin im Kaufhaus Adams war, und mit all den andern Mädels, die früher allmorgendlich um zehn Uhr mit ihm Coca-Cola getrunken hatten. Er schüttelte den Freunden seines Vaters die Hand, auch Prentiss Reid, der eher sein als seines Vaters Freund war. Alles das mußte er tun, es war unvermeidlich. Er war eben ein *Junge aus der Stadt*, der von der Front heimgekehrt war, und die Leute freuten sich, ihn zu sehen.

Als es Abend geworden war und er das Haus verlassen konnte, bat er sich den Wagen seiner Mutter aus. Ihre Augen bekamen einen harten Ausdruck, ihr Blick schärfte sich zu jener alten, nie ausdrücklich gestellten Frage; aber auch das ließ er nicht an sich herankommen. Es kam auf ihn zu, prallte aber ab an der Mauer, die er um sich gezogen hatte. Langsam fuhr er durch die Seitenstraße, genoß das glatte, weiche Ein- und Auskuppeln, nachdem er zwei Jahre lang Armee-Lastwagen gefahren war. Er hielt in der Zedernallee bei Miss Adas Haus, ließ den Wagen dort stehen und ging rüber zum Pfortchen, an dem Non auf ihn warten würde, denn er hatte ihr geschrieben.

Das alte baufällige, zweigeschossige Häuschen, in dem die Andersons wohnten, war genauso, wie es vor zwei Jahren, vor zehn Jahren und vermutlich vor zwanzig Jahren gewesen war – der Putz blättert ab, das Dach war ausbesserungsbedürftig, am oberen Balkon fehlten zwei Streben. Aber er schaute nicht hin.

Non drehte sich um, öffnete das Pfortchen. Er sah sie – kühl und schlank, das Haar an den Schläfen zurückgestrichen, sie erwartete ihn, genau wie er es erträumt hatte. Sie lachte leise, um die Tränen zurückzuhalten, als er sie küßte. Dann hielt sie ihn von sich weg, um ihn anzuschauen, seine Augen, sein Gesicht, sein Haar, dann wieder die Augen – ... Sie schaute so lange, ruhig und fest, daß er schließlich mit einem Lächeln fragte: "Du, du kennst mich wohl nicht mehr?" Er begann zu ahnen, welche Leere bei ihr durch seine Rückkehr gefüllt wurde, und ihn überraschte das, denn bei all seinem Nachdenken hatte er nicht daran gedacht, daß seine Rückkehr auch für sie etwas bedeuten würde.

"Die alte Hütte?"

"Später – wenn Bess kommt." Sie erzählte ihm von der langen Krankheit der Mutter, daß man sie kaum eine Minute alleinlassen konnte. Jetzt schlief sie. Bess würde bald von Stephensons heimkommen. Nach dem Abendessen, wenn Mutter und Jackie für die Nacht versorgt waren, konnte sie rauskommen.

Er fuhr die Back Street hinunter, schlug dann die Straße nach Rushtons Farm ein, um die Zeit zu verfahren, bis sie zusammensein konnten. Sumpf, Baum und Straße

wurden dunkel, wurden wieder hell, als der abnehmende Mond aufging. Ein guter Geruch lag in der Luft, schwer vom Duft der treibenden Wurzeln, der gefallenen Blätter und der stehenden Wasser, diese Luft, die er als Junge geatmet hatte und die jetzt wieder zu atmen gut tat. Seine Augen wanderten über die vertraute flache Landschaft, wanderten entspannt dem sacht ansteigenden Umriss von Feldern und Straße entlang, von Sandhügeln und Sumpf, folgten der Straße, die flach durch die Kiefern hinlief ... Die Augenmuskeln nahmen die alten, vor jeder bewußten Erinnerung gelernten Bewegungen wieder auf. Aber es kehrte keinerlei Gefühl mit ihnen zurück.

Im Wagen hatte er sein altes tragbares Grammophon und eine Platte untergebracht. Keine bestimmte Platte, einfach ein Musikstück, das er gern hatte, ein langsamer Walzer. Alles, was er nun tat, lief so schicksalsbestimmt ab wie die Ereignisse eines Traums.

Als er zurückgefahren war, näher zum Pförtchen hin, war sie schon da. Sie fragte nicht, warum er das Grammophon mitgenommen hatte. Sie nahm alles hin, wie sie ihn stets hingenommen hatte. Den alten Weg hinunter, über die Weinlaube hinaus, übers Feld zu Tante Tyses verlassener alter Hütte. Das Gras drum herum war hoch aufgeschossen, als wenn die Jahre über, als er weg war, niemand hier gegangen sei. Er stellte das Grammophon hin, drehte sich nach der Tür um, wo sie stand. In ihren Augen war ein Leuchten, niemals würde er dieses Leuchten vergessen. "Ich hab davon geträumt," sagte er mit einer Scheu, wie ganz junge Menschen sie voreinander fühlen, "mit dir zu tanzen. Klingt ein bißchen verrückt, oder?" Er lachte, um den Worten die Schwere zu nehmen, denn sie klangen allzu bedeutungsvoll, und er wollte nicht, daß sie sich so anhörten. Er legte die Platte auf, trat auf sie zu. Der Raum war dämmerig, ein winziger Lichtstahl nur sickerte durch das zerfallene Dach. Er berührte sie, nahm sie in die Arme, und sie tanzten. In der alten grotesken Hütte mit einem Fußboden, der sich auf der linken Seite senkte, und den Wänden, die mit Spinnweben überzogen waren, tanzten sie. Tracy und sein Traumbild; und es war kein Staub mehr da, kein Dreck.

Sie hielten inne, während die Platte sich weiterdrehte, bis sie nur noch ein kratzendes Geräusch von sich gab; schließlich sah das Mädchen lächelnd nach dem Apparat; er beugte sich vor und stellte ihn ab ...

Dann sprachen sie miteinander. Er erzählte. Sie gingen hinaus, setzten sich auf die Treppe, und er sprach mehr, als er je in seinem Leben mit irgendjemandem gesprochen hatte. Nicht von den wichtigen Dingen, jedenfalls nicht viel, nicht von den alten Scherereien mit der Familie, von denen er früher so viel gesprochen hatte, sondern von kleinen Dingen. Von den alltäglichen, gewöhnlichen Dingen, die jedes Leben verschieden von jedem andern machten. Er erzählte ihr von den Leuten in seiner Kompanie, von dem Typ aus Newark und dem Burschen, der immer sein Gras mähen wollte; wie er an Sulphur Springs gedacht hatte, wenn er Durst bekam, obwohl er schwefelhaltiges Wasser nie hatte ausstehen können; wie er mal einen Offizier in

seinem Lastwagen hatte mitfahren lassen, der seine Großmutter in Macon gekannt hatte, und wie sie miteinander von ihr geredet hatten. Während rings um sie die Granaten platzten und der Laster durch Löcher und Regen holperte, hatten sie sich über diese nicht auf den Mund gefallene wuselige Predigersfrau unterhalten, die von der Gemeinde ihres Mannes wohl niemals vergessen werden würde. – Dann sprachen sie von der Zukunft. Von dem, was sie tun wollten. Zum erstenmal hatte er den Wunsch, für Non zu arbeiten. Und er wußte, er konnte es. Was immer er tat, ihr würde es recht sein, es würde das Richtige sein, es würde genügen; aber sie würde daran glauben, daß er mehr tun könnte, und dann würde er es selbst wollen. Er sprach davon, Geschäftsmann zu werden. Eine Kette von Tankstellen zu errichten. Damit wäre wohl Geld zu verdienen; er lachte. Vielleicht könnte er auch Politiker werden ... es müßte ja wohl allerhand getan werden ... hatte nie viel darüber nachgedacht, bis er mit den Kumpels in der Armee drüber geredet hatte, aber im Süden mußte wirklich allerhand getan werden – im ganzen Land – und nur die jungen Leute könnten das tun.⁹

"Oder", sagte er plötzlich, "wir könnten nach Frankreich gehen ... ich hab mich dort mit Leuten angefreundet ... ich könnte in einer Bank arbeiten ... Wir – "

Als er dieses Wort aussprach, ging etwas in Nonnies Gesicht vor, das ihn überraschte – als ob er tausend Kerzen angezündet hätte mit dem einen halb zu Ende gedachten Wort.

Dann standen sie auf, um zu gehen, denn es war spät, und er küßte sie. Zwischen ihnen war jener lichtüberströmte Augenblick eingefangen und für immer eingepreßt in ihre Erinnerung, dort, wo alles Sehnen, alles Träumen des einen sich trifft und mischt mit dem des andern.

Er verließ sie am Pförtchen, ging zu seinem Wagen, blieb eine Weile still sitzen, bevor er den Zündschlüssel drehte, und versuchte sein ganzes Leben in diesem einzigen Augenblick zu sammeln. Die alten Zedern hinter ihm dunkelten das Mondlicht ab, aber vor ihm lag taghell der Weg, und die beiden Reihen flaschenförmiger Bäume, die den Weg säumten, schimmerten und glimmerten in der Helligkeit.

Er fuhr nach Hause, stellte den Wagen ein, ging nach oben. Er hatte Lust zu rauchen, aber keine Zigaretten mehr, deshalb entschloß er sich, zum Drugstore hinunterzugehen. Er wollte noch ein bißchen gehen, er war voller Energie, erfüllt von einem Gefühl der Stärke, das er noch nie empfunden hatte, einer unbedingten Sicherheit. Whisky hatte sowas bei ihm nie hervorgerufen, es war kein Rauschgefühl. Er hatte einen klaren Kopf, war ruhig, gesund. Zum erstenmal, solange er denken konnte, fühlte er sich nicht hin- und hergezerrt – keine Zweifel, keine zwei Wege, keine drei Wege. Er wußte, was er wollte; wußte, was er brauchte; wußte, was er hatte.

⁹ In der Ausgabe Herbst/Winter 1943 von SOUTH TODAY (Lillian Smiths Zeitschrift) erschien ein Artikel von ihr unter dem Titel THERE ARE THINGS TO DO, der später als Sonderdruck eine Auflage von 250 000 Exemplaren hatte (cf. Anne C. Loveland: LILLIAN SMITH; 1986, S. 80).

Zum erstenmal wußte er, wer Tracy Deen war und was er suchte – und zum erstenmal in seinem Leben glaubte er an Tracy Deens Kraft, es zu erreichen.

Die College Street war ruhig. Die Häuser der Nachbarn waren stumm. Als er gegenüber dem Puseyschen Häuschen vorbeikam, dachte er gar nicht dran, daß Dottie dort wohnte. Alles war noch Tracys neue Welt, an deren Tür Nonnie stand.

Er hörte Stimmen. Gegenüber der Stille wirkten sie laut, aufdringlich, obwohl sie kaum über den durchschnittlichen Gesprächston hinausgingen. Unter der Straßenlaterne beim Drugstore stieß er auf Reverend Livingston und Roseanna. Der Reverend hatte seinen Predigerrock an, seine Frau Roseanna war in einer Art blauem Sonntagskleid mit Hut. Sie lachten herzlich; zu dieser späten Stunde hatten sie die Straße für sich allein, das schwarze Gesicht des Reverends runzelte sich vor Lachen, und er schwang beim Gehen übermütig seinen Spazierstock, auf den er sich bei der Begegnung mit Weißen gewöhnlich stützte. Roseanna schwebte neben ihm einher, denn sie war eine jener dicken Frauen, die so leicht auf den Füßen sind, daß ihr Gewicht wie ein von steifer Brise gewelltes Segel wirkte. Ihr helles Gesicht leuchtete vor Fröhlichkeit.

"Ja, wenn das nicht Mr. Tracy ist!" Roseannas Stimme verbeugte sich gleichsam bis zum Boden, als sie seinen Namen aussprach, aber er hörte auch den feinen Hohn heraus, der ihre Unterwürfigkeit durchzog wie ein Ritz mit dem Rasiermesser. Er hatte Roseanna ohne ihre für Weiße bestimmten Manieren ertappt, und es war, als ob sie sich diese jetzt hastig anzog, während sie mit ihm sprach.

"Nun, nun, wie steht's denn, Mr. Tracy?" fragte der Reverend in dem für die Kanzel und die Weißen reservierten Tonfall. "Willkommen daheim!"

Tracy hatte den Reverend zwar nie leiden können; er entschloß sich dennoch, ihm die Hand zu drücken. In seiner Familie war es üblich, einigen wenigen Farbigen bei besonderen Anlässen die Hand zu geben – den eigenen Dienstboten, einigen anderen, dem Reverend und den Greisen. Er schüttelte dem Reverend die Hand und sagte: "Wie steht's, Roseanna, wie steht's?"

"Sehr gut, Mr. Tracy, außer mit meinem Blutdruck. Sehr gut wirklich", seufzte Roseanna. Sie wußte, was sich für sie gehörte, verstummte daraufhin und überließ das Reden den Männern.

"Wann sind Sie angekommen, Mr. Tracy?"

"Heut früh."

"Also ganz frisch daheim?"

"Jawohl."

"Höchst erfreut, daß Sie wieder daheim sind. Hoherfreut, daß wir Sie wieder in Maxwell haben."

Und damit hätte die Sache zu Ende sein sollen. In der alten Zeit wäre das auch der Fall gewesen. Die beiden wären ins Negerviertel gegangen und wären vergessen

gewesen, und er wäre im Stadtteil der Weißen geblieben und hätte sie vergessen. Aber damit war es jetzt nicht getan. Wie sie da standen, zwischen Reden und Fortgehen, war es Tracy, als wiche ihm das Blut aus den Adern.

Er betrat den Drugstore seines Vaters, drehte eine Lampe über der Theke an, nahm sich ein Päckchen Zigaretten, setzte sich an einen der Tische.

Die Empfindung, die er hatte, war eine rein körperliche. Er war todmüde, das war alles, kein Wort fiel ihm ein, das seine Empfindung erklärt hätte. Er wußte bloß, daß er vor einer halben Stunde mit der Frau zusammengewesen war, die er liebte. Jetzt gab es dort ein farbiges Mädchen namens Nonnie. Das war's, sonst nichts.

Es war nicht so, daß er jetzt Tatsachen hier und Tatsachen dort sammelte und die beiden Haufen gegeneinander abwog. Die Anthropologen hatten bewiesen, daß es keine überlegene Rasse gab. Selbstverständlich, das wußte er. Aber Kumpels in der Armee hatten gesagt, der Süden verpulvert die Hälfte seiner Gelder damit, den Neger auf seinem Stand zu halten; wenn damit erst Schluß gemacht würde, stünden die Dinge wohl nicht mehr so schlecht hier unten. Das wußte er auch. Bücher wurden geschrieben, in denen das stand, die es belegten, ja: genau bewiesen! Er verbrachte nicht seine ganze Zeit mit Bücherlesen wie Laura, aber er wußte, was man in der Welt dachte. Er kannte die Tatsachen. Die hatten mit seinen Gefühlen nicht mehr zu tun als es mit dem Gefühl für die Mutter, die einen getragen hat, zu tun hat, daß man die Tatsachen über den Knochenbau oder über den Fortpflanzungsprozeß kennt.

Es gab da ein farbiges Mädchen namens Nonnie. Nur darum ging es.

Warum die zufällige Begegnung mit dem Reverend und Roseanna dies ausgelöst hatte, das wußte er nicht. Was er wußte, war lediglich, daß er dastand und die beiden anschaute, daß in seinem Innern eine Tür ins Schloß fiel und die neue Zeit, die neue Welt und mit ihr Nonnie aussperrte. Tracy stand einfach da auf dem Bürgersteig, wo er immer gestanden hatte, von den Gefühlen erfüllt, die ihn immer erfüllt hatten. Er war irgendwo gewesen ... vielleicht in einem Traum, vielleicht verrückt. Vielleicht war es die Nachwirkung eines Nervenschocks von einer Granate gewesen. Er mußte lachen. Oder er hatte an völligem Gedächtnisschwund gelitten – das schon eher! Vielleicht hatte er zwar nicht seine Erinnerungen, aber seine Empfindungen als Weißer verloren. Mußte noch dankbar sein, daß er nicht überhaupt sein Erinnerungsvermögen verloren hatte. Naja, jetzt war er geheilt – der Traum war zu Ende. Was immer er auch vergessen haben mochte darüber, wie er zu empfinden hatte: Roseanna hatte es ihm in Gedächtnis zurückgerufen. Ja, der Reverend hatte recht, er war heimgekehrt.

Er blieb im Drugstore sitzen, vergaß nach Hause zu gehen. Nach einiger Zeit merkte er, daß jemand ans Fenster klopfte. Er sah auf und erkannte das Gesicht von Crazy Carl gegen die Scheibe gedrückt. "Laß mich rein", rief der Typ. Tracy machte die Tür auf. Plump schob sich Crazy Carl rein. Er war groß und breit – schwerfälliger und größer als vor zwei Jahren, als Tracy ihn zum letztenmal gesehen hatte.

"Acy", die schwere Hand von Crazy Carl fiel auf Tracys Schulter. "Acy," sagte er, "Acy". Und Tracy wußte, daß das Carls Willkommensgruß in der Heimat war.

"Komm rein, Junge", sagte er freundlich zu dem Behinderten. "Wie wär's mit nem Fläschchen was zu trinken?" Er ging hinüber zur Sodafontäne, öffnete eine Flasche Coca-Cola, reichte sie Carl hin, der beglückt schlürfte und schlabberte, bis die Flasche leer war; dann ging er an den Verkaufstisch der Süßigkeiten und starrte so versunken auf die Auslagen, daß Tracy ihn vergaß.

Die trübe Lampe, die Tracy angedreht hatte, ließ den größten Teil des Ladens im Schatten. Die Sodafontäne sah neu aus wie damals, als er seinen Vater überredet hatte, sie einzurichten, ein halbes Jahr vor seinem Einrücken. Im Schaufenster waren immernoch dieselben Puderdosen, Parfümflaschen und Toilettenartikel, die er dort aufgebaut hatte. Vorher war das Fenster, solange er denken konnte, mit Reihen von Flaschen ausgefüllt gewesen: Abführmittel! Tut hatte zu viel mit seinen Patienten zu tun, um sich mit Dingen wie Schaufenstern abzugeben; es lag ihm sowieso nicht, irgendwelche Änderungen vorzunehmen.¹⁰ Doch die Puder und Parfüms und Coldcreams nach zehn Jahren Abführmittel ließen die Leute so etwas wie aufatmen, und die jungen Mädchen von Maxwell hatten bald ihrer Freude darüber Ausdruck gegeben. Tracy hatte die Bedienung an den vorfahrenden Wagen eingeführt, was den Drugstore zu einem sozialen Treffpunkt machte. Dazu hatte er Schuljungen angestellt, die nicht nur flinke Beine, sondern auch ein flinkes Mundwerk hatten, mit dem sie Kontakt fanden zu den Kunden; allerdings nicht zu vorlaut, um nicht die älteren Damen zu verstimmen, die zu ihren Ice-Cream-Sodas und Coca-Colas auch gute Manieren wünschten. Das Geschäft mit dem Sodaausschank ging immer besser, und damit auch die eigentliche Drogerie. Tracy hatte gemeint, damit könnte er sich für den Rest des Lebens beschäftigen, ohne daß es ihm allzusehr über würde. Die langen Geschäftsstunden machten ihm nichts aus – was sollte man schließlich sonst mit der Zeit anfangen? Gelegentlich mit Freunden aus der Umgebung zusammzutreffen, hatte ihm Spaß gemacht, und es fiel ihm nicht schwer, mit einer alten Frau vom Land zuvorkommend umzugehen, die meinte, im Drugstore würde noch immer Schnupftabak verkauft, oder mit den Freundinnen seiner Mutter aus der College Street. Die Leute merkten das und sagten sich: "Na, Tuts Junge hat sich auf den Hintern gesetzt, scheint's. Macht seine Sache gut. Der Drugstore bringt schönes Geld."

¹⁰ Der amerikanische Drugstore ist eine Kombination aus Apotheke, Drogerie und sozialem Treffpunkt (mit Getränkeverkauf); vor allem in kleinen Ortschaften wird er oft vom lokalen Arzt betrieben.

Ja, es war immernoch der alte Drugstore; so ging es ihm durch den Kopf, als er in dieser ersten Nacht nach seiner Rückkehr aus dem Feld dasaß. Die gleiche alte Welt. Es mußte ja so kommen ... wie eine Zeitbombe, tickt die Minuten runter. Der Augenblick kommt, – und die neue Welt fliegt in Stücke. Alles ist noch, wie es war. Bloß ist es nicht mehr dasselbe.



Tracy steckte sich eine neue Zigarette an; blickte über die Straße hinweg zum Haus der Puseys. Ja, ja ... alles dunkel.

Das alte gelbe Haus hinter ihm war dunkel. Und still. Oben schlief die Mutter. Dorothy hatte ihr Gebet gesagt und schlief. Prediger Dunwoodie hatte sein Tagwerk getan und schlief.

Komisch, wie er früher zu dem Drugstore eingestellt war. Nach seiner Heimkehr vom College, durchgefallen beim Zwischenexamen, war es nicht leicht gewesen, eine geregelte Tätigkeit aufzunehmen. Er machte sich im Laden nützlich, trieb sich ein bißchen herum, kaufte im Herbst für *Adams Mercantile Company* Baumwolle auf, spekulierte am Baumwollmarkt, verdiente sogar genug Geld, um sich einen Wagen zu kaufen, fuhr ihn in der ersten Woche nach einer durchzechten Nacht zu Schrott. Trieb sich wieder rum, das ödete ihn an ... dann studierte er einen Winter lang Jura. Eines Tages hatte Tut ihn sich vorgenommen und verlangt, er solle den Drugstore übernehmen. "Betreib das Geschäft auf deine Weise", sagte er. "Ich hab zu viele Patienten und der Laden braucht eine junge Kraft. Er gehört dir, Sohn, übernimm ihn." Aber eines Nachmittags fand er seine Mutter dabei, wie sie im Büro die Bücher durchging. "Kann ich dir behilflich sein, Mutter?" fragte er vorsichtig, freundlich, als er seine hochgewachsene, ernste Mutter Zahlen addieren sah. "Nein, Sohn", sagte sie, ohne aufzublicken. "Ich werfe bloß mal einen Blick in die Bücher." – "Wozu denn, Mutter?" Sie sah ihn ruhig an, ihre eckigen Kieferknochen hoben sich scharf ab in der trüben Beleuchtung des Raums. "Ich habe immer für Vater die Bücher überprüft – und immer sein Geld verwaltet. Bestimmt kann ich dir darin auch nützlich sein." Tracy hatte die Wand angesehen, hatte kehrt gemacht und das Büro und das Geschäft verlassen. Die folgende Nacht verbrachte er dann mit Henry in der Hütte und trank den Whisky, den Henry ihm von Zeit zu Zeit ingoß. Am nächsten Tag war er betrunken. Er ging nicht wieder in den Laden. Sprach mit seinem Vater nicht drüber, ging bloß nicht mehr hin. Sagte, er hätte genug davon, er werde wohl eine Zeitlang für Adams Baumwolle

verkaufen. Ja, ja ... er hatte den Laden übernommen, dann übernahm ihn eines Nachmittags die Mutter wieder. War schon lange her.

Heute nacht, als Tracy da auf den Stufen saß, schien es lang her zu sein. Eine lange Zeit, seit er mit den vielen Menschen im Drugstore zusammengesessen war, als er draußen in Sulphur Springs sich mit Harriet unterhalten und Dorothy vor der Veranda gute Nacht gesagt hatte. Lange her, seit Mutter eines Tages zu ihm gesagt hatte: *Du bist es Dorothy schuldig, einen Entschluß zu fassen*. Lange her, seit er mit Nonnie am Pförtchen gesprochen hatte. Eine sehr lange Zeit, seit er aus dem Krieg heimgekehrt war und – weiter fuhr, ohne drauf zu achten, wohin er fuhr ...

Jetzt verkündete da ein Schild: Weg gesperrt, Umleitung!

Ich bin schwanger und bin froh darüber.

Hinter ihm das Haus, in dem er geboren war. Alles schlief. Die schliefen alle. Tracy stand auf, reckte sich, drückte die Zigarette aus. *Herrgott ...*

Fünf

Als Tracy eintrat, war die Familie beim Frühstück, Dr. Deen schon fertig, Laura fing grade an. Mrs. Deen goß sich ihre erste Tasse Kaffee ein, sie hatte auf Laura gewartet. Es war ein Speisezimmer von der Art, mit der man, vielleicht allzu selbstverständlich, den Begriff *Südstaatenstil* verbindet. Mrs. Deen goß den Kaffee aus der alten silbernen Kanne ihrer Mutter ein, die bereits deren Mutter gehört hatte. Sie war unhandlicher als der elektrische Percolator, aber die Familie trank lieber gefilterten Kaffee, und Mrs. Deen benutzte lieber die Silberkanne. Eine Schale mit Feigen stand an jedem Platz und ein Silberkännchen mit dickem Jersey-Rahm neben Dr. Deens Teller. Henry hatte eben einen Teller voll heißer Muffins, frisch gebacken von Eenie, vor Mrs. Deen hingesezt und stand nun in Erwartung der Familienwünsche da – ein beinahe zwei Meter langes gutmütiges, schwitzendes Stück Hauspersonal. Neben den Semmeln stand eine kleine Kristallschale mit Butterkügelchen, die in der Hitze des Augustmorgens zusehens weich wurden. Auf dem Buffet standen Lilien, auf dem Tisch rote Rosen in einer Kugelvase. Die vielen Rosen staken dichtgedrängt in dem blauen Gefäß, grad so wie Tut sie im Garten zusammengesucht und reingesteckt hatte. Mrs. Deen oder Laura würden sie schon noch arrangieren.

Tut trank seinen Kaffee und las dabei das ATLANTA JOURNAL. Sein blaugestreifter Leinenanzug sah verschmuddelt aus und aus dem abschätzigen Blick, den Mrs. Deen darüber warf, konnte geschlossen werden, daß Papachen binnen längstens einer Minute aufgefordert werden würde, ihn gegen frischgewaschene Freizeitkleidung zu tauschen, ehe er seine Morgenbesuche machte. Tut las gutgelaunt seine Zeitung, hob seine Kaffeetasse mit der linken Hand hoch; er war kein Linkshänder, nur machte er gerne manches auf seine besondere Weise.

Mrs. Deen in ihrem dünnen blauen Kleid machte einen frischen, kühlen Eindruck, und ihr hoch und glatt zurückgekämmtes Haar stand kühlgrau gegen ihre blasse Haut.

Tut kicherte. Er las gerade die Seite mit den Witzen, und es stand zu erwarten, daß er jeden Moment aufsehen und seiner Familie etwas davon erzählen würde.

Laura sah ein bißchen lächelnd zu ihrem Vater hin, brach eine Semmel auseinander, bestrich ein kleines Stück davon mit Butter und blickte auf, als Tracy eintrat.

"Morgen, Mutter ... Dad ... – Bist du fertig mit deinem Buch?" Das letzte an Laura gerichtet.

Jemand hatte die Jalousien auf der Ostseite geschlossen, und die getäfelte Wand gegenüber war mit Sonnen- und Schattenstreifen überzogen.

"Fast. Bist du fertig mit deinem ... " Laura ließ ihren Satz unvollendet.

"Beinahe." Er zog die Brauen hoch, lachte, wandte sich Henry zu und bat um zwei Scheiben Speck.

Dr. Deen faltete die Zeitung zusammen, reichte sie seinem Sohn, bat Henry, den Wagen vorzufahren. Dann wollte er tatsächlich anfangen, ihnen etwas von der Humorseite zu erzählen: "Maggie – "

"Tut." Alma Deen sah ihren Mann an, tupfte sich die Lippen mit der Serviette ab. Tracy lachte in sich hinein. Laura lächelte, äugte durch ihre Brille zum Vater hinüber.

"Tut, dein Rock sieht aus, als hättest du stundenlang im Garten gearbeitet. Der frischgewaschene Freizeitanzug hängt in deinem Wandschrank. Henry, hole Dr. Deen seinen frischgewaschenen Rock."

Henry ging den Anzug und dann den Wagen holen. Als er ihn in der Anfahrt mit einem Ruck zum Stehen brachte, knirschte der Kies. Dann kicherte Dr. Deen draußen bei der Wiedergabe eines Vorkommnisses, das er gerade gelesen hatte. Henrys tiefes Lachen schallte durchs Fenster zu den dreien hinein, die kein Wort gesprochen hatten, seit Tut Deen aus dem Zimmer gegangen war.

Niemand sonst las die Witzbeilage. Alle tranken sie bedächtig ihren Kaffee; manchmal ging ein Blick zwischen ihnen hin und her oder zum Fenster hinaus.

Das Telephon schrillte durch die Stille. "Is Miss Dorothy", meldete Henry.

Mrs. Deen setzte ihre Tasse nieder, betupfte sacht ihre Lippen mit der Serviette. "Wen wünscht sie zu sprechen?" Beiläufige, ruhige Worte.

"Sie is auf Mr. Tracy aus, Ma'm", grinste Henry und zwinkerte Tracy zu, der aber tat, als sehe er den Blick nicht. Tracy goß seinen Kaffee herunter, schaute in die Tasse, schaute dann auf. "Kann ich noch etwas Kaffee haben, Mutter?"

Mrs. Deen goß ihm aus der Silberkanne Kaffee ein, goß Rahm nach.

"Keinen Zucker, bitte", sagte Tracy. "Sag ihr ... ich rufe später an."

"Tracy ... das kannst du wirklich nicht!" Laura brach ein Stück von ihrem Gebäck ab, während sie ihn mit einem flüchtigen Lächeln ansah. "Oder doch?"

Tracy lachte, trank seinen Kaffee.

"Er is grad nich da, Miss Dorothy." Henrys laute Stimme klang breit und schallend von der Diele ins Speisezimmer. "Gleich wenn er kommt, sag ich ihm bestimmt, er soll Sie anrufen. Jawohl, Miss. Dank schön, Miss." Henry lachte höflich in die Muschel hinein, hängte sachte das Hörrohr auf, kam mit dem Serviertablett ins Speisezimmer.

Tracy nahm das ATLANTA JOURNAL, trank seinen Kaffee weiter.

"Mutter –, ich gehe aus, ein bißchen tennisspielen."

"Es ist dreiundneunzig Grad im Schatten," sagte Laura, "falls dir das etwas sagen sollte."¹¹

"Dreiundneunzig hats immer ... das beste ist, man beachtet es nicht."

"Bist du zeitig genug zurück, damit du vor dem Gottesdienst noch ein Bad nehmen kannst?"

"Ich weiß nicht, Mutter."

"Aber du hast doch die Absicht, dem Morgengottesdienst beizuwohnen – ?!"

"Ich weiß nicht, Mutter." Tracy lachte.

Mrs. Deen sah ihn mit (wie sie glaubte) ausdruckslosem Gesicht an, dann wandte sie sich an Laura. "Ich habe doch das Gefühl, es ist unsere Pflicht, die Kirche bei dieser Seelenerweckung zu unterstützen."

"Warum denn?" fragte Laura mit plötzlicher Schärfe. "Warum denn eigentlich, Mutter? Es ist alles so ... ach, ich weiß nicht ... Gestern abend diese Fabrikarbeiter ... wie sie da im Sägemehl herumschlurften ..."

"Weil die Leute der Erweckung bedürfen", sagte Mrs. Deen, ohne auf Lauras Schilderung einzugehen. "Nie hat es in unserem Land eine Zeit gegeben, in der die Religion sich auf einem solchen Tiefstand befand wie jetzt. Seit dem Krieg sind die jungen Leute der Kirche entwachsen ... Mädchen rauchen ... in den Autos geschehen Dinge ... und nicht bloß junge Leute, nein, auch ihre Eltern sind –"

"Aber warum diese grobschlächtigen Versuche, uns für Gott zu gewinnen?"

"Ich höre solche Kritik nicht gern."

"Tut mir leid, Mama. Aber heutzutage zu unserer Rettung Methoden der Pioniere anzuwenden, scheint mir wirklich grobschlächtig. Wenn nicht schlimmer."

"Es handelt sich nicht nur um eine Erweckung für unsere Kirche. Es geht dabei um die Gemeinde als Ganzes. Manches daran mag von unserem Standpunkt aus ein wenig altmodisch oder unnötig erscheinen, aber nicht alle in Maxwell haben eure Möglichkeiten gehabt. Bruder Dunwoodie hat den Leuten eine Botschaft zu bringen, derer sie bedürfen, die gebildeten wie die ungebildeten. Vor allem sind es diese armen Fabrikarbeiter, die Gottes bedürfen. Und du mußt bedenken, daß keiner von uns je so gebildet sein wird, um auf die Religion verzichten zu können."

Schweigend trank Laura ihren Kaffee aus.

Tracy sah seine Schwester an, dann seine Mutter, lächelte wieder.

Es war nach diesem zweiten Lächeln, daß Alma ihre Tasse umstieß. Sie begann zu zittern, die Tasse rutschte, ein braunes Bächlein lief langsam auf das Tischtuch, vom Tischtuch herunter auf ihr Kleid, sie konnte sich nicht erinnern, daß ihr dergleichen jemals passiert war. Sie war tief verstört und ging, nachdem die Kinder das Haus

¹¹ 93°F = 34°C

verlassen hatten, in Lauras Zimmer. Beruhigung suchte sie, indem sie sich altvertrauten Alltagsbeschäftigungen hingab: sie räumte Lauras Schublade auf, ordnete die Bücher, sah ihre Kleider nach. Sie hatte sich wieder in der Gewalt.

Und dann fand sie den Ton-Torso. Sie fand ihn in Lauras Schubfach, in ein nasses Tuch gewickelt. Hüllenlos lag er in ihrer Hand, drangvoll, feuchtwarm, ein gleichsam trächtiges Etwas. Ein Klumpen nasser Schmutz. Sie konnte die Augen nicht davon abwenden. Reglos stand sie da, ein hellroter Fleck zeigte sich auf ihren Wangen; ihre verkrampften Kiefer verschoben ihr Gesicht, zerstörten die glasige Glätte, die Alma Deen das verlieh, was ihre Freundinnen hingerissen ihren *geistigen Ausdruck* nannten.

Sie hielt die kleine Figur in der Hand, starrte auf jede Einzelheit, als habe sie zum erstenmal Nacktheit vor Augen. Als ob alles, wovor sie sich gefürchtet hatte, in diesem Klumpen Dreck lebendig geworden wäre. Als wenn darin der Schlüssel zu Lauras Geheimnis verborgen läge und als ob Lauras Leben, in das sie stets so leicht hatte eintreten können wie in Lauras Zimmer, ab jetzt verschlossen sei vor ihr. In beidem hatte Alma sich bisher willkommen gefühlt ...

Sie blickte sich im Zimmer um. Es war von Laura so unzertrennlich wie ihre grauen Augen. Ihr Bett, ihre Bücher, ihr Schreibtisch. In diesem Schreibtisch verwahrte Laura ihre Schreibereien; als sie klein war, ihre Tagebücher; jetzt, da sie älter war, ihre Briefe. Und dadurch hatte Alma sich immer ausgekannt in den Gedanken und Stimmungen ihres Kindes, ebenso intim wie befriedigend. Als Laura älter und verschwiegener geworden war – mit jeder Heimkehr vom College schien sie weniger zu erzählen –, hatte sich Alma immer ausgiebiger auf das Geschriebene im Schreibtisch verlassen. Die Briefe von Lauras Freundinnen, ihr Tagebuch aus der Collegezeit waren wichtig für Alma. Und ebenso das Zimmer. Wenn Laura nicht da war, ging ihre Mutter oft hinein und setzte sich mit ihrer Näharbeit in den alten Lehnstuhl. Und gelegentlich, aber doch sehr selten, hatte sie in Lauras Bett geschlafen ... wenn sie sich Tuts Männlichkeit entziehen wollte. Wenn verzweifelte Sehnsucht sie überkam, schlich sie sich in Lauras Zimmer. Und in diesen Nächten hatte sie einen traumlosen, friedlichen Schlaf. Wie ein Kind hatte sie den ganzen Winter hindurch die Wochen bis zu Lauras Rückkunft gezählt. Und jetzt war Laura da, aber die Luft dröhnte von zugeschlagenen Türen ... die sie aus Lauras Leben ausschlossen. Sie war offenbar anders, zog sich zurück. Nahm keinen Anteil, zum Beispiel, was die Erweckungsversammlung anging. Jeder, der in einem religiösen Maxweller Haus aufgewachsen war, wußte, daß Erweckungen notwendig waren für die Gemeinde. Wie sonst sollte man die Menschen zur Führung eines anständigen Lebens bringen! Und trotzdem hatte Laura jetzt beim Frühstück an den Erweckungen Kritik geäußert, – auch noch ausgerechnet vor Tracy, der zum Besuch der Kirche erst ermuntert werden mußte, was Laura doch wußte. Und ihm hatte das Spaß gemacht!

Sie betrachtete die Tonfigur. Wenn immerhin etwas Schönes daran wäre! Aber nein, bloße Nacktheit! Wieso wandelte Laura die Lust an, nackte Dinge darzustellen? Ein Becken ... was war ihr da durch den Kopf gegangen, was trieb sie dazu, ein menschliches Becken darzustellen! Ein Mann, ein Knabe ... Es war verständlich, wenn Männer so unanständig waren ... sie schienen ja nun einmal so geschaffen. Aber die eigene Tochter ... brachte ihre Zeit mit der Darstellung nackter Leiber zu?! Zweifellos nannte sie das Kunst, und sie würde wohl dünne, verkniffene Lippen machen, wenn sie das aussprach. – Das also hatte sie getan. Jeden Tag war sie irgendwohin gegangen ... wie Tracy!

Alma kamen Erinnerungen an längstvergangene Tage. Einmal waren sie und die dreijährige Laura im Bibliothekszimmer, wo es ein bißchen luftig war, und sie hatte dagesessen und zugesehen, wie das Kind spielte, wie ein leises Lächeln auf dem ernsthaften Gesichtchen erschien und wieder verschwand. An dem Tag war Alma glücklich gewesen. Mit überraschender Klarheit erinnerte sie sich ihres Gefühls von Frieden, als ob das Kind Laura ein für allemal einen alten nagenden Zweifel beschwichtigt habe. Sie, die selten ohne Handarbeit war, hatte ruhig dagesessen, mit Händen, die so ruhig waren wie ihr Herz, und ihrem Kind zugesehen. Dieses Kind liebte sie. Sie liebte es. Stets würden sie einander verstehen. – Und dann war sie auf einmal herumgefahren, als sei etwas in das Zimmer hereingebrochen. Was ist es, fragte sie sich, tastete in Gedanken umher, wie wir mit den Händen tasten, wenn wir im Dunkel an etwas gestoßen sind. Tracy! – das Mittagessen, bei dem sie zuletzt mit ihm zusammengewesen war, schien so weit zurückzuliegen. Die ganze Welt war fern geworden außer der Insel, die Laura und sie selbst enthielt. Mit dem Gedanken an Tracy fiel die alte Last der Mutterschaft wieder auf sie. Hastig verließ sie den Raum, um nach ihm zu suchen ... und fand ihn mit seinem schwarzen kleinen Spielgefährten Henry hinter dem Küchenanbau. Nackt, unbekümmert um die siedende Hitze, kauerten die beiden vor einem umgestülpten Waschkessel und trommelten drauf herum, Schweiß triefte von ihren Gesichtern auf ihre Körper herunter.

"Wilde spielen wir", erklärte Tracy trotzig, nachdem Henry bei Almas Erscheinen wie ein geölter Blitz in die Küche zu seiner Mama verschwunden war.

"Wilde?"

"Jawollja. Wir spielen Afrika." Sechsjährige blaue Augen blickten in die ihren, ohne mit der Wimper zu zucken.

"Weshalb hast du dich ausgezogen, Tracy?"

"Zum Afrika spielen."

"Konntest du nicht angezogen Afrika spielen?"

"Nein, Mutti."

"Warum nicht."

"Weil Afrika nichts anhat."

"Wer hat dir das beigebracht? Henry?!"

"Nein, Mutti."

"Wieso hast du es also getan, Tracy?"

Störrisch: "Is'n Spiel."

"Hast du noch ... noch anderes getan?"

Er schüttelte den Kopf.

"Sagst du mir bestimmt die Wahrheit?"

Ihr Söhnchen antwortete nicht.

"Tracy, du mußt mir Antwort geben."

Er blickte sie an, das Gesicht rot übergossen, die blauen Augen dunkel vor Erregung, die Lippen zusammengepreßt. Schweiß lief an seinem Leib herunter, der mit Ruß vom Kessel beschmiert war.

"Du mußt mir antworten, Tracy!"

Er gab keine Antwort.

"Du weißt, daß ich dich strafen muß, weil du ungehorsam bist?"

Er fuhr fort, sie anzublicken, die Lippen immernoch fest zuammgepreßt.

"Du weißt, daß ich das sollte, Tracy?"

Er blieb vor ihr stehen, sah mit seinen blauen Augen unverwandt in ihre.

Vor Wut über das hartnäckige Schweigen des Kindes, über seine Weigerung, ihr recht zu geben, hatte Alma gebebt. Noch jetzt, da sie sich erinnerte, überkam sie der Zorn. Starrsinnig, ohne zu mucksen, hatte er gehorcht und seine dünnen Oberschenkel ihren Schlägen dargeboten. Nur ein paar leichte Hiebe mit einer Gerte vom Pfirsichbaum hatte sie ihm gegeben. Aber als er sich anzog, mit raschem, lautlosem Atem, und von ihr wegging, war es ihr, als habe sie ihn roh verprügelt. Fröstelnd bei diesem Gedanken war sie ins Zimmer zurück gelaufen, wo Laura spielte, hatte die Tochter an sich gerissen, um ihre verlorene Selbstachtung und den verlorenen Frieden wiederzufinden. Und Laura hatte sich an sie gekuschelt, ihre Wangen getätschelt, feuchte Küsse auf ihr Gesicht gedrückt, bis Alma wieder überschwemmt war von der Liebe des Kindes und dem tröstlichen Bewußtsein, eine gute Mutter zu sein.



Die ganzen Jahre über hatte Laura ihr wiedergegeben, was Tracy ihr weggenommen hatte.

Und als sie nun in Lauras Zimmer saß, die kleine Figur in der Hand, überfiel sie ein scheußlicher Gedanke: *Tracy richtet Laura zugrunde!* Nicht unmittelbar, sondern durch den unmerklichen Einfluß seiner Schwächen. Tracys zusammengekniffene Lippen, sein

Schweigen, seine Abkehr von der Familie, seine Weigerung, ein gesellschaftlich anerkannter Mensch zu werden, die langen Stunden, die er ... nun, wo immer er seine Zeit verbringen mochte, sie war schlecht angewandt ... soviel wußte sie. Und Laura mußte sich dessen bewußt sein, jetzt, wo sie erwachsen war. Verlor sie darum das Zutrauen zu ihrer Mutter? Glaubte sie, es sei ihr Fehler, daß Tracy ein Nichtsnutz, ein Versager war? Konnte sie so ungerecht sein, sie, die ihr immer so nahgestanden hatte, so liebevoll zu ihr war? Mußte sie nicht sehen, daß Alma ihr ganzes Leben lang geschuftet hatte, um aus dem Jungen etwas zu machen? War Laura im Begriff, *seine* Partei zu ergreifen... ?

Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte Alma sich einer Ohnmacht nahe und setzte sich hin. "Es ist die Hitze!" murmelte sie. Das Zimmer drehte sich um sie; einen Augenblick lang wurde ihr schwindlig.

Doch mit der nie versagenden Waffe ihres Glaubens an sich selbst kämpfte sie gegen den Zweifel an. Sie hatte recht. Sie konnte nicht im Unrecht sein. Mit unendlicher Geduld hatte sie Lauras Leben ins Werk gesetzt. Mit aller Sorgsamkeit hatte sie es aufgebaut. Nichts – *niemand!* – konnte niederreißen, was mit so viel Bedachtsamkeit und Gebet erbaut worden war. Ihr Atem ging ruhiger. Bestätigungen, die den Schmerz ihrer wunden Seele linderten, stellten sich ein ...

Lauras "Ja, Mutti", das sich wie ein Refrain durch die Jahre zog ... das eilige Hinstreben des Kindes in ihre Arme, nachdem es gestraft worden war ... oder später: "Liebe Mutter, ich habe ein gutes Buch da, du mußt es mit mir lesen!" ... Oder wenn sie fragte, "Was für ein Kleid ziehst du an, Laura?", und die Tochter antwortete: "Ich bleibe lieber bei dir zu Hause ..." – Und als sie dann fürchtete, das Kind könnte zu abhängig von ihr werden, hatte sie auf dem Collegebesuch bestanden, und wiederum hatte sich erwiesen, daß sie richtig gehandelt hatte, denn Laura brachte alljährlich Schulpreise nach Hause.

Alma atmete tief aus, löste ihre verkrampften Finger, blieb mit gesenktem Kopf sitzen. In letzter Zeit hatte sie gemerkt, daß sie etwas nervös war. *Lebensveränderung bringt das mit sich*. Sie durfte sich nicht gestatten, sich wegen irgendeiner Kleinigkeit verrückt zu machen. Schließlich und endlich ist dieses Tonkneten doch eine Kleinigkeit. Eine belanglose Spielerei. Die letzten Monate in Maxwell hatten Laura ruhelos gemacht. Wahrscheinlich hatte sie dieses Ding da nach einem Buch kopiert, ohne zu bedenken, daß es ... daß ... nun, daß es *nicht so nett* war. Irgendwo im Haus gab es ein Werk über griechische Skulptur. Obwohl das da nicht so sehr nach griechischer Skulptur aussah. Keine griechische Skulptur, die Alma je gesehen hatte, hatte so nackt ausgesehen. Merkwürdig immerhin: griechische Skulpturen waren nackt, aber es lag etwas Verfeinertes über ihnen, während das Ding da, mit seinen starken Wülsten, so nackt aussah wie – sie hatte einmal ihrer fetten alten Großmutter aus dem Nachthemd

geholfen und hingesehen – nun, so wirkte dieses Ding da. Und Künstlerisch war nichts an Großmama.

Sie erinnerte sich, daß es im Leben der jungen Laura eine überspannte Periode gegeben hatte, als diese sich nämlich einbildete, sie wolle eine Künstlerin werden. Mit der Lektüre eines Buches hatte es angefangen. Eines Tages schoß Laura mit leuchtenden Augen auf sie zu. "O Mutter, ich will Künstlerin werden!" Mrs. Deen hatte sich bemüht, liebe- und verständnisvoll zu lächeln, während sie erwiderte: "Ich bin überzeugt davon, mein liebes Kind, daß dein Buch interessant ist." – "Ja, das ist es auch, Mutter! Es macht mir Mut, es zu versuchen ... gibt mir Hoffnung, daß ich etwas tun kann ... wirklich etwas Bestimmtes!" Mrs. Deen blickte lächelnd in das erregte Gesicht. "Du kannst etwas tun. Mutter hat es schon ausgedacht für dich." Und Laura hörte zu; Alma erzählte vom College, von der Universität, von der Position einer Lehrerin an einem Mädchengymnasium. "Du bist doch alles, worauf ich meine Hoffnung setzen kann, Geliebtes", hatte sie wohl gemurmelt, dabei Lauras hellbraunes Haar aus der breiten Stirn gestrichen und ihr von ihrem Wunsch gesprochen, daß sie den philosophischen Doktorgrad erwerben solle. "Das würde dir doch Spaß machen, nicht wahr? Und ich würde so stolz sein auf dich. Es ist das, was ich selbst immer erreichen wollte." – Über Kunst wurde kein Wort mehr gesprochen. Und später steckte Alma das Buch einfach ins Feuer.



Doch dieser Sommer zu Hause ... das war ein Fehler gewesen. Sie hätten es übers Herz bringen sollen, Laura während des Sommers an der Universität zu lassen. Sie hätte nicht auf Tuts Gerede hören sollen, er wolle seine Tochter zu Hause haben. Laura sagte zwar, sie lege keinen Wert mehr auf den Doktorgrad; aber natürlich legte sie Wert drauf! Wer so begabt war wie Laura, mußte Wert darauf legen, Dr. phil. zu werden. Sie würde ihr schon ein bißchen zureden. Sie würden ihr nächtlichen vertrauten Aussprachen von früher wieder aufnehmen. Es war unsinnig von ihr, sich wegen eines Tonklumpens so aufzuregen.

Mrs. Deens Augen zeichneten die Kurve der Brüste, die Rundung des Bauches nach; bewegten sich unerbittlich abwärts, verweilten, sahen die Figur jetzt durch den matten Schleier vertrauenswürdig Mütterlichkeit. Sie war bisher allen Anforderungen gerecht geworden, die Lauras Leben an sie stellte. Auch dieser vermochte sie ihre Sorge angedeihen zu lassen. Sie stand auf. Ihr Gesicht war ruhig, ihre Kinnbacken bildeten rechte Winkel, nur die Flügel ihrer hoch angesetzten Nase zitterten, als sie einen tiefen, ruhigen Atemzug tat. Dann aber packte sie die Figur mit ihren derben weißen Händen,

knetete, preßte und quetschte sie mit betonter Langsamkeit, bis sie zu einem formlosen Klumpen geworden war; dann ging sie mit raschem Schritt durch die Diele, an Eenie vorbei durch die Küche zur hinteren Veranda und warf den Klumpen in den Kehrichteimer. Dort lag er dann zwischen entkörnten Maiskolben, Okrastengeln, Tomatenschalen – genauso wie die Kuchen aus nassem Sand, die Laura als Kind zu backen pflegte; nichts als ein weiterer Dreckhaufen, wie sie Alma früher vom Spielplatz ihrer kleinen Tochter weggekehrt hatte.

Eine Weile blieb sie noch draußen stehen, sah hinaus auf den Hintergarten, geblendet von der Sonnenglut, empfindungslos, als ob ihre Körpervorgänge stillstünden, gehemmt durch irgendein Hindernis, dem sie – wie sie nun eben war – nicht ausweichen konnte. Worte ohne irgendwelche Empfindungen gingen ihr durch den Kopf. *Laura muß zurückfahren ... Sie hat hier nicht genug Beschäftigung ... Das darf er ihr nicht antun ... Ich erlaube es nicht ...*

"Missus Deen," rief Eenie von der Küche her, und modellierte ihre Stimme dabei zu einer süßlichen Mischung von Unterwürfigkeit und Vorwurf, "is schon nach elwe auf der Uhr, un die Leut singen sich schon die Kehl ausn Hals, drüben ins Bethaus."

Mrs. Deen drehte sich um und ging zurück in die Küche. Als sie am Kehrichteimer vorbeikam, zitterte Lauras Gesicht vor ihren Augen, wie ein auf- und abhuschender Schatten.

"Mache Feigeneis für Fräulein Laura," sagte sie mit Augen, die ins Leere schauten, "und hole mir bitte meinen Hut; ich habe mich verspätet."

In der halbdunklen Diele, vor dem alten Standspiegel, der ihrer Mutter gehört hatte, setzte sich Mrs. Deen sorgfältig ihren breitrandigen weißen Hut auf, puderte sich sorgfältig die Nase, glättete sich die starken schwarzen Brauen, während ihre grauen Augen fest und ruhig aus dem Spiegel zurückblickten, nahm ihre weiße Handtasche und ein leinenes Taschentuch sowie von der Konsole ihr Gesangbuch. Von der Haustür aus rief sie Eenie zu, falls Laura heimkomme, solle sie ihr sagen, sie sei in der Kirche.



Die Nacht war lang, eine öde Strecke Zeit für Alma Deen, wie sie da an der Seite ihres schlafenden Gatten lag und über ihre beiden Kinder nachdachte. Tut schnarchte. Sie berührte seine Schulter. "Tut," sagte sie, "du schnarchst."

Tut rollte sich zu ihr herum, seine Hände tasteten schläfrig, legten sich auf ihre Brust. Sie stieß ihn weg, rückte an den Rand des Bettes. Tut legte sich auf den Rücken, schnaufte.

"Leg dich auf deine Seite hinüber, Tut!"

Tut nuscelte irgendwas, spreizte seine Beine, legte seinen Fuß auf Almas Hüfte. Wie ein Klotz lag er darauf. Alma stieß den Fuß weg. Ihr glattes Gesicht verzog sich vor Ekel.

Manchmal war alles, an was sie sich aus ihren und Tuts gemeinsamen Nächten erinnern konnte, daß sie sein Bein von ihrem Leib entfernte. Schon wie Tut schlief, hatte geradezu etwas Lasterhaftes, er ließ sich gehen, so ... so unbeherrscht gewissermaßen. Oft hatte Alma an nebeneinanderstehende Einzelbetten gedacht, aber sie konnte den Zweifel nicht aus ihren Herzen vertreiben, ob es recht sei, wenn Mann und Frau getrennt schliefen. Das alles war ihr etwas unklar, aber das Zusammenschlafen, bei kalter wie heißer Witterung, schien ihr doch ein notwendiger Faden im Gewebe der Ehe zu sein, dessen Zerreißen das Ganze in Verwirrung und zur Auflösung bringen konnte.

Bloß wie, darüber war sie sich nicht im klaren. Dennoch war sie überzeugt, daß die Gewohnheit ihrer Eltern, in getrennten Zimmern zu schlafen, der Grund dafür war, daß ihr Familienleben nicht so glücklich war, wie es hätte sein sollen. "Am Sonntag kann ich deine Predigten aushalten," pflegte ihre Mutter zu sagen und dabei den Kopf hochzuwerfen und vergnügt zu lachen, "wenn ich dich aber noch im Schlaf reden hören sollte, das würde über meine Kraft gehen!" Und dann stimmte Vater in ihr Lachen ein, als habe sie etwas Witziges gesagt. Er schien Freude an ihr zu haben, ohne daß sie irgendetwas getan hätte, wodurch sie sich das verdient hätte. Vater wäre einer der großen Männer der Methodistenkirche in den Südstaaten geworden, wenn Mutters frivole Anschauungen nicht gewesen wären. Mit ihrem Geld und ihrer einflußreichen Familie hätte sie Vater sehr helfen können, aber es schien sie gar nicht zu kümmern, ob ihr Mann Bischof würde oder nicht. "Dein Vater ist nicht aus dem Stoff, aus dem man Bischöfe macht, liebes Kind. Mach ihn nicht unzufrieden. Er ist ein braver Mann, gottesfürchtig und grade recht für das Pfarramt in einer Kleinstadt wie Maxwell. Und was mich angeht, ich fände es ekelhaft, eine Bischofsfrau zu sein." Und dabei hatte sie gelacht.

Alma sah sie vor sich: dunkel, blauäugig, mit braunem, lockigem Haar, groß und schmal. Ein Krägelchen hatte sie immer getragen und Ohringe und Veilchen-Toilettenwasser benutzt, und so oft eine Unterhaltung sie interessierte, hatte sie ihr Taschentuch fallen gelassen und gesagt: "Ach, wie unachtsam ich bin!" Und das war häufig der Fall, denn jedes Gespräch, so blödsinnig es auch sein mochte, fand Rosas Interesse.

"Meine Tochter war nie einverstanden mit mir", pflegte Rosa Mathews zu ihren alten Maconer Freundinnen zu sagen – oft auch vor Alma selbst. "Nein," sagte sie dann und strich über Almas glattes Haar, "sie ist nicht ganz einverstanden mit ihrer Mutter. Ach du meine Güte," lachte sie dann und warf ihren Kopf zurück, daß ihre Ohringe funkelten, "wo hat das Kind seine Ideen her, habt ihr eine Ahnung?" Wenn sie das hörte,

haßte Alma manchmal ihre Mutter, später aber lernte sie, sich zu sagen: *arme Mutter*, und sie in gewisser Weise zu bedauern, – sofern es ihr gelang zu verdrängen, um wieviel mehr sie ihren Vater bedauerte. Mutter hatte sie für ein Jahr aufs College geschickt. Danach bestand sie darauf, daß sie Verwandte in Macon besuchte. "Intellektuelle mag ich nicht! Alles, was ich von dir erwarte, mein Kind, ist, daß du ein normales Mädchel wirst und dich amüsiert." Und hatte Almas aschblondes Haar gestreichelt. "Ich möchte, daß du die Jungen von meinen Freundinnen kennenlernst; irgendwas wird schon dabei herauskommen," sagte sie, "obwohl andererseits ... denk dran, Alma, eine kleine Unbesonnenheit hat oft ... große Wirkung!" Und als Alma rot wurde, lachte Mutter lustig auf und fächelte sich heftig mit ihrem lächerlichen japanischen Fächer.

Als dann aber der junge Tut Deen um ihre Hand anhielt, der grade mit seinem Medizinstudium fertig war und auf dessen Approbation zur Ausübung einer Praxis die Tinte noch nicht trocken war, schien es Alma, als wenn jemand eine Pforte aufgetan hätte, die auf eine Straße in die Ferne führte.

"Ob sie ihn heiratet oder einen andern", sagte Rose zu ihren Maconer Freundinnen, diesmal aber nicht vor Alma. Sie war auf ein paar Tage in das alte Haus der Familie heraufgekommen, kurz nach der Bekanntgabe von Almas Verlobung. "Er ist aus einer guten Familie in Georgia, und er wird zwar nicht grade die Welt mit Feuer und Schwert erobern, aber er wird immer eine gutgehende Praxis haben. Schließlich wird auch Alma die Welt nicht erobern mit ihrem Durchschnittsgesicht und der Figur ihres Vaters, Gott segne ihn." Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte fröhlich. "Man muß ja wohl die Kinder so nehmen, wie sie einem der Herr schickt. Immerhin ist es erstaunlich, was Er einem zuweilen schickt." Dann wandte sie sich gutgelaunt Ellen Williston zu, ihrer besten Freundin, die das Nähkränzchen zu ihrem Empfang zusammengerufen hatte: "Du weißt ja, Nell, wenn grade ich ein Kind wie Alma zur Welt gebracht habe, ist das erstaunlich. Ich kann es mir nur erklären, indem ich dem männlichen Teil eine wirklich große Potenz zuerkenne ... – Dieser Hühnerfleischsalat ist herrlich!"

Die Damen kicherten. "Alma ist viel besser, als du es verdienst. Sie ist ein braves Mädchel."

"Ja, das ist sie allerdings! Jedesmal, wenn ich sie ansehe, ist mir, als läse ich ein Kapitel aus der Bibel oder sagte ein Gebet auf."

"Rosa! Ich schäme mich für dich!"

"Aber sie soll eine wunderschöne Hochzeit bekommen," – Rosas tiefblaue Augen funkelten – "an die sie stets mit Freuden zurückdenkt." Sie stellte ihren Teller ab. "Also, jetzt wollen wir mal ernsthaft reden und entscheiden, was für ein Hochzeitskleid meiner Tochter am besten stehen wird." Die Damen machten sich an die Pläne für die Hochzeit, knieten sich mit Begeisterung in jedes Detail und dann war die jugendliche

Alma Mathews mit dem Durchschnittsgesicht und dem vierschrötigen Knochenbau zwischen weißem Tüll und Atlas und Maiglöckchen, Hochzeitskuchen und Empfang, prächtigen Geschenken von den alten Maconer Familien und bescheideneren von den Maxweller Gemeindegliedern die Braut von Dr. Tutwiler Deen geworden, – indes ihre lange, dünne Mutter, höchst amüsiert von dem ganzen Trubel, als Festleiterin fungierte und alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten mit geschickter Hand dirigierte. Alma hatte mit dem rothaarigen, sommersprossigen Jüngling Tutwiler Deen vor dem Altar gestanden, und es hatte sie in der Kehle gewürgt bei dem Gedanken, daß sie den Vater mit der Mutter alleinlassen mußte. Und mit ihrem Eheversprechen gelobte sie zugleich, Tut eine wirkliche Lebensgefährtin zu werden, die ihm in seiner Karriere vorwärtshelfen und auch sonst überall beistehen würde, wo er des Beistands bedurfte, und sie würde ihren Kindern all das sein, was ihr Rosa nie gewesen war.

Sie war Tut eine gute Gattin geworden, indem sie sich still, ohne Widerrede, seinen Umarmungen unterzog – obwohl dieser Bestandteil der Ehe Alma etwas unsauber und ausgesprochen unbequem vorkam –; indem sie die Honorare eintrieb, was Tut niemals tat; indem sie Geld sparte und anlegte; indem sie gewissenhaft die Telefonate für ihn annahm; indem sie Tut davon abhielt, zuviel angeln zu gehen und seine Praxis zu vernachlässigen, die dann auch wirklich Jahr für Jahr gewachsen war. Immer in Gedanken an ihre Mutter hatte Alma ihren Tut angespornt.



Als sie jetzt aber neben ihrem schlafenden Mann lag, dachte sie nicht an ihn, sondern an Laura und Tracy. Den ganzen Tag über hatte sie über ihre beiden Kinder nachgedacht. Sonderbar ... man tut alles für sie, man zieht sie gewissenhaft auf; dann werden sie erwachsen und sind Menschen, die man nicht zu kennen scheint.

Sie war glücklich gewesen, als ihr erstes Kind kam. Das Bewußtsein ihrer Schwangerschaft erfüllte sie zunächst mit einer plötzlichen Angst, die sich langsam zu Stolz wandelte. Von Anfang an kümmerte sie sich sorgfältig um das Kind, stillte es regelmäßig, nahm es nicht hoch, wenn es schrie, und selbst Tut anerkannte, wie angemessen und förderlich ihre Pflege war. Dann kam Mutter.

Eines Tages kam sie angetänzelt, auch ihre Augen tanzten. "Die ganze Fahrt von Hawkinsville her" – dorthin war ihr Mann versetzt worden – "hab ich in dem Gedanken geschwelgt, jetzt Großmama zu sein. Ja, mein, Kind, den Anfall habe ich überstanden. Vollkommen. Brauchst mich nicht zu umsorgen! Nie im Leben habe ich mich gesünder gefühlt. Niemals! – Also, jetzt wollen wir mal das Kerlchen ansehen." Und Alma hatte

stolz die Mutter ins Schlafzimmer geführt, wo der kleine Tracy in der Wiege lag. "Du hast zugenommen, Alma. Gib deinem Appetit nicht nach, liebes Kind. Stillst du ihn etwa selbst? Nein? Gut; es ist besser für deine Figur und dein Aussehen, wenn du es nicht tust. Ich entsinne mich, daß ich dich eine Woche lang gestillt habe. Eine schreckliche Woche! Dann ließ ich Mammy kommen und sagte ihr, sie solle es so gut machen, wie sie kann; für mich war Schluß damit." – Solange sie lebte, würde sich Alma an das Rascheln von Mutters Röcken und den Geruch zerdrückter Veilchen erinnern, der bei jeder Bewegung das Zimmer durchströmte. Stets würde Alma ihre Ohrringe funkeln sehen. Wie ihre Mutter strahlte und sprühte.

Rosa nahm ihre Brille ab, beugte sich über die Wiege. "Das ist also das Kind." Sie schaute auf das kleine Wesen herab. "Er wird von Geist erfüllt sein." Ihr leuchtendes, lebhaftes Gesicht wurde ruhig und sanft. "Es könnte mein eigener Sohn sein", flüsterte sie, nahm ihn hoch, und das Kind lächelte bei ihrer Berührung. "Nun," sagte Rosa und schaute ihre Tochter strahlend an, "ich muß zugeben, du hast mit deinem Erstgeborenen bessere Arbeit geleistet als ich mit meinem."

Alma wußte, daß ihre Mutter immer herausagte, was ihr durch den Kopf ging, und versuchte über diese Taktlosigkeit zu lachen, ihren alten Schmerz wegzulachen, aber statt dessen weinte sie. Mit dem Blick auf das Kind in den Armen ihrer Mutter heulte sie los. "Ich will es nicht", sagte sie verbittert und wandte sich ab. "Ich will es nicht!" rief sie und spürte, daß es ihr ernst war mit diesen Worten.

"Natürlich nicht", sagte ihre Mutter heiter. "Eine Menge Frauen wollen das erste Kind nicht. Du wirst dich schon dran gewöhnen, meine Liebe."

Danach kam Tracy ihr nie mehr ganz als ihr Kind vor. Er gehörte Mutter. Und Mutter dehnte ihren Besuch auf Wochen, dann auf Monate aus und kehrte nur gelegentlich einmal nach Hawkinsville zurück. Mutter blieb einfach da und spielte mit dem Kind, erklärte ihr, wie sie es aufziehen müsse, nahm es hoch, wenn es schrie, gab ihm zu trinken, wenn es weinte, gab ihm einen süßen Schnuller, verdarb seine gute Erziehung, bis es Alma geradezu vorkam, sie wolle bewußt verhindern, daß sie selbst sich als gute Mutter bewähren konnte. Manchmal war es schwer, Rosa nicht aus dem Haus zu weisen.

Als Alma wieder schwanger wurde und ihre Mutter den Wunsch äußerte, den kleinen Tracy für eine Zeitlang zu sich zu nehmen, war es leichter, ihr den Willen zu lassen, als dagegen anzukämpfen. Aber obgleich Alma wußte, daß sie in einem Zweikampf mit ihrer Mutter die kürzere ziehen würde, wußte sie zugleich tiefinnerlich, daß sie niemals jemand anderem nachzugeben brauchte. *Niemals!* Und sie fühlte, daß sie durch diese Gewißheit stark und fest und sicher wurde.

In der Pflege von Almas zweitem Kind mischte Mutter sich nicht ein. Als Laura kam, sagte sie nur: "Macht den Eindruck eines schönen und gesunden Kindes, Alma", und zeigte kein weiteres Interesse an ihr.

Eines Tages dann hatte Mutter beim Erzählen einer ihrer lustigen Geschichten so herzlich gelacht, daß sie tot umfiel. Noch lächelnd habe sie, so wurde erzählt, zusammengeschrumpft auf dem Kaminvorleger gelegen. Und dann habe sich eines ihrer Ohrgehänge gelöst und sei leise zu Boden geklappert – für immer und ewig das letzte Geräusch, das Rosa Mathews verursachte.



Es war ein langer, heißer, ermüdender Tag und eine ebensolche Nacht gewesen für Alma Deen. Doch als sie nun im Dunkeln neben ihrem schlafenden Gatten lag, fühlte sie, wie ihre Kraft sich wieder einstellte. Und da sie ihrer Aufgabe ins Auge sah, empfand sie, daß sie ihr gewachsen war. Stets hatte Gott Alma die Kraft verliehen, ihre Familienpflichten zu erfüllen.

Sie hatte richtig gehandelt, als sie Tracy bei Bruder Dunwoodie angemeldet hatte. Aber sie wußte, Tracy würde es nicht recht sein. Sie scheute sich, es ihm mitzuteilen. Sie wußte aber auch, daß Tracy nie zu dem Prediger hingehen würde, wenn sie die Sache nicht in die Hand nähme. Tracy würde ihm ausweichen – wie er allen Leuten auswich, die ihm helfen wollten. Ja, er hatte die Begabung seines Vaters, Entscheidungen auszuweichen.

Sie lauschte auf Tuts regelmäßige Atemzüge. Er schlief wie ein Kind.

Es war ihr nicht leicht gefallen, aber sie hatte getan, was sie für richtig hielt. Bruder Dunwoodie hatte gewaltigen Einfluß auf junge Leute. Von hunderten junger Leute im ganzen Süden war bekannt, daß ihr Leben sich nach einem Gespräch mit ihm wie durch ein Wunder gewandelt hatte. Er verstand sie, er wußte sie zu nehmen. –

Sie hatte erwartet, daß Tracy verärgert sein würde, als sie ihm mitteilte, was sie getan hatte, aber auf die entsetzliche Grobheit, mit der er sie angefahren hatte, war sie nicht gefaßt gewesen. In seinem ganzen Leben hatte er nicht mit ihr gesprochen wie heute. Das tat so weh – tat weh wie die Sachen, die Mutter früher gesagt hatte. Als Alma jetzt ihrem Sohn gegenüberstand und nur mit Mühe die Fassung wahrte, hätte sie sich am liebsten gehenlassen und laut herausgeweint.

Eine Träne rollte ihr die Backe hinunter, wie sie da im Dunkel lag und über den Tag nachdachte. Es ist hart, wenn man seinen Kindern sein Leben opfert und nur Undank von ihnen erntet, bei allem, was man tut. Alma weinte lautlos in das Kopfkissen hinein. Weinte, wie sie seit Jahren nicht geweint hatte. Es wäre so leicht, den Kampf

aufzugeben ... furchtbar leicht, wenn man sich ohnehin nicht wohlfühlt, das Klimakterium als Ausrede zu benutzen und einfach alles aufzugeben ...

Tut warf sich unruhig hin und her, streckte seine Beine weit von sich.

"Rück' hinüber, Tut."

Tut rückte hinüber, tastete herum, berührte ihren Rücken, ihren Unterleib. Seufzte.

Alma putzte sich rasch die Nase. Die plötzliche Schwäche war vorübergegangen, und sie fühlte ihre Kraft wiederkehren. Lebensveränderung bringt seltsame Anfälle mit sich. Sie durfte ihren Gefühlen nicht nachgeben.

Tut legte sein Bein auf sie.

Alma schob Tuts Bein von ihrer Hüfte weg und rutschte zur äußersten Bettkante hinüber.

Sechs

Tracy drehte den Zündschlüssel um, drückte den Anlasser. Er hatte spät gefrühstückt, um seiner Mutter auszuweichen. Immerhin hatte er gerade noch zeitig genug gefrühstückt, um die Verabredung mit Bruder Dunwoodie für neun Uhr einzuhalten. Selbst um neun war es schon heiß. Der Tag konnte ja gut werden! Langsam fuhr er die College Street hinauf, auf das Wohnhaus der Familie Harris zu, vorbei an einem Haus nach dem andern, alle zurückgesetzt hinter ihre mehr oder minder große Rasenfläche. Hier und da fegte ein farbiges Mädchen vor einem der Häuser die Veranda oder den Zugangsweg, kehrte mit langsamen Bewegungen Moos, Sand und welke Eichenblättchen weg, sang leise dabei oder sprach vor sich hin. Ein Kind lief durch das Gras, blieb stehen, zog sich einen Kaktusstachel aus dem Fuß, humpelte weiter, grientete, vergaß den Schmerz plötzlich wieder, lief von neuem los. Drüben über der breiten Straße, in deren Mitte die Bahngleise verliefen, lag das geißblattumrankte Häuschen der Puseys. Jemand saß da in der Hollywoodschaukel. Er mochte nicht hinschauen. Weder wollte er sehen, wer in dieser Schaukel saß noch wer heute morgen in irgendeiner Schaukel saß.

Er war unterwegs zu einer Unterredung mit dem Prediger. Wenn Gus oder sonst einer von den Jungs gestern mit ihm gewettet hätte, daß er heute morgen den Prediger besuchen würde, hätte er gelacht und gesagt, eher würden sie ihn in der Hölle wiedersehen. Aber jetzt war es soweit ... er fuhr wie ein braver kleiner Junge zu dieser Unterredung mit dem Prediger ... über sein Seelenleben. Wenn er wenigstens daran glauben würde, daß er oder irgendwer anders überhaupt eine Seele hätte, dann hätte das doch immerhin noch ein bißchen Sinn.

Das wird verflucht unangenehm werden! Eigentlich brauchte er sich gar nicht drauf einzulassen. Fahr einfach um den Block herum, geh nach Hause ... ja, zum Teufel, das möchtest du wohl ... Aber da steht er schon am Tor, bequem dagegengelümmelt, ein großer, muskulöser Mann. Eigentlich seltsam, daß ... ja, wieso ein solcher Mann jemals Prediger werden konnte. Paßt ja gar nicht zu ihm ... ein Sportler, Fußball vielleicht ... aber doch nicht predigen. Einen Prediger stellte man sich weichlich vor, kurzatmig – außer auf der Kanzel. Großvater war im Alter schwabbelig, reizbar, solange er nicht betete oder predigte. Tracy sah ihn immernoch vor sich mit seinem rosigen Gesicht, den blauen Augen, dem dicken, schneeweißen, hochauf zurückgestrichenen Haar, wie er auf seinen Haferbrei hinunterschaute, als wenn er Tränen hineingießen wollte. Komisch, sich so an den eigenen Großvater zu erinnern, aber so hatte er ihn nun einmal im

Gedächtnis. Aber die Leute sagten, wenn Großvater predigte, dann erfüllte er die Herzen mit dem Frieden Gottes. Vielleicht war Großmama daran schuld. Großmama war zäh wie Leder. Vielleicht waren Großpapas Nerven so zum Reißen dünn geworden, weil er sich Tag für Tag an ihr reiben mußte. – Obwohl er selbst nie dieses Gefühl bei ihr hatte, wenn auch anscheinend alle anderen. Mit mir war sie anders, lieb ...

Der Prediger hatte ihn gesehen, langsam drehte er sich um. Im nächsten Augenblick würde er etwas äußern. Jetzt hob er den Arm, sprang mit einem Satz über den Zaun, ganz leicht, ohne Umstände. Gut im Gleichgewicht. Was veranlaßte den Mann wohl, diesen Körper auf einer Kanzel zu verplempern? Was hielt diesen Mann wohl im Bann? Vor Jahren hatte Tracy einmal gesehen, wie er zur Untermalung seiner Predigt an der großen Zeltstange hochgeklettert war. Ja, das hatte der gemacht, und er hatte über diesen fantastischen Unsinn gelacht, alle Jungen, die auf der letzten Bank saßen, hatten auch gelacht, aber eben darum hatten sie ihn ganz gern gemocht – wer es für leicht hält, eine hundert Meter hohe Stange hinaufzuklettern, soll's erstmal versuchen –, und fünf von den Jungs, die mit ihm zusammengesessen und gelacht hatten, bekannten sich zur Kirche, ehe die Betversammlung noch aus war.

Der Prediger schüttelte sein dichtes schwarzes Haar aus der Stirn und sagte: "Sie kommen ja pünktlich auf die Minute."

Tracy lächelte, brachte den Wagen zum Stehen. "Wird kühler sein, wenn wir spazierenfahren, meinen Sie nicht auch?"

"Ist mir recht." Bruder Dunwoodie stieg ein.

"Wie wär's mit einer Coca-Cola vorher?"

"Fein wär's", sagte der Prediger und schob seine breiten Schultern an der Rücklehne bequem zurecht.

Tracy hielt vor Deens Drugstore, bestellte zwei Coca-Cola.

"Geht nichts über eine Coca-Cola zum Abkühlen. Der alte Asa Candler hat schon das Richtige getroffen, als er ein alkoholfreies Getränk einführte in –"

"In den trockengelegten Gegenden?" Tracy sah den Prediger schmunzelnd an. Aber vielleicht würde der das nicht witzig finden.¹²

Der Prediger lachte. "Nun, denken Sie mal drüber nach: wenn man jemandem seinen Schnaps wegnimmt, so ist es dem Herern wohlgefällig, wenn man dem Mann dafür irgendeinen süßen Schnuller gibt. Die Candler haben schön verdient, muß wohl Gottes Wille gewesen sein." Der Prediger warf den Strohalm weg, nahm sein Glas in die Hand.

¹² Von 1920 bis 1933 gab es in den Vereinigten Staaten ein landesweites Verbot der Herstellung, des Transports und des Verkaufs von Alkohol (Prohibition). Schon seit etwa 1850 hatte es gesellschaftliche Kämpfe um das Alkoholverbot gegeben. Bis 1916 war die Prohibition in 23 Staaten eingeführt, in 17 davon durch Volksabstimmung. – Asa Candler begründete 1892 in Atlanta die Coca-Cola Company. Er war zeitweise Bürgermeister von Atlanta.

Tracy ... Mutters Stimme hatte gezittert, aber ihre Augen hatten unverwandt in seine geblickt. *Ich habe dich für morgen früh um neun Uhr bei Bruder Dunwoodie zu einer Besprechung angemeldet.* Das ging ihm nicht aus dem Kopf.

Du hast ... wiederhol das bitte, Mutter!

Ich denke, du hast mich verstanden.

Ja ... aber ich möchte dir die Möglichkeit geben, zu sagen, ... daß es nicht stimmt. Er hatte sich bemüht, ruhig zu sprechen. *Diese gottverfluchte Einmischerei in –*

Tracy!

Verzeih mir, Mutter ... Nie im Leben hatte er so mit ihr oder einer anderen Frau gesprochen. Wie konnte er nur so den Kopf verlieren, wie konnte er ... Er hatte die Mutter angestarrt, sie war empört von dem, was er gesagt hatte ...

"Gutes Coke habt ihr hier."

"Ganz gutes, ja."

Mit einer Stimme, glatt und entschieden wie Gottes Richtspruch, hatte sie gesagt: *Solang du lebst, habe ich dich nicht so reden gehört. Es sieht aus, als ob ... als ob du bewußt dein Leben zerstörst, als ob du sowas mit Vorsatz tust.* Was in aller Welt konnte sie damit gemeint haben? Sie hatte innegehalten, dann wieder angefangen. *Trotz deinen – ihre Augen durchforschten sein Gesicht, als wenn sie sein Leben durchforschen wollten – Schwächen ... konnte ich mich wenigstens auf dein höfliches Benehmen gegen mich verlassen. Und nun hast du mir das auch genommen.* Plötzlich zuckten ihre Lippen und es schien, als könne sie nicht weitersprechen, doch ihr Gesicht wurde rasch wieder ruhig und ihre Stimme fest ...

Der Prediger sagte: "Na, für einen heißen Vormittag ist das ein guter Anfang. Sehr verbunden."

Sie hatten den Drugstore verlassen, Tracy hatte gewendet und war die College Street hinuntergefahren, dem Süden der Stadt zu. Der Prediger sprach von Großvater Mathews. Natürlich. Großpapa kannte jeder Methodist, und das war halb Georgia. Dem Prediger verschaffte das natürlich eine gute Einleitung.

"Sie erinnern mich ein bißchen an ihn," sagte er, "nur magerer, härter. Schwester Mathews ähneln Sie mehr, aber Sie sind ruhiger."

"Großmutter war richtig energisch?" Tracy lachte.

"Energisch ist noch nicht das richtige Wort – falls Sie sich genauer an sie erinnern. Ich möchte sagen, sie war wie ein Granatsplitter – wenn Sie schonmal einen direkt auf sich zusausen gehört haben."

"Waren Sie drüben – ?"

"Ja. Y.M.C.A."¹³

Tracy fuhr langsam durch den sandigen Boden an der College Street.

"Sie haben mich vorhin gefragt, wie ich dazu kam, Prediger zu werden."

Hatte er das getan? Gedacht hatte er es; er war sich nicht bewußt, es ausgesprochen zu haben.

"Nun, die Beantwortung dieser Frage ist ganz leicht. Gott überführte mich der Sünde. Jawoll! Ganz einfach. Und zur Sühne berief er mich, das Evangelium zu verkünden. Gab mir eine Bürde, die ich nicht abschütteln konnte."

... Ich habe mein Leben hingegeben für dich und Laura ... mein ganzes Leben ... so wenig habe ich dafür verlangt, doch du hast mir nichts gegeben ...

"Komisch, auf welche Weise ich es probierte. Ging zur Armee – kam nichts dabei heraus. Ging zum Sport, Baseball – kam in die zweite Liga, sah aus, als hätte ich das Zeug für die Oberliga ... als was? Naja, ich war Shortstop ... jawoll. Half auch nichts. Im Zug, beim Spielen, immer hörte ich die Stimme, die mir zusetzte. *Was gedenkst du in dieser Hinsicht zu tun?* fragte sie."

Tracy fuhr dem Süden der Stadt zu, bald durch blendendweißen, glühenden Sand, dann im kühlen Schatten der Eichen. "Das mit der Sünde ... merkwürdige Sache ..."

... Ich habe so wenig von dir verlangt, und du hast mir nichts gegeben. Die Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf. *Was hast du mir gegeben? Schule? Nach einem halben Jahr hast du Schluß mit dem College gemacht. Anstellung – Beruf – du wußtest, wie gern ich es gesehen hätte, wenn du Arzt oder Anwalt geworden wärst ...*

"Jeder Mensch sündigt auf seine Weise. Ich frage Sie nicht nach Ihrer. Es gibt Leute, die reden gern über ihre Sünden. Schütteln sie aus der Luft und hoffen, ein starker Wind wird sie packen und wegblasen. Andere trampeln ihre Sünden innerlich zu Fetzen, bis nichts davon übrig ist. Jeder von uns versucht, sich ihrer auf seine Weise zu entledigen."

... Und dann Dorothy. Du weißt, wie sehr ich das gewünscht hätte. Wie wir alle es wünschten. Aber du behandelst sie wie irgendein hergelaufenes Mädel ...

"Es ist gleichgültig, wie man sie loswird, wenn man Platz machen will für Gott! Ihre Art und Weise kenne ich nicht. Aber bei Sünden kenne ich mich gut aus. Bei manchen ... da ist's das Geld. Müssen es einfach kriegen! Kleine Kinder kann man es stehlen sehen, noch bevor sie zählen können. So packt das manche! Sie greifen einfach danach."

... Um was ich dich bitte, ist so geringfügig. Es ist schwer zu glauben, ein Sohn könne einem wegen so einer kleinen Bitte eine Szene machen ...

¹³ Young Men's Christian Association (Christlicher Verein junger Männer: CVJM). War während des Zweiten Weltkriegs neben dem Roten Kreuz die einzige internationale Organisation, die gemäß Genfer Konvention die deutschen Lager für Internierte aus Westeuropäischen Ländern (vor allem Kriegsgefangene) inspizieren durfte.

"– Brauchen es zu nichts! Greifen einfach danach. Dann gibt's andere, die jagen ihm nach, weil sie's für etwas brauchen. Und wenn sie es so dringend brauchen, kann niemand sie dran hindern. Außer dem Allmächtigen Gott. Und wenn Er's nicht tut – der Tod. Aber wenn sie Ihn gewähren lassen, kann Gott es vollbringen."

... *wenn man von einem Sohn nicht einmal solch kleinen Gefallen erbitten kann – dann bleibt einer Mutter ja nichts mehr.* Und er hatte gelächelt, dessen entsann er sich, gelächelt, als er ihr ins Gesicht sah und sagte: *Du hast ja Laura.* Bei Gott, er würde ihr nicht nachgeben, hatte er gedacht, diesmal nicht, er war Manns genug durchzuhalten.

"Ich weiß, Sie werden vielleicht sagen: Sie glauben nicht an Ihn." Der Prediger blickte Tracy mit einem raschen Lächeln an. "Hab' ich auch mal gesagt. Noch schlimmer: hab auf meine eigenen Worte gehört. Aber ich hatte gelogen. Sie können glauben, die Luft enthalte keinen Sauerstoff. Aber ohne Sauerstoff zu leben, das vermögen Sie nicht eine Minute lang."

... Und Mutter hatte rasch zu ihm aufgesehen. *Ja*, sagte sie fast flüsternd, *ja, ich habe Laura.* Er hatte sie dabei beobachtet, etwas war in ihrem Gesicht geschehen. Etwas hatte die Sicherheit daraus weggewischt, sodaß es alt und wund und schutzlos zurückblieb. Sie, die nie verwundet worden war ...

"So ist das mit Gott", flossen die Worte des Predigers weiter. "Man kann in Maxwell nicht leben ohne Ihn. Man muß sich auf Ihn stützen. Der Mensch ist ein komisches Geschöpf. Manchmal hat es den Eindruck, er läßt mit einmal die Hand seiner Mutter fahren und dann muß er etwas anderes haben, um Halt dran zu gewinnen."

Ja, irgendwas hatte sie verletzt. Und als er sie gestern abend in der Diele angesehen hatte, während sie mit ihm sprach, hatte er das Gefühl gehabt, er selbst habe ihr etwas angetan. Sie, die nie Hilfe gebraucht hatte, hatte von ihm etwas erbeten, was ihm als eine widerwärtige Einmischung in seine Angelegenheiten vorgekommen war. Aber für sie war es etwas, das sie zu brauchen schien – und was er ihr verweigert hatte. *Wenn es dir eine Beruhigung ist*, hatte er sich sagen gehört, während er sie immernoch ansah und dabei wünschte, dieser verletzte Ausdruck würde aus ihrem Gesicht verschwinden, *werde ich hingehen und mit Dunwoodie sprechen.* Ihr Gesicht hatte sich bei seinen Worten nicht verändert, und er hatte sich gefragt, ob sie sie überhaupt gehört hatte. Mutter, rief er sie in sanftem Ton an.

Ja.

"– Es gibt noch andere Sünden. Alle möglichen. Hazard spielen ... wissen Sie, den Leuten, die Hazard spielen, kommt es gar nicht auf das Gewinnen an. Haben Sie mal darüber nachgedacht? Es kommt ihnen auf etwas gewaltig Böses an, aber das ist nicht der Gewinn. Wenn ich von jemandem höre, er ist ein Hazardspieler, dann weiß ich, da spielt sich ein scharfer Ringkampf mit Gott ab. Es ist so etwas wie Selbstbefleckung. Das sind mir die Richtigen! Mensch, Mensch! Schwer, sie zum

Zuhören zu kriegen, und falls sie zuhören, falls sie sogar einen Versuch machen ... Schweiß vergießen bei dem Versuch ... – nach kurzer Zeit kehren sie wieder zu ihrer Leiblichkeit zurück. Beten sich selbst an – als wenn sie ihr eigener Gott wären. Demnächst halte ich 'ne Predigt darüber. Nur für Männer. Nächste Woche. Ich sage Ihnen, Sünden gibt es, von denen die meisten keine Ahnung haben! Wissen Sie, wenn man predigt ... wenn man von Ort zu Ort herumkommt in Sachen des Herrn, da kriegt man Sünden zu sehen! Jawollja! Alle möglichen. Manche von ihnen lassen einen erschauern, wenn man sie sich bloß vorstellt. Nimmt einen wunder, wie Gott in Seiner Weisheit ein Geschlecht erschaffen konnte, das sich so viele Möglichkeiten ausdenken würde, Böses zu tun, wie der Mensch ausgeknobelt hat! Nimmt einen wunder, wieso Er nicht etwas Besseres zuwege gebracht hat, als Er sich ein Geschöpf ausdachte – ich sage das in aller Ehrfurcht –, aber es ist wirklich verwunderlich."

Tracy hatte den Wagen gewendet und fuhr den Weg zurück, den sie gerade gekommen waren. "Doch Gott gab uns Jesus, Seinen eingeborenen Sohn. Und das kann ich nicht vergessen. Auch Sie können es nicht vergessen. Damit den armen strauchelnden Geschöpfen eine Hilfe sei, ihren Weg zu finden."

Danke, hatte Mutter gesagt, sich umgedreht, ihr Gesangbuch auf den Tisch gelegt, denn sie war gerade vom Gottesdienst gekommen, und er war bloß gekommen, um den Wagen zu einer Spazierfahrt mit Dorothy zu holen. Dann hatte sie sich wieder ihm zugewandt, ihr Gesicht war wieder glatt wie Glas. *Ich wußte, du würdest es tun, mein Lieber. Ich konnte nicht glauben, daß du mich in Verlegenheit bringen würdest, und dich nicht wie ein wohlherzogener Mann benähmst.* Groß, ein bißchen stark geworden, das graue Haar glatt und hoch von der Stirn zurückgestrichen, die dicken Brauen schwarz gegen das glatte blasse Gesicht, so hatte sie dagestanden. *Ach, natürlich nicht*, hatte er vor sich hin gemurmelt, *du siegst ja immer, Mutter.* – *Immer*, hatte er dann plötzlich laut ausgerufen, hatte gelacht und war zur Haustür gegangen.

Du gehst aus ... wieder ... heute abend?

Ja, ich gehe aus, hatte er gesagt und wieder gelacht, dann die Tür geschlossen; er wußte, sie meinte, er gehe in das Negerviertel. Er lachte triumphierend in sich hinein, noch als er über die Geleise ging und das Gatterpförtchen öffnete, das zu Puseys Vorgarten führte.

"Dann gibt's noch eine andere Sünde. 'n Haufen Männer schleichen sich in das Negerviertel hinein, solange sie jung sind. Lassen einfach ihren Leidenschaften freien Lauf! Frönen ihren Lüsten – brennen lichterloh! Und dann setzen sie sich in den Kopf ... sowas sei ihnen lieber als das Eheleben. Viel lieber! Haben Angst vor weißen Mädchen. Haben Angst, weiße Mädchen könnten sie nicht befriedigen. Und damit haben sie ja recht. Natürlich kann keine anständige, brave weiße Frau jemanden befriedigen, der

seinen Phantasien freien Lauf läßt wie ein scheu gewordenes Maultiergespann, das drauflosrast ..."

Prediger Dunwoodies Stimme war immer lauter und schriller geworden. Plötzlich stockte er. Sprach dann ruhiger weiter: "Nun ... so ist die Jugend", sagte er und wischte sich das Gesicht mit seinem großen Taschentuch ab. "Die Welt ist voll junger Menschen, die ... sonderbare Dinge begehren. Das ist die Jugend ... und der Teufel", setzte er sanft hinzu. "Früher oder später muß man sich damit auseinandersetzen. Komisch ist das, – wenn man sich einmal entschlossen hat, von den farbigen Frauen abzulassen und zu sich, zu seiner eigenen Art zu halten, entwöhnt man sich rasch davon." Er lachte auf. "Sie glauben, man kann das nicht? Aber man kann's! Ich weiß ...", seufzte er. "Was die farbigen Frauen angeht, die werden schon fertig damit. Sind immer damit fertig geworden, oder nicht? Die meisten von ihnen kriegen über kurz oder lang 'nen Mann von ihrer Farbe, heiraten ihn vielleicht sogar. Führen ein hochanständiges, ehrenwertes Leben – das heißt, soweit ein Niggerweib ein anständiges, ehrenwertes Leben zu führen vermag." Seine Stimme wurde plötzlich bitter.

Jemand hat mit ihm gesprochen. Geht ihm alles zu glatt aus dem Mund – er weiß was.

"Sehen Sie, Deen, man muß sie immer in ihre Schranken verweisen, zurück über diese Niggergrenze! Immer wieder! Das ist das richtige. Ist ungefähr wie mit 'nem Hund. Man hat 'nen Hund, kommt einem geradezu menschlich vor. Vernünftiger als die meisten Menschen. Und der Hund steht einem näher als jeder Mensch, den man kennt. Aber er bleibt doch immer ein Hund. Das vergißt man nicht. Und man vergißt auch nicht das andere – im Grunde ist es dasselbe. Gott hat die weiße Rasse für einen großen Zweck geschaffen, Manchmal habe ich mich schon gefragt, was für ein Zweck das wohl ist. Ganz unter uns: ich habe mir oft gesagt – in aller Ehrfurcht –, wenn Gott uns diesen Zweck einmal enthüllt, wird deutlich werden, daß wir bis jetzt offenbar fast nur auf der Stelle getreten sind – oder einen Kuddelmuddel angerichtet haben. Nun," – er lächelte plötzlich, zog die Brauen dicht zusammen, entspannte sie ebenso rasch wieder, warf das lange schwarze Haar zurück – "jetzt habe ich die ganze Zeit geredet."

"Ich weiß es zu schätzen, daß Sie Ihre Zeit für mich opfern. Um die Wahrheit zu sagen," Tracy lächelte flüchtig, "ich bin ... es kaum wert."

"Es gibt Leute, die anderer Ansicht sind. Die kleine Pusey ... Ihre eigene brave Mutter. Glücklicher Mann, den zwei solche Frauen lieben."

Tracy ließ den Wagen schneller laufen, verlangsamte die Fahrt dann aber wieder.

"Sie wissen, Deen," fuhr der Prediger in nüchternem Ton fort, "die meisten Männer lernen Gott lieben, weil ihre Frauen Ihn lieben. Das wissen Sie doch? Auf dieselbe Weise, wie sie ihre Kinder zu lieben beginnen. Haben Sie mal darüber nachgedacht? Oder weil sie Angst haben ... es nicht zu tun. Sie sind keiner von der leichten, ängstlichen Sorte."

"Ich weiß nicht. Manchmal hab ich das Gefühl, ich gehöre doch dazu", sagte Tracy ernst. "Das Unangenehme bei mir ist," sagte er langsam, "daß ich an all das nicht glaube."

"Die meisten Menschen glauben am Anfang nicht. Die meisten von uns müssen erst allerhand auf Treu und Glauben annehmen – wie unsere Kinder zum Beispiel." Dunwoodie kicherte. "Jawollja, wir Menschen müssen sogar viel auf Treu und Glauben annehmen! Haben Sie das mal bedacht?"

Tracy lachte auf. Der Prediger war gar nicht so übel.

"Dinge, auf die es wirklich ankommt, nimmt man auf Treu und Glauben hin. Gibt keine Möglichkeit, sie zu beweisen. Wohlgemerkt, das sage ich nicht auf der Kanzel oder zu den Damen." Er lachte schallend. "Dabei fällt mir eine Geschichte ein, die ich mal gehört habe. Ein Mann hatte gerade geheiratet, und als er in dieser Nacht dann ins Bett gehen wollte, warf er mit einmal einen Blick auf die junge Frau und da ... na, lassen wir's gut sein", unterbrach er seinen Redefluß, er zog die Stirn kraus und sprach gleich weiter: "Aber jetzt sage ich es. In aller Ehrfurcht, ich sage es."

Tracy warf einen raschen Seitenblick auf den Prediger. Der alte Knabe hatte wohl ganz vergessen, daß er die Sache des Herrn zu führen hatte.

"Auf dieser Erde gibt es zwei Welten," fuhr der Prediger nach einer kurzen Pause fort, "eine Männerwelt und eine Frauenwelt. Nun, die der Frauen dreht sich um Heim und Kinder und Liebe. Liebe zu Gott und zum Mann. Die Männerwelt ist ... anders. Da geht's um Arbeit. Frauen lehren uns, den Herrn zu lieben und unsere Kinder zu lieben, und dann bauen wir die Kirchen, nicht wahr, und wir halten sie in Gang. Gewiß. Ebenso wie wir die Liebe zu diesen Kindern betreiben, die Schulen für sie bauen und unterhalten, so betreiben wir den Ackerbau, die Städtegründung. Wir tun die Arbeit. Jawohl. So ist es. Wenn nun ein Mann in die Frauenwelt hineingerät – zu tief hineingerät! –, so kommt er ins Schlamassel. Er gehört da nicht hin. Er gehört in die Männerwelt. Gott will deine Seele dort sehen, wo sie hingehört, denn dann ist sie Ihm sicherer, als wenn sie auf der andern Seite ist – wo sich ein Weib ihrer bemächtigt! Das klingt Ihnen vielleicht nicht nach Religion. Ich sage auch nicht, daß Sie es in der Bibel Kapitel soundso, Vers soundso genau finden. Und wie gesagt, ich predige das auch nicht auf der Kanzel. Aber deshalb ist es trotzdem gut gepredigt: Zu viel Liebe macht einen weich – zu einem Niemand! Hängt einen an die Schürzenbündel von 'ner Frau! Das ist die Folge von zuviel Liebe. Frauen verstehen das nicht ... und, wie gesagt, von der Kanzel predige ich das nicht.

Nun, manche Männer haben ein tiefes Gefühl für Gott. Ganz mühelos kommt es über sie. Andere erwerben es langsam. Mit schwerer Mühe. Aber ein Mann verdient seinen Lebensunterhalt und ernährt die Kleinen, von denen seine Frau sagt, sie seien *seine*, selbst wenn er nicht sicher weiß, ob er sie liebt, nicht wahr? Und ein Mann schlägt sich auf die Seite des Herrn und hängt der Kirche an, fördert sie und die

Angelegenheiten seiner Stadt, selbst wenn er anfangs nicht sehr mit dem Herzen dabei ist ...

Aber das kommt schon mit der Zeit. Irgendwann fängt man an, in Gott ein echtes Manneswesen zu erkennen. Nicht sowas, wie es die Mutter liebt und einen zu lieben gelehrt hat! Sondern etwas von der eigenen Art. Auf heilige und geheiligte Weise selbstverständlich. Und was Männer betreiben, ihre Arbeit, ihre Interessen, erscheint einem wichtiger und befriedigender als alles in der Frauenwelt. – Wenn ich also sage, schlagt euch auf Gottes Seite, dann meine ich etwas Verschiedenes, je nachdem ich zu Damen oder zu Männern rede."

Wieder blitzten Tracys Zähne zu einem raschen Lächeln auf.

"Wie gesagt, so rede ich nicht von der Kanzel herunter." Bruder Dunwoodie zog seine dicken Brauen zusammen und lockerte sie gleich wieder. "Was halten Sie davon?" fragte er freundlich, und über sein Gesicht breitete sich ein warmes Lächeln.

Auch Tracy lächelte. "Ich meine, Sie haben recht."

"Nun," sagte der Prediger, "wie wär's? Wollen wir's probieren auf der Seite des Herrn – und auf der Männerseite, eine Zeitlang mal?"

"Ich werde es mir überlegen." Tracy sprach hastig und wendete den Wagen mühsam in den tiefen Fahrinnen der sandigen Straße.

"Gott segne Sie", sagte der Prediger und legte seine warme Hand auf die Schulter des jungen Mannes. "Gott segne Sie", sagte er nochmal und seufzte leise.

Tracy bog ab zur Eisenbrücke. Man konnte doch nicht den ganzen Vormittag in der Stadt auf und ab fahren. "Ich möchte Sie gern zum Fluß fahren", sagte er zu seiner eigenen Überraschung. "Vielleicht ist es dort kühler."

Der Prediger sah auf seine Uhr. "Gern, wenn wir in einer Stunde zurück sein können."

Tracy schlug die Back Road ein und fuhr quer über das Geviert des Baseballplatzes.

"Vor vier Jahren bin ich immerhin bis nach Sulphur Springs rausgekommen. Eine Erweckungskampagne läßt einem nicht viel Zeit für Ausflugsfahrten."

"Wir schaffen es schon", sagte Tracy und beschleunigte, als sie auf der zementierten Überlandstraße waren. "Die meisten von uns hier in der Gegend sind im Fluß geschwommen und haben gefischt, solange wir auf der Welt sind." Er lachte. "Schien uns immer ein schönes Fleckchen ..." Warum versuchte er jetzt eigentlich, irgendetwas zu erklären?

"Einen Fluß hat jeder gern ..." Der Prediger schaute auf die herbstgelben Zwergpalmen, die kilometerweit am Wagen vorbeisausten und in der Sonne wie Messingbänder leuchteten. Er kniff die Augen halb zu. "Ist nicht viel zu sehen um Maxwell herum – außer Sand und Kakteen."

Tracy fuhr über die Eisenbrücke, verlangsamte die Fahrt dort, wo die weitausholende Schleife aus braunem Wasser und weißen Sandbänken hart an

überhängende Lebenseichen stieß, uralte Mammutstämme unter einer schweren Last von grauem Moos. Schlag dann den schmalen Weg nach links ein, fuhr durch tiefen Sand, um ein hitzegesättigtes Zwergeichengehölz, um Gras- und Opuntienflecken herum, zu den Lebenseichen, deren Moos den Wagen streifte, als er unter ihnen durch fuhr – hoch auf den Gipfel. Unter einer großen Eiche hielt er.

"Das ist aber mal schön", rief der Prediger aus. "Schön! Tut gut, sowas Hübsches zu sehen, nicht?"

Hier war es kühler, und die Flußschleife mit ihrem schwarzen Baumstreifen über den Felsen war gut zu sehen. Bruder Dunwoodie lehnte sich bequem in seinem Sitz zurück, streckte die Beine aus und gab einen leisen Seufzer von sich. "Hübscher Fleck. Der hübscheste, den ich in Georgia gesehen habe." Er schloß die Augen.

Predigen muß einen ja schwer mitnehmen, dachte Tracy, als er das eingefallene Gesicht ansah. Muß ne harte Arbeit sein, der Kampf gegen die Sünden anderer Leute. Der Mund des Predigers hing schlaff geöffnet hinunter, die Krawatte war verschoben, das lange, schwarze Haar war über die Stirn geglitten. Die Halsfalte triefte von Schweiß, und Dunwoodies Atem ging schwer. An seiner herabhängenden Hand zuckte ab und zu ein Muskel. Wie bei einem Betrunkenen, der seinen Rausch ausschläft.



Tracy wandte sich ab. Seine Augen folgten dem Flußlauf, gingen dann wieder zurück, er ließ sie auf dem kühlen Schatten der Eichen ruhen. Hierher waren sie damals in der Nacht gekommen. Da drüben auf dem Sand hatten sie gelegen, geborgen, ausgestreckt in der weichen Mulde. Ein Stückchen Moos war vom Ast darüber auf ihre Brust gefallen, und sie ließ es liegen. Jedes andere Mädels wäre aufgesprungen oder hätte aufgeschrien oder es beiseite geworfen. Nonnie jedoch ließ es liegen. Gleichmütig und ruhig. So war alles bei Nonnie... genauso. Es war eine heiße Nacht – zwei Monate war das her – und schien schon zweihundert Jahre her zu sein! Er war rausgefahren zum alten Häuschen der Andersons. Sie hatte am Pförtchen gewartet. Immer dort. Da war es ihm durch den Kopf geschossen ... es ist so verdammt heiß, – warum soll ich nicht mit ihr irgendwohin raus fahren. Und dann hatte er es ihr vorgeschlagen, und sie war so selbstverständlich darauf eingegangen, als hätten sie das schon ihr Leben lang jede Nacht gemacht.

Vorsichtig fuhr er durch die Außenstraßen der Negerstadt, schlug die alte Straße ein, die die Überlandstraße kreuzte, brachte sie hierher. Sie glitt aus dem Wagen, ging zum Ufer, blieb dort stehen und sah auf den dunklen Fluß runter und auf die vom Mondlicht erhellten Felsen. Dann hatte sie sich umgewandt, langsam ihr Haar aus der

Stirn gestrichen und gelächelt. Er war tief berührt davon. Es war etwas Geringfügiges, die rasche Wendung ihre Körpers, das langsame Zurückstreichen der Haare aus der Stirn, ihr Lächeln. Doch er verstand: noch nie hatte sie einen Fluß im Mondschein gesehen, und er hatte ihr damit eine große Freude gemacht. Es hatte ihn beschämt und verwirrt. Sie nahm seine Hand und strich sich damit über die Lippen, ging dann ein paar Schritte von ihm weg und blieb mit dem Rücken zu ihm stehen, schaute auf den Fluß. Der Wind blies so stark, daß ihr Kleid sich fest an den Körper drückte und ihr Haar von der Stirn wegflatterte. Etwas Süßes, Liebliches schien sie ihm, wie sie da im Mondlicht stand.

Rasch trat er zu ihr hin und zog sie an sich, beschämt und gerührt. Er hatte seine Hand hinter ihren Kopf gleiten lassen und küßte ihr Gesicht, küßte es wieder und wieder. Nach einer Weile drehte sie sich weg, nahm seine Hand; drückte sie plötzlich ganz fest. Und als er sie wieder zu sich herum zog, sah er, daß ihr Kinn zuckte und daß sie Tränen im Gesicht hatte.

"Verdammte Schweinerei!" hatte er ausgerufen, aber dann gleich wieder geschwiegen.

Sie schüttelte den Kopf, lächelte gleich wieder, trocknete sich die Augen. Dann hatten sie sich in den Sand gesetzt; keines von ihnen fing zu sprechen an. Sie hatten beide keine Lust, viel zu sprechen. Nach einer Weile hatte er sie an sich gezogen und sie hatten miteinander gelacht, denn der Sand kratzte wie der Teufel. Und alles hatte sich schön und gut angefühlt, wie es immer gewesen war.

Später aber, als sie entspannt dalagen und zum Himmel aufsahen, hatte sie seine Hand genommen und an ihre Brust geführt. Er fühlte ihr Herz schlagen, und mit einmal, wie sie da lagen, schien sie ihm nicht die Nonnie zu sein, die er mit einer Selbstverständlichkeit *nahm*, wie man ein Stück Maisbrot nimmt, sondern ein Mädchen, das irgendwo losgelöst ein Eigenleben führte und über irgendetwas traurig war. Er zog sie an sich und strich ihr mit der Hand übers Haar, ohne zu wissen, was er sagen sollte. Ohne zu wissen, was er in dieser verfluchten, verteufelten Welt, in der das Oberste zu unterst gekehrt war, sagen sollte zu einem Mädchen, wie sie es war. Am Beben ihres Körpers merkte er, daß sie weinte; aber es war kein Laut zu hören. Und er lag da, sah zu dem mooschweren Ast des alten Baums hinauf und dachte über sie nach. Ihm fiel ein, daß er kaum Notiz davon genommen hatte, als kurz nach seiner Rückkehr aus Europa ihre Mutter gestorben war. Nach der ersten Nacht damals hatte er dem, was um sie vorging, kaum Beachtung geschenkt. Denn nichts in Nonnies Leben – außer ihr selbst – schien mit ihm zu tun zu haben. Nonnie mußte der Tod ihrer Mutter doch furchtbar nahe gegangen sein, aber er hatte sich gar nicht darum gekümmert. Jetzt, hier mit dem Mädchen in den Armen, war ihm die Erinnerung daran ziemlich peinlich.

Und am Tag oder zwei Tage, nachdem die Alte gestorben und das Begräbnis vorbei gewesen war, war er hinausgekommen – aber nur um mit Nonnie über sich selbst zu

sprechen, weil er zu Hause wieder furchtbaren Krach gehabt hatte. Und sie hatte unter der Laube gesessen und ihn angehört, hatte angespannt und müde ausgesehen, aber durch ihr Zuhören hatte sie ihn aufgemuntert und getröstet. Das Zusammentreffen mit dem Reverend und Roseanna schwand ihm fast aus dem Gedächtnis, während sie ihm zuhörte.

"Möchtest du gern mit mir darüber sprechen, Nonnie?" Er hatte das Gefühl einer anständigen Handlung gehabt, als er ihr das damals anbot. Es gab ihm ein Gefühl wie in jener Nacht, als sie miteinander tanzten. Dieses Gefühl, das er verloren hatte, stellte sich wieder ein. Er fand es wieder. Leib und Seele wurden beschwingt davon.

Nach einer Weile trocknete sie sich die Augen, strich ihr dunkles Haar zurück. "Ich kann nicht viel über das alles reden", sagte sie leise. Sie lächelte ihm zu, und ihm schien, sie dränge ihr Unbehagen weg, woher es auch immer gekommen war. "Es ist wohl so ...", sagte sie ruhig. "Ich habe immer gewußt, was ich bei mir haben wollte. Dich, und als ich klein war, Mama. Ich weiß, man sollte Verlangen haben nach anderem. Bei mir ist es offenbar nicht so. Diese tiefe Nähe zu ... Mutter geht wohl auf die langen Tage zurück, als ich am Rand vom Sumpf und auf den Feldern spielte. Den lieben langen Tag ... und ich hab mir vorgesagt: wenn die Sonne untergeht, ist sie wieder da ... Manchmal hatte ich Angst vor dem Wald. Ich kann das nicht so ausdrücken – denn ich hab ihn auch geliebt. Aber wenn ich draußen gespielt hab, vor mich hin geflüstert habe, und dann raschelte etwas – und ich fing an zu laufen ... und wußte nicht, wo ich hinlaufen sollte ..." Sie lachte auf und wischte sich wieder die Augen. "Wenn ich aber in der Dämmerung ihre Schritte hörte, wie sie den Weg an Miss Adas Haus vorbei daherkam, dann war ... alles wieder gut. Ich nehme an, vielen Kindern geht es so. Farbigen Kindern", sagte sie und stockte dann.

Neger. Sie hatte es ausgesprochen. Jetzt würde alles verdorben sein. Zerstört, wie es immer war! –

Aber es war nicht zerstört, jetzt, da draußen auf dem Kalkfelsen; – unter ihnen wirbelte das braune Wasser, über ihnen war der vom Mond gebleichte Himmel, um sie herum verhüllten hohe, moosbehängene Eichen ihre Nacktheit und verbargen sie vor der Welt, da konnte man *das Wort* denken ohne das fatale Gefühl in der Magengrube. Man konnte es aussprechen, danach Nonnies Namen aussprechen – und doch den Glauben an sich und sie behalten. *Die Welt hat unrecht*, konnte man sagen. Tödlich unrecht.

In diesem Augenblick wandte sie sich ihm zu, als ob sie seine Gedanken gelesen hätte. "Rasse ist etwas ... Künstliches für mich. Nichts Wirkliches. Ich kann nicht ... ich muß nicht dran glauben. Gesellschaftliche Stellung, Ehrgeiz – wohl auch alles künstliche Sachen. Spiele für die Menschen, um ... ihre Nöte zu vergessen. Bess sagt, ich bin verrückt, ich lebe in einer Traumwelt." Sie hatte gelächelt und zum Himmel

emporgeblickt, und beide hatten zugesehen, wie eine Wolke hinter den hohen Eichen verschwand.

Wirklich! Man konnte das verfluchte Wort hören und es nicht beachten. Man gab keinen Pfifferling darauf, was die Welt dachte. Sie gehörte zu ihm, damit basta! *Sie ist mein Mädel. Sie ist lieb und schön, und sie ist mein.* Er hatte gelacht und sie wieder an sich gezogen. Als er sie in seinen Armen hielt, wußte er, daß er sie liebte – wie ein Mann die Frau liebt, die ihn ganz ausfüllt.

Und es war ihm wohl ums Herz. Er sah einer Wolke zu, die am Mond vorüberzog und dann sich teilte, er schaute auf die Schatten unter den Eichen, und es war ihm warm ums Herz. Er hatte das Gefühl, er konnte Nonnie über ihre Not hinweghelfen, welcher Art sie auch war, so wie sie ihm geholfen hatte ... ihr ganzes Leben lang.

Ihr Arm lag jetzt hinter ihrem Kopf, das Moosstückchen war noch immer auf ihrer Brust, die sich im hellen Licht hob und senkte. "Wie die Dinge nun einmal sind ... ich sehe dich nicht viel. Es muß ja so sein", sagte sie rasch. "Ich hab mich damit abgefunden. Aber heute abend ... vielleicht hättest du mich nicht hierherbringen sollen," sie lächelte ihm zu, "es ist so schön hier und ich –"

Jaja. Die Anhöhe gehörte den Weißen, jeder Nigger im Bezirk wußte das.

" – ich mußte plötzlich dran denken, daß, wenn wir ... die gleiche ... Farbe hätten," sagte sie sehr leise vor sich hin, "dieses Getrenntsein nicht nötig wäre. Wir könnten zusammen spielen ... und wie heute abend ... könnten mit dem Wagen irgendwohin fahren ... vielleicht Tennisspielen ... Ich weiß, es klingt komisch," – sie lachte, und ihr Atem setzte ein bißchen aus – "aber ich hab nie anders gespielt als allein für mich. Und plötzlich hatte ich den Gedanken, es wäre ... hübsch ... mit dir zu spielen." Einen Augenblick stockte sie, und beide sahen sie einem Vogel nach, der von einem Baum zu andern flog. "Es ist wie Schlafwandeln", murmelte sie. Dann fuhr sie fort: "Heute abend, bevor du kamst, war ich an Mamas Grab, um das Unkraut zu jäten. Es war auch heiß heute ... und Boysie hat soviel geschrien ... all das zusammen vielleicht ..."

"Mein Gott ... das kann doch nicht so weitergehen mit dir!"

"Ist schon gut so, Tracy, wie es ist. Ich möchte, daß du das weißt", sie sprach jetzt sehr ernsthaft. "Ich habe es gern, wenn du zu mir herauskommst ... genau so, wie du es tust ... Ich bin gern da ... wann immer du mich brauchst. All das, worauf es Eddie und Bess so sehr ankommt und worauf es Mama so sehr ankam, darauf kommt es mir nicht an. Das ist für mich klar, seit meiner Kindheit ... als ich allein für mich spielte. Weiße Jungen oder irgendwelche Leute haben immer wieder versucht, mich zu belästigen ... und ich mußte Entscheidungen treffen. Vielleicht kannst du das nicht verstehen. Aber eines Tages, als ich noch ein Kind war, versuchte ein Junge, mir hinter der Stechpalme ... die Kleider auszuziehen, und du hast ihn daran gehindert. Es klingt komisch, wenn man es laut ausspricht, aber: *du warst da, und ich wußte, jetzt war ... alles gut!* So war mein

Gefühl ... immer seit damals. Das alles, worauf es nach der Meinung der Leute ankommt, darauf kommt es gar nicht an."

Wie ein kleines Mädchen wirkte sie, als sie freimütig das alles vor ihm ausbreitete; nicht wie die ruhige Nonnie, die immer wußte, was sie ihm geben konnte, wenn er etwas brauchte, obwohl sie nie viel sagte. Eher wie das dumme Gör hinter den Stechpalmenbüschen. Ja, er erinnerte sich dran, unklar. Nat Ashley war jetzt Bürgermeister in einem Städtchen oben in North Carolina, hatte er gehört, und sei drauf und dran, sich für die Gouverneurswahl aufstellen zu lassen.

Sie waren spät in die Stadt zurückgefahren. Er hatte sie nach Hause gebracht und war dann zur College Street zurückgefahren. Aber im selben Augenblick, als er die Außentür seines Elternhauses aufmachte und die Diele betrat, veränderte sich alles, als ob er draußen im Sumpfgelände seinen Orientierungssinn gefunden – und wieder verloren hätte. Auf der Jagd war ihm sowas passiert, oft sogar. Man weiß, man geht richtig, und plötzlich weiß man nicht mehr, wohin man geht. Als er die Tür öffnete, auf Zehenspitzen durch die dunkle Diele und die Treppe hinauf ging, an Lauras Tür vorbei, meinte er die ganz Stadt zu hören: ... *draußen gewesen mit nem Negermädel ... vergeudest dein Leben ... um was zu kriegen, was du hier bei den Weißen nicht kriegen kannst ... na, sowas ist haufenweise da!*

Maxweller Gerede. Vermutlich aller Welt Gerede.



Es ist wie Besessenheit. Es erscheint einem wahr, aber alle andern sagen, es sei nicht wahr. Man könne ein farbiges Mädchen nicht lieben und achten. Nein, man kann's nicht. Aber man tut es doch. Wenn man's tut – dann muß irgendetwas mit einem nicht stimmen, muß etwas böses in Unordnung sein. Es ist so wie damals, als man als Kind am eigenen Körper herumspielte. Etwas zwang einen, sich zu berühren. Es hat sich gut angefühlt. Es war gut. Aber alle sagten, es sei nicht gut. Sagten, es führe zu Irrsinn oder Tod. Anständige Menschen täten es nicht. Nun ... man tat es. Man tat es und man mochte es. Und hinterher hatte man ein scheußliches Gefühl. Darüber war er hinaus. Jetzt aber, sagte der Prediger, sei es an der Zeit, auch über das andere hinauszukommen. Die Zeit sei schon überschritten.

Wie er da unter der hohen Eiche neben dem Prediger saß, der jetzt tief und regelmäßig atmete, dem der Schweiß den Hals und die Stirn herunterlief und der die Beine bequem von sich spreizte, – da versuchte Tracy, sich das Gefühl zurückzurufen, das ihn in jener Nacht vor zwei Monaten erfüllt hatte, unter derselben Eiche, am selben

vertrauten Flußufer. Aber es kam nicht wieder. Er entsann sich jedes Worts, das sie gesprochen hatten, jedes Augenblicks, den sie hier zugebracht hatten, – als wenn es vor hundert Jahren irgendein anderer erlebt hätte. Nonnie war jetzt nur noch ein Name. Ein Name und ein Hindernis. Ein farbiges Mädchen, das den Weg eines Weißen versperrte.

... Ich habe nicht oft etwas von dir verlangt – du hast nie etwas gegeben ... Da ist Dorothy ... wir alle wünschten es ... und du behandelst sie wie ein hergelaufenes Mädel ...

Da war Dorothy. Die Puseys wohnten gegenüber, und er hatte sich mit ihr getroffen, seit er denken konnte, weil sie in der Nähe war und ihn gern zu haben schien. Und jetzt wurde ihm ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie nicht geheiratet hat – daß sie mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht verheiratet ist! Er stieß den Arm des Predigers an. "Ich denke, wir fahren jetzt zurück", sagte er und lächelte über das erstaunte Gesicht des andern.

Ich denke, wir fahren jetzt zur Stadt der Weißen zurück. Es hatte nicht gewirkt. Er war zum Fluß gefahren, um sie dort zu finden, aber sie war nicht dort.

Tracy legte die acht Meilen lange Zementstraße in raschem Tempo zurück und verlangsamte die Fahrt erst, als sie wieder den Sandweg erreichten. "Ich habe wenig Gefühl für Gott," sagte er, "und für all das, was er den Leuten anscheinend bedeutet. Was die Kirche angeht, so nehme ich sie nicht wichtig. Ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt an Gott glaube."

"Ich weiß", sagte der Prediger, und seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen. "Eben das meinte ich ja. So ist das mit Männern wie Ihnen. So einer streift über Land ... streift allein herum und sucht was, ohne zu wissen, wozu er herumstreift und was er sucht ... oder das Herumstreifen bringt nichts ein, sagen wir, weil in der Gegend kein nutzbares Holz ist, – er klettert durch Palmenhaine, über Zäune und Gräben, durchs Gestrüpp. Und da kommt ihm ein anderer entgegen und sagt: *Mein Sohn, du rackerst dich ja glattweg tot, wenn du dich so mit dem Wald herumschlägst! Hier, komm mit um das Dickicht herum. Da ist der Weg, grad vor dir. Ist ja viel leichter für dich, den Weg zu wandern, den schon Menschen für sich gehauen und befestigt haben. Gibt viel mehr Befriedigung.* Und dann sagt so jemand: *Aber ich weiß ja nicht, wo er hinführt.* Und ich sage dann: *Du weißt auch nicht, wo der andere hinführt. Ich aber weiß das. Und andere weiße Menschen wissen es auch. Er führt zum Tod und zu schlimmerem als Tod. Er führt zu Hölle und Verdammnis. Dieser Weg hier aber führt zum ewigen Leben ... und zum Frieden.* Und wenn ich gefragt werde: *Kannst du das beweisen?* dann sage ich: *Nein, ich kann's nicht beweisen. Aber ich habe es ausprobiert. Und es hat sich bewährt. Worauf es ankommt, ist, sich erstmal auf den Weg zu machen. Wenn man erst auf dem Weg ist, dann kommt auch der Glaube daran. Wie er kommt, das weiß ich nicht. Das ist Gottes Geheimnis. Aber er kommt. Auf diesem Weg sind andere Leute, die werden Ihnen dasselbe sagen ..."*

Tracy fuhr weiter. Der Prediger schwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: "Wenn ich nicht an Gott glaubte, an einen persönlichen Gott, nicht bloß an irgendeine Theorie, – Deen, wenn ich nicht an Gott den Vater glaubte, der Tag und Nacht über mir wacht, so wäre ich der gemeinste Kerl in Georgia. Ich würde ein Lotterleben führen, daß – " Der Prediger seufzte auf und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. "Sie wissen, es gibt Menschen, die haben vom Tag ihrer Geburt an den Teufel im Leib. Und so einer bin ich. Habe meiner Mutter das Herz gebrochen, ehe ich in mich ging. Gott verzeih mir, ich habe sie mit meinem wüsten Leben vorzeitig ins Grab gebracht. Wenn ich jetzt manchmal darüber nachdenke, wundere ich mich, wieso Gott so gnadenvoll zu mir sein konnte, wieso Er seine Hand ausstreckte, um mich nichtsnutzigen Schweinehund zu retten."

Tracy blickte gradeaus den Sandweg hinunter.

"Das haben Sie noch nicht auf dem Gewissen. Legen Sie's nicht drauf an, mein Junge, es ist schwer zu tragen."

"Ich glaube nicht, – an nichts." Tracy lachte auf, seine Hand zitterte beim Anzünden einer Zigarette. "Aber wenn Sie tatsächlich gläubig wurden ... wie kommt man denn auf den Weg?"

"Für Sie scheint mir das Richtige zu sein: sich der Kirche anzuschließen, die brave kleine Pusey zu heiraten, mit ihr einen Hausstand zu gründen und sie anständig zu ernähren. Das wäre für Sie der Weg, um anzufangen. Für andere Leute mag es einen andern geben. Manchen rate ich, sich auf die Knie zu werfen und so zu verharren, bis Gott Seine Gnadenhand auf ihre schwarzen Herzen legt. Andere rufe ich zum Altar hin, daß sie vor den Menschen Zeugnis ablegen davon, daß es ihnen ernst ist mit dem, was sie sagen, und durch ihr Zeugnis bestärkt werden in diesem Ernst. Für jeden gibt's einen Weg; das habe ich erfahren."

Tracy bog in die Oak Street ein, schwenkte dann scharf herum in die Elm Street, in Richtung auf das Haus der Familie Harris, wo Bruder Dunwoodie wohnte. "Es gibt da ein farbiges Mädels –", stieß er heraus, stockte dann.

Bruder Dunwoodie ließ den Wagen erst noch hundert Meter weit fahren, ehe er antwortete. Ließ Tracy erst langsam über die Holzbrücke lenken, über den Bach, der das Grundstück hinter dem Wohnhaus der Harris' durchfloß.

"Ich vermute, wenn der Herr in Seiner Gnade einem Sünder aus der Gegend hier Sein Ohr leiht, kriegt Er das oft zu hören ..."

"Sie bekommt ein Kind."

"Und wenn schon? Alle kriegen sie Kinder! Fast schon, bevor sie zum erstenmal die Regel haben!"

Tracy errötete. "Ich möchte nicht, daß sie ... daß sie Unannehmlichkeiten hat."

"Soweit ich mich da auskenne – haben die keine." Der Prediger lachte kurz auf.

"Ich möchte nicht, daß sie Unannehmlichkeiten hat", wiederholte Tracy leise und brachte den Wagen vor dem Seiteneingang des Hauses zum Stehen.

"Dann bringen Sie die Sache in Ordnung! Suchen Sie ihr einen anständigen Neger, bei dem sie sich darauf verlassen können, daß er sie heiratet. Geben Sie – "

Gott! Wenn ein Nigger sie anzurühren wagte, wenn einer es wagte ...

"– ihr etwas Geld. Geld haben sie alle gern, – alle Frauen mögen Geld, von welcher Farbe sie auch sind! Geben Sie auch ihm etwas Geld. Um das Feuerchen unter seinen Füßen anzufachen und ihn dazu zu bringen, sich zu beeilen. Und kaufen sie Ihrer Dorothy einen Ring. Gehen Sie zu ihr, wenn Ihre Hände so rein sind, wie dieses brave Mädchen es verdient, und sagen Sie ihr, sie soll Sie heiraten, und zwar schleunigst heiraten."

Tracy lächelte mühsam. " Das ist der Weg, auf dem Sie an solche Sachen herangehen?"

"Ja, das ist der Weg, Deen. Und machen Sie jetzt mal Dampf dahinter!" Das sagte er etwas grob, drehte sich aber gleich nochmal um, lächelte und schüttelte dem jungen Mann die Hand, der bisher vergessen hatte, den Wagen wieder anzulassen. "Eine Menge einflußreicher Leute sind auf Ihrer Seite," rief der Prediger noch, als er sich dem Weg unter der großen Eiche auf dem Rasen vor der Villa Harris zuwandte, "und unter denen ist auch Gott. Vergessen Sie das nicht."

"Ich bin Ihnen sehr verbunden, Bruder Dunwoodie", sagte Tracy höflich, ließ den Wagen an und fuhr langsam um die Ecke nach der College Street zu dem gelben Wohnhaus der Deens. Er ließ den Wagen für seine Mutter auf der Anfahrt stehen, bog ums Haus und ging rasch auf Henrys Hütte zu.

Sieben

Henry saß breit hingeflegelt auf der Treppe unter dem Vordach und spitzte Bleistifte. Er konnte kaum mehr als seinen Namen lesen und schreiben, aber er liebte Bleistifte; immer hatte er einen oder zwei wohlgespitzt auf seinem Tisch liegen, und er sorgte dafür, daß auch auf Tracys Pult immer mindestens vier oder fünf vorhanden waren.

Tracy blieb nicht bei ihm stehen, sondern ging in die Hütte. "Henry, gieß mir was zu trinken ein," rief er, setzte sich ans Fenster und machte sein Hemd auf, "und zwar schnell, wahrscheinlich ist das mein letztes Glas."

Henry legte seine Bleistifte auf die Treppenstufe und huschte durch die Tür wie ein großer, schwarzer Schatten.

"Ich werde mich der Kirche anschließen." Tracy beobachtete Henrys Gesicht.

Henrys Mund klappte herunter, daß die Zähne im Unterkiefer zu sehen waren. Er langte nach dem Krug, tastete mit seiner großen Hand nach einem Becher, ohne die Blicke von dem Gesicht des Weißen abzuwenden. "Wenns so is ... Ham mir beide dringend nötig. Wann fangen wir an?"

Tracy leerte den Becher, warf den Kopf zurück und lachte. Ein paar Minuten lang sah er den großen schwarzen Henry an, ehe er antwortete. "Junge, Junge, ..." sagte er dann leise, "was soll ich sonst ..." Er starrte durch die Hintertür hinaus; sein schmales Gesicht war ernst geworden. Starrte immerzu durch die Hintertür ins Freie.

"Jojo ... ", sagte Henry vor sich hin.

"Du verdammter Esel, mir scheint, was ich auch anfange, ich kann nicht ohne dich auskommen." Er drehte sich um und lächelte seinen Milchbruder flüchtig an.

"Hab ich schon immer gewußt."

Tracy zündete sich eine Zigarette an.

Henry holte die Bleistifte herein. Legte sie auf seinen Schreibtisch. "Wann fang'n mir an in die Kirch zu gehen?" Er kauerte sich vor den Weißen hin.

"Weiß nicht."

"Warum müssen wer denn?"

"Gott weiß."

"Awer wer müssen?"

"Na, es eilt nicht." Er starrte die Wand an, die Henry mit einem Dutzend Jahrgängen von alten Witzblättern tapeziert hatte. Nach einer Pause fing er wieder an zu sprechen. "Mit der Zeit überkommt's einen. Alle erwarten das von einem ... ich hab so verflucht

viel Predigten anhören müssen ... so verflucht viel Erweckungslieder mein ganzes Leben lang. Glauben tut man ja nicht dran ... Das ist wie mit Geistern und Gespenstern ... an die glaubt man ja auch nicht."

Henry bestätigte das durch ein schüchternes Kopfnicken.

"Man weiß ... der Verstand sagt einem, es gibt keine ... kann keine geben ... mit dem wirklichen Leben hat das nichts zu tun ... Bei Tageslicht ist das leicht, aber bei Nacht, wenn du am Friedhof vorbeigehst und siehst eine Gestalt sich zwischen den Gräbern bewegen, dann würdest du dir schon die Beine aus dem Leib rennen, stimmt's?"

"Ogottogott, ja", keuchte Henry.

Tracy lachte. "Und ich täte das wahrscheinlich auch. – Diese Sachen ... *Gespenster ... Hölle*, die haben was zu bedeuten. Wenn ich bloß wüßte, was. Es gibt sicher nen Einwand, nen verflucht guten Beweis gegen all diesen Bekehrungsschwindel; das Dumme ist bloß, ich kenne ihn nicht. Man sollte doch meinen, nachdem wir den Blödsinn dieses Kriegs hinter uns haben, würden die Menschen sich schämen, noch *Erweckungskampagnen* abzuhalten. Aber nein, jetzt erst recht wird in jedem Nest im Land eine veranstaltet. Henry, man müßte doch darauf eine Antwort wissen!"

Henry nickte bedächtig. "Wollwoll, scheint so."

"Du bist doch um den Krieg rumgekommen. Muß doch einen Grund gehabt haben ..."

Henry grinste: "Plattfuß. Angeborene Plattfuß ha'm sie gesagt."

"Na, siehst du, ich war nicht so schlau. Mich haben sie gekriegt."

"Hab Ihn' ja gesagt, Mr. Tracy, Sie solln hinken, hab ich Ihn' gesagt, am Tag, wo Sie sich gestellt ha'm."

"Ich bin doch kein Krüppel." Tracys Ton war scharf.

"Natürlich ned," sagte Henry rasch, "awer Sie könn sich doch furchtbar gut stellen, als ob Sie hinken, wenn Sie sich Mühe gehm."

"Naja, lassen wir's gut sein." Tracy stieß den Becher weg. "Henry, was denkst du über Gott ... und all das?"

Henry schüttelte den Kopf, blinzelte ein bißchen mit den Augen.

"Aber jeder Mensch muß doch irgendeinen Gedanken über Gott haben. Was hast du für einen?"

"Mr. Tracy, Sie wissen doch, ich weiß auch nix über das Zeug ..."

"Warum gehst du in die Kirche? Weshalb?"

Henry blinzelte seinen weißen Freund wieder an.

"Gehst du hin, um ... deine Andacht zu verrichten – ?"

Henry starrte fest auf den Becher, der vor Tracys Fuß lag. Er verzerrte den Mund zu kreisenden Bewegungen, leckte sich die Lippen, runzelte die Stirn. Dann kicherte er plötzlich, weil er sich einbildete, Tracy ginge es um eine neue Art von Scherz. "Juhu,

Junge! Das'n guter Witz!" Er schlug sich auf die Oberschenkel. "Aber sicher!" Und riß den Mund zu einem lauten Gelächter auf, um seine vermeintliche Begriffsstutzigkeit zu überspielen.

"Laß den Ulk. Ich spreche im Ernst. Bedeutet dir Gott irgend etwas? Hast du irgendein Gefühl für ihn?"

Henry wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, dann zerrte er an seinem Hosenbund und stierte hilflos in Tracys Gesicht.

"Wie du es zum Beispiel ... für mich hast?"

"No sir. So ned ... ganz sicher ned."

"Warum gehst du also in die Kirche?"

Henry schielte ihn an. Seine Lippen arbeiteten mühsam, als wenn er ein Buch läse, in dem ihm jedes Wort neu wäre. Er stieß einen Seufzer aus, kniff ein Auge zu und kicherte. "Meistens, um'n Mädels zu kriegen."

"Aha ... aber das ist doch –"

"Awer is bei Gott wahr! In der Stadt hier sin ja die Mädels rein ausgestorm. Das muß ich Ihn' sagen –"

"Verdammt, laß das! Wir reden nicht von Weibern. Wir reden ... naja ..." Tracy lachte, hob den Becher auf, sah hinein, stellte ihn hin, "wir reden jetzt vom Bekehrtwerden und Frommwerden. Was hat das deiner Meinung nach zu bedeuten?"

Inzwischen verstand Henry, daß Tracy mit sich selber redete. "Teufel soll mich hol'n, wenn ichs weiß."

"Henry ..."

"Ja ..."

Tracy schob den Becher langsam einer Spalte im Fußboden entgegen. "Hast du Angst vor ...", er lachte, hielt den Becher still, "vor *Hölle* .. und sowas?"

"Och du mein Heiland!" Henrys Stimme war gedämpft. "Jetzt ham Sie's gesagt! Was mein' Sie wohl, wie das is mit der Hölle? Wie man dafür immer brennen muß ... wie das tut, Mr. Tracy?"

"So'n Ort gibt's ja gar nicht. Wozu also die ganze Angst?"

"Meinen Sie –?"

"Hast mich doch verstanden."

"Aber die Bibel, die sagt doch, ned wahr ... un Ihr Mama un Papa doch auch sicher. Wie könn' Sie also sowas sagen? Wie könn' Sie nur?"

"Weils eine vermaledeite Lüge ist! Von Leuten ausgedacht, die einen am Gängelband führen wollen. Das ist das Ganze. Die einen beherrschen wollen. Man weiß, es ist so, aber wenn sie einen dann bearbeiten ... Das erinnert mich an Frankreich. Da lagen wir irgendwo herum, hungrig und frierend und schläfrig, und es hat uns überall gejuckt, und dann dachte ich mit einmal, verdammtnochmal, was tu ich hier eigentlich? Wozu denn das alles? Und bevor man noch den Gedanken zu Ende denken konnte, kam einer

und gab Befehl zum Sturmangriff, – und dann sind wir auf irgendwas losgestürmt, ohne zu wissen, auf was, sind losgerannt, ohne zu wissen, wohin, und die Granaten sind um uns geplatzt, Menschen sind gestorben um uns rum, und dann wars auf einmal vorbei, so schnell wie's angefangen hatte; man war wieder in den Gräben ... wer Glück hatte ... und man kratzte sich wieder und fror und hungerte ... und fragte sich immernoch, wozu das alles nötig war. So geht's mir jetzt auch – vor zwei Wochen haben wir vom Angeln geredet. Und solchen Sachen. Und jetzt – "

"Na, gehen wir doch, Mr. Tracy! Wird uns ganz gut tun, mal'n bißchen zu angeln. Heut beißen se gut an." Er ging zur Tür, schaute zum Himmel auf.

"– und jetzt", fuhr Tracy leise fort, "reden wir von Frommwerden und Gott ..."

Man hörte, wie Mrs. Deen den Anlasser des Wagens betätigte, dann langsam die Anfahrt hinunter lenkte und die College Street hinauf zur Betversammlung fuhr.

"Wenn man genug Zeit zum Nachdenken hätte, dann würde man vermutlich merken, daß in all dem keinerlei Sinn steckt." Tracy starrte zum Fenster hinaus, legte die Zigarette auf den Sims, vergrub sein Gesicht in den Händen.

Henry schaute den Weißen nachdenklich an. "Wie, zum Deibel, sin wir denn in all das reingeraten, mein' Sie?"

Tracy blickte auf, lächelte verzerrt. "Das weiß ich eben nicht."

"Schlagen wer uns das ausm Kopp un gehen wer angeln."

"Nein, ich glaube, ich gehe zum Gottesdienst. Ich weiß nicht, warum; aber hingehen kann ich ja jedenfalls."

"Awer Sie könn' doch ned so hingehn, mit dem Schnapsgeruch ausm Mund. Is ja im ganzn Zelt zu merken, und bringt Sie mit Ihrer Mama hinternander."

Tracy zögerte.

"Hier ... spül'n Se sich'n Mund gut aus." Henry schüttete einen Teelöffel Natron in eine Tasse und goß Wasser dazu. "Spül'n Se nur un gurgeln den Mund aus!"

"Du blöder Kerl", lachte Tracy, nahm die Tasse, ging zur Hintertür.

"Wenn Se fertig sin ... dann ... ", Henry war an Tracys Seite getreten, "so ... jetzt hauchn Se mir mal ins Gesicht."

"Geh weg!"

"Hauchn Se mir ins Gesicht, sag ich." Er schnupperte. "Nützt nix." Henry runzelte die Stirn, ging zurück in die Hütte. "Hier," sagte er, als er wieder heraus kam, "beißen Se 'n Stück von dem Gummi da ab."

"Pfui Deibel! Wo hast du denn den Dreck hergenommen?"

"Aus mei'm Schreibtisch."

"Tu ihn wieder hin. Da haben ja ein halbes Dutzend Kakerlaken seit 'nem Jahr drauf gehaust. Die kriegen ja 'nen Nervenzusammenbruch, wenn sie merken, daß er nicht mehr da ist."

"Nehmen Sie, Mr. Tracy."

Tracy warf das Zeug zur Tür hinaus, ging in die Hütte zurück und knöpfte sich den Kragen zu. "Henry, warum fegst du eigentlich dieses Loch nicht mal aus?"

"Hab schon die Absicht gehabt, große Putzerei zu machn, die ganze Zeit, bevor Sie vom Krieg da aus Europa wiedergekomm sin. Awer dann sind Sie gekomm, und da hab ich keine Minut mehr zu was anderm Zeit gehabt, als bei Ihn aufzuräumen", sagte Henry mit breitem Grinsen und schlug sich vor Vergnügen auf den Schenkel.

"Du bist ja sehr gut gelaunt," sagte Tracy, "aber wenn Mutter mal hierher käme und den Schmutz in der Hütte sähe, dann würde sie sie dir über'm Kopf abbrennen."

"Wollwoll. Awer Missus Deen kommt ned, glaub ich. Sie hat zu viel zu tun."

"Ob sie kommt oder nicht, fege mal aus!"

"Wollwoll."

Die gutgebaute alte Hütte, in der Henry lebte, nur ein Raum, stand in Deens Hintergarten dicht beim Holzschuppen und dem nicht mehr benutzten Abtritt. Die einzigen Unterbrechungen der kahlen, mit Illustriertenbildern beklebten Wände bildeten an der nördlichen Schmalseite ein Backsteinkamin, an der südlichen ein Fenster.

Über dem Kaminsims hing ein ovaler Rahmen mit zwei kleinen Fotos. Sie stellten Henrys Eltern dar, Mamie und Ten McIntosh. Das Bild von Ten war aufgenommen, bevor ihm in der Sägemühle von Harris das Bein zerquetscht und anschließend abgenommen worden war; es zeigte einen zweifellos ernsthaften und tüchtigen Mann mit eisernen Muskeln, dickem, rundem Kopf und langen Armen. Sein Sohn war sein getreues Abbild, außer daß Henry kleinere Augen hatte und einen breiter lachenden Mund. Ten McIntosh war bekannt dafür gewesen, daß er in Gegenwart von Weißen nie viel lachte. Mamies ruhiges, gesammeltes Gesicht lächelte die Welt der Weißen wie die der Schwarzen aus dem Rahmen heraus gleich freundlich an. Mamie kam mit allen Leuten aus; von ihrer Heirat an war sie Köchin bei Deens gewesen. Ihr Junge war im Hinterhaus ein halbes Jahr vor der Geburt von Deens Sohn auf die Welt gekommen; sie hatte beide Kinder genährt und versorgt, ohne recht zu wissen, welches von beiden ihr eigenes war – das betonte sie oft.

Tracy sah Mamies Bild über dem Kamin an. Mamie hatte einen abgebrochenen Zahn; außerdem fehlten ihr noch zwei Zähne, die ihr Ten im Verlauf eines seiner Anfälle von Schwermut ausgeschlagen hatte. An der Hand hatte sie eine Brandnarbe von kochendem Wasser, das sie einmal verschüttet hatte, als sie sich beim Abendessen beeilen mußte; – noch heute, zwanzig Jahre später, erinnerte sich Tracy daran. Auch an den schwachen Geruch ihres gutgewaschenen Körpers, wie von einem Stoß frischgewaschener Leintücher, und an den schweren süßlichen Duft, der sonntags um sie war, wenn sie im schwarzen Seidenkleid durch den Vorgarten ging, auf dem Weg zur Kirche. Er erinnerte sich an ihre tiefhängenden, vollen Brüste. Es hatte eine Zeit gegeben, da ihr Schoß breit genug war, daß Tracy und Henry zusammen darauf

herumkrabbeln konnten. Mit weit gespreizten Knien saß sie da, schaukelte die beiden hin und her, trällerte ein bißchen vor sich hin, brach ab, nahm die Melodie nach einer Weile dort wieder auf, wo sie sie unterbrochen hatte; manchmal bückte sie sich nach einem Zipfel ihres faltenreichen Unterrocks, um eine der beiden Nasen abzuwischen. Sachte schaukelten die Knie hin und her, vor und zurück, wiegten die Kinder heraus aus der Zeit und ihrer Bitterkeit; ihre Augen erfüllt mit Ruhe. Fort und fort ging der Singsang, und mit ihm ging der große Leib hin und her, und die Welt war nicht mehr und tiefer als der Raum zwischen Mamies Knien – nein, kein bißchen weiter, aber auch niemals kälter als die Wärme, die von ihrer Brust strömte.

Es hatte eine Zeit gegeben, als er krank war und kein Essen bei sich behalten konnte, da hatte Mamie merkwürdige Sachen zusammengerührt, hatte sie ihm manchmal vorgekaut und ihm in den Mund gesteckt und dann ging es ihm besser. Er entsann sich, daß seine Mutter dann sagte: *Bloß Mamie kann das Kind zum Essen bringen*, oder, wenn er sich wehgetan hatte: *Bloß Mamie kann ihn beruhigen*.

Wie man Wolken nachsieht, die an einem ruhigen Himmel ziehen, sich umschweben, immer dichter aufeinander zu schweben, aneinander vorbei, dann wieder ineinandergleiten, Gestalt annehmen, Gestalten, die einem bedeutungsvoll erscheinen mögen ... Plötzlich teilen sie sich wieder und sind ganz bedeutungslos geworden – so dachte Tracy jetzt an all das.

Doch an etwas dachte er nicht – obwohl es ihm eines Tages ins Gedächtnis kommen sollte –: an die böse Stunde, als Mamie ihren Henry verprügelte.

Henry war damals acht und Tracy sieben. Auf der Straße liefen sie um die Wette. Sie hatten einen Strick quer über die Straße gezogen, dann rannten sie und rutschten ins Ziel hinein. Ein kleines weißes Mädchen radelte die Straße herunter, die Arme hochgestreckt, das Gesichtchen in die kühle Luft gereckt.

"Weg, weg, weg!" schrie sie. Henry aber, im Rausch des Sausens, Durch-die-Luft-Fliegens, von der Gewalt der raschen Bewegung erregt, schrie dagegen: "Selbst weg, weg, weg!" Er wich nicht aus, rannte mit Rad und Mädchen zusammen.

Das Mädchen war hingefallen und hatte sich das Bein zerkratzt an einer der Pedale. "Was erlaubst du dir!" sagte sie leise; ihre ganze luftige, frohgemute Stimmung war verflogen, stattdessen ging ihr Atem schwer. "Wie kannst du dir sowas erlauben!"

"Hahaha", machte Henry, "hahahaha"; er lachte aus reiner Verlegenheit. Und Tracy lachte auch; ein Mädchel hinfallen zu sehen, machte ihm Spaß; obwohl er nicht wußte, warum es ihm Spaß machte.

Mamie saß auf der Seitentreppe, kühlte sich ab, schnappte noch ein bißchen Luft, bevor es ans Abendessenkochen ging. Jetzt aber sah sie etwas, worum sie sich kümmern mußte. "Du ... Henry McIntosh," rief sie, "komm mal her!" Sie stand auf, die Gutgelauntheit war von ihrem ruhigen Gesicht verschwunden. "Komm sofort her!"

Henry kam näher, Tracy auch. Mamis Stimme hatten so einen ungewohnten Klang.

"Ich muß dir Prügel geben", sagte sie bloß, weiter nichts. Dann standen die beiden kleinen Jungen im Hinterhof, während Mamie in den Garten ging, um sich einen festen Hickoryzweig abzuschneiden. Sie standen da und sahen zu, wie ihr kräftiger breiter Rücken sich unaufhaltsam durch den Raum bewegte, der alles umschloß, was sie vom Leben kannten; wie er sich jetzt hart und schnell bewegte, Linien bildete, die sie bisher noch nicht an ihm gesehen hatten. Sie warteten, bis sie mit der Gerte zurückkam, Henry bei seinem Hemd packte, ihn über ihre Knie legte und dann so fest zuschlug, daß Tracy in Schluchzen ausbrach und seine Augen zuhielt, um es nicht sehen zu müssen, obwohl er nicht vermeiden konnte, auf das Geräusch der Schläge zu horchen.

Mamie schlug ihren Jungen. Sie schlug ihn und sagte dabei: "Ich muß dir das beibringen, auf der Stell! – Ich muß. – Darfst'n weißes Mäd'el ned so ansehn, darfst keins berührn, darfst mit kei'm sprechen, – hast bloß zu sagen: *Ja, Miss, dank schön, Miss.* – Sags nach. Sags!" Und Henry hatte gebrüllt und dann keuchend und schluchzend, abgerissen Wort für Wort herausgewürgt; dreimal ließ sie ihn alles nachstottern, und bei jeder Silbe gab sie ihm mit der Gerte einen Schlag auf die Beine. Die wurden weiß von den Striemen; schniefend, völlig verstört, lief Henry dann in die Hütte und verkroch sich, wie ein Hund, unterm Bett.

Mamies breite braune Hände aber packten die Gerte und brachen sie langsam entzwei, und das Geräusch des brechenden Holzes ging einem durch Mark und Bein. Sie warf die Stücke von sich. Die Hände fielen an ihrem Körper herunter. Sie stand da und starrte hinüber nach dem Dach des großen gelben Hauses vor ihr. Der kleine weiße Junge beobachtete sie und meinte, sie könne nicht finden, was sie da mit ihren Blicken suchte. Langsam setzte Mamie sich auf die Treppe ... wickelte ihre Hände in die Schürze ... ihre Lippen waren heruntergezogen ... dann beugte sie den Kopf in den Schoß.

"Mamie." Tracy sprach sie an, ohne zu wissen, warum. "Mamie!"

Sie blickte auf, das braune Gesicht vom Weinen feucht und verzerrt. "Geh!" sagte sie. "Geh zu deinen eigenen Leuten." Er hatte sich umgedreht und war davongerannt. Diese neuen, fremden Worte waren wie tiefe Messerstiche in ihn eingedrungen.

Doch so rasch er davongelaufen war, ihren Worten hatte er nicht entkommen können. Sie verfolgten ihn ins Haus, jagten ihn durch die großen Räume, trieben ihn haltlos, verloren, von einer Seite eines Zimmers zur andern, er berührte Tisch, Stuhl, Wand, ja, einmal bückte er sich gar, um den Fußboden zu betasten – ohne zu wissen, warum –, er reckte und streckte sich, bis ihm die Glieder wehtaten, um die leeren Dimensionen eines Lebens auszufüllen, in das er ohne sein Zutun versetzt worden war, dessen Ausmaß ihm unbekannt war, in das ihn aber Mamies Worte für immer verbannt hatten.

Vor dem Zimmer seiner Mutter angelangt, blieb er stehen ... er hörte ihre Stimme ... öffnete die Tür ... blieb wieder stehen. Alma las seinem Schwesterchen, das mit ernsthafter Miene zuhörte, aus einem großen Bilderbuch vor. Tracy kam es vor, als lese sie immerzu aus Bilderbüchern vor.

"Komm herein, Söhnchen", sagte die Mutter und lächelte ihm zu. Er ging zu ihr hin, lehnte sich an ihren Stuhl, unsicher, – er wollte ihr alles recht machen.

"Liest du vor?"

"Ja, möchtest du zuhören?"

"Ja, Mutti", sagte er und starrte auf das Bild im Buch; versuchte, in dessen Linien, Flächen und Farben zu finden, was er suchte.

Alma las weiter, beantwortete die Fragen der kleinen Laura, scherzte mit ihr, erklärte ihr die Bilder. Beider Worte, Stimmen, Gebärden begannen eine Mauer zu bilden, in der er sich verloren fühlte; er rückte näher, lehnte sich fester an, im Bemühen, diese Mauer von Weichheit und Wärme durchstoßen, sich zu ihnen zu gesellen.

"Drängle dich nicht so fest an, Junge," sagte Alma in freundlichem Ton, "du bist so erhitzt und verschwitzt. Du riechst auch nicht sehr gut ... wann hast du zuletzt gebadet?"

"Heute morgen!"

"Ich verstehe nicht, wieso du und Henry euch so schmutzig macht. Vor dem Schlafengehen mußt du jedenfalls noch ein Bad nehmen." Dann fuhr sie zu lesen fort.

Tracy schlich sich weg. Ging zum Toilettentisch der Mutter, nahm einen Spiegel in die Hand, legte ihn wieder hin; schob eine Bürste zur Seite, dann wieder zurück; nahm den Kamm, steckte ihn in die Bürste; nahm eine Schachtel voll Haarnadeln hoch, ließ sie fallen, daß die Nadeln Tisch, Stuhl und Fußboden bestreuten.

"Aber Tracy! Heb' sie nur wieder auf. Wenn du nicht zuhören magst, mein Lieber, warum gehst du nicht hinaus spielen?"

"Er böser Bub", sagte Laura im Tonfall altkluger Missbilligung und nickte mit dem Kopf. Und Alma lachte leise über das Geplapper des Kindes und fuhr dann fort mit dem Vorlesen.

Tracy suchte die Nadeln zusammen, dann ging er rasch auf seine Mutter zu, riß ihr das Buch aus der Hand, warf es zu Boden. "Ich hasse Bücher!" schrie er. "Und die da mag ich auch nicht", sagte er und gab Laura einen heftigen Stoß, dann lief er aus dem Zimmer, durch die Diele auf die Seitenveranda; dort blieb er schweratmend stehen in der Erwartung, seine Mutter werde ihm nachkommen, um ihn zu bestrafen, – in der Hoffnung, sie werde ihn schlagen, fest schlagen, so wie Mamie Henry geschlagen hatte. Aber sie kam nicht.

Bald darauf hörte er von der hinteren Treppe her Mamies schweres, plumpes Tappsen. Er hörte die Vortür auf- und zugehen, hörte, wie Mamie eine Last Holz in den Kasten neben dem Herd fallen ließ, wie sie die Herdringe hochhob, ein Streichholz

antrieb und Feuer fürs Abendessen anzündete. Tracy konnte es nicht länger aushalten, er lief in die Küche, blieb dort an der Tür stehen, konnte mit einmal nicht mehr weiter.

Mamie drehte sich um. Sie hielt einen Fichtenspan in der Hand; ihr Rock war an der Ecke des Holzkastens hängengeblieben. So standen die beiden da, Leere dehnte sich erschreckend fremd, endlos zwischen ihnen. Eine Fläche, die ihr Körpergewicht nicht aushalten würde, wenn sie sie überschritten – so schien es.

Worte bildeten sich in seinem Hirn, und er öffnete den Mund, sie auszusprechen. "Mamie!" kam leise heraus; die übrigen fielen ihm nicht mehr ein.

Sie legte das Stück Holz hin, wandte sich Tracy ganz zu, ging langsamen Schritts vorwärts. Und da lief er auf sie zu. Er vergrub das Gesicht in ihrer Schürze, versuchte den Schrei seiner Not darin zu ersticken. Durch Kleid und Unterrock spürte er ihr Bein und drückte sich daran.

Beide blieben ohne Worte. Sie fuhr ihm mit den Fingern durchs Haar, über den Kopf. Er preßte sich an das Bein der Alten, bis sie unter dem Druck seines Körpers fast das Gleichgewicht verlor.

Das Flämmchen im Herd knisterte, leckte über die offene Kochstelle hinaus, stieß kleine Rauchschwaden in den Raum.

"Geh, hol ihn un spiel mit ihm", sagte sie rasch, nach einer kleinen Pause. "Geh, hol ihn", sagte sie in weichem Ton.

Tracy war froh, daß jemand ihm sagte, was er tun solle. Er lief zu der Hütte im hinteren Garten, in den Raum hinein, kroch unters Bett. "Komm mit," sagte er, "wir gehn spielen." Und Henry fügte sich der Stimme, kroch mit geschwollenem Gesicht, verweinten Augen und steifen Gliedern unterm Bett hervor; dann gingen sie auf den Weg hinterm Haus und spielten – zögerlich, bis die Lebensgeister sich wieder regten, wie sie sich nun einmal regen bei Kindern, und nach einer Weile lachten und schrien sie wieder alle beide. Als Mamie zum Nachtessen läutete, da verging der Abend wie alle Abende.

Als Ten von der Arbeit heimkam, sah er Henrys geschwollenes Gesicht und stellte Fragen, forderte Antwort. Henry sagte seine neugelernte Lektion auf. Finster und müde, wie zwölf Stunden in der Sägemühle einen Menschen machen, hörte Ten ihm zu. Als die Familie nach dem Nachtessen in die Hütte zurückgekommen war, lagen in seinen ersten, ruhigen Fragen an Mamie all die Worte, die Haß und Scham auf die Zunge eines Mannes legen.

"Du haust also dein Jung halb tot den Weißen zu Gefallen?!"

"Ich bring ihm bei, wie er sich zu benehm hat."

"Du verdrischst dein Jung den Weißen zu Gefallen!"

"Ich bring ihm bei, wie er sich zu benehm hat, Ten. Das muß er lern. Das weißt du doch."

Tracy und Henry, die draußen im dunklen Hof spielten, kamen an die Hütte heran, wie von einem Magneten gezogen.

"Du haust ihm die Seel ausm Leib. Da kann ja nix ausm wer'n!"

"Ten ... der Jung war unverschämt gegen'n weißes Mädle."

"Wenn schon! Erst war ja sie unverschämt gegen ihn, kommt mir vor. Isn guter Jung," sagte Ten, "so gut wie jedes weiße Gör in dieser Saustadt. Ein Wort, und die Leut hau'n ein dot. Gott steh uns bei, wenn noch die eigne Mutter sich an ihm vergreift un –"

"Ted, grad weil ich will, daß mein Jung am Leben bleibt, bis er groß is." Mamies Stimme blieb leise, kämpfte nicht an gegen den grellen Fistelton von Tens Worten. "Ich will daß er am Leben bleibt! Dazu muß er lern. Er muß lern, wie er sich zu benehm hat. Er muß lern, was er ned tun darf. Er muß lern, daß es weiße Menschen un farbige Menschen gibt un Sachen, die man ned tun darf, wenn man am Lebn bleiben will. So wahr mir Jesus helf, ich werds ihm beibringen."

"Du wirst die Händ von ihm lassen! Verstanden! Wenn du ihm nochmal sagst, er soll Rücksicht auf Weiße nehmen, hau ich dich, daß du ned mehr vom Boden uffstehn kannst. Der Bub is so gut wie jeder ander, verstehst! So gut wie jeder ander!" Worte von einem Gewicht, daß es schien, als fielen sie auf seine Brust zurück, nachdem er sie ausgesprochen hatte.

"Er is ned so gut wie die Weißen. Das muß ich ihm beibringen. Das muß ich, Ted!"

"Heiliger Jesus, mich ekelts, wenn ich ein von denen anseh! Mich ekelts, daß ich im Hinterhof von Deen wohn! Hab dir hundertmal gesagt, 's wär gescheiter, in nem Quartier zu wohn, wo man tun kann, was man will. Ich will auch ned, daß mein Jung mit ei'm weißen Jung aufwächst ... ich mag die ganze Blase ned!"

"Sie sin gut zu uns, Ten!"

"Gut zu uns!"

"So gut, wie sie's verstehn."

"Ich sag dir, ich kann nix von dem Gesocks sehen!" Und damit stürzte Ten auf den Kaminsims zu, packte die blauweiße Glasvase, die früher im Wohnzimmer von Deens gestanden hatte und jetzt Mamies einziger kostbarer Zimmerschmuck war, und schmiß sie auf die Erde, daß sie zerbarst. Man konnte noch das Klirren der Scherben hören, die aneinanderschlagend über den Boden rollten.

"Gott-o-Gott!" schrie Mamie auf, verstummte aber gleich wieder und fingerte mit den Händen an der Schürze, verknäulte sie, und starrte immerzu ihren Mann an.

Ted ging hinaus zum Schuppen, kauerte sich dort nieder und stierte in den dunklen Hof hinaus.

Mamie holte den Besen, fegte müde die Scherben in ein Stück Papier zusammen und tat sie in ihre Schürze; dann ging sie Ten nach in den Schuppen. "Sachen kaputt schmeißen is leicht, Ten," sagte sie, "sehr einfach, Sachen kaputt schmeißen. Sie wieder zusammenkitten is ned so leicht. Das soll mein Jung beizeiten lern. – Er soll beizeiten

lern, daß die Weißen recht ha'm, womit's auch immer is! Und daß man ihn' immer Respekt erweisen muß."

Tracy hielt die Augen gespannt auf den Schuppen gerichtet, wo die beiden Sprechenden standen, tiefschwarze Schatten vor der vom Lampenlicht erhellten Hütte. "Das heißt ... ich bin 'n Weißer," flüsterte er, "und du bist 'n Schwarzer. Das heißt," sagte er und fühlte, wie ein seltsamer, neuartiger Stolz in ihm hochquoll, "ich hab immer recht, scheints."

"Wieso denn das?"

"Weil ich 'n Weißer bin – hast doch gehört, was Mamie gesagt hat."

"Macht die Haut 'n Unterschied?"

"Scheint so," sagte Tracy und verlor ein bißchen von seinem neuen Selbstvertrauen, "naja, ist wohl so."

Da standen sie im Dunkel, der schwarze und der weiße Junge, vor ihnen der Streit und die Not der Erwachsenen; dann drehte sich Henry langsam weg und ging nach der Hütte, und Tracy ging auf das große gelbe Haus zu.

Als dann Ten sein Bein verloren hatte, zogen die beiden nach Baxley, wo sie ein kleines Baumwollfeld bearbeiten konnten, denn Ten *saß bloß ohne Sinn un Verstand* – wie Mamie sagte – *in Deens Hinterhof rum un wurde hintersinnig un machte allen Leuten das Leben schwer*. Nach Baxley zogen sie, als Henry dreizehn Jahre alt war, und sie ließen ihn weiter in Deens Hinterhof hausen. Das war nicht einfach, denn Ten sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen. Mamie stritt sich nicht herum mit ihm, denn vor allem wollte sie Frieden in der Familie haben, doch sie sagte zu Mrs. Deen, es wäre ihr lieb, wenn ihr Junge bleiben könne, wo er ein bißchen was lernte und bei Leuten wäre, die *eine Bildung hätten*. Ten sagte nichts als immer nur: *Ich lass mein Jung ned bei weiße Leut im Hinterhof*.

Und dann kam der Tag des Aufbruchs. Onkel Pete hatte ihnen seinen Karren geborgt, um ihre Körbe und den alten Koffer und die Kisten und Mamies Schaukelstuhl zum Bahnhof zu befördern. Alles war auf dem Karren aufgestapelt. Mamie hatte ihr gutes Schwarzseidenes an und Ten seinen Sonntagsanzug, und Henry hatte auch seinen Sonntagsanzug und die neuen Schuhe an. Tracy stand beim Karren und half mit, die letzten Kisten und Handkoffer zu verstauen. Die beiden Jungen waren sonderbar still, während sie hin und her liefen, ohne einander anzusehen, herbeischleppten und aufluden und all die kleinen Handreichungen taten, die mit einem endgültigen Umzug verbunden sind. Plötzlich ließ Henry den alten Handkoffer fallen, den er gerade auf den Wagen hinaufheben wollte, setzte sich drauf und fing an zu heulen, und Tracy fing ebenfalls an zu heulen. Zwei kleine Buben, die gar nicht versuchten, ihre Tränen zu verbergen. Mamie saß schon steif auf dem Kutschbock, mit ihrem Hut auf dem Kopf

und die in schwarzen Baumwollhandschuhen steckenden Hände im Schoß gefaltet. Sie sah Ten an, sah die beiden weinenden Jungen an, blickte wieder zu Ten, und mit einmal verzog sich ihr gutmütiges Gesicht zu einem entschlossenen Ausdruck, wie er sich selten bei ihr zeigte. Sie kletterte vom Wagen herunter, räumte die alte Schachtel aus, in der Henrys Sachen verpackt waren, schnürte einen Korb los, entnahm ihm zwei Bettdecken, reichte das alles Henry. Dann blickte sie wieder zu Ten, der aber drehte den Kopf weg.

"Du bleibst hier, Henry," sagte sie entschieden, "un du hörst auf Missus Deen. Die is jetzt genau wie deine Mama, hörst! Wenn sie was sagt, dann tust du's. Du bringst ihr Holz rein un tust, was sie sagt, un du gehst von nächsten November an in Schul, sobald Aufnahm is. Un folgst, verstanden?" Dann gab sie ihm einen festen Kuß und kletterte wieder auf den Kutschbock, warf ihrem Mann einen scharfen Blick zu, drehte sich nochmal um und winkte ihrem Sohn zu, den sie jetzt zum Aufwachsen in Deens Hinterhof zurückließ. –

Und Henry war dort aufgewachsen. Er tat, was seine Mutter ihm geheißen hatte. Er brachte Holz herein, er ging zur Schule, als diese im nächsten November Schüler aufnahm, er heizte die Öfen, und er hatte dabei genug Zeit, mit Tracy zu spielen. Manchmal gingen sie zusammen angeln, und manchmal kam Tracy nachts hinaus in die kleine Hütte und machte seine Aufgaben dort, um bei Henry zu sein. Aber wer die rückwärtige Verandatreppe bei Deens herunterkam, konnte manchmal auch einen Jungen ganz allein in einer Hütte auf dem Bauch liegen und mit offenem Mund ins Feuer starren sehen. Die Flammen züngelten dann über ein Gesicht, das aussah, als habe es niemals einem bestimmten Menschen gehört.



Tracy kehrte sich von dem Bild ab, als das Mamie ihn vom Kaminsims anlächelte, und sah wieder ihren Sohn an. "Wann hast du von Tante Mamie gehört?"

"Is schon lange her."

"Wann hast du geschrieben?"

Henry lachte.

"Du Lump, du hast überhaupt nicht geschrieben!"

"Habs immer vor. Gibt ja nix zu erzählen. Wenn mal was los is, dann schreib ich ihr."

Tracy lachte wieder, ging auf die Tür zu. "Wird Zeit, daß ich gehe."

"Warten Sie mal." Henry sprang hinüber zu einem Blumenbeet, riß eine Handvoll Minze aus. "Stecken Sie das in'n Mund. Feste saugen, dann ausspucken!"

Tracy nahm einen kleinen Stengel, steckte ihn in den Mund und verließ, ein paar Blätter kauend, die kleine Hütte, in der er so viele Stunden seines Lebens verbracht hatte.

Acht

Aus den Hintertüren kamen die Köchinnen, um nach Hause zu gehen in die Negerstadt. Manche hatten Bündel unterm Arm für die Familie daheim. Ob sie etwas trugen oder nicht – niemand schenkte ihnen viel Beachtung. Ob sie sich langsam oder schwer dahinschleppten oder die Straße entlang tänzelten, ob sie jedem vorbeikommenden Schwarzen mit flinker Zunge ein Wort zuwarfen oder still und stumm ihres Wegs gingen – in jedemfall strebten sie ihren Hütten zu, die sich um den Stadtrand zogen, ein Schattenstreifen hinter Maxwell.

Die Kinder an der College Street spielten unter breitausladenden Eichen, haschten in der Dämmerung nach Glühwürmchen. Und die wenigen Männer, die sich im Geschäftsviertel verspätet hatten, schlossen jetzt ab, machten noch beim Postamt Halt, gingen dann heim in ihre Häuser im Südteil der Stadt.

Im Fabrikviertel um die Betriebe von Tom Harris auf der Nordseite des Bahnhofs saßen die Leute auf ihren Stühlen unter den Zedrachbäumen, schnupften ihre Prise, spuckten auf den Fahrdamm, kauten langsam ihren Priem. Geruch von Sägemehl und Teer lag in der Luft, Rauch aus den Dörröfen stieg schwarz gen Himmel.

"Na," sagte Mollie Echols zu den andern, "wer geht zur Betversammlung?"

"Ich nicht," sagte ihr Mann, "ich nicht. Mir können diese Versammlungen gestohlen bleiben. Ich hab keine Lust, zuzuhören, wie Tom Harris wiederum dem Herrgott dankt, daß er's so gut mit ihm meint. Und was is mit mir? Warum meints der Herrgott nicht gut mit mir, möchte ich wissen!"

"Na, ich würde ja nicht den Namen Gottes unnütz in den Mund nehmen an deiner Stelle, bloß weil du dir einbildest, Tom Harris sei ungerecht zu dir!" Mollie schob ihren erhitzten Busen etwas hoch, um Luft zu bekommen. "Du weißt so gut wie ich, daß das sehr viel übler is, als was du ihm vorwirfst."

"Ich geh nicht hin," sagte Willie, "ich geh nun mal nicht hin. Diese ganze College-Street-Bagage mit ihrem Getu und ihrem Geld! Diese gottverfluchten Erweckungsversammlungen können mich mal! Und wenn der Prediger wieder die Zeltstange aufklettert. Un wenn er ne Woche oben hocken bleibt – ich geh nicht hin!" Und Willies ärgerliches mageres Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, ehe er auf die Straße spuckte.

"Ich sag dir, du wirst schon noch deine Strafe kriegen für dein Gerede. Gott rechnet noch mit dir ab dafür, das ist mal sicher!"

"Er meints ja nicht ernst, Mollie", sagte Lewis freundlich und legte seinen Beinstumpf auf den Rand des Wägelchens, um ein bißchen Luft zu bekommen.

"Die ganze Zeit redet er immer nur lauter verrücktes Zeug über Löhne ..."

"Verrückt nennst du das? Das is ja großartig! Nenns nur verrückt!"

"Er zahlt dir so viel, wie er andern zahlt, oder nicht?" Mollie verlagerte ihre zweihundert Pfund Lebendgewicht von der einen Hüfte zur andern.

"Aber sicher, das tut er. Grad genug zum Verhungern. Und dabei redet er noch davon, er wird die Fabrik zumachen, weil das Geschäft 'n bißchen nachläßt. – 'Ne Gewerkschaft brauchen wir!"

"Hört den bloß! Wie wild er daherred't! Wie die Russen!"

"Ich denk mir manchmal, wenn wir an Harris' Stelle säßen, täten wirs genauso machen", sagte Lewis und hob den andern Stumpf zur Kühlung auf den Rand seines Wägelchens.

"Ich möcht schon an seiner Stelle sitzen", sagte Willie. "Wär schon recht. So'n Schwein möcht ich auch mal haben." Dann hustete Willie, und nachdem er einmal damit angefangen hatte, hustete er immer weiter.

"Da hast du's! Was hab ich dir gesagt! Läßt dich gehen, regst dich auf um nix und wieder nix und kriegst bloß deinen alten Husten davon. So lang ich den Willie kenn," seufzte Mollie, "will er, was er nicht kriegen kann. Und J.L. wird genau wie er. Is auch mit nix zufrieden."

Cena wischte sich den Schnupftabak von der Unterlippe, ließ ihn in den Sand fallen. "Wenn nich soviel Nigger da wär'n, tät man besser verdienen."

"Wenn sie weiter so nach'm Norden rübermachen, wird's hier bald keine Nigger mehr geben."

Der Ältere der beiden Männer, Lewis, sah dem Rauch nach, der von den Dörröfen aufstieg, verfolgte die Funken, die in den Abendhimmel emporsprühten. Dann drehte er sich um und sah die beiden Frauen an. "Willie und ich wir bleiben einfach hier sitzen, und ihr Frauenzimmer geht zur Predigt. Ich glaub, ich bin so'n bißchen faul; ich hab keine Lust, so weit zu gehen." Und Lewis in seinem Wägelchen lachte über seinen alten Witz, den er machte, seit er vor acht Monaten seine beiden Beine verloren hatte, als er in die Treibriemen der Sägemühle geraten war.

"Wenn Willie nich so'n Schlappschwanz wär, tät er dich runterfahrn zum Zelt, daß du die Predigt hören kannst. Würd dir nur gut tun. Der Mann, der kann predigen, der malt einem die Hölle un die Folterqualen aus, sag ich euch, daß man ne Gänsehaut kriegt. Wenn überhaupt einer, dann kanns Prediger Dunwoodie; die Kraft vom Heiligen Geist is in ihm." Dann rief Mollie J.L. und die übrigen Halbwüchsigen vom Fabrikgleis weg und brach mit ihrer Freundin Cena zum Zelt auf.

Im Süden der Stadt, in der College Street und deren Seitenstraßen, erhoben sich die Männer gemächlich von ihren Liegestühlen auf der Veranda und sagten: "Na ... ist ja wohl Zeit, zur Versammlung zu gehen. Es muß ja nun mal sein." Und warteten in ihren Wagen, bis ihre Fauen sich die Gesichter gepudert und sich ein bißchen frischgemacht hatten. Dann fuhren sie die College Street hinauf, hielten da und dort an, um einen Nachbarn mitzunehmen.

Wie eine einzige große Mulde zitterte die ganze Stadt unter ihren Schuldgefühlen. Ob man ins Zelt ging oder daheimblieb – man konnte der Gebetsversammlung nicht entgehen. Ein paar verhärteten ihre Herzen, wieder andere sagten mit unsicherem Lächeln: "Solche Sachen sind was für die Ungebildeten." Nur Redakteur Reid sagte kühn: "Es gibt keinen Gott", aber selbst er setzte nicht hinzu: "Es gibt keine Sünde." Die Menschen wußten, daß sie gesündigt hatten, und die Angst vor Gottes Zorn bedrückte sie. Nur der alte Bruder Graves, der die zweiten Weihen empfangen hatte, sagte ruhigen Gemüts: "Ich bin ohne Schuld." Doch auch seine triumphierende Bekundung von Gottes Macht, das Menschenherz von Versuchung zu reinigen, wurde beeinträchtigt, wenn Schwester Graves geräuschvoll ihre Schultern am Rücken ihres Kirchenstuhls wetzte, gerade während er dies Zeugnis ablegte.

Nach dem ersten Lied wurde *What a Friend We Have in Jesus*¹⁴ angestimmt. Von Bruder Trimbles Begeisterung entflammt, fiel der Klavierspieler in Jazzrhythmen.

Fabrikarbeiter und ihre Familien füllten die Bänke links; die Herrschaften aus dem Umkreis der College Street stutzten, ließen sich dann zur Rechten nieder. Die beiden Bänke in der dunklen Ecke, die den Farbigen vorbehalten waren, blieben ganz leer; bloß Reverend Livingstone saß auf der einen. Er hatte Roseanna nicht zum Mitkommen überreden können; immerhin wollten andere Farbige nach der Arbeit noch kommen, um mit ihm zuzuhören, wie der Prediger der Weißen über den Gott der Weißen sprach. Und dort in ihrem *Jim Crow*-Winkel auf ihren *Jim Crow*-Bänken¹⁵ würden sie die Lieder der Weißen mitsingen; dann würden sie wieder fortgehen, fröhlichen Herzens, denn sie wußten, wo sie hingehörten, und fanden sich demütig mit einem weißen Gott ab, wie sie sich mit dessen weißen Kindern abfanden ...

Doch manchen war es nicht leicht gefallen, an sich zu halten, wenn die Weißen ihnen zumuten wollten, die Brosamen von des Herrn Mahl aufzulesen. "Ich bin vermutlich *wählerisch*," sagte Bess zu Non, nachdem Mrs. Stephenson sie aufgefordert hatte, dort hinzugehen, "aber wenn ich mir einen Gott aussuche, dann einen schwarzen

¹⁴ Populärer Hymnus (1855), der an sentimentale Gospels erinnert.

¹⁵ Im 19. Jahrhundert war *Jim Crow* die Bezeichnung für den Stereotyp eines tanzenden, singenden, mit sich und der Welt zufriedenen, aber faulen, unterdurchschnittlich intelligenten und zum Teil auch stehlenden Schwarzen. Von daher werden in den USA Gesetze als *Jim Crow Laws* bezeichnet, die von 1876 bis 1964 eine Rassentrennung (vor allem zwischen Afroamerikanern und Weißen) vorschrieben. *Jim Crow* wurde jetzt zum Synonym für damit in Zusammenhang stehende Umstände.

Gott, einen schwarzen, kraushaarigen! Einen so schwarzen," – dabei hatte sie gelacht, aber in ihrer Stimme waren Tränen – "daß er die Weißen toll macht vor Angst. Ich fürchte, eines schönen Tages platze ich und sage Sachen, für die uns Mama immer die Haut abziehen wollte, mindestens, falls wir sie aussprechen würden. Manchmal", flüsterte sie Nonnie zu, "fürchte ich, ich werde –"; sie unterbrach sich, drehte sich zu ihrem Söhnchen, das sie ebenso kläglich wie verzaubert anstarrte: "Jackie, ich hab dir schon sechsmal gesagt, du sollst ins Bett gehen!"



Non stand am Pfortchen und lauschte. Von der Stadt der Weißen kam der Gesang herüber. Ja, Bess war wütend auf die Weißen. – Non dachte über ihre kleine, dickliche Schwester nach; sie sah sie genau vor sich: mit ihrem honigfarbenen Teint, den Sorgenfalten um die grauen Augen, die sich die letzten Monate tiefer eingegraben hatten, den Mund, der früher immer weit offen war (sei's zum Lachen oder zum Sprechen), jetzt aber zusammengekniffen ... Bess hatte auch zu singen aufgehört, sie, die früher oft davon gesprochen hatte, daß sie vielleicht eines Tages oben im Norden auf der Bühne singen würde. Aber von der Bühne sprach sie jetzt nie mehr, und singen hörte man sie auch nicht mehr. Bess war ein gelblich glasiertes, rundliches, handliches Tonkrüglein, das sich danach sehnte, eine kunstvolle Kristallvase zu sein. Wenn sie bloß wüßte, wie es das Leben erleichtert, wenn man die Dinge auf sich beruhen läßt! Non hatte sich garnichts dabei gedacht, als Mrs. Brown mit ihr über die Betversammlung sprach. Sie meinen es nicht böse, die Weißen, wenn sie sowas sagen. Wirklich, es ist nichts Böses dabei, sagte sich Non. So leicht kann man sie vergessen, wenn einem der Sinn danach steht; alles kann man vergessen und wegschieben außer dem, das wirklich wichtig ist für einen. Ihr war es immer sonderbar vorgekommen, daß Menschen wie Bess sich über alles Mögliche aufregen können. Als ob alles, was ihr auf der Welt vor Augen kam, die gleiche Größe und Bedeutung hätte, als ob sie alles gleichermaßen haben wollte statt nur des einen, das sie wirklich begehrte.

Nonnie hörte sie jetzt den Weg herunterkommen. Der rasche, dumpfe Laut ihrer Schritte im dämmernden Licht war vertraut wie Grillenzirpen und Käuzchenschrei, wie das Rascheln der Palmblätter.

Einmal hatte sie Bess zu erzählen versucht, welch ein Erlebnis die Nacht für sie bedeutete, doch Bess hatte sie unterbrochen: "Hör mal zu! Wenn das Sinn und Verstand hat, dann red es nicht an mich hin! Schreib's auf und laß es drucken. Heutzutage kaufen die alles, was ein Neger schreibt, so erstaunt sind sie darüber, daß wir das Alphabet

können." Soweit ihre Erinnerung zurückreichte, hatte sie allabendlich auf die raschen Schritte von Bess gehorcht und auf die langsamen ihrer Mutter, die sich hinterherschleppten. Wenn die beiden damals manchmal erst spät von der Arbeit heimkamen, wurde das Haus hinter ihr groß und leer, auf seinen Veranden tuschelten verschollene Gespräche, und dann kehrte Nonnie ihm den Rücken zu und blickte gradewegs hinüber zur Stadt der Weißen. Sie klammerte sich fest an die spitzen Stangen des Zauns, die Nachtgeräusche sickerten in ihre Ohren, und erst wenn sie sich von denen losriß, lockerte der Klang dumpfer Schritte ihre verkrampften Hände. Bess stieß das Pfortchen auf und sagte: "Hast du deine Schulaufgaben gemacht, Nonnie? Wo ist Eddie?" und Mama sagte mit ihrer tiefen, langsamen Stimme: "Wie geht's mei'm Kind? Mama 'n Kuß, Zuckerschnucki."

Gefürchtet hatte sie die Nacht und geliebt. Wie den Sumpf. Schon immer hatte sie Angst gehabt vor dem Sumpf und vor der Nacht, vor der Einsamkeit darin. Und doch gehörte beides zu ihr wie kein lebendes Wesen, außer Tracy. Außer Tracy und seinem Kind. Sie legte ihre Hände dorthin, wo sie das Kind zu fühlen meinte. Sie versuchte sich vorzustellen, wie es aussehen mochte, wenn es zur Welt kam. Sicher würde es ihm ähneln, nein, es müßte sein wie er ... Nonnie dachte nicht mehr an die Nacht. Sie hielt ihr Kleines. Tracy war bei ihr, und irgendwie war alles in ihrer beider Dasein klar, bestimmt, unmißverständlich geworden. Er würde die Hand nach dem Kind ausstrecken, es berühren und flüstern: "Es ist genau wie du, nur daß es natürlich meine Augen hat." Und dann würden sie alle beide lachen. Wie sie war es, rahmfarbene Haut, schwarze Locken; rund und schwer lag es in ihren Armen. Es wandte das Köpfchen und blickte sie beide ernsthaft an, und seine Augen waren blau wie die von Tracy, aber glücklich, nicht verstört wie die seinen. Immer sollten diese Augen glücklich sein ... dafür würde sie sorgen ... nie sollte –

Der Traum brach ab. Tracy ... so fern war er heute abend. Es schien, als könne sie die trennende Ferne nie mehr überbrücken. Noch größer wurde die Entfernung, als sie jetzt an ihn dachte, etwas schien ihn fortzuziehen, und sie mußte hier stillstehen und könnte nur dem Davongehenden nachsehen. Kälte und Furcht überliefen Nonnie. Der Sumpf hinter ihr, die Nacht, Schauder und Drohung gingen von beidem aus. Boshaft klang das Rascheln der Palmblätter. Vielleicht irrte sie sich ja. Vielleicht machte sie sich das alles nur vor. Vielleicht war nichts von all dem wirklich – von ihrer beider, Nons und Tracys gemeinsamem Leben. Vielleicht hatte Bess recht, wenn sie oft sagte: "Non, du kennst das wirkliche Leben nicht." Wenn sie meinte, sie wüßte, was realistisch wäre für Nons Leben.

Die Schritte ihrer Schwester waren zu hören, und dieser Klang führte Nonnie zur Gewißheit zurück. Tracy brauchte sie. Das mußte sie festhalten. Er brauchte sie und er liebte sie. Nichts konnte daran etwas ändern. Nichts, was irgendwer tun oder sagen

mochte, konnte das ändern. Sie durfte sich keine Sorgen machen über Dummheiten und Einbildungen, sich Gefahren ausmalen, wie Bess, um sich selbst Schreck einzujagen.

Bess war am Pförtchen angelangt und fragte: "Wo ist Jackie?"

"Bei Miss Ada. Ich lauf rüber und hol ihn. – Du kommst ja spät!"

"Es wurde erst spät zu Abend gegessen. Heut ging alles schief. Nichtmal mein Mittagessen wurde gewürdigt, obwohl der Prediger wirklich genug davon aß ... Gott, ist mir heiß! Ich – Nonnie, du siehst ja richtig krank aus!"

Nonnie lächelte über den forschenden Blick der Schwester. Ed würde sagen: *Die alte Bess, immer sieht sie Gespenster.*

"Mir geht's gut und ich bin zufrieden und hoffe von dir dasselbe", lachte sie, und in dem Augenblick empfand sie es genauso.

"Na, die sind das nicht, die Stephensons! Sind furchtbar aufgeregt über irgendwas. Ich hab den ganzen Tag versucht, es rauszukriegen. Ich weiß, das klingt nach schmutziger Phantasie, aber mir kommt es vor, als ob Grace ein Kind bekäme."

"Aber, Bess ... Sie ist doch selbst noch ein Kind!"

"Mrs. Stephenson hat heute herausgefunden, daß ihre Periode seit zwei Monaten ausgeblieben ist. Hat sie zu Dr. Deen gebracht. Als sie heimkamen, sahen sie aus wie Gespenster." Sie nahm das Bündel, das sie trug, in die andere Hand und schlug nach einer Stechmücke. "Herrgott, stell dir das vor! Drei Töchter hat sie schon großgezogen, alle glücklich unter die Haube gebracht. Und jetzt das."

Nonnie schwieg.

"Immer hat sich Grace um ihre Leute rumgeschmeichelt. Wer hätte gedacht, daß sie zuletzt solche Sachen machen würde, oder?!" Bess nahm ihr Bündel unter den Arm.

Nonnie sagte: "Ich bin auch schwanger."

Bess starrte sie an. "Das glaub ich dir nicht!"

"Ja."

Es dauerte lange, bis Bess ihre Sprache wiederfand: "Tracy?"

"Ja."

"Ich wußte es doch ... Ich hab immer gewußt, er würde dich zugrunde richten."

"Ich bin nicht zugrunde gerichtet. Ich bin glücklich. Sehr glücklich."

Bess starrte sie noch immer an. "Ich glaube, du gehst davon aus, er liebt dich", flüsterte sie.

"Ja."

"Aber, Nonnie ..." Sie stockte. Fing dann wieder an: "Was für ein Dummkopf bist du! Wie kannst du nur so ein Dummkopf sein! Bei deiner Collegenbildung und was noch alles! Man meint ja, du wärst so ein Niggermädel vom Land wie Dessie, die nie was gelernt hat ... Du mußt doch wissen, daß kein Weißer ... du weißt doch, Nonnie: kein Weißer liebt eine ... – Und dabei hab ich mich so bemüht, auf dich aufzupassen ..." Die Stimme versagte ihr.

"Du hast auf mich achtgegeben, Liebes."

"Eine schöne Bescherung hab ich angerichtet! Ach, Nonnie wie konntest du nur! Nach all dem, was Mama ... – Selbst wenn er dich liebt und achtet, was soll dabei Gutes herauskommen, mit einer Farbigen wie dir! Was soll dabei Gutes herauskommen, sag mir das?"

"Laß mich nur eine Minute reden. Ich weiß, Tracy lebt in einer Welt der Weißen. Ich weiß, was die für ihn bedeutet und habe mich ... damit abgefunden. Es war schwer" – ihre Stimme schwankte, wurde dann wieder sicherer – "zuerst ... aber ich weiß, daß er sein Leben dort führen muß. Ich ..." , wieder stockte sie, fuhr dann von neuem fort, "verstehe das. Das wird die Dinge für uns nicht ändern. Es kann sie nicht anders machen." Plötzlich fing Non an zu zittern.

"Es kann nicht? Herr Jesus, du sagst, es kann nicht. Was meinst du denn, was die Liebe ist? Ein Talisman an deinem Hals? Du weißt nicht, was dir bevorsteht. Keine Ahnung hast du! Und auch noch ein Kind! Großer Gott, was für eine Zukunft soll denn so ein Kind haben? Wie kannst du den Wunsch haben, ein Kind in die Welt zu setzen und es zum Spielball für ... – das Schlimme ist, Non, du willst diese Welt nicht zur Kenntnis nehmen! Aber früher oder später wird sie dich dazu zwingen. Sie wird dich stoßen und dir Schläge auf den Kopf geben, bis du in die Knie sinkst und winselst um –"

"Ich weiß, was vor mir liegt, Bess."

"Ich müßte lachen drüber, wenn mir nicht so schlecht wäre. Du wirst gar nicht den Mut haben, bis ans Ende auszuhalten." Ihre Worte sprudelten heraus, als sei ein Damm gebrochen. "Und komm mir nicht damit, andere hätten diesen Mut gehabt! Sieh dir nur unsere Haut an! Was bedeutet sie für dich .. bloß eine hübsche Farbe? Du weißt ja nicht, was sie für die Frauen vor uns bedeutet hat, – aber das mußt du wissen, Non. Schande und Herabwürdigung und Leid. Und dann du – ebenso gut erzogen und gebildet, wie nur irgendein Mädels in dieser Stadt sein kann –, wie Laura Deen, seine eigene Schwester. Non – dafür hat Mama sich abgerackert. Du kannst dich doch nicht zufrieden geben mit dem Dasein einer *Kebse* ... wie es in der Bibel heißt, denn genau das wird es doch sein. Es gibt schlimmere Bezeichnungen dafür, weiß Gott, und du wirst sie alle zu hören bekommen, bevor du am Ende angelangt bist."

"Es gibt Schleichwege zum Glück", sagte Nonnie in sanftem Ton, "und der Neger kennt sie alle."

"Das kotzt mich an!"

"Bitte, Bess!"

"Im Ernst: es ist zum Brechen. In der Zeit der Sklaverei, in den bösen Jahren gleich danach, da mußten Schleichwege eingeschlagen werden. Damals mußte es so sein! Heut nicht mehr. Wir müssen die Wege amerikanischer Menschen gehen. Ehrenhafte Menschen müssen wir sein, und das sind wir, Non. Wir stammen von anständigen

Menschen ab, von braven, ordentlichen Leuten. Herzchen, siehst du das denn nicht? Wir gehen jetzt auf der Hauptstraße ... wenn uns die Weißen auch immernoch vom Bürgersteig runterstoßen wollen. Wir sind nun einmal drauf, und wir müssen drauf bleiben!"¹⁶

Nonnies ausdauerndes Schweigen stachelte Bess zu immer stärkerem Redefluß an. "Mach es doch lieber wie ich ... heirate einen Hauswart, einen Kofferträger ... einen einfachen, gewöhnlichen Mann ... Ich bin überzeugt, dadurch – " Sie stockte, als eine Woge von Gesang aus dem großen Zelt über die Stadt flutete und am Sumpf auszulaufen schien. "Du versuchst wohl, jetzt nach etwas Besserem Ausschau zu halten. Nun, das mit Tracy ist nichts Besseres! – Schon immer hast du was Besseres gewollt, Nonnie, als du kriegen konntest ..."

Nonnie berührte die Schwester sacht am Arm. "Bess, ich glaube nicht, daß es einen besseren Menschen gibt als Jack. Wie er sich abschindet, die Leute bedient, Spucknäpfe ausleert –"

"Ja, aber du möchtest nicht, daß dein Mann Spucknäpfe ausleert, das ist es doch, nicht wahr? Nun, dann laß dir sagen, mir ist es auch nicht recht, daß meiner es tut; aber er ist ein Neger, und andere Arbeit bekommt er nicht. Hörst du! Keine andere Arbeit!" Sie hielt inne, holte Atem: "Aber es ist, weiß Gott, besser als ein weißer Nichtstuer zu sein wie –"

"Wir wollen doch keinen Streit kriegen, Liebes. Du weißt, wie ich über Jack denke. Ich hab ihn immer für den besten und bravsten Mann gehalten –"

"Ach Gott, ich wollte, ich könnte das", stöhnte Bess. "Wenn er weg ist, dann merke ich es auch. Wenn er daheim ist, tu ich nichts, als ihm das Haus zur Hölle zu machen. – Er will sich ein paar gute Tage machen. Ich will alles erledigen, was sich während seiner Abwesenheit angesammelt hat. Und es endet damit, daß wir uns gegenseitig zum Teufel wünschen." Sie lächelte ein bißchen zittrig.

"Aber er versteht dich", sagte Nonn leise.

Die Musik von der Stadt her ging in eine traurige, getragene Weise über. "Jetzt sind sie bei den Gelübden", wisperte Bess.

*Just as I am, without one plea
But that Thy blood was shed for me
And that Thou bidd'st me come to Thee
Oh Lamb of God, I come, I come.*

¹⁶ Am 20. Mai 2017 begegneten sich auf dem Campus der *University of Maryland* zwei Studenten, ein Weißer, Sean Urbanski (22), und der Afroamerikaner Richard Collins III (22). Urbanski forderte Collins auf: "Step left, step left if you know what's best for you." Der andere sagte: "No." Urbanski zückte ein Messer, stach ihn in die Brust und floh. (Für diese Situation gibt es Augenzeugen.) Richard Collins III starb im Krankenhaus. <https://www.thenation.com/article/lynching-university-maryland-campus/>

Die Worte, die man nicht verstand, konnte man selbst ergänzen. Jedes Kind in Georgia konnte sie ergänzen ...

Tracy saß jetzt dort auf der letzten Bank mit Gus Rainey und den andern jungen Leuten, hörte der Musik zu, hörte dem Prediger zu, der von Hölle und Höllenpein redete, hörte ihm zu, wie er die Sünder anflehte, die letzte Gelegenheit zu ergreifen, um mit Gott ins reine zu kommen. Aber all das berührte ihn nicht. Nein, zu oft hatte er ihr gesagt, kein Prediger könne ihn jetzt noch kleinkriegen. Er würde vielleicht mit den Fingern auf der Holzbank hin und her fahren, ein dünnes Lächeln auf den Lippen. Aber beeindruckt ließ er sich nicht ...

Und dann füllten sich Nonnies Vorstellungen mit den Bildern von Tracys weißer Umgebung. Eine hochgewachsene Dame mit eckigen Kinnbacken ... die unscheinbare Dorothy Pusey, mit der er seit seiner High School-Zeit gegangen war ... Laura, so verletzend distanziert ... der Evangelist mit seinen brennenden Augen, der mit Worten, mit schwarzer Magie, Geister heraufbeschwor. Sie sah Tracy vor sich, den jungen, sechzehnjährigen Tracy, als er ihr einmal erzählt hatte, wie er bekehrt worden war – und er war unruhig und verstört bei seiner Schilderung. Einmal hatte er angedeutet, wie er mit zwölf eines Nachts nach einer Gebetsversammlung nicht hatte schlafen können aus Angst vor dem Tod. Und dann sah sie ihn, wie er vor einem halben Jahr nach einem Streit mit seiner Mutter betrunken zu ihr gekommen war ... und dann ... – Mit einmal war es ihr, als habe sie ihn bereits verloren, als wüchsen zwischen ihm und ihr große weiße Wogen hoch, immer höher, die ihn zurückwarfen, fern, immer ferner ... *that Thy blood was shed for me* ... immer ferner ...

Wieder sangen sie dieses Lied. Das bedeutete, daß der Prediger sie jetzt wiederum aufgefordert hatte, zum Altar vorzukommen und ...



Bess sagte: "Die können es jetzt besser als wir. Ist mehr Wirkung drin – mehr Trauer und Schauer."

Oh Lamb of God – wie leicht sich die Worte mit ihrem eigenen Schmerz verwoben: *Laß es nicht zu, daß sie uns das antun* ...

"Na, überlassen wir sie ihren Sünden und gehen wir rein."

Sie gingen dem dunklen Haus zu.

"Herrgott, wie mich meine Hornhaut drückt! Da –" Bess faßte Non am Arm, "halt das mal." Sie gab ihr die Tasche, beugte sich vor, zog Schuhe und Strümpfe aus, steckte die

Zehen in den Sand, fuhr hin und her, seufzte. "Sie haben das Nachtessen nicht angerührt. Sagten, ich könne mitnehmen, was ich will. Dachten wohl, wir könnten uns den Leichenschmaus schmecken lassen. Wußten ja nicht, daß ich hier die gleiche Geschichte aufm Hals habe."

"Das hast du nicht. Tracy und ich werden allein damit fertig werden."

"Tracy –!"

An der Treppe angelangt, setzte sich Bess auf die Stufen. "Ehe du Jackie holen gehst, setz dich mal eine Minute her und hör mich an! Also, wie lange ist es her?"

"Neun Wochen."

"Wir werden es abtreiben lassen. Sam ... wenn er es machen will. Sonst Tante Mag. Wer immer es aber macht, ich werde aufpassen, daß es ordentlich und sauber zugeht. Wir werden das in die Hand nehmen, Herzchen, und zwar gleich."

Nonnie sah, wie Bess sich die Hand auf den Nacken preßte – wie immer, wenn sie überanstrengt war. Erschreckend still lag das Haus da, während sie nach einer Antwort suchte, als ob ihre ungesagten Worte es abgetrennt hätten von den Nachtgeräuschen. So gern hätte sie Bess Ruhe und Frieden gegeben, hätte ihr tapferes Anerbieten annehmen mögen, aber sie konnte es nicht und fand keine Worte, ihr das zu erklären; so sagte sie einfach: "Ich muß mein Kleines bekommen, Bess."

Bess antwortete nicht, und Non wußte, sie hatte ihr Gesicht abgewandt, nach den Zuckerrohrstauden hin, weil sie ihr Kinn nicht ruhighalten konnte. Sie sah auch, wie die Finger auf dem Nacken der Schwester hin- und herrieben.

Bess tastete auf dem Boden nach ihren Schuhen, nahm das Bündel an sich, stand auf und ging ins Haus.

Non sagte leise: "Ich gehe Jackie holen."

Auf dem Weg hinterm Haus war es schon fast dunkel; sie ging rasch, lief weg von diesem Gespräch mit Bess, von den Zweifeln, die deren Worte hinterlassen hatten.

Jackie schlief. Miss Ada hatte ihn aufs Bett gelegt und ein Stück Moskitogaze über ihn gebreitet; sie selbst saß jetzt an der offenen Tür. Drüben über dem Armeleutenviertel, das an die Rückseite des Friedhofs grenzte, reckte das Familiengrab der Masseys drei schlanke weiße Säulen in den bleichen Spätglanz des Horizonts; dorthin starrte Miss Ada, die in ihrem Schaukelstuhl hin- und herwippte, sodaß er jedesmal mit einem *tap-tap-tap* an die Wand schlug, und dabei kaute sie an ihren Nägeln. Das graue Haar hing ihr lose über die Schultern herunter; sie trug einen alten rosa Kittel. Die Nägel knabberte sie in einer Hast ab, als sei es eine Aufgabe, die rasch fertig werden müsse, damit andere Aufgaben in Angriff genommen werden könnten; doch ihr Blick zum Friedhof war träge wie das Verrinnen der Zeit. So war er seit Jahren, dieser Blick, und so würde er auch in Zukunft sein, und kein Mensch würde je erfahren, niemand würde wohl auch erfahren wollen, welche dumpfen Schattenbilder wie plumpe Nachtfalter hinter diesem alten Gesicht, durch dieses umnachtete Gehirn schwirrten.

Nonnie lehnte sich an das Buchsbaumholz, sie spürte seine Rauheit und Festigkeit, sein Alter und spürte in sich selbst etwas wie ein Erwachen, als wenn lang geschlossene Lider sich endlich öffnen. Jetzt ging ihr auf, daß Miss Ada, diese ihr wohlbekannte koboldhafte Schreckgestalt, die ihr als Kind Angst eingejagt hatte, die noch gestern ein Wesen war, dem man mitleidiges Lächeln und nachsichtige Freundlichkeit entgegenzubringen hatte, – daß dieses Wesen sie selbst war. Sie selbst, projiziert in die Vergangenheit und in eine unerbittliche Zukunft. Oft hatte sie sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, was das für ein Mann gewesen war, den Miss Ada geliebt hatte. Sie hatte Weiße sagen hören, sie hätten nie verstanden, warum Miss Ada ihr Herz an Syd Rogers gehängt habe. Ein so hübsches Mädel, wie sie es gewesen sei, hätte sich ein halbes Dutzend aussuchen können, die eindrucksvoller gewesen wären als er, und ein Blick von ihr hätte dazu ausgereicht. Aber die Leute wußten nicht, was Nonnie jetzt wußte, diese Wahrheit, die sich ihr plötzlich entschleierte: daß es für Miss Ada nicht darum ging, *den Besten* auszusuchen, weil es für sie keinen andern auf der Welt gab. Da waren keine Fasern, die sich in fruchtbaren Boden bohrten, um ihre Nahrung dort zu suchen, wo sie reichlich zu finden war, keine Pfahlwurzeln, die sich hinabsenkten in das tiefe Erdreich, wie es ihre biologischen Triebe verlangen. Sie waren Parasiten, sie und Miß Ada – Nonnie versuchte zu lächeln, aber stattdessen begann sie zu zittern – Schmarotzer wie das spanische Moos, wie der Baumfarn im Sumpf, die ihre einmalige Liebe ausleben, von ihr genährt, bis sie starb; die still an ihr zehren, langsam absterben, verfallen, eintrocknen, mit ihr selbst zerfallen, Asche zu Asche.

"Miss Ada –", sagte sie leise, und dann noch einmal, lauter: "Miss Ada."

Das papiergelbe Gesicht war nur ein verwischter Schimmer im Dunkel; nur durch das *tap-tap* des Schaukelstuhls kam ein Anschein von Leben in dieses alte Haus, das sonst in dies Grün gebettet war, wie es Alter und Verfall mit sich bringen; jetzt hatte es die Schwärze der Nacht angenommen.

"Miss Ada", sagte Nonnie noch einmal und berührte die magere, alte Schulter.

"Ja, mein Kind", antwortete eine weiche Stimme, weich und jung wie Nonnies eigene Stimme.

"Ich möchte Jackie holen, Miss Ada."

Der Stuhl kam zum Stillstand. Miss Ada durchwanderte die Strecke vom Kirchhof zu ihrer Veranda. "Ja, mein Kind. Laß mich nachdenken, wo kann er ... wo ... ach ja, ich weiß; komm nur, hier ist er." Sie wandte sich um, dann leiser: "Er schläft."

Sie tasteten sich durch das dunkle Zimmer, bis Miss Ada auf dem Schreibtisch die Lampe fand und sie anzündete. Sie schirmte das Licht mit der Hand ab, schraubte dann den Docht herunter. "Er ist ein herziges Kind", flüsterte sie. "Komm her, sieh ihn an." Sie nahm Nonnie bei der Hand und schlich auf Zehenspitzen zum Bett.

Jackie lag ausgestreckt auf Miss Adas Bettdecke, ein kleines Häufchen, das sich vom Weiß abhob. Wie sie das Kind da liegen sah, mit seinen im Schlaf aufgeworfenen

Lippen, seinen braunen, an der feuchten Stirn klebenden Locken, da fiel Nonnie ein, was Bess einmal über Miss Ada gesagt hatte. "Sie ist eine Schlafwandlerin," hatte sie gesagt, "aber eines Tages wird sie erwachen und erkennen, daß wir Neger sind. Eines Tages wird sie sich auf die Rasse besinnen, und was wird dann mit Jackie geschehen? Nimm einmal an," ihre Stimme klang unbeschwert, aber Nonnie merkte, daß Bess trotzdem von Angst befallen war, wie früher, wenn sie als Kinder durch den Friedhof liefen, "nimm nur mal an, sie erinnert sich, und in ihrem Haß und ihrer Scham bringt sie das Kind um oder tut ihm etwas Grauens an oder erfindet eine wilde Räubergeschichte und hetzt den *Ku-Klux-Klan* auf uns! Nimm an –", aber Jack, der gerade von der Fahrt heimgekommen war, hatte sie unterbrochen, ungeduldig und alltagsvernünftig: "Großer allmächtiger Gott, Bess, sei doch still! Du regst dich auf zu deinem eigenen Spaß, aber mit deiner Schwarzseherei erreichst du bloß, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen kann und daß du morgen mit Kopfweg zur Arbeit gehst. Natürlich hat die'n Vogel! Aber grad das macht sie ungefährlich. Ach was, komm," setzte er plötzlich hinzu, "gehn wir zu Sam. Wir brauchen jemanden zur Gesellschaft, der ein vernünftiges Wort redet." Aber als sie dann die Treppe heruntergingen, hatte Jack doch noch gesagt: "Es wär mir bei Gott lieber, wenn der Junge jemand anders zum Spielen hätte als das alte Weib. Schöner Lebensanfang für'n Jungen!"

"Immernoch besser als die wilden kleinen Stromer, die den ganzen Tag in den Chausseegräben herumlungern und ... – na, du weißt schon, was sie dort treiben ..."

"Nein, das weiß ich nicht", sagte Jack in kämpferischer Stimmung. "Was tun sie denn, was sie nicht tun sollten – oder was weiße Kinder nicht tun?"

"Was du in diesem Alter vermutlich auch getan hast – und du weißt, was das war."

Ein hitziger Blick fuhr blitzartig zwischen ihnen hin und her, dann hatte Jack gelacht und etwas gemurmelt wie, Bess sei doch die größte und verfluchte Idiotin, und mit einmal hatten sie alle gelacht und waren den Fußweg hinunter zu Dr. Perry gegangen. Später aber, als Jack wieder auf Fahrt gegangen war, hatte Bess Nonnie gegenüber immer wieder davon angefangen. "Ich wollte, dieser Gedanke wär mir nie gekommen", sagte sie dann und rieb sich den Nacken.



Als Nonnie jetzt ebenso leise antwortete: "Ja, er ist herzig und er wird so groß", spürte sie den Druck von Miss Adas Hand, die trockene heiße Haut. Aber sie wußte, daß Miss Ada harmlos war wie sie selber – daß ihnen durch sie niemals ein Leid angetan werden würde, denn diese Welt mit ihrem Rassenhaß, ihrer Bitterkeit und ihrem Brotneid gab es nicht mehr für Miss Ada und würde es für sie nie mehr geben.

Nonnie nahm Jackie hoch und flüsterte ein paar Dankesworte. Miss Ada stand mitten in der Stube, schlang ihren Kittel fest um ihren mageren Leib, Haarsträhnen über dem Gesicht, die Augen auf einen weit entfernten Punkt gerichtet; sie dachte nicht mehr an das junge Mädchen und das schlafende Kind. Von der andern Seite des alten Hauses wurde das hohle, dumpfe *tock-tock* des Krückstocks von Mrs. Wood hörbar, die sich übers Treppenhaus näherte, um ihrer Tochter das Nachtessen zu bringen. Neunzig Jahre alt war sie, ein einziges graues Menschenwrack, das sich verbissen an den letzten Lebensfaden klammerte, um die armselige Ada nicht allein zu lassen.

Non ging ruhig zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. An der Biegung des Flußpfads schaute sie zurück. Miss Ada hatte sich nicht gerührt, obwohl ihre Mutter vor ihr stand und ihr einen Napf hinhielt.



Wieder stand Non am Pförtchen und wartete, wie sie es an so vielen Abenden ihres Lebens getan hatte und wie sie es weiterhin tun würde. Der letzte Choral aus dem großen Zelt war verklungen, und die Weißen waren schweigsam zu ihren Häusern heimgekehrt, wo andere schon schliefen, die genug hatten von Reue und Buße.

Über Bruder Dunwoodie war heute abend die Kraft des Heiligen Geistes gewesen; er hatte über die Allmutter Liebe mit einem Feuer gepredigt wie nie zuvor. Manche hatten diese Predigt schon früher gehört, denn Bruder Dunwoodie hatte schon vor vier Jahren eine Erweckungswoche in Maxwell abgehalten; aber niemand hatte ihn je predigen hören mit solcher Eindringlichkeit wie heute. Und nach seinen Worten hatte Bruder Trimble mit seinem hellen Tenor angestimmt: *Where Is My Wandering Boy*. Draußen saß lautlos, reglos die Menge unter der Zeltplane, von großen, zitternden Schatten überhuscht, von trüben Lichtern besprenkelt, und harrte der letzten Worte des Gottesmannes mit den müden Zügen, den brennenden Augen und den schwarzen Haaren. Als er dann sprach, waren seine Worte so leise, daß man sich vorbeugen mußte, um ihn zu verstehen. "Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt, – ich bin fertig. Jemand anders wird jetzt sprechen. Ich bitte euch, auf ihn zu hören. Ich bitte euch, mit gesenktem Haupt zuzuhören, denn es ist die allmütterliche Liebe, die da flüstert. Die euch zuflüstert, heimzukehren zu Gott: Kommet heim. Sie flüstert euch zu, heimzukehren nicht in ihre Arme, sondern in Jesu Arme, wo sie euch sicher weiß. Vielleicht hat sie bereits wieder ihren Platz da oben eingenommen, an der Seite Gottes, doch sie ist einsam dort ohne euch ... selbst im Himmel vermag sie nicht glücklich zu sein ohne euch. Horchet ..." Weich und leise intonierte der Klavierspieler *Almost*

Persuaded Now To Believe. "Horchet hin ... hört auf ihre leisen, süßen Worte ... mit denen sie dir zuflüstert, der Sünde zu entsagen und wieder ihr kleiner Knabe zu werden, – ihre Worte, mit denen sie in dich dringt, ihr zu geloben, daß du einstens sie dort oben suchen wirst ..."

Die Stadt war jetzt still. Der Stadtteil der Weißen, der Stadtteil der Farbigen. Nonnie am Pförtchen hatte die Worte des Predigers nicht vernommen. Doch auch sie war erfüllt von Erweckungsklänge, so wie noch lange nach einer Feuerbrunst Aschefetzen in der Luft umherschweben.

Schritte knirschten im Sand, sie fuhr auf, und da sie gleich den nervösen Rhythmus von Eddies Gang erkannt hatte, öffnete sie das Pförtchen.

"N Abend, Herzblättchen", sagte er und hielt das Pförtchen offen.

"Guten Abend, Eddie."

"Hast du Lust, ein bißchen spazierenzugehen?"

"Bleiben wir lieber hier."

"Ok."

Beide blickten über die Zwergpalmen hin.

"Weißt du," sagte er nach längerem Schweigen und lachte auf, "manchmal kommst mir vor, ich muß erst wieder Bekanntschaft schließen mit dir."

Sie lächelte, sagte dann rasch: "Was hast du heute gemacht?"

"Nichts, wie üblich. War bei Salamander auf ein Coke und ein Sandwich. Mit Sam bei einem Krankenbesuch. Hab mich am Abend ums Zelt rumgetrieben und zugesehen, wie der weiße Mann da Seelen rettete. Das versteht er übrigens aus dem Effeff."

Sie versuchte, ihrer Stimme einen leichten, oberflächlichen Klang zu geben. "Viele gerettet?"

"Hat großartig gearbeitet."

"Ist es ... lustig, zuzusehen, Eddie?"

"Kommt drauf an, was du unter lustig verstehst. In gewissem Sinn schon. So wie wenn man zuschaut, wie Menschen sich öffentlich ausziehen. Macht mich irgendwie an, wenn ich sehe, wie diese Weißen –" Er schien zu vergessen, seinen Satz zu beenden.

"Wenn du sie was siehst, Eddie –?"

"Wenn ich sehe, wie sie weinen, und höre, wie sie laut beten und vor aller Welt gewisse Dinge bekennen, und dabei wird es ihnen scheußlich leid tun, die ausgesprochen zu haben, sobald der Prediger der Stadt den Rücken gekehrt hat."

"Warum tun sie es dann?"

"Da fragst du mich zuviel. Warum tun wir überhaupt das, was wir tun?"

Über dem Graben auf der andern Straßenseite zogen die Glühwürmchen unaufhörlich ihre Lichtstreifen, als ob jemand mit einem großen Leuchtstift eilig Zeichen in das Nachtdunkel ritzte.

"Aber es geht einem doch ein bißchen an die Nieren ..." Eddie lachte.

"Du meinst ..."

"Och, mich hat er nicht dazu gekriegt, zum Altar hinzulaufen ... was glaubst du, was die anstellen würden, wenn ein Neger das täte? – aber all das Gerede von Hölle und Tod und Sünde und Gottes Zorn und ... ich weiß nicht was ..."

"Erzähle mir, Eddie, bitte, was für ein Gefühl entsteht da bei dir?" drängte sie.

"Non, ich bin ein schlechter Erklärer." Er stockte, fing dann wieder an: "Es macht einen zerknirscht, wie wenn man einen dummen Streit mit jemand gehabt hat, den man dabei sehr gern mag, oder wie der Alkohol einen manchmal zerknirscht macht. Ach, ein ähnliches Gefühl hatte ich, wenn Mama mir wegen irgendwas, das ich getan hatte, böse war, wenn sie mir das Gefühl gegeben hat, daß ichs jetzt ganz verschissen hatte bei ihr." Er lachte; nach kurzem Schweigen sagte er leise: "Mit ihr hat die Hölle kein Glück, meinst du nicht auch, Kleines?"

Non schüttelte den Kopf.

"Sie hat dich angehimmelt, Non", sagte Eddie zögernd.

"Sie hat uns alle angehimmelt."

"Aber dich ganz besonders. Bess und ich – wir haben nur die Lücken ausgefüllt, die du gelassen hast."

"Sag doch sowas nicht, Eddie!"

"Ich wollte, sie hätte länger gelebt –"

"Das wollten wir alle", sagte Non.

"– denn du hast dich seit ihrem Tod verändert." Eds Stimme war rauh. "Du bist nicht mehr die Alte! Manchmal kommt es mir vor, du spielst jetzt eine Rolle, die nichts mit dir zu tun hat, du bist –"

"Was meinst du damit, Bubba?"

Er lächelte kurz über den alten Spitznamen, aber seine Stimme nahm wieder einen verärgerten Klang an: "Sieh dich an – gebildet, gescheit wie du bist ... du hast im College gut bestanden, das kannst du nicht leugnen ..." – sein Ton wurde noch schärfer – "und dann tust du nichts dazu, etwas zu machen mit deinem Köpfchen. Irgendwas zu werden!"

"Ich bin zufrieden mit dem, was ich bin", sagte sie lächelnd.

"Aber wie kannst du das sein, bei diesem Leben hier? In diesem Krähwinkel, diesem Elendsviertel hier – ist doch nichts anderes! – Läßt dich von dämlichen Leuten rumkommandieren ... Dreck –"

Nonnie lächelte ihm ins zornige Gesicht. "Ich bin immer glücklich gewesen, Ed, solange ich lebe. Ihr wart es nie ... oder doch nicht oft ... du und Bess. Ihr seid ehrgeizig. Ich bin es nicht. Zufriedene Menschen sind das niemals, so kommts mir manchmal vor."

"Das ist verdammter Quatsch, was du da redest, und das weißt du selbst. Wer ein bißchen Grütze im Kopf hat, will etwas werden ... etwas erreichen. Wir müssen etwas

erreichen! Wir sind Farbige, Nonnie! Manchmal hab ich den Eindruck," er verstummte einen Augenblick lang und fingerte an dem alten Zaun herum, "du bildest dir ein ... keine zu sein."

Sie fuhr auf und faßte seinen Arm. "Bitte schimpf heute abend nicht mehr mit mir, Eddie", sagte leise und biß sich auf die Lippen, damit sie nicht zuckten.

"Tut mir leid, Kleines." Er wandte sich zum Gehen, auf das Haus zu. "Du kommst wohl nicht mit rein ... jetzt?"

"Noch nicht", antwortete sie.

Sie hörte zu, wie er das Haus betrat, hörte ihn die Verandastufen hinauflaufen, die Vortür zuschlagen. Und dann vergaß sie ihn, denn unten auf dem Weg bei Miss Adas Haus hörte sie das erste schwache Schlurfen von Tracys Schritten – schlapp, auftrumpfend ... Durch das Dunkel eilte sie ihm entgegen. An der Wegbiegung trafen sie sich, unter der letzten Zeder. Niemand als Tracy sah sie, als er sie an sich riß, und nichtmal Tracy vernahm das Schluchzen, das sie an seiner Schulter erstickte.

Neun

Tracy blickte zu Nonnie herunter. "Zur Laube?"

"Nein, an unsern alten Platz."

"Im Dunkeln?" Er lachte auf. Es wurde ihm froh ums Herz, da er wieder in einer Umgebung war, wo nicht herumkommandiert wurde wie im Maxwell der Weißen.

"Wenn wir rübergehen ... über den Acker ... da wird's schön und hell sein"; es war ein Flüstern wie von Laub, das auf dem Weg raschelt.

"Nonnie, hast du Angst vor etwas?"

"Nein."

"Kalte Hände, und außerdem bist du ... Was ist los?"

"Nichts. Gehen wir."

Immer folgte er im Dunkel dem weißen Kleid, während sie den Weg entlang ging, dann um das alte Haus herum bog, schließlich langsamer wurde, um durch das Röhricht zu kommen. Von diesem weißen Rock geleitet, konnte er leicht Schritt halten mit ihr.

So klein sah sie aus, wie sie da vor ihm herging, als wenn das Mondlicht sie kleiner machte oder Jahre hinwegzauberte.

Genauso war sie früher vor ihm hergelaufen, wenn sie auf dem Weg zum Sumpf waren, oder an Herbsttagen zum Wäldchen auf der Hügelkuppe. Oder im Winter, wenn er seine Flinte bei sich hatte und auf Vögel pirschte und sie dahinlief, immer vor ihm her wehend, wie ein braunes, eben vom Frost entfärbtes Blatt. Daran mußte er jetzt denken, aber damals hatte er denken müssen, *sie ist ja dünn wie eine Zaunlatte, nichts als Haut und Knochen*, und er hatte geschimpft, daß sie zu wenig esse. Bis ihm eines Tages eingefallen war, daß ja ihre Schwester fort war im College und ihre Mutter den ganzen Tag bei der Familie Purviance arbeitete und das Kind hatte deshalb vielleicht nichts Richtiges zu essen und niemanden, der für es sorgte. Darum hatte er angefangen, von Eenie immer einen Vesperimbiß zu fordern unter dem Vorwand, er bekomme Hunger in der Schule. Und dann erfand er Ausreden, um zu der alten Hütte der Andersons zu gehen, und dort mußte Nonnie dann essen. Wenn er sie eine kalte Süßkartoffel und ein Würstchen oder ein paar von Eenies kleinen Teekuchen oder ein Butterbrot mit Zucker essen sah, war er zufrieden mit sich selbst. Es war ein besseres Gefühl als je zuvor; nur einmal hatte er etwas Ähnliches empfunden: als ein alter halbverhungertes Hund ihm nachgelaufen war und er ihn gefüttert hatte, bis er wieder fett und sein Haar wieder

glatt war. Komisch, wie wohl einem das tat, einen Hund zu füttern. *Ein farbiges Mädchen und ein Hund* – plötzlich wurde ihm diese Gedankenverbindung bewußt und er fühlte sich unbehaglich.

Nonnie war stehengeblieben. "Paß auf," rief sie, "kürzlich hab ich hier eine Natter gesehen."

"Das freut einen ja dann, wenn man sowas in der Nacht erfährt ..."

Sie lachte auf, ging weiter; ihr Lachen hob seine Stimmung wieder.

Einen ganzen Winter über hatte er ihr zu essen gebracht. Ihm hatte es Spaß gemacht. Vorher war sie ein kleiner Plagegeist gewesen, der ihm immer vor den Füßen herumlief, der sich mit ernsthaftem Gesichtchen an seine Fersen heftete, sobald er über die Umgebung des Kirchhofs hinauskam. Damals hatte er sich oft wegen dem kleinen Ding geschämt, das ihm überall nachlief, und manchmal hatte er sie weggescheucht, wie man ein Huhn verscheucht. Er hatte alles getan, daß die andern Jungs nichts merkten ... die würden ja nie geglaubt haben, daß das dumme Negergör ihm von sich aus überall nachlief. Sie hätten geglaubt, nun ... was sie nach ihrer üblichen Erfahrung eben glauben mußten; und es wäre hoffnungslos gewesen, es ihnen ausreden zu wollen.

Dann hatte er angefangen, sie über ihre Familie auszufragen. Ihre Schwester Bess war im Spelman College, und Ed sollte nächstes Jahr auf die Universität nach Atlanta gehen; jetzt arbeitete er in der Frühe und am Abend im großen Lebensmittelgeschäft. Und später, wenn sie selbst größer war, würde sie auch fortkommen. Ins College ... Ihm kam es ulkig vor, daß Farbige aufs College wollten, da doch nichtmal viele Weiße aus Maxwell hingingen oder den Wunsch dazu hatten.

"Bleibst du immer ganz allein hier draußen?"

Sie nickte.

"Auch wenn Til –, wenn deine Mutter nach Dunkelwerden nicht heimkommt?"

"Hmhm."

"Was tust du denn immer?"

"Ich setz da und denk nach."

"Du meinst: *sitzt* da ..."

"Ich sitz da und ..."

"Worüber denkst du nach?"

"Über alles Mögliche ... meistens wohl über dich."

"Über mich? Das ist komisch. An was denkst du denn, wenn du über mich nachdenkst?"

"Wie ich dich zum erstenmal getroffen hab, – damals, wie mich der Junge hingeworfen hat."

"Wann war denn das –?"

"Ach, is schon lang her. Der hat mich hingeworfen und du hast mich aufgehoben. – Seitdem immer."

"Ist das alles?"

"Und wie gescheit du bist. Wie du alle Fragen beantwortet hast ... *Rithmetik* ..." Sie lächelte.

"Das ist doch nichts ..."

"Rithmetik und anderes", fuhr sie fort. "Immer wenn ich was nicht weiß, denk ich, Tracy wird's mir sagen."

"Was habe ich dir jemals gesagt?" Es freute ihn, und doch ...

"Du hast mir von der andern Seite der Welt erzählt ... *Geographie* ... Davon hab ich überhaupt nix gewußt." Ihre Augen blickten ernst; er bemerkte kleine schwarze Pünktchen in ihrer Iris und wunderte sich, daß er sie bisher nicht bemerkt hatte. "Du hast mir alles über die Sterne erzählt, was ich davon weiß. Du hast mir erklärt, aus was die Käfer bestehen ... und" – wieder huschte ein Lächeln über ihr Gesicht – "wie die Autos zusammengesetzt sind; aber da dran erinner ich mich nicht mehr."

"Zu dumm, das Köpfchen, he?" Er streckte die Hand aus, riß sie am Haar.

"Hmmm ... dafür schon."

"Du ... macht dir das was aus, wenn dir was nicht in den Kopf geht, irgendwas?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Selbst wenn deine Schwester es versteht und noch einen Haufen dazu –?"

"Bess? Ja, die kann so viel, was ich nicht kann. Sie liest ein Buch runter und erinnert sich an alles, was drin steht."

"Du nicht?"

"Ich erinner mich nur an das, was mir gefällt."

"Aber ... ich dachte dabei nicht an Bess, sondern an meine Schwester, an Laura", sagte er zögernd.

Sie langte mit dem Arm über ihn weg und pflückte eine Distelblüte ab. Er konnte seine Augen nicht losreißen von den braunen Fingern, die mit dem zarten eirunden Ding spielten, in zarten, langsamen Kreisbewegungen damit über die Handfläche strichen, während ihre Lippen sich öffneten und schlossen, ohne Wörter zu bilden. Ihre Augenlider sanken herab. "Ach, Laura", lachte sie leise auf und strich sie aus ihrer beider Leben weg, leicht und lautlos, wie ein Flaumflöckchen zur Erde niederfällt.

"Wenn ich an dich denke, dann denk ich darüber nach, wie toll du bist."

"Was?" Er schmunzelte verlegen und doch wieder in gewisser Weise erfreut.

"Von allen Männern, die ich kenn, bist du der liebste und beste ..."

Er lachte. Ein verrücktes Dingelchen war sie. "Aber du kennst doch keinen, Non."

"Ich kenn sie." Ein Zucken lief über ihre Wangen.

"Aber nein, Nonnie!"

"Weiße und schwarze! Bloß ...", ihr Gesicht war wieder so still wie der kleine braune Weiher am Fuß der Zypresse, "ich denk nicht nach über sie." Sie lächelte und fuhr ihm mit dem Stengel der zerzausten Distel hinter der Ohrmuschel entlang.

Er packte ihre Hand. "Belästigen sie dich, Non – ?"

"Sie versuchens. Manchmal. Wie sie's mit jedem farbigen Mädal versuchen. Aber sie haben schon eingesehen, daß es keinen Zweck hat."

"Wie alt bist du?"

"Dreizehn vorbei."

Dreizehn, und kannte schon all das! "Nonnie", er nahm ihr den Stengel weg, warf ihn fort und bettete ihre Hand sanft auf einen Blätterhaufen. "Nonnie," – mit einmal empfand er eine eigenartige Verantwortung – "sie werden nie Glück haben mit ihren Versuchen? Nie?"

Langsam und ernst schüttelte sie den Kopf.

"Das ist schön", sagte er, und zerbrach sich den Kopf, worüber er, zum Teufel, jetzt mit ihr plaudern sollte.

"Weißt du," ergänzte sie, "ich gehör doch zu dir." Ihr schmales Gesichtchen hatte einen so ernsten Ausdruck, daß es Tracy nicht leicht fiel, seine Augen davon abzuwenden. "Seit du mir damals Bücher gebracht hast, in denen ich von den Rittern der Tafelrunde gelesen hab, seit damals warst du immer mein Ritter." Stolz und ernsthaft sagte sie das. "Für mich gibt es keinen andern."

Er spürte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. Unsinnig klangen ihm ihre Worte. Das törichte Kind wußte es ja nicht besser, er brauchte darüber doch nicht in solch blödsinnige Verlegenheit zu geraten ... wegen einem farbigen Mädalchen ... und dennoch ...

"Schön," sagte er in betretenem Ton, "aber wenn du älter bist, wird du ganz sicher einem begegnen."

Sie blickte in die Sonne, die tief zwischen den Bäumen stand; sie antwortete nicht. Ihre Finger lagen auf dem blauen Kleidchen; noch heute erinnerte er sich daran, blaß, rosig, kupferfarben, von der Sonne beschienen, und ihre Sandale hatte ein Loch in der Sohle, auch daran erinnerte er sich noch. Dann hatte sie sich abgewandt von ihm, sich ins Gras hingestreckt und ihre Arme über dem Kopf verschränkt, und ihre Hüftknochen hatten sich vom straffen Stoff des Kleids wie zwei Knäufe abgehoben ...

"Ist schon spät", hatte er gesagt. "Wir müssen jetzt gehen."

Sie drehte sich ihm wieder zu, suchte aus ihrer Tasche einen Zettel heraus, entfaltete ihn. "Das ist eine Rechnung mit Teilzahlungen, aber ich weiß nicht, immer bekomme ich ein falsches Ergebnis raus."

Er nahm den Zettel und überflog die Zeilen. "Dummchen, sieh her, was du da gemacht hast – "

Sie strich ihr schwarzes Haar zurück. "Ich wußte ja, du würdest mir beim Ausrechnen helfen!"

Und er hatte es ihr ausgerechnet. Dann war er heimgegangen, ein siebzehnjähriger weißer Junge, quer über das Stück Land mit den Stechpalmen; denn es war wirklich schon spät – aber er hatte sich ganz als mittelalterlicher Ritter gefühlt, dessen Schild in der Sonne glänzte. Und war sich zugleich wie ein blöder Esel vorgekommen.



Sie war abgelenkt von der Richtung nach dem Hügelwäldchen, merkte er jetzt, und hatte den Weg nach der Spitze der Sandkuppe eingeschlagen. Der steil über ihnen stehende Mond ließ die Umrisse der Zwergpalmen, der Kiefern und Eichen scharf hervortreten. Ebenso deutlich hoben sich die Kakteengebüsche ab, die sich wie große Krabben über den Boden spreizten. Der Mitternachtszug, der den Zypressensumpf überqueren mußte, bevor er sich an der Seite des Höhenrückens aufwärtswinden konnte, stöhnte wie ein schweratmendes Riesentier.

Sie fanden eine offene, von Feigendisteln freie Stelle und setzten sich. Nach links zu und unter ihnen lag Maxwell, dunkel, kaum sichtbar, doch unentrinnbar. Kein Wind ging; nur Licht war da und die vom Tag her noch in der Luft hängende Hitze.

Jetzt klomm der Güterzug durch die Felder den Höhenrücken hinauf. Das Stöhnen wurde zu einem Keuchen, lauter wurde es, immer aufdringlicher; Scheppern und Quietschen von Stahl und Holz war zu hören. Die Dampfpfeife schrie, die Wagen kam unter ihnen vorbei. Wassermelonen – wohl an die hundert Waggons oder mehr ...

Sie versuchten nicht, zu sprechen, bevor das letzte Rädergekreisch auf den Schienen in der Ferne erstarben war.

Sie legte die Hand auf sein Knie.

Er sagte: "Dorothy bemühte sich heute zwei Stunden lang um mein Seelenheil."

Ein Druck von ihrer Hand war die einzige Reaktion.

"Mutter hatte sich abgemüht, dann Dunwoodie, und jetzt fängt Dorothy an. Sie scheinen davon überzeugt zu sein, daß ich eine Seele besitze", lachte er heiser. "Was hältst du davon?" wandte er sich an sie, die noch immer schwieg.

"Du weißt, was ich davon halte", sagte sie leise.

Er blickte auf ihre Hand herunter, die sich von seiner weißen Hose als dunkler Fleck abhob. Und dann blickte er ihr in die Augen, die wie Lichter über einem Sumpf glänzten. "Ich bin so verflucht müde!" entfuhr es ihm.

Sie zog seinen Kopf in ihren Schoß herunter; er schmiegte sich gegen ihren Leib und schloß die Augen. Sanft strichen ihre Finger über seine Schläfen, fuhren dem

Nervenstrang hinter den Ohren entlang, den Nacken hinunter. Wieder und wieder und wieder ...

Er murmelte: "Glatt und kühl ... wie die Elfenbeintasten an Großmutter's Klavier in Macon ... kühl und schummrig war's dort immer ... und ich ging hin ... und legte mein Gesicht drauf ... als ich ein kleiner Bursche war ... da hatte ich ein Gefühl wie jetzt bei dir ..."

Wieder, wieder, wieder strichen zart die Finger. Wortlos.

"Immer, wenn Mutter mich wegen irgendwas vorgenommen hatte und ich war verrückt vor Wut ... wahnsinnig ... wollte brüllen ... dann ging ich dorthin ... es war schummrig ... die Tasten haben mir das Gesicht gekühlt ... wie jetzt du ... – Hab ich dir das schonmal erzählt? Mir scheint so."

Sie beugte sich über ihn und kühlte ihn; dabei berührte ihre Brust seine Kehle und es war, als habe er sie mit den Händen umschlossen; so klar spürte er ihre Größe, ihre Form, ihre Linien.

"Ja," flüsterte sie, "ganz oft."

"Ach ja ... wird wohl so sein."

"Erinnerst du dich an das erste Mal?" Ihre leise Stimme zitterte plötzlich.

"Das erste Mal? Nein, ich glaub nicht."

"Denk nach", flüsterte sie.

Er vermochte sich nicht zu erinnern.

"Es war um Weihnachten, du warst vom College heimgekommen ... und wolltest nicht dorthin zurück –"

"Richtig. Ich war beim Examen durchgefallen. In sämtlichen verfluchten Fächern."

"– und wir lagen in der Mulde hinter der großen Zypresse, und die Sonne schien warm, gar nicht wie Weihnachtswetter. Erinnerst du dich jetzt?"

Er gab keine Antwort.

"Du hast eine Zeitlang erzählt – und auf einmal sagtest du: *Nonnie, du bist erwachsen geworden. Du bist kein Kind mehr.* Und das machte mich sehr stolz, denn ich war erst vierzehn."

"So? Du warst ein drolliges Dingelchen", fiel er ein.

"Und dann konnte ich den Mund nicht mehr aufmachen und war verschüchtert ... als wenn ich dich noch nie gesehen hätte. Du kamst mir selbst soviel erwachsener vor. Und dann hast du ausgestreckt im Gras gelegen und hast deinen Kopf in meinen Schoß gelegt ... und ich hab deinen Kopf gestreichelt ... und da hast du mir zum erstenmal von den Klaviertasten erzählt –"

"Und dann?"

Sie küßte ihn wieder. "Vielleicht erinnerst du dich doch, was dann war ..."

"War es auch das erstemal?"

"Ja", hauchte sie.

"Du warst ängstlich."

"Nicht sehr."

"Aber ein bißchen."

"Ja." Immernoch folgten die Finger ihrem Weg den Schläfen entlang.

Er lachte leise, ein weiches, befriedigtes Lachen.

"Glücklich auch", fügte sie hinzu. "Jedesmal seither glücklich ..."

Jedesmal ... seither. So viele Male waren es gar nicht, wurde ihm zu seiner Überraschung klar. Dann ... erst wieder, als sie sechzehn war, denn sie schien ja noch so kindlich und sah hinterher immer matt aus, und er sagte sich ängstlich, sie sei ja eigentlich noch zu sehr Kind, obwohl sie alt genug aussah ... – Und dann war er draußen im Krieg gewesen ... und sie im College ... und nun im vergangenen Jahr ...

Komische Gedächtnisübung für einen weißen Mann – über seine Kontakte zu einem farbigen Mädchel. *Farbiges Mädchel. Negermädchen*. Jeden schönen Augenblick vergällt einem das, wie ein Haar in der Suppe. Weshalb um Himmels willen mußten ihm immer wieder diese verfluchten Wörter in den Sinn kommen! Warum konnte er nicht ... – Herr Jesus!

Er setzte sich auf, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. "Ich muß gehen", sagte er. "Is' schon spät."

Er verließ sie an der Laube und schlug den Weg übers Feld zum Bahngleis ein. Er kannte wirklich genug Wege hier herum. All die Jahre war er hier heraus zum alten Haus der Andersons gegangen. All die Jahre hatte er sich immer neue Wege dorthin ausgesucht, um der Stadt nicht sein Ziel unter die Nase zu reiben. In der letzten Zeit jedoch hatte er den Weg übern Friedhof genutzt, als wenn er die anderen vergessen hätte; was die Leute dachten, darum kümmerte er sich nicht mehr. Heute nacht aber wählte er den Heimweg übers Feld, weil der länger war und er viel nachzudenken hatte. Viel zu entscheiden. Er war an einem Punkt angelangt, wo man entscheiden muß ...

Dad hatte ihm heute mal wieder zugesetzt. Wegen der Farm. Kurz nachdem er aus dem Krieg heimgekommen war, hatten sie über die alte Farm gesprochen, und der Gedanke hatte ihm ziemlich zugesagt. Mehr jedenfalls, als daheim zu bleiben und mit Mutter und Laura zusammenzuhausen. Mehr, als sich die ganze Zeit immer mit demselben Gelichter herumzutreiben. Vielleicht gewöhnte er sich an den Dreck. Könnte sein. Vielleicht war das der Platz, wo er hingehörte. Auf eine Farm raus mit Niggern und dem Geruch der Erde. Aber es war ihm doch noch lästig gewesen, das endgültig zu klären. Jetzt fing Vater wieder damit an. Dahinter stand natürlich Mutter, ganz sicher. Falls er nicht auf eine Farm wolle, solle er sich entscheiden, was sonst – Ladengeschäft? Tankstelle? –, sie würden es ihm schon verschaffen. Ja, bestimmt täten sie das –, ach, bestimmt, sie würden ihm ein gutbürgerliches Dasein verschaffen, das war's doch, was Mutter ...



"Du bist sechszwanzig, stimmt's, Junge?"

"Stimmt, Dad." Er mußte ein bißchen schmunzeln, denn fast bedauerte er den guten Doktor in seiner neuen Rolle als besorgter Berater.

"Sechszwanzig; Zeit, ein ordentliches Leben anzufangen. Meinst du nicht?"

"Ja, Vater. Ich glaube schon." War ihm zwar verflucht unbehaglich, aber was sollte er sonst sagen ...

"Ich bin fünfundfünfzig. Für den Fall, daß mir etwas zustoßen sollte, wär's mir eine Erleichterung zu wissen, daß du dein Auskommen hast, verheiratet bist und in der Lage, für deine Mutter zu sorgen."

Für Mutter zu sorgen. Komischer Gedanke, Mutter könnte jemanden nötig haben, der für sie sorgte. Das war ja zum Lachen! Verrückter Gedanke, Mutter könnte irgendwen brauchen. Möchte wissen, ob sie ... wie sie sich benehmen würde, wenn sie in 'ne Klemme geriete und um Hilfe rufen müßte. Sich auf einen Sohn verlassen müßte, auf ihn!

"Ist eine schwere Zeit jetzt für sie. Die Wechseljahre sind eine schwere Zeit für Frauen. Wenn du jetzt mit deinem Leben in sowas wie'n ruhiges, bürgerliches Fahrwasser kämst, würde ihr das grad jetzt alles ein bißchen leichter machen. Da ist der Drugstore, der bringt schon was ein, und du könntest meinen Anteil daran übernehmen, falls du wirklich Wert darauf legst," – als ob er den noch wollte! – "allerdings hatte ich ihn eigentlich deiner Mutter zgedacht. Andererseits die Farm. Wenn wir die alte Klitsche zurückkaufen könnten ..." Tracy konnte die wehmütige Erinnerung an die Farm von seines Vaters Gesicht ablesen. "Falls wir sie zurückbekommen könnten, wärst du bereit, sie zu übernehmen? Oder wenn wir sie nicht kriegen können," – in Tuts Gesicht spiegelte sich sein tägliches Sichabfinden mit den Wendungen des Lebens – "wenn wir sie nicht kriegen können, dann werden doch viele andere angeboten. Dafür hat der Kapselkäfer gesorgt." Er lachte. "Trotzdem – eine Farm, sag ich dir ... was Besseres gibt's nicht ... das kannst du mir glauben. Schwere Zeiten ... stimmt schon ... immer wieder wird's schwere Zeiten geben, und jetzt ist eine der schlimmsten, aber Landwirtschaft is'n besseres Geschäft als vieles andere, selbst in schweren Zeiten. Läßt sich gut dabei leben ... Was meinst du, mein Sohn?"

"Laß mir Bedenkzeit, Dad."

"Aber diesmal nicht wieder ein Jahr lang?"

Tracy lachte. "Nicht ganz."

"Wenn ich jetzt wieder 'ne Farm zu betreiben hätte," Tuts Augen leuchteten bei diesem alten Traumbild auf, "weißt du, was ich tun würde? Erdnüsse ziehen und 'n paar

Schweine halten neben der Baumwolle; auch 'n bißchen Gemüse bauen, sagen wir: Melonen oder Bohnen. Wenn wir das alte Deensche Gut kriegen könnten, würde ich dort das Grundstück am Hang hinter der alten Scheune, wo jetzt der große Abzugsgraben ist, da würde ich Gras ansäen und 'n paar Stück gutes Zuchtvieh anschaffen –"

"Dad, von solchem Gutsbetrieb hab ich auch nicht den leisesten Schimmer. Falls ich das übernehme, müßte ich's mit der Baumwolle machen –"

"Ja, ja," unterbrach ihn der Vater hastig, "das Leichteste ist natürlich immer Baumwolle. Wahrscheinlich ist die alte Methode wirklich die sicherste, weil sie die leichteste ist." Dad hatte einen plötzlichen Seufzer unterdrückt.

Tracy hatte seinem Vater noch keine Antwort gegeben. Er sah immer nur das Gesicht seiner Mutter vor sich, das ihn anblickte, der Mutter, die drauf aus war, daß er ein ehrbares, normales Leben führte, – auf nichts anderes. Und falls er es täte ... angenommen, er würde das machen – wäre es ihr recht? Oder würde wieder etwas daran sie stören? Manchmal hatte er die wahnwitzige Empfindung, sie wäre zufrieden nur, wenn er erfolglos bliebe. Es war ihr ein Bedürfnis, enttäuscht zu werden. Aber dann wieder fragte er sich, ob er den Verstand verloren hatte, daß er solche Gedanken hatte ... als ob ein anderer Mensch auf sowas käme ...

Der Vater hatte weitergeredet: "... was das Heiraten angeht. Einmal kommt die Zeit, wo ein Mann heiraten muß. Manchmal ist es das einzige, was einen aufrecht hält. Man muß ein Ziel haben, jemanden, für den man arbeitet ... sonst hat's keinen Sinn ..." Dad hielt inne, nahm dann seine Rede etwas matt wieder auf, als habe er in diesen paar Sekunden eine lange Reise zurückgelegt: "– sich abzu trampeln. Ich weiß, es gibt junge Burschen, die müssen das lang hinausschieben, müssen erst alles Mögliche ausprobieren. Aber – einmal kommt die Zeit. Und auf 'ner Farm brauchst du 'ne Frau. Eine anständige Frau, die das Zeug und den Willen hat, 'n nettes Heim zu führen. Wer das sein wird, ist deine Sache. Obwohl deine Mutter und ich es gern sähen, wenn du bei Dorothy bliebst."

Für Tuts Verhältnisse war das eine lange und liebevolle Ansprache. Stumm sahen sie einander an; beiden fiel es schwer, das Schweigen zu brechen. "Na," sagte Dad schließlich, "ich muß Krankenbesuche machen. Überleg's dir, Tracy."

"Ok, Dad."

Ok, Dad. Nun, es war nicht ok. Aber was war denn falsch dran? Ein geregeltes Leben mußte man schon mal aufnehmen – dauernd konnte man nicht abseits von der Familie leben, obwohl man auf dieser Farm in anderer Weise abseits von ihr leben würde. Vielleicht sogar auf eine kostspieligere Weise. Immerhin, so gut wie andere war sie allemal. So gut wie jede andere Art und Weise, auf die man in Georgia am Hungertuch nagte. Und was Dorothy betraf – Dorothy ... *Dorothy* ... wo er ging und stand, wurde sie ihm unter die Nase gerieben! Mutter, Bruder Dunwoodie, jetzt Dad, Dorothy selbst. Auf

nette Weise natürlich, – es wäre doch nett, wenn es mit Dorothy was würde! Ganz Maxwell war offenbar der Ansicht, es sei Zeit, daß er Schritte unternähme im Hinblick auf Dorothy. Laut äußerten sie sich nicht, – das war auch nicht nötig, weil es auf ihren Gesichtern zu lesen stand, deutlich wie auf Straßenschildern. Bloß weil er damals damit angefangen hatte, Dorothy auf Partys mitzunehmen, als sie zusammen auf der High School waren. Er hatte damit angefangen und wußte jetzt nicht, wie er damit aufhören sollte. Das war seine Schwäche ... nie wußte er, wie er von etwas oder von jemandem loskommen sollte ... er fing an, machte weiter, wie ein Trottel ... wie ein Idiot. Alle zerrten an ihm herum ...Mutter, Dad, Dorothy ... nächstens würde das der Esel Henry auch noch tun. Und weil er nie mit dem zu Rande kam, was sie von ihm erwarteten, war er ein Versager, eine Niete. Kunststück – er hatte ja nur den einen Wunsch, in Frieden gelassen zu werden. Jawohl, bei Gott: in Frieden gelassen zu werden! *Ein Tunichtgut* ... natürlich ... während alles, was Laura tat, die mit ihren Abschlüssen und Titeln prunkte wie ein aufgeplusterter französischer General, genau das Richtige war. *Welche Schulprämien bringst du diesmal nach Hause* ... Eine schnatternde Gänseherde, die ganze Stadt. Jetzt alle hinter ihm her ... der Evangelist dicht auf seinen Fersen ...

Tracy setzte sich auf die Bahngleise. Gott – er atmete heftig – wie leicht ... wie verdammt leicht wär das ... sich von einem Güterzug plattwalzen zu lassen. Nichts mehr da ... was herumgezerrt wird, worüber sie enttäuscht sind. Wenn man sich dazu auffaffen könnte ...

Und dann war ihm, als ob Nonnie neben ihm säße. Kühl, still ... wartend. Wortlos, wartend. So stark war die Empfindung, daß er sich umwandte, um nach ihr zu sehen. Er mußte lachen. Verflucht vergnüglicher Zeitvertreib, dieses ekelhafte Sich-selbst-Bemitleiden ...

Mit einmal kam Friede über ihn, wie plötzliche Windstille mitten im Sturm. Nonnie ... ja, die zerrte auch an ihm. Auch sie wollte etwas von ihm. Immerhin nichts, was ihm unverständlich war, was ihm unmöglich war. Ihm selbst schien es verrückt, aber: sie wollte ihn so, wie er war. Er lachte laut auf.

Ja, Nonnie und der längst eingegangene Jagdhund und der lange Henry, das waren die einzigen, die mit ihm zufrieden waren. Ein Schweißhund und zwei Nigger. Ein Freundeskreis, auf den man stolz sein konnte ... schöne Auszeichnungen, um die Familie zu erfreuen. Na, Dorothy konnte er auch noch dazu rechnen; vielleicht verbesserte das die Sache etwas.

Wieder lachte er auf, schmerzlich wühlte er sich in die Vorstellung hinein, als ob ein Schmerz den anderen lindere.

Dottie ... Er sah sie vor sich, wie sie heute Abend in der Verandatür gestanden hatte. In einem grünen Voilekleid, das sie selbst genäht hatte. Das hatte sie ihm erzählt. Krauses schwarzes Haar, graugelbliche Augen. Schmales Gesicht, wie das ganze

Persönchen, das auf kleinstädtische Weise sehr hübsch und zierlich aussehen konnte, meist auch lebhaft und drollig. Mit fünfzig würde sie wohl noch immer drollig sein, wenn auch nicht mehr zierlich – wahrscheinlich eher Haut und Knochen. Naja, das war Dorothy. Sie war sauber und das Puseysche Haus hielt sie auch sauber. Verstand gute Essiggurken und ausgezeichnetes Obst einzumachen, in Rum, und sie tat es gern. Nichts auszusetzen an Dorothy. Immer freundlich, immer gutgelaunt ... voll Lebensmut und Tatkraft ... redete genug, daß er sich nicht selbst abmühen mußte, zu reden. Hatte ihn gern. Ja, sie hatte ihn gern. Und wenn's bloß war, um ihn umzukrempeln. So wie sie es regelmäßig mit den Stuben im Hause Pusey machte. Wie geschaffen zum Umräumen, das Haus. Immerzu stellte sie Möbel um oder strich irgendwas in einer anderen Farbe an. So würde sie's auch mit ihm machen. Mit dem Pinsel hinter ihm her ...

Gott – er mußte ja das Mädchen nicht heiraten! Kein Papa Pusey lief ihm deshalb mit dem Schießprügel nach. Die Vorstellung, wie der kleine Pug Pusey mit der Flinte dahergackerte, war so komisch, daß Tracy lächeln und sich das Haar aus der Stirn schütteln mußte.

Aber er konnte es auch tun, seufzte er. Er konnte ja auch nachgeben. So lange er lebte, hatte er in keinem Endspurt mit Mutter gesiegt. Sein ganzes Leben war von Situationen durchsetzt, in denen er mit zusammengekniffenem Mund seine Tracht Prügel hingenommen hatte. Auch jetzt würde es so ausgehen. – Aber da war immernoch Nonnie. Ja, sie würde noch da sein. Wenn Dot mit ihrem Malerpinsel hinter ihm her wäre, dann würde er zu Nonnie gehen, und die würde die neue Tünche schon abkratzen, daß der alte Tracy wieder zum Vorschein käme. Sie würde ihm geben, was er wollte und brauchte. Das war Non. Ihren Körper – oder ein Glas Wasser, oder was auch immer. Das war eins. Und sie würde es geben wie eine feuchte Wiese im Sumpf ihren süßen Duft hingibt. Ebenso einfach, bedingungslos.

So einfach wäre das mit Dorothy nicht. Mit der würde er allerhand durchzumachen haben. Er mußte an ihre Mutter denken, mit ihrem farblosen Gesicht. Dorothy würde ES überhaupt unrecht finden, oder die Form unrecht oder allzugroße Häufigkeit unrecht, oder Gott weiß was. Aber das war egal. Solange er Non hatte.

Non ... Einmal war er am Bahnhof unten gewesen, als sie von Washington heimkehrte. Non stieg aus dem Wagen, ging über den mit Schlacken befestigten Platz wie eine Königin – in ihrem grauen Schneiderkleid und einer glatten Bluse, mit mühelos aufrecht gehaltenem Kopf, mit einer Würde, die zu ihr gehörte wie ihre Augen. Sie hatte ihn nicht gesehen, und er hatte nicht auf sich aufmerksam gemacht. Doch seine Blicke waren ihrem raschen sicheren Gang gefolgt. Noch hatte sie ihr *Mrs. Browns Dienstmädchen*-Benehmen nicht wieder angenommen. Es war, als sei sie sich noch nicht bewußt, wieder daheim in Maxwell zu sein. Es durchfuhr ihn wie Feuer, als er sie so sah, bis ihm einfiel, welcher Rasse sie angehörte; da stieg Übelkeit und Verwirrung in

ihm auf. Er hatte sich mit einem Lachen drüber hinwegsetzen wollen; wer hätte das nicht versucht ...

Einmal war er nicht abgesprochen hingegangen. Spätabends. Nonnie war zur Laube herausgekommen in einem gelben Chiffon-Abendkleid. Sie und Bess hatten ein paar auswärtige Freunde zu Gast, denen zu Ehren sie sich feingemacht hatten. Er konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. Wie verhext war er von der Schönheit und der Haltung des Mädchens. Verhext. Und verärgert. Es war, als hätte Gott sich einen komischen Scherz machen wollen, als er Nonnie erschuf. *Hier ist ein Weib, sagte er, das jeder Mann lieben und auf die er stolz sein muß. Sie hat alles, was ein Mann nur wünschen kann. Doch ihr dürft sie nicht haben. Kleine Kostproben sind erlaubt, mehr aber nicht. Ihr werdet um sie herumschleichen und euch schämen und euch klein und häßlich vorkommen ... Das ist der Preis, den ihr zahlen müßt ... für die Kostproben.*

Naja ... weiße Männer hatten den schon immer bezahlt. Und ihn billig gefunden. Er konnte ihn wohl auch zahlen.

Nonnie ... bekam ein Kind. Nicht ein einziges Mal hatte er daran gedacht, als er heute abend mit ihr zusammen war. Und sie hatte es mit keinem Wort erwähnt. Nonnie fiel einem nie zur Last mit ... allem möglichen ... Eigentlich hätte man doch meinen sollen, wo sie im College war und so weiter ... sie wüßte, wie man vermeidet, in dergleichen Ungelegenheiten zu geraten. Man sollte ... na, zum Glück ist sie eine Farbige. Andernfalls ... – Sie sagte, es macht ihr nichts aus. Verflucht nochmal, ist das nicht merkwürdig, wie so Neger sind! Da ist Nonnie, im College erzogen, so elegant, daß jedes New Yorker Mädchel, das grade in die Gesellschaft eingeführt wird, sie beneiden könnte, neben der die meisten weißen Mädchel in Maxwell furchtbar kleinstädtisch wirken. Und wenn ihr dann sowas passiert, macht ihr das nicht mehr aus als einem Negerflittchen von der Terpentinfarm. Sagt auch noch, sie hat sich's gewünscht. Sagt ... komisch, ja. Non ist komisch ... sonderbar ... ein Wunder ...

Oh, er würde diese Sache schon bereinigen. Es ihr so leicht machen, wie er nur konnte. Noch lang bis dahin ... noch nicht nötig, sich den Kopf zu zerbrechen. Sie dann auf die Farm bringen ... irgendwie einen Weg finden.

Alles in Ordnung, soweit es ihn betraf. Bereit für die Hochzeitsglocken. *With this ring I make thee respectable ... Zu deiner Mutter Sohn ...* Bereit für Dorothy. Wenn sie es mit ihm aushalten will, konnte er es wohl auch mit ihr. Vielleicht entwickelte sich alles besser ... wenn sie für sich waren ... in ihrem Haus. Vielleicht ... Herrgott ...

Er stand auf. Der Mond versank hinter der Reihe von Kiefern im Westen des Hügels. Ein kühler Hauch war in der Luft, als käme schon die Morgendämmerung.

Es war Zeit, heimzugehen. Er fing an, auf dem Gleis nach der Stadt zu gehen, immer dem Gleis nach ... stockte plötzlich. Etwas hatte er zurückgelassen: Nonnie, die dort auf einer Schienenschwelle saß. Eine zusammengekauerte Nonnie im Mondlicht. Tracy

blickte zurück, rückwärts, das leere Gleis entlang. Verfluchte diesen Blödsinn und blickte dennoch immer wieder zurück, als ob eine Hand ihn am Rock zerrte, jemand sein Gedächtnis festhielte.

Leichtfertig. Betrunknen. Schwach. Er schloß seine Hand, versuchte die Muskeln zu straffen, konnte nichts fassen. So eine Empfindung hat man in einem Fieberanfall. Solche Empfindungen ...

Am Gartenpförtchen des Deenschen Hauses blieb er stehen. Schaute auf die Straße hinüber. Das Häuschen der Puseys stand da wie immer, mit seiner verschnörkelten Veranda, der Balustrade, überwuchert vom Geißblattgeranke, das alles ineinanderwebte und verklebte: Hollywoodschaukel, Schaukelstühle, Mrs. Pusey, Dorothy, er selbst. Fast hatte er Lust, jetzt gleich alles zu erledigen, damit er keinen Rückzieher mehr machen konnte. Rüberzugehen und Mrs. Pusey mit ihrem blauen Gesicht rauszuklingeln. Dotties kränkliche Mutter ... deren andere Kinder auf dem Friedhof lagen. Tot ... tot auf dem Friedhof ... da sind wir alle besser aufgehoben ... zum Friedhof gehen ... sie aufwecken, ihnen sagen ...

Des Nachbars Katze lief ihm zwischen den Beinen durch, verschwand im Dunkel der Eichen. Er lauschte auf ihre leisen Tritte: *pad – pad – pad – pad* ... lauschte noch, nachdem sie längst von der Straße verschwunden war, die Stille wieder alles erfüllte ... lauschte, als ob er das Geräusch zurückrufen wollte in die Stille.

Lautlos ging er durch das Wohnzimmer, tastete im Dunkel nach der Biegung zur Diele, tastete sich weiter die Treppe hinauf. Ein Geräusch im Bibliothekszimmer, er stutzte. Ein Schluchzen. Jemand weint. Man weint doch nicht ... Kein Licht in der Bibliothek. Nur diese Laute. Mädchenlaute. Laura. Hatte Laura nie weinen sehen. Alle weinen ... verrückt ...

Zögernd ging er die Treppe hinauf, stockte auf jeder Stufe, ertastete die nächste mit dem Fuß. Langsam und stumpf, als hätte er seltsame, schlimme Nachrichten aus einem fernen Land gehört.

Zehn

Tut fuhr langsam nach Hause. Zum Essen würde er jetzt schon zu spät kommen, und Krankenbesuche hatte er auch noch zu machen; trotzdem ließ er den Wagen so langsam laufen, wie es in den Spurrinnen des sandigen Weges grade noch ging; seine Gedanken aber liefen in den Spuren von Recht und Unrecht.

Man kann Recht und Unrecht nicht vertauschen, weil jemand, den man gern hat, in der Mitte der Fahrbahn steht ...

Was soll man dann tun? Ihn überfahren?

Wenn aber etwas unrecht ist und man tut's doch, um Grace zu retten, wo kommt man dann hin ... wo bleibt die Ethik ... der ärztliche Eid ...

Aber wo bleibt dann die kleine Grace?

Soll doch jemand anders, – jawohl: soll doch Tante Mag mit ihren Schmutzfingern ... soll doch ein zweifelhafter Kurpfuscher in Atlanta ... soll doch ein anderer die Sünde begehen ...

Tut richtete den Wagen gerade. Wenn ein Nigger sie vergewaltigt hätte, ja, dann wär' die Sache anders, das wär' was ganz anderes, aber ...

Was soll aus Grace werden?

Aber sie hat's doch aus Spaß getan – aus Spaß mit einem Jungen, den sie mochte ...

"Sie ist noch ein Kind, Tut! Noch nicht fünfzehn." – L. D., sein bester Freund, heute früh im Sprechzimmer. "Sie ist kein schlechtes Mädels, du weißt doch ... das weißt du doch ..."

"Ja, das weiß ich."

"Du hast sie sehr gern, Tut."

"Mir kommt sie gleich nach Laura." Tut hatte sich seine sommersprossigen Hände abgetrocknet, dabei das Handtuch angestiert und sich den Kopf nach einer Antwort zerbrochen. Dann zog er die Handtuchrolle weiter und trocknete seine bereits trockenen Hände immer weiter, während seine Zunge nach Worten jagte.

"Wie weit ist sie, Tut ..."

"Zwei Monate ... oder mehr ..."

"Bist du sicher ... daß nicht etwas anderes ..."

"Zweifel ausgeschlossen." Jetzt saß Tut an seinem Schreibtisch, spielte mit einem Rezeptblock, zupfte an seinem Schnurrbart.

"Es war dieser verdammte Mart Paine ..."

Tut hob den Block hoch, legte ihn wieder hin.

"Niederschließen könnt' ich den Kerl! Aber was würde das nützen?"

"Es gibt doch immernoch – heiraten."

"Diesen weißen Lumpenhund nicht. Der kommt doch nie auf einen grünen Zweig!"

Vom Nebenzimmer hörte man Mrs. Stephenson mit Grace sprechen. Bald würden sie weg sein ...

"Und ich will nicht, daß Maxwell über uns redet."

"Geredet wird auf jeden Fall."

"Nicht, solange ich am Leben bin!"

Die unausgesprochene Frage stand zwischen den beiden Männern. Tut fingerte an dem Block herum, legte ihn wieder hin, zupfte sich am Schnurrbart. L. D. Stephenson rieb mit seiner kräftigen braunen Hand auf der Lehne des alten Lederstuhls hin und her, rieb, stockte, rieb wieder. "Wirst du's tun, Tut?"

Dr. Deen schüttelte den Kopf.

"Wenn sich's um Geld handelt ..."

"Du solltest wissen, daß davon nicht die Rede ist ..."

"Freundschaft – ?" Ein höhnischer Zug huschte über Stephenson's dunkles Gesicht und verschwand. Aber er zweifelte nicht im Ernst daran.

"Du hast mich als Freund nie im Stich gelassen", sagte Tut. "Ich würde, weiß Gott, so gut wie alles tun, außer Mord."

"Ich vermute, du hast kaum je einen Patienten umgebracht." Sein Ton war jetzt bitter.

"Nicht wissentlich und willentlich", sagte Tut und lächelte ein bißchen.

L. D.'s Augen wurden hart. "Du zwingst mich also, zu der alten Mag zu gehen ... Du treibst mich in ihren Saustall ... Du weißt ja wohl, wodurch Katie Dillon umgekommen ist?"

"Ich weiß."

"Dann hör' endlich mit deinem Medizinergequatsch auf und fang an, deinen Verstand zu gebrauchen. Was für ein Unterschied ist es? Angenommen, sie stirbt bei Tante Mag? Trägst du dann nicht die Verantwortung für diesen Tod ... wie für den anderen?"

"Das ist nicht meine Auffassung."

"Nein ... ihr Ärzte – Dummköpfe und Heuchler! Einer wie der andere. Der Henker soll euch holen, alle miteinander! Ich habe gemeint, du hättest das Kind gern ..."

"Fast so gern wie Laura."

"Warum also zum Teufel ..."

Tut wiederholte sich: "Wenn ein Nigger sie überfallen hätte oder ihr Leben im Kindbett gefährdet wäre, dann würde ich –"

"Jawohl – jawohl ... Das Gerede kenne ich." Jetzt begann L. D. in seiner Not, eine andere Walze einzulegen: die des verhandelnden Politikers. "Tut ... was ist mit dem alten Deenschen Gut? Das hättest du doch seit langem gern wieder ..."

Tut wartete ab. L. D.'s Augen waren lebhaft und seine Worte überstürzten sich. "Tut, du könntest Tracy dort hinaussetzen. Hast's doch immer wiederhaben wollen, seit ihr es verloren habt. Das würde viele Fliegen mit einer Klappe schlagen. Wir würden uns für Tracy einsetzen. Bring ihn in die Regierungskarriere rein. Gib dem Jungen was zu tun, über was nachzudenken. Schau, daß er aus der Stadt rauskommt ... weg von hier ... Ich werde ..." L. D. schwieg, versuchte in Deens Zügen zu lesen, schlug mit einmal einen anderen Ton an. "Ich bin auf dich angewiesen. Mein ganzes Leben lang war ich für dich da. Ich habe unsere Freundschaft auf die äußerste Spitze getrieben. Jetzt bin ich auf dich angewiesen. Was du auch sagst, Tut, es soll mir recht sein."

Tut hatte kein Ohr für die falsche Sentimentalität in Stephensons Worten, er spürte nichtmal den schlechtverhüllten Hochmut, der L. D. so sehr zur Gewohnheit geworden war, daß er sogar jetzt, da er von seinem Freund den größten Liebesdienst forderte, den er je von einem Menschen gefordert hatte, seine Worte wie mit einer Ölschicht überzog. – Tut gingen die Worte durch den Kopf, die Little Ma¹⁷ ihm einst gesagt hatte: *Es gibt Recht und Unrecht. Als Arzt machst du entweder das Richtige, mein Sohn – oder das Falsche. Einen Mittelweg gibt es nicht.*

Er schüttelte den Kopf. "Ich kann es nicht machen."

L. D. verstand, daß er verloren hatte. "So ... wenn du nicht kannst ... Es läuft also auf die alte Tante Mag hinaus?"

"Ich ... ich weiß nicht."

"Zwanzig Jahre bin ich jetzt Abgeordneter, hab soundsoviel Freunde, aber ich kenne keine Seele, die ich nach der Adresse eines Abtreibers fragen kann. Es muß doch in Atlanta einen anständigen geben. – Weißt du einen?"

Im Nebenzimmer waren Schritte zu hören, die auf die Tür zukamen. "Mein Gott, sei doch nicht so ängstlich!"

"Versuch's da –" Der Doktor drehte sich dem Tisch zu und schrieb einen Namen auf ein Rezeptformular.

"Hast du Vertrauen zu dem?"

"Er versteht sein Handwerk. Aber wenn ... dann je schneller, desto besser."

Schweigend betraten Mrs. Stephenson und Grace den Raum.

"Na gut, Kleines," sagte Dr. Deen lächelnd und strich der hübschen, blonden kleinen Grace übers Haar, "lauf jetzt zur Kirche", zog sie nochmal am Haar und wich Mrs. Stephensons Blick aus.

¹⁷ In den Südstaaten übliche Wendung für eine farbige Amme oder Kinderfrau.

"Also, Helen," sagte Stephenson, kurz angebunden, "macht jetzt, daß ihr beide zur Kirche kommt, als wenn nichts geschehen wäre."

"Bruder Dunwoodie ißt heute bei uns", sagte Mrs. Stephenson mit tonloser, farbloser Stimme.

"Gut. Ich bin rechtzeitig wieder da. Muß jetzt noch auf die Farm raus. Also gut." Er lächelte, vermied ebenfalls Mrs. Stephensons Blick. "Bis dann."



Es gibt Recht und es gibt Unrecht. Muß es ja geben: Recht und Unrecht. Man könnte, man würde ja sonst nicht wissen, welchen Weg man einzuschlagen hat ...

Wieder richtete Dr. Deen den Wagen an der Spur aus.

Gestern ... heute ... gestern – er konnte es nicht aus dem Kopf bringen. Konnte den Gedanken an die kleine Grace nicht loswerden.

Sie hats zum Spaß gemacht, weil sie ihn gern hat ... Grace ... kaum was anderes als ein Kind, hatten sie gesagt, doch mit einem erwachsenen, anmutigen Leib, ging da in den Wald raus oder fuhr im Wagen irgendwohin mit diesem siebzehnjährigen Jungen von Paynes und ließ sich von ihm einfach nehmen mit süßer Hingabe ließ sie sich ...

Meine Güte – angenommen, Alma hätte sowas gemacht. Angenommen, die kleine Alma hätte das damals zugelassen, in dem ersten Jahr, als ihr Vater als neuer Methodistenprediger nach Maxwell gekommen war. Bloß mal angenommen, er hätte den Mut gehabt, sie ... zu nehmen, als sie am Sonntag spazierengingen, hätte sie irgendwo hinter einem Gebüsch zu sich runter in den warmen Sand gezogen. Hätte sie dann ... gelacht und ihm seinen Willen gelassen ... ihn gelassen ... hätte, leise lachend ... sich an ihn geschmiegt ... und er hätte ... wollüstig und gewalttätig ihren Leib zu Boden gedrückt und –

Ein langes, zorniges Hupsignal schreckte ihn auf. Tut fuhr scharf rechts ran, zog die Bremse. Aus einem Ford, der im Vorbeifahren sein Tempo verlangsamte, beugte sich ein Kopf heraus: "Sie haben ja tief geschlafen, Doktorchen! Fahren Sie heim und ruhen Sie sich aus!"

Alma saß in der Bibliothek. Wartete auf ihn zum Essen. Er mußte hineingehen und mit ihr über Grace sprechen. Hätte es ihr schon gestern abend erzählen sollen. – Alma würde ihm beipflichten, daß er sich in der für ihn einzig richtigen Weise verhalten hatte.

Er trat ein, setzte sich schweigend. Alma erkundigte sich nicht nach seinen Morgenpatienten. Ruhig, regungslos saß sie da, auf ihrem Gesicht jenen abwesenden

Ausdruck, den Tut seit langem als Anzeichen dafür kannte, daß sie mit irgendeinem Plan schwanger ging. Alma wälzte häufig Pläne – zum allseitigen Besten der Familie. Er warf ihr einen schuldbewußten Blick zu und war froh, daß sie ihn nicht ansah, denn er hatte das Gefühl, Alma wisse, woran er zuletzt gedacht hatte – daß sie ihn und seine ganze schmutzige Phantasie durchschaut hatte. *Großer Gott*, ging es ihm durch den Kopf, *auf meine alten Tage werde ich so unanständig wie der alte Culpepper*.

Verstohlen sah er zur Uhr. Zwei. Die alte Mrs. Reid hatte zweimal bei ihm angerufen, bevor er aus der Praxis fortgegangen war. Sacht raschelte er mit seiner Zeitung – der Jacksonviller *Times-Union* – und rückte den Aschenbecher ein paar Zentimeter weg, in der Hoffnung, Alma werde zum Essen bitten. Sie ließ aber nicht merken, daß sie überhaupt achtgegeben hatte auf ihn. Er befürchtete einen dritten Anruf von Mrs. Reid. "Entschuldige, Alma," in zaghaftem Ton, "soll ich Henry Bescheid geben?"

"Wenn du willst, Tut." Ruhig folgte sie ihm ins Speisezimmer.

Sie saßen einander gegenüber, wie sie seit siebenundzwanzig Jahren einander gegenübergesessen hatten; die beiden Plätze zwischen ihnen waren allerdings jetzt leer.

Tut entfaltete seine Serviette und wartete darauf, daß Henry das Gemüse auftragen werde.

Mrs. Deen nahm sich ein Stück Zitrone.

"Konnte heute morgen beim besten Willen nicht kommen", sagte Tut. "Wie war die Betversammlung?"

"Bruder Dunwoodie hat schön gepredigt. Aber die Wirkung ging nicht sehr tief."

"Na, es braucht Zeit," sagte Tut wie nebenbei, "bis die Gefühle der Leute bei einer Erweckungsversammlung mitgehen."

Sie drückte die Zitrone am Rand ihres Glases aus. "Keines von unseren Kindern war anwesend." Sie warf die Scheibe in ihren Tee, wischte sich ihre dicklichen weißen Finger an der Serviette ab.

"Tut mir leid, Liebes." Die braunen Augen des Doktors forschten im Gesicht seiner Frau, als ob er dort erkennen könnte, wie sich das für Worte zu peinliche Thema beschönigen ließe. Er wollte etwas wiedergutmachen bei Alma wegen der schamlosen Gedanken, die er mit ihrer Person in Verbindung gebracht hatte. Deshalb bemühte er sich jetzt um einen besonderen Ausdruck seiner Zuneigung. "Ich bin erstaunt, wirklich erstaunt wegen Laura", äußerte er schließlich. "Sie hat dir doch immer so viel Freude gemacht!" setzte er hinzu, da Almas Gesichtsausdruck auf seine Bemühungen nicht reagierte.

Mrs. Deen gab keine Antwort. Ihr Schweigen irritierte Tut; er blickte auf. "Wir können uns glücklich schätzen," – mit besonderem Nachdruck, um die durch ihr Schweigen spürbaren Zweifel wegzuschieben – "wir können uns glücklich schätzen,

Alma, eine Tochter wie Laura zu besitzen, wir beide können das." Wenn sie wüßte, was mit Grace Stephenson los ist, verstünde sie vermutlich, wie dankbar sie tatsächlich dafür sein müßten. "Ich kann dir sagen, Eltern wissen manchmal gar nicht, wie dankbar sie sein müßten, daß –"

Mrs. Deen legte ihre Serviette hin und tastete mit dem Fuß auf dem Teppich herum nach der Servierklingel. "Gewiß, Tut," sie sprach wie zu einem Kind, das einem durch seine Wiederholungen etwas lästig wird, "ich schätze Laura durchaus."

Als sie ihre Hand hob, fiel ihm das blitzende Zickzack der Brillanten auf, und er bemerkte, daß ihre Finger zitterten. Er spürte, was ihm bisher bei seiner Frau ganz unbekannt war: Unsicherheit. Nie war ihm in den Sinn gekommen, wie alt sie war – wie alt sie beide waren, verbesserte er sich; denn Tut unterwarf seine Gedanken meist einer ebenso scharfen Kontrolle wie seine Worte. Die besten Jahre waren vorbei – und die Anzeichen dafür machten sich geltend. Er warf einen Blick auf Almas Brüste, folgte den Umrissen, abgeflacht von einem enganliegenden BH – bis zu ihrer in die Breite gegangenen Taille. In Gedanken ging sein Blick weiter. Tja, tja ... das Alter schleicht sich heran, jawohl, das Alter ... Er ertappte sich dabei, wie seine Gedanken zurückschweiften zu jenem Wachtraum, und er scheuchte sie weg; dann stieg das Bild der *weißen Kuh* in ihm auf. Diese weiße Kuh erschien ihm manchmal, wenn er eine Krankengeschichte las oder auf einsamen Landstraßen dahinfuhr, manchmal auch im Traum, und immer bei dieser Vorstellung mußte er an Alma denken. Die Sache irritierte ihn; sie trat so oft auf und erschien so sinnlos. Angefangen hatte es, wie er sich deutlich erinnerte, als er eines Tages die öde, langweilige Strecke zur Rushtoner Pflanzung hinausfuhr, vorbei an endlosen Zwergpalmen und Kiefern. Plötzlich war mitten auf der Fahrbahn eine große weiße Kuh aufgetaucht und hatte ihn unverwandt angeglotzt, und sein erster Gedanke war: *Na, wenn das nicht Alma ist, wie sie leibt und lebt!* – und er hatte laut aufgelacht, aber dann, beschämt und bestürzt, die Assoziation schnell verdrängt. Aber immer wieder stolperte er seither darüber.

Henry brachte das Eis.

Das Telefon klingelte.

"Wollwoll, Miss ... wollwoll ... bestimmt ... tu ich bestimmt ... Jawoll, Miss ... nein, Miss ... Sie hat sich gar keine Sorg' gemacht, garned ... Awer nein, Miss ... gewiß ... bestimmt, Miss Laura ... Dank schön, Miss ..."

Tut lächelte Alma beruhigend an.

"Miss Laura sagt, soll'n mit dem Essen ned warten auf sie ... sie bleibt wieder bei den Harris' und Miss Jane." Henry wartete, bis Mrs. Deen ihm dankend zugenickt hatte, dann ging er mit großen Schritten in die Küche hinaus. Wie wenn er über Baumwollfelder marschieren würde, dachte Tut. In seinem eiligen Bemühen, auch Eenie die Neuigkeit mitzuteilen, stieß Henry sich die Schulter hart am Pfosten der

Küchentür, machte die Tür hinter sich zu, verlor dabei das Gleichgewicht und ließ das Servierbrett fallen.

Tut kicherte. "Der Bursche paßt in ein Haus so gut wie ein Karrengaul."

"Das habe ich dir immer gesagt. Er ist zu dumm, auch nur einen Tisch richtig zu decken. Schau dir das an!"

"Ich weiß ja. Aber wir können ihn doch nicht gut wegschicken, wo er in unserem Hinterhof aufgewachsen ist." Für Tut war der Zwischenfall abgeschlossen. Er aß sein Eis zu Ende. "Gutes Eis."

"Tut, ich möchte es so einrichten, daß Laura im September wieder auf die Universität geht."

Wieder versuchte Dr. Deen im Gesicht seiner Frau zu lesen, aber seine Blicke liefen von den beherrschten Zügen glatt ab wie Wasser.

"Dr. Snell hat ihr die Stelle im Wesley-Institut versprochen, sobald sie ihre Promotion hat. In Maxwell vergeudet sie bloß ihre Zeit."

"Aber sie ist doch grade erst aus dem College zurück; wir haben das Kind noch kaum gesehen. Laß sie doch ein bißchen bei uns."

"Maxwell ist kein Ort für sie. Sie muß hier weg. Sie soll ihren Doktor machen."

Wieder läutete das Telefon. "Hast du daran gedacht, mit Tracy wegen der Farm zu sprechen?"

"Ja, Alma." Tut ging ans Telefon. Es war Miss Sadie, das Telefonfräulein, um Dr. Deen zu sagen, Mrs. Reid habe schon dreimal angerufen, sie habe ihr aber gesagt, der Doktor sei auf einem Krankenbesuch, sie würde ihn jedoch zu erreichen versuchen und er werde in einer halben Stunde bei ihr sein. "Ich dachte, Sie könnten ein kleines Nickerchen machen", zirpte Miss Sadie.

"Danke Ihnen, Miss Sadie, Ich wüßte nicht, was ich ohne Sie anfangen sollte."

Eine halbe Stunde später fuhr er zu der alten Mrs. Reid. Ja ... gesprochen hatte er mit Tracy über die Farm. Ob es etwas genützt hatte? In jedemfall hatte das Sprechen darüber in ihm selbst die Sehnsucht geweckt, wieder hinauszuziehen. Gern hätte er dort den Rest des Lebens zugebracht ... Ob der Küchenanbau schon verfault und zusammengefallen war? ... So nett war es für den kleinen Jungen, der er gewesen war, dort drin zu sitzen, und zuzusehen, wie Mamachen und die alte Pogy auf dem großen Herd Abendessen kochten. Manchmal hatte er sich dort in der Ecke versteckt, wenn der Vater mürrisch und schwermütig nach Hause gekommen war. Hinter der Küche, jenseits des nächsten Ackers, lag der Begräbnisplatz der Familie, umschlossen von alten Zedern. Er wartete noch immer auf ihn und Elmer. Elmer würde wohl nie wiederkommen ... Lief eines Tages nach einem Streit mit Pa davon. Sie glichen sich wie ein Ei dem andern, sagte Mamachen oft. Elmer war nach Texas ausgerissen. So ein Draufgänger, der große Bruder, daß es ihm selbst damals den Atem verschlug.

Mamachen sagte immer, Elmer habe sie auf die Brust geschlagen und gebissen, als er drei Monate alt war. Aber dabei hatte sie gelacht, und irgendwie tat Tut ihr Lachen weh, als sei *er* von *ihr* geschlagen worden.

Ja ... früher liefen die Jungen eben weg ... bis nach Texas oder noch weiter nach Westen ... manche machten ihr Glück ... von anderen hörte man nie mehr was. Aber heutzutage ... wo sollten die jungen Leute hinlaufen außer in's Wettbüro oder in die Negerstadt ... Tracy hatte viel von Elmer. Wird viel von Elmers Unabhängigkeit geerbt haben. Muß wohl. In Almas Familie hat's, soviel ich weiß, niemals solche Aufmüpfigkeit gegeben ...

Falls er die Farm kaufte, vielleicht würde der Junge dann zur Ruhe kommen, die nette kleine Dorothy Pusey heiraten und die farbigen Weiber sein lassen ... Na, schlimmer als viele andere Jungen ist er auch nicht! Viele, viele!

Elf

Ed bot ihm eine Zigarette an.

"Nein," sagte Sam, "kauen ist bequemer auf diesen Straßen." Dann kam er auf ihr Gespräch zurück. "Das Schlimme ist das Gefühl, das man hat, Eddie, ist Scham, nicht Stolz. Wenn es Stolz ist, dann ists –" er nahm das Gas weg. Eine Kuh spazierte vor ihnen auf der Straßenmitte herum, blieb stehen, drehte sich um, glotzte sie mit leeren Blicken an. Ed rutschte nervös auf seinem Sitz hin und her. Warum hupte er denn nicht?

"– dann ists sowas wie ein Überrock, den man trägt, um darunter ein schmutziges Hemd zu verbergen", sagte er mit gleichmäßiger Stimme, ohne dem Tier größere Beachtung zu schenken.

Die Kuh kam von der Seite an den Kotflügel, drehte sich um sich selbst, stellte sich in der Wagenspur auf, spreizte die Hinterbeine ... – und erleichterte sich mit unerschütterlicher Bedächtigkeit, lief dann zur Wiese hinüber.

"Die Südstaaten sind voll von dieser Art Stolz ... von solchen schmutzigen Hemden."

Ed betrachtete Sams Hände, die leicht auf dem Lenkrad lagen. Das Sonnenlicht verfiel sich in den schwarzen Härchen, ließ sie sich abheben von der braunen Haut, ließ die Narbe hervortreten, die in ihrer beider Kindheit ein Angelhaken quer über den Daumen gerissen hatte. Tief war der Haken eingedrungen gewesen. So tief, daß Sam Ed aufgefordert hatte, sein Messer zu nehmen und das Fleisch wegzuschneiden. Er sprach ihm Mut zu, drängte ihn, während Ed heulend das Messer ansetzte. "Schneid nur tiefer," hatte er gesagt, "schneid um den Haken rum."

Ed hatte nichts sagen können, schüttelte nur den Kopf.

"Natürlich kannst du! Jeder kann ein Stückchen Fleisch abschneiden. Hier, schneid glatt durch."

Ed hatte durchgeschnitten, aber von dem Widerstand des Fleisches, den er gegen die breite Klinge spürte, war ihm so schlecht geworden, daß ihn schwindelte. Er drehte sich um sich selbst und blieb nur dadurch vor einer Ohnmacht bewahrt, daß Sam ihn rasch zu Boden riß. Dann hatten sie dagesessen, die Angelruten gegen einen Weißdornbusch gelehnt; Blechbüchsen mit Köder standen im Gras, die Fische klatschten gegen den Palmenstengel, an dem sie sie angebunden hatten ... und das Blut von Sams Hand bildete einen dunklen Fleck im Sand. Bis zum heutigen Tag schämte er

sich, wenn er daran dachte ... wie Sam unbedenklich das Blut durch seine Handströmen ließ, während er wartete, bis Ed den Anfall von Übelkeit überstanden hatte.

Sam sprach jetzt langsam vor sich ihn, Worte, die schwer daherstapften wie durch tiefen Sand. Er sprach über Farbige, die Südstaaten-Neger, die Neger der Nordstaaten, über Weiße und über Arbeit für Neger; wenn man dabei irgendeinen Wunsch hatte, so war es der, zu vergessen, daß man Neger ist, daß irgendwer Neger ist. – Es war, als ob er Ed aufrichten müßte, weiß Gott, wovon. Na, er brauchte ja nicht hinzuhören.

Ja, die Erinnerung an diesen Ohnmachtsanfall beschämte ihn. Aber zeitlebens war er froh gewesen, daß das mit Sam passiert war und nicht mit Jack – wenn es schon einmal hatte vorkommen müssen. Was immer Sam wünschen mochte, nie ging es auf Kosten seiner Freunde, während Jack sich ständig an den Unzulänglichkeiten anderer maß. In ihrer Jugend schwammen sie oft in der Viehschwemme. Dann nahm sich Sam eine Zypresse drüben überm Teich zum Ziel, schwamm einfach drauflos, setzte sich hin und sah den andern zu. Bei Jack dagegen hieß es immer: *Komm, Eddie, schwimm mit mir um die Wette bis zu dem alten Stamm ... bis zum Baumstumpf ... rings um den Teich.* Falls er dann gewann, gab er ein bißchen Ruhe und versuchte, einen mit vielen freundlichen Redensarten darüber zu trösten, daß man verloren hatte, aber er vermittelte dabei den Eindruck, daß das doch eigentlich jeder hätte schaffen müssen. Wenn er verlor, biß er sich auf die Lippen und runzelte die Stirn, scherzte zwar, aber man spürte doch, daß er sich innerlich zu Tode ärgerte. Jedenfalls, wie es auch ausging, immer war einem hinterher unbehaglich zumute. Naja, Jack hatte dann so lange in allen möglichen Teichen geschwommen, bis er besser schwamm als irgendein Maxweller Junge, und jetzt betrieb er andere Sachen genau in der gleichen Weise. Man hatte den Eindruck, wenn er ein Buch las, geschah das nur, um mit dem Verfasser in Konkurrenz zu treten – ebensoviel oder mehr zu wissen als jener.

Sam sprach immer weiter, während der alte Ford die Straße nach dem Shaky Pond hinauszockelte, langsamer wurde, als es über den Bach ging, sich durch den dicken Sand auf der andern Seite hinaufarbeitete, sich festfuhr und dann ein Stück weit ein gleichmäßigeres Tempo einschlug. "Ich sage immer: bringt das College hinter euch, dann habt ihr ne Zukunft."

"Soweit ich sehe, hat es Non und Bess nur geschadet", sagte Ed und gestikuliert auf seinem Rücksitz. "Wir waren so vergnügt früher; du weißt ja, wie es bei uns zuing. Schau sie dir jetzt an! Überhaupt kein Leben in ihnen! Ich sag dir, dieses kleine Negermädchen aus der Vorstadt, die hergelaufene Dessie, ist gescheiter, sie und ihre kleinen arschwackelnden Freundinnen, als meine Schwestern. Die andern da können doch wenigstens noch lachen ... – Dir geht's ja genauso schlecht", setzte er hinzu, als Sam nichts darauf zu sagen wußte.

Sam grinste. "Verdammt viel Krankheit in der Welt. Das kommt mir in die Quere."

"Du machst ja nichts draus! Kriegst kein Geld. Und wenn doch – steckst du's in 'nen Sparstrumpf. Im Kaufhaus warst du ja auch nicht."

"Demnächst geh ich hin und kauf mir Schuhe." Sam fuhr eine weitere Meile, ehe er das nächste Wort äußerte. "Und was das übrige angeht, würde Tante Easter sagen: *genug zum Sattessen.*"

"Na klar! Sag mal, alle sind sie krank ... und du machst sie gesund! Was springt dabei raus? Wozu machst du sie gesund?"

Sam gab keine Antwort.

"Doch wohl: damit sie besser für die Weißen arbeiten können." Das sagte er hastig, er wollte in Sams Schweigen hineinstoßen und im Grund sich selbst wehtun. *Tom Harris und anderen Weißen zuliebe.* Und Ed redete sich ein, daß –

"Das ist alles, was ich für die Menschen tun kann."

Sie durchfuhren die letzte Strecke des waldigen Hügellands, bevor sie zur Talleyschen Farm kamen. Schön war's hier zu fahren, in dem wohltuenden Schatten, aber die beiden gaben nicht acht drauf.

"Ich versteh das nicht. Man meint, es handle sich um eine Schuld, an der du dein ganzes Leben lang abzahlen mußt."

"Vielleicht sinds bloß die Zinsen, die ich zahle, Junge."

"Kein Mensch hat je für dich etwas getan. Für mich auch nicht! Weshalb zerreißt du dich so? Du bringst dich ja um. Wofür? Wer tut etwas für uns?"

"Du vergißt deine Mutter."

"Ja, aber sie hat mich nicht um anderer Leute willen aufs College geschickt. Mama hat uns zu unserem eigenen Besten dorthin geschickt. Und jetzt schau uns an! Schau dir Bess und Non an! Dienstmädchen! Manchmal kommt es mir vor, als hätten sie das gern: auf dem Bauch zu rutschen ... – manchmal ..."

"Bess bemüht sich, Jack zu helfen, damit sie vorwärtskommen. Das ist doch ungerecht, was du da sagst."

"Ok, aber das erklärt noch nicht, wieso Non so ist."

"Sie hat das Recht, sich ihr Leben einzurichten, wie sie will."

"Gar kein Recht hat sie ... – Ach was, wozu weiterreden? Verzeih, Sam, denk nicht mehr dran."

Nur noch das Puffen und Pochen des heißlaufenden Motors war zu hören.

Wieso führte er solche Reden! Warum tat er Sam weh. *Was hat er dir getan!* Ed warf einen Blick auf den Freund. Zornig sah der nicht aus. Nein, nur heiß und ein bißchen müde, wie er da klobig am Steuer saß und auf die blendendweiße Fahrbahn vor sich starrte.

Sam nahm etwas Gas weg und lenkte hinunter zum Bach. "Ein bißchen Wasser wird ihm gut tun." Ed war erleichtert über die unbefangene Stimme und daß unter den

leicht hingeworfenen Worten kein Unterton zu spüren war. Er nahm den alten Tomatenkanister, füllte den Kühler auf, schüttete sich ein bißchen über die Hände und setzte sich wieder in den Wagen.

Weiter ratterten sie die Straße hinunter.

"Sam – , " Ed lachte ein bißchen, um seinen Worten die Schwere zu nehmen, "du weißt doch so viel ... hast eine große Erfahrung. Über Menschen und Menschenleben. Hast du schonmal jemanden gesehen – außer Verrückten –, bei dem sich eine Vorstellung festgesetzt hat und er kann sie nicht aus dem Kopf kriegen?"

"Was, zum Beispiel?" fragte Sam nach einer wortlosen halben Meile.

Ed machte keine Anstalten zu antworten. Sam warf ihm einen Blick zu, lächelte ein wenig. "Wie – sagen wir: eine Melodie, die dir im Kopf herumgeht und nicht loszuwerden ist?"

"In der Art wohl, ja." *Warum hab ich damit angefangen? Er wird denken, ich bin übergeschnappt.*

"Hab auch schon allerhand solche Ideen gehabt. Vielleicht ist die Medizinerei auch so eine", sagte Sam und lächelte den Freund an.

"Nein ... ich werde dir sagen – " Ed holte tief Atem, stockte, sprach dann weiter: "Eines Tages ging ich im Park spazieren, es war vor zwei oder drei Monaten." *Ich muß das scherzhaft aufziehen. Sonst meint er womöglich, ich bin reif für die Zwangsjacke.* "Auf einem Stein liefen Ameisen herum. Ganz gewöhnliche blödsinnige Ameisen, weißt du. Ich blieb stehen, trat auf eine, zerquetschte sie. Ohne dabei an irgendetwas besonderes zu denken, du verstehst? Im selben Augenblick schoß mir durchs Hirn: *Du tötest Nonnie.* War doch schwachsinnig, stimmt's? Aber immer wieder ging mir das durch den Kopf. Zuerst war es einfach Blödsinn, der mich nicht störte. Aber es kam immer wieder ... wie ... – weiß nicht. Geht einem mit der Zeit auf die Nerven!"

"Die Menschen sind komisch," sagte Sam bedächtig, "immer meinen sie, ihr Bewußtsein ist was anderes als ihr Körper. Wenn jemand eine Sekunde lang einen scharfen Schmerz im Unterleib spürt, wird er nicht nervös. Es geht vorüber und damit ist's für ihn erledigt. Steigt einem aber eine kleine Luftblase im Denken auf, schon kriegt er's mit der Angst."

Naja ... das hört sich ganz gut an. Er versteht auch nicht mehr davon als ich. "Natürlich ist das verdammt albern. Wie gesagt, zuerst hat es mich nicht weiter gestört; dann kams aber immer wieder. In der Nacht, bei der Arbeit. Mittendrin, wenn ich irgendwas mache, hör ich's. Und dann –" Ed brach ab, wischte sich übers Gesicht.

"Alles Mögliche erlebt man ja mit Kranken", setzte Sam seinen Gedankengang fort. "Zum Beispiel Leute, die wollen, daß man irgendeinen Eingriff bei ihnen macht."

"Naja, die haben wohl das Bedürfnis, daß man ihnen ein bißchen Aufmerksamkeit schenkt." *Das ist doch was anderes.*

"Vielleicht doch mehr. Manchmal sieht es so aus, als wollten sie geradezu, daß man ihnen Schmerz zufügt. Als hätten sie einen Drang zu leiden. Als müßten sie das haben."

Niemand will doch sowas unbedingt. Er will meine Gedanken ablenken ...

"Ist wohl besser, wir halten hier", sagte Sam. "Der alte Talley sieht uns nicht gern Auto fahren. Das letzte Stück können wir ja zu Fuß gehen."

Nach knapp hundert Metern die Straße hinauf, am Rand der Baumwollfelder, lief ihnen der Schweiß über die Gesichter. Dann bogen sie in die Zufahrt ein.

Auf der Veranda des alten zweistöckigen Fachwerkhauses saß Bill Talley. Seine Fleischmassen steckten in einer lockeren Sommerhose, den breitrandigen Strohhut hatte er ins Genick geschoben; Schuhe unterm Stuhl, Füße auf der Brüstung. In einer Hängematte lag sein Freund Dee. Wo immer man Bill sah, war mit größter Wahrscheinlichkeit auch Dee zu finden. Er fuhr mit Bills Buggy in die Stadt oder trieb sich bei den Maultieren von Rushton herum. Dann stand Dee mit unbestimmtem Lächeln leise vor sich hinpeifend oder sich kratzend an der Straßenecke, während Bill ihre Geschäfte erledigte. Oder hier auf der Farm lag er, die langen Beine gekreuzt, in der Hängematte auf der Veranda; oder er ging hinter Bill her durch die Felder – wie ein langgezogener, grotesker Schatten.

"Ich gehe wohl besser allein rüber," sagte Sam, "du brauchst nicht mitzukommen."

"Na, Sam," – zwei dunkle, wie Kastanien glänzende Augen starrten über Sam hinweg nach der Taxushecke – "schon wieder mal da, he?" Dabei kaute er immer weiter an einem Strohalm.

"Jawohl, Herr Talley."

"Was'n schon wieder los? Mir scheint, du redst meinen Niggern ein, sie sin' krank, damit du ihr Geld kriegst."

Sam lachte. "Na, diesmal ists die alte Tante Cyn. Das Rheuma macht ihr böß zu schaffen."

"Du weißt genausogut wie ich," – die Augen machten sich nicht die Mühe, den Mann anzusehen, der hier angeredet wurde – "mit dem Rheumatis wirst du auch nicht fertig. Wenn du das könntest, ließe ich dich deine Kunststückchen auch mal bei mir probieren."

"Viel läßt sich vielleicht nicht dagegen tun, Herr Talley, da haben Sie recht. Aber ein bißchen was kann ich immer geben und so tun, als helfe ich." In sanftem, freundlichem, respektvollem Ton.

"Wen hast du denn da dabei?" knarrte Dee Cassidy, und es sah aus, als schlucke er seinen Adamsapfel.

"Tante Deezie Turnbulls Großneffe, Herr Cassidy."

"Sieht ja aus wie'n Großstadt-Nigger."

"Nein, Herr, hat bloß seinen Sonntagsanzug an. Die alte Tante hat Geburtstag."

Dee legte seine Beine in der Hängematte übereinander und breitete ein Taschentuch über sein Gesicht. Bill starrte weiter über Sam hinweg auf die Taxushecke. Die Herren schienen mit ihren Liebenswürdigkeiten zu Ende zu sein.

"Danke schön, Herr Talley." Sam ging zu Ed zurück. Wischte sein Gesicht ab. "Machen wir, daß wir weiterkommen."

Der Zufahrtsweg bog scharf nach rechts ab, ging in einen Feldweg über, verengte sich dann zu einem Pfad, der gerade breit genug war für einen Mann und ein Maultier. Am Wohnquartier machten sie halt – Hütten, die eine Zeile bildeten, nah genug aneinandergereiht, da die Gerüche und Fliegen, der Schmutz, die Hitze und die Stimmen zu allen gemeinsam gehörten. Unter einem Vordach schaukelte ein Mädel hin und her, kaute an ihrem Tabak, die Augen geschlossen gegen die Sonnenhelligkeit. Als sie die beiden hörte, stand sie auf, kam ihnen langsam entgegen; leicht setzte sie die Füße in den heißen Sand und hüstelte ein wenig.

Sie führte Sam in eine der Hütten, als ob sie das schon öfters getan hätte.

Ed wandte sich ab. Er konnte Kranke nicht ertragen. Wie Sam das nur Tag für Tag aushielt ...

Auf der andern Seite der Hütte reckte sich eine Sonnenblume an den verfaulten Brettern eines Abtritts hoch, ihr schwerer Kopf schwankte wild hin und her, wenn der Wind die Sackleinwand in der Türöffnung dagegen klatschte. Ed wandte den Blick ab. Die Baumwolle stand gut; der Kapselkäfer schien sie verschont zu haben. Er ging hinüber, brach eine Hülse ab, zupfte das Bällchen in dünne Fasern. *Merkwürdig, wie gern man sowas wie Baumwolle zerzupft.*

Sam kam aus dem Vorbau. "Komm doch mal einen Augenblick rein, bitte, Ed, und hilf mir!"

Ed ging Sam nach in die dunkle Hütte. In einem Stuhl vor einer kleinen Feuerstelle kauerte etwas, das ein altes Mütterchen sein mußte. Noch auf die Sonnenhelle eingestellt, konnte er zunächst nichts als ein stöhnendes Bündel von Lumpen sehen; erst beim Nähertreten erkannte er ein schnupftabakbraunes Gesichtchen.

"Sogt, is'er kolt. Hob ihr de Decke umwickle gemußt. Glaub, sie is ned bei Trost." Das Mädchen kicherte.

"Tja, sie ist wohl nicht ganz bei sich." Sam trat an die Alte heran. "Komm her, Ed. Wir müssen sie raus in die Sonne tragen." Sie packten den Stuhl samt Decken, Lumpen und Mütterchen, hoben ihn hoch, trugen ihn zur Tür, wobei ihnen das Mädchen um die Füße rumlief wie ein junger Hund; jetzt rang sie die Hände und rief: "Sie geht ja dot ... Jesses, Jesses ... sie geht dot!"

Und das Mütterchen, das dumpf etwas zu ahnen schien von der Veränderung in ihrem Leben, stimmte mit ein: "Hilf ... z'Hilf ... Jeee ... sus ... Jeee ... sus ..." Bis in den blauen Schlund hinunter konnte man in den aufgerissenen Mund der Alten sehen. Der

Schweiß lief Ed die Backen und an den Beinen herunter. Was zum Teufel hatte Sam denn vor?

"Gut so, hier wird's gehen. Das ist ein guter Platz. Halb in der Sonne, halb im Schatten. Wenn die Sonne zu grell wird, laß dir von jemandem helfen und trag sie rein", sagte Sam, an das Mädchen gewandt. Dann nahm er eine Flasche aus der Tasche. "Gib mir einen Becher." Den setzte er der Alten an die Lippen, rieb ihn gegen das Zahnfleisch, bis die Muskeln zu schlucken anfangen. Das Mädchel hörte auf, seine Hände zusammenzuschlagen, begann zu husten. "Hier du ... trink auch." Goß noch einmal von der Flüssigkeit ein. "Das nehmt ihr jetzt beide zweimal am Tag."

Er zog die Decke weg, ließ die Sonne den alten Körper bescheinen. "Paß auf sie auf." Wandte sich zum Gehen, den Weg hinunter.

"Machs", schluchzte das Mädchen, nachdem sie zu husten aufgehört hatte, und schluchzte immer weiter, als wenn es ihr gut täte.

"Und du setzt dich auch raus in die Sonne! Das tut dir gut", rief er zurück und lächelte dem Mädchen so lange zu, bis sie zurückgelächelt hatte. "Tut euch beiden gut", sagte er nochmal, wieder mit einem Lächeln, ging dann weiter.

Er wischte sich das Gesicht ab. "Heiß ists. Verflucht heiß", sagte er vor sich hin.

Sie gingen weiter an Hütten vorbei, einmal wichen sie zur Seite aus, um nicht auf ein schlafendes Kind zu treten; das hatte den Kopf in einen Eimer gesteckt, um ein bißchen Schatten zu finden. Sie gingen die Zufahrt zur Landstraße hinunter.

Als sie wieder an dem alten Haus vorbeikamen, sprach gerade Bill Talley mit seinem Vorarbeiter Lias.

"Wie kommt's, daß du keine Arbeiter kriegst?"

"Boss, alle foot ... nach Nooden."

"Na, doch nicht alle. Das kannst du mir doch nicht erzählen."

"Nö, Boss, alle sin ned foot, aber sie hau'n schneller ab -"

"Faule Ausrede!"

"Wie kommts, daß sie sich dünne machen?" krächzte Dee. "Hast du eine Ahnung?"

"Nö, Boss. Hab keine Ahnung. Nö, Boss."

"Fliegen weg wie'n Habichtschwarm." Dees Lachen gellte durch den stillen heißen Morgen.

"Besorg' dir welche, wo du willst, von irgendwoher", sagte Bill. "Ganz egal, woher. Sieh zu, daß du welche ranholst!" Er warf den Strohalm weg, zog seinen Hut übers Gesicht und rutschte im Schaukelstuhl nach unten, um ein Schläfchen zu machen.

"Wollwoll, Boss, wollwoll." Den Hut in der Hand, ging Lias ums Haus herum.

Sam und Ed waren auf dem Weg die Landstraße hinunter zum Wagen. "Geht das den ganzen Tag so?" Ed grinste, es machte ihm Spaß, Sam etwas kleinlaut zu erleben.

Sam lachte. "So ungefähr, immerhin. - Auf der Rushton-Farm ist Fieber ausgebrochen. Ein heißer Weg, wär mir lieber, wir brauchten nicht hin."

"Ist schon recht. Finds gut, die alte Gegend mal wiederzusehen."

Die Fahrt zur Terpentinfarm war für Ed wie eine Fahrt durch fast sein ganzes Leben. Keine Folge von Begebenheiten, bei der eine sanft in die andere hinüberglikt, sondern ein Zusammenprall von Erinnerungen, die unvermittelt und zusammenhanglos auf ihn einstürzten.

Da war Mama ... zum erstenmal nach ihrem Tod kam sie wieder ... sie schien hier zu sein. Näher als beim Begräbnis, denn der tote Körper hatte ihm ihre lebendige Wirklichkeit versperrt. Jetzt aber ... lebte sie ... irgendwo ... Er konnte ihre Stimme hören, eine bestimmte Färbung in Bess' Stimme klang wie die ihre, eine plötzliche Wendung von Nons Kopf ... da war Mama. Wenn er sich zum Essen setzte – etwas an dem Gericht war vertraut, und er sah ihre braune knorrige Hand vor sich, mit der sie die Schüssel auf den Tisch setzte, und in der Schüssel war etwas, das er als Kind gern gegessen hatte ...

Und wie er damals davongelaufen war. Bis nach Ellatown war er gekommen, bevor Papa ihn einholte. Der hatte sich ein Maultier geborgt und war immer näher gekommen, da war er hinter ein Abtritthäuschen gelaufen, auf der Rückseite der weißgetünchten Kantine. Da stand man nun, in der Erwartung, im nächsten Augenblick aufgespürt zu werden, die Augen voll von dem grellen Gelb eines Schnupftabak-Plakats, das auf den Brettern klebte; er mußte es immer anstarren. Und als Stimmen näherkamen, drückte er sich platt an den Boden, den Gestank in der Nase, den Schmerz von einem Sanddorn im Fuß, und er ließ es zu, um das andere Weh nicht zu spüren, das er innerlich fühlte, das er nie bisher gespürt hatte und nicht verstand. Dann kam Papa um die Ecke, mit langsamem Schritt, den Hut in der Hand, hinter dem Kantinenbesitzer, einem bleichen Weißen, dessen eine Backe dick mit Kautabak vollgestopft war. "Gib ihm Saures!" sagte der; dabei kratzte er sich zwischen den Beinen. Die andern Weißen lachten. Es schien, als ob die ganze Straße voller lachender Weißer sei! Aber wenn er jetzt zurückdachte, waren es wohl nur drei oder vier. Papa sagte: "Marsch, nuff aufn Esel!" Man stieg auf und wurde heimgebracht. Den ganzen Weg über starrte man auf die Spange am Träger von Papas Arbeitshose und las das Wort darauf; während man hinter dem schweigsamen Papa die Landstraße hinunterzuckelte. Und daheim dann nahm er einen mit in die Laube und gerbte einem das Fell, daß man fast nicht mehr leben wollte. Aber es machte einem nicht viel aus, obwohl Papa wie besessen vor Haß – oder was es sonst sein mochte – zuschlug. Dann war er wieder im Haus, schluchzte vor Scham, und Mama sagte: "Mit Weglaufen kommt man irgendshin, Eddie. Merk dir das. Nirgendswohin mit Laufen! Gehen muß man. Jeder muß gehen. Aber Leut von unsrer Farb gehen langsam ... Hörst du's?!" Dann hatte er sich in den Schlaf geweint und das ganze Weh war vergangen. Denn mit diesen Worten hatte sie ihm selbst, der ganzen Familie und jedem, den er auf

dieser Seite der Stadt kannte, ein Brandmal aufgedrückt. Er und sie alle standen abseits, waren ausgestoßen. Diese Worte und das "Schokobonbon!", das ihm die weißen Kinder auf dem Schulweg zuriefen, das konnte er nie vergessen. Man hatte Kuhmist nach ihnen geschmissen und "Yan-yan-yankee!" dagegen gerufen. Das half nicht viel. Den Kuhmist konnten sie wegwaschen und den Ruf, der keinen Sinn hatte, konnten sie vergessen.¹⁸ Doch *Schokobonbon*, das vergaß man nicht, solange man lebte. Damit war man beschmiert und es drang bis unter die Haut.

Merkwürdig ... so durch tiefen, schweren Sand zu fahren ... die Hitze zu spüren ... die Federn kreischen zu hören, das Rattern der lockeren Wagenteile; zu sehen, wie das Sonnenlicht die Zwergpalmen erglitzern ließ wie Wasser ... das Gesicht des Freundes zu betrachten ... sich zu fragen, was dahinter vorging ... was überhaupt hinter Gesichtern vorging ... Das alles kümmerte ihn sonst nicht. Manchmal, aber nicht oft. Jetzt dachte er in einem fort drüber nach. Vielleicht sollte man nirgendwohin zurückkommen, wo einem die Mutter gestorben ist. Es war wohl ein bißchen dumm ... immerfort läuft man ihr nach. Nicht zu ihrem Grab auf der Anhöhe – nein, dorthin nie, kein einziges Mal. Nicht zum Ende ihres Lebens, aber zum Anfang. Zu seinem eigenen Anfang. Nichts hält dich davon ab, zurückzugehen ... nichts bewahrt dich davor. Als sie noch lebte, war das anders. Wenn sie vor ihm stand, war die Gegenwart das ganze Leben. Es gab keinen Weg rückwärts, gab nichts darüber hinaus. Sie stand da, lächelte einem zu, gab einem Sicherheit für den Alltag, reichte einem warmen, knusprigen Butterzwieback, machte einem deutlich, das hier sei das Leben ... das ganze. Und manchmal glaubte man ihr – beinahe.

Und er erinnerte sich weiter ... Daran, wie Bess einmal den Verwandten erzählt hatte, er sei auf Mamas Schoß geklettert und habe Nonnie weggestoßen, die eben gestillt wurde, habe nach der Brustwarze geschnappt, um selbst zu trinken, und dabei auf Mamas Brust gepatscht; so hatte sie es erzählt. Und auch, daß er dabei immer gelacht und gegluckst habe. Alle hatten sich laut über ihr dummes Gerede amüsiert. Er hätte heulen wollen, hatte sich in seiner hilflosen Verzweiflung naßgemacht und war steifbeinig hinters Haus geflohen, möglichst weit weg von den Stimmen. Aber hatte doch noch hören können: "Mir scheint, der Kleine is glattweg eifersüchtig auf sein Schwesterchen. Eifersüchtig, weils so'n herziges Kindchen is!" Eifersüchtig auf Non war er nicht gewesen, nichts dergleichen. Aber Bess hatte er gehaßt. Und doch – mit Bess konnte man sich manchmal über irgendwas totlachen. Seltsam, daß Non niemals lustig aufgelegt war; offenbar wußte sie gar nicht, was das war. Immer schon war sie für sich geblieben, nie hatte sie Streiche gespielt mit anderen Kindern. Wenn an windigen

¹⁸ Im Original: "yan yan yan". Möglicherweise wurde der ursprünglich von weißen Südstaatlern gebrauchte abwertende Ausdruck *Yankee* für Nordstaatler damals von farbigen Kindern umfunktioniert zum abwertenden Ausdruck gegen Weiße insgesamt? Im Netz konnte ich nichts dazu finden.

Frühlingstagen alles ins Fliegen und Flattern geriet, wenn Bäume, Gras, Blätter, Palmen aneinanderklatschten und peitschten, der Sand hochauf stob, die ganze Welt sich bog und wirbelte ... daß er selbst wild und närrisch wurde und in den Wind schrie – dann bewegte sich zwar Nonnie als Kind auch, aber gemessen und ernst, allein für sich, immer im Kreis, rundum ... rundum ... immer um sich selbst, eigentlich gar nicht verspielt wie ein Kind ... obwohl ihre Augen leuchteten. Bess dagegen ... die ging los wie aufgezogen. Mein Gott, war das ein Vergnügen für jeden, der zusah! Sie verrenkte ihre Hüften, zappelte mit den Armen, riß den Mund auf, streckte ihre Zunge raus und ließ ihre Stimme tanzen. Mit einmal aber brach sie ab, tat zimperlich wie Mrs. Stephenson und von oben herab wie der Herrgott selber.

Sam ließ den Wagen halten. Schwerer Harzgeruch war in der Luft, Auf der anderen Straßenseite lag die Terpentinaraffinerie. Alte, schimmelige Fässer mit Überresten von Pech, altersgraue Schuppen, die sich in zwei langen Reihen hinzogen.

Ed blieb im Wagen sitzen. Hier sollte Sam mit seinem Gedokter allein fertigwerden. Unter dem nächsten Schuppendach an der Straße drüben lag eine große Negerin und schlief. Eine Fliege spielte um die in der Mittagssonne ausgestreckten Füße. Ed betrachtete die Füße, eine drum herum surrende Fliege. Er ertappte sich dabei, daß er Anteil nahm an dem Hin und Her. Erst taumelte die Fliege ein bißchen ziellos in der Luft herum, stürzte dann herunter, krabbelte auf die braune Haut ... auf einen Nagel, eine straffe Sehne ... bis sie einen weichen Fleck fand. Der große Fuß machte eine träge Bewegung. Die Fliege blieb sitzen. Mit schwerfälliger Langsamkeit hob sich der andere Fuß und putzte die kleine Fliege weg. Ein neuer Angriff begann. Die Fliege taumelte in der grell leuchtenden Luft, ließ sich auf den Fuß fallen, machte sich wieder an ihre unerbittliche Forschungsarbeit. Ed zählte die Sekunden, bis sie den sensiblen Fleck erreicht hatte und der andere Fuß sich zur Abwehr in Bewegung setzte. Dann wurde es ihm langweilig, Ed hob die Augen, starrte über die Fläche der Zwergpalmen und verkümmerten Bäumen, folgte mit den Blicken dem Hitzeflimmern über der sandigen Straße, zählte träge die angegilbten Harzrinnen in den Kiefern, die Reihe hinter Reihe standen, kehrte wieder zu der Fliege und ihrem braunen Widersacher zurück. Einer von beiden würde doch mal Schluß machen mit dem blödsinnigen Spiel. –

Er sei wohl eingeduselt, meinte Sam. "Ich muß zum Büro von Käpt'n Rushton hoch. Dort ist ein Zedrachbaum; wird kühler sein."

Käpt'n Rushton saß unterm Vordach des ungetünchten Büroschuppens; die Augen waren ihm unter der ermattenden Mittagshitze zugefallen. Der alte Mann sah ziemlich erschöpft aus, war in seinem Stuhl zusammengesackt. Es war nicht mehr der Mann von damals, als er auf seiner weißen Stute über die Felder ritt, die Baumwollkapper zur Arbeit antrieb, einen Hagel von Schimpfworten auf sie losließ, die die meisten von ihnen mit Lachen aufnahmen, denn sie konnten den Boss gut leiden.

"Tag, Käpt'n Rushton."

Widerwillig machte der Alte die Augen auf. "Tag, Störenfried. Was is' schon wieder los?"

"Das Fieber. Drei Leute hats erwischt."

"Könnte schlimmer kommen, wie?"

"Jawohl; wird schon schlimmer werden."

"Immer die Unkerei! *Wird schon schlimmer werden* – um Himmels willen, woher weißt du, daß es schlimmer wird? Bist doch nicht der liebe Gott, wie? Oder bist du's doch?" Der Käpt'n schnitt sich einen Priem ab, schob ihn in den Mund.

Immernoch die alte Stimme. Nie konnte Eddie den Sommer vergessen, den er hier zugebracht hatte. Als Mama ihn mit farbigen Burschen, die nicht lesen und schreiben konnten, hierher geschickt hatte – damit er etwas lernen sollte, was sie ihm eingebläut hatte, seit er denken konnte. Dabei war er schon ganz aufs College vorbereitet. Der alte Käpt'n hatte einem dann allerhand beigebracht, bis der Sommer zu Ende war ... übers Arbeiten. Heiliger Gott noch mal ... wie lang diese Reihen waren. Aber er hatte sich eigentlich ganz gut gefühlt dabei.

Sam hatte aufgelacht. Ed war entgangen, was der Alte gesagt hatte. "Die ganzen Leute holen Wasser vom Brunnen drunten beim Bach. Und da sind dann hundert Zwergpalmensträucher, und jeder wird als Abtritt benützt, und der Boden säuft das alles in sich rein wie mein Alter, als er Samstagnacht einen heben ging. Überall Fliegen. Immer die alte Geschichte!"

"Ja.. immer das Gleiche ... Man kann ihnen nichts beibringen. Ich hab' ihnen unten beim Bach Latrinen bauen lassen. Keiner hat sie benützt. Der weite Weg. – Also, was willst du jetzt wieder, Sam? Hast wieder was Verrücktes vor, das ist mir klar, wenn ich dich bloß aus deinem alten Klapperkasten steigen seh' – " Der Alte brach ab.

"Tja, Herr, wir sollten den Brunnen verschließen –"

"Den Brunnen verschließen! Bei fünfunddreißig Grad im Schatten! Mach nur – immer zu! Daß sie gleich alle verdursten und wir sie los sind." Er seufzte und spuckte aus. "Wär' ja wohl der beste Ausweg, was das angeht. Sam, du kannst mir nicht einreden, daß du so dumm bist, wie du dich stellst." Mit einem angewiderten Ausdruck kaute der Käpt'n an seinem Tabak. Leiser Gesang klang herüber aus dem kleinen Gebäude über der Straße, brach ab, fing wieder an, als die Arbeiter eine weitere Ladung Fässer unterm Schuppendach hervor auf einen Güterwagen rollten.

"Meiner Ansicht nach wäre es das Wichtigste, jetzt alle zu impfen." Sam nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß vom Kopf.

"Impf – –"

"Ja, mit Typhusserum. Die einzige Methode, um zu verhindern, daß hier 'n erstklassiger Friedhof draus wird. Alle durch die Bank sind infiziert."

"An sowas glaube ich nicht. Ich lass' mir von niemand so eine Saunadel in die Haut stecken – impfen! Schwarze Magie. Jetzt kommen die Kurpfuscher wieder auf schwarze Magie zurück, das ist's. Da könnt' ich mich ja gleich von der alten Suke behandeln lassen. Die sagt wenigstens noch Sprüchlein dazu."

Ed mußte in Sams Lachen einstimmen. Das alles klang wie in alten Zeiten.

"Ich habe zu dir gehalten, Sam ... ich hab zu dir gehalten, obwohl ich mich geschämt habe, in meinen eigenen Spiegel zu gucken, daß ich auf all deine verflixten Geschichten reingefallen bin. Das ist zuviel! Ist zu sauheiß, um Witze zu machen – das gibst du doch zu?"

"Jawohl, Sir. Vielleicht, wenns Ihnen recht ist, sprechen wir mal mit Dr. Deen – der wird uns raten können."

"Das wird grade viel helfen! Deen hält dir bloß die Stange mit deinem Irrsinn; das weißt du auch." Er lachte, blickte an Sam vorbei; sein Blick fiel auf Ed. "Wer ist das?"

Sam zögerte erst, entschied sich dann für die Wahrheit. "Tillie Andersons Sohn Ed."

"Tillie Andersons Sohn ... wollwoll ... wollwoll ... Tillie." Er starrte nach den Zwergpalmen hinüber, während seinem Mundwinkel Tabaksaft entrann. "Beste Köchin, die je in Maxwell war. Beste in der ganzen Gegend – und was geschieht? Meine Frau läßt sie sich von diesen vermaledeiten Purviances unter der Nase wegschnappen, und die –", er unterbrach sich, sah Ed wieder an. "Komm mal her, Junge, wollen mal sehn, ob du deiner alten Mutter Ehre machst."

Ed nahm seinen Hut ab, ging rasch hinüber. "Tag, Käpt'n Rushton."

"Tag, Ed. Wie kommst du zu dieser Tageszeit in die Kleider da? Wo ist dein Arbeitszeug?"

Ed lachte, zeigte seine kräftigen weißen Zähne. Washington hatte ihm das Benehmen nicht ausgetrieben, das ihm seine Mutter so fest eingebläut hatte.

"Ed arbeitet in Washington, bei der Regierung", legte sich Sam behutsam ins Mittel. "Isn paar Tage heimgekommen, seine Schwestern zu besuchen."

"Regierung, he? Arbeitest für die Sauyankees! Hast wohl auch schon rausgefunden, daß es nicht so weit her ist mit ihnen."

Ed schmunzelte entwaffnend. "Kann Georgia nicht das Wasser reichen, Käpt'n Rushton."

"Da mußst du mir erst noch einen Ort auf der Welt finden, der das kann! Wenn du gescheit bist, kommst du wieder hierher, wo du hingehörst, wo die Leute dich richtig behandeln und dich verstehen."

"Jawoll, Käpt'n. Ich denke, ich komme bald wieder."

Der Käpt'n wandte sich wieder an Sam. Ed zog sich unter den Zedrachbaum zurück. Nur das Stimmengewirr drang zu ihm. Der Käpt'n sah krank aus, als wenn er beim geringsten Anlaß sterben könnte. Sein früher lebhaft rotes Gesicht hatte eine gelbe Farbe. Seltsam, wie sich die Leute veränderten, wenn man ein paar Jahre weg war.

Wie sich die Dinge wandelten, wenn man älter wurde ... Dinge, von denen man mal gemeint hatte, sie müßten so sein und bleiben ...



Angefangen hatte es eines Tages so beim Reden. Sam und Jack und Ed. Sie waren auf der Kegelbahn gewesen und hatten den weißen Jungs zugesehen. Dann waren sie weggegangen, rüber zu Salamander, um eine Sarsaparilla zu trinken. Komisch, daß man sich an sowas erinnert, wie genau auch noch. Wie man sich manchmal an Träume erinnert. Jede Einzelheit. Jack hatte neue weiße Schuhe an. Ed hatte nie welche besessen.

Ed war sechzehn. Die beiden andern waren in ihrem ersten Jahr am A & M¹⁹ und auf Ferien zu Hause. Sie hatten über Sachen gesprochen, von denen Ed nie gehört hatte, von Leuten, die er nicht kannte, von Orten, wo er nie gewesen war, bis er vor Beschämung über seine Unwissenheit halb verrückt war.

Zwei weiße Mädchen gingen an den Jungen vorbei; eine war die kleine Pusey, die andere war noch nicht lange in der Stadt. Sie gingen, den Blick gradeaus nach vorn gerichtet, als wenn ihnen der ganze Gehsteig gehören würde. "Dem Mäd'el da bei der Tochter von Pusey läuft die Hälfte der weißen Jungs in der Stadt nach", hatte er behauptet, um die andern von ihrem Collegeklatsch abzubringen. "Möchte wissen, was sie täte, wenn wir ihr nachpfeifen. Die soll leicht rumzukriegen sein ...", und dabei warf Ed den Freunden einen wissenden Blick zu.

Jack lachte unbekümmert. "Versuchs doch mal, dann siehst du's."

"Was soll das heißen, daß du sowas zu Eddie sagst?!" Sams Stimme hatte geklungen, als wäre es gar nicht seine eigene.

"Warum denn nicht?"

"Du weißt sehr gut, warum nicht!"

"Is doch wurscht ... Hat doch zuviel Grips im Kopp, um es auszuprobieren."

"Wieso bist du so sicher?!"

Sie schienen ganz vergessen zu haben, daß er sie hören konnte. Jack ärgerte sich, man konnte es daran erkennen, wie er sich auf die Lippen biß, denn er wollte nicht ins Unrecht gesetzt werden vor einem Jüngeren.

"Wer die Nacht überleben will, wird sich hüten. Jeder, der kein Dummkopf ist. Hab nicht gewußt, daß du Ed als Dummkopf betrachtest."

"Natürlich nicht. Aber er ist jünger ..."

¹⁹ Die Texas A&M University (TAMU) ist eine staatliche Universität im US-Bundesstaat Texas.

"Vielleicht nicht so jung, wie ihr meint", sagte Ed, schwer gekränkt. "Ich weiß allerhand ... ich kenn weiße Mädels vielleicht ne ganze Portion besser als ihr!" Wütend und laut hatte er geschrien.

"Halt deine Schnauze!" zischte Jack und stieß Ed in den Laden von Salamander hinein. "Jetzt hör mal, Ed ... sei kein Trottel, bloß weil ich 'n Witz mit dir gemacht hab!" Jacks schmales Gesicht – jeder hätte jetzt erkennen können, wie wenig der kleine Jackie ihm einmal gleichen würde – war mit besorgtem Ausdruck Ed zugewandt.

Sam legte bedächtig seine Hand auf Eds Schulter. "Junge, schlag dir die weißen Mädels aus dem Kopf und ... von der Zunge! – Da kannst du grad so gut eine Klapperschlange anfassen, Ed."

Ed drehte fast durch vor Scham. "Euch könnte ich Sachen erzählen", prahlte er und glaubte fast selbst an die Lügen, die er sich in seiner Verzweiflung auszudenken versuchte. "Ich könnte euch von weißen Mädels erzählen – hier in der Stadt kenn ich weiße Mädels, die würden mich schon ranlassen –"

Jack lachte bitter und angewidert auf. "Er ist also doch ein Dummkopf und ein saumäßiger Lügner dazu. Komm, Sam, lassen wir ihn laufen." Hätte er ihn in den Magen geschlagen, so hätte das nicht so weh tun können wie diese Sätze. Das Heulen stand einem näher als das Lachen ...

"Ed hat schon recht", sagte Sam. "Ed kommt mit uns, wohin wir auch gehen. Ist immer bei uns gewesen, und wird's auch bleiben. Reden wir nicht mehr drüber!"

Schweigend wurden die Sarsaparillas ausgetrunken, Flaschen hingestellt, Salamander die Geldstücke in die Hand gedrückt. Die drei Jungen verließen das Lokal, bogen zur Back Street ein, gingen am Wasserreservoir vorbei nach der Negerstadt



Sam wischte sich den unbedeckten Schädel ab. Rushton fiel es nicht ein, ihn zum Eintreten aufzufordern. Nicht, daß er etwas dagegen gehabt haben würde, wenn Sam die Stufen hinaufgekommen und mit ihm unterm Vordach gesprochen hätte – dieser Gedanke kam ihm einfach nicht.

Ed spuckte aus, riß ein Blatt vom Baum, dann eine ganze Handvoll.

Der Käpt'n lachte. "Na schön, mach's, wie du willst. Wenn's mich nichts kostet – keinen roten Cent, wohlgemerkt! –, dann kannst du der ganzen Bagage deine blödsinnige Nadel in die Haut pieken. Aber du wirst jedesmal zehn von den Brüdern brauchen, um einen von ihnen festzuhalten."

Sam lachte auf. Mit Lachen war Sam immer leicht bei der Hand. Er stellte es an und stellte es ab, wie er's brauchte. "Ein schönes Hallo wirds ja geben! Dank schön, Käpt'n Rushton. Morgen vormittag komme ich wieder. Mrs. Rushton geht's gut?"

"Ja, sehr gut. Ich vermute wenigstens – bin eine Woche lang nicht in der Stadt gewesen. – Halt mal! Ich hab' da die ganze Zeit ein Paket Feigen für sie und wußte nicht, wem ich sie mitgeben soll. Bring' sie ihr vorbei, wenn du reinfährst, willst du? Wär' dir dankbar dafür."

"Gern, Käpt'n Rushton. Kann ich Ihnen mit noch etwas dienen?"

"Das wär' alles, Sam."

"Danke sehr, Käpt'n."

"Schön, Sam."

Im Fortgehen: "Heiliger Gott – und das machst du so Tag um Tag ..."

"Ist nun mal mein Leben", sagte Sam.

"Ein Sauleben, wenn du meine Ansicht hören willst."

"Ich sehe es anders. Ich hab meine Arbeit zu tun, und ich muß sie tun auf die Art und Weise, in der die Weißen mit mir zusammenarbeiten wollen. Wenn dazu ein bißchen Lügen und Speichellecken nötig ist, wen stört's?"

"Wen es stört ... ?" sagte Ed leise vor sich hin.

Sie hockten sich unter den Zedrachbaum und aßen, was Tante Easter ihnen zum Mittagessen eingepackt hatte.

"Mich stört's –" Ed stand auf und zerknüllte das Einwickelpapier. "Ich würde mich lieber umbringen!"

Sam lächelte und legte seine Hand auf die Schulter des Freundes. Dann sagte er ruhig: "Ed, du willst mit dem Kopf durch die Wand, die steinerne Wand. Drüberklettern ist bequemer."

"Was meinst du jetzt damit?"

"Ich meine: hau ab! Du paßt nicht mehr nach Georgia. Nichtmal für zwei Wochen. Halt dich raus! Was dir wehtut, das kommt schon von selbst mal in Ordnung. Hin und wieder jedenfalls, und wenns nicht von selbst geht, kannst du, weiß Gott, auch nicht nachhelfen. – Wie wär's, wenn wir alle unsere Sorgen mal weglassen und morgen angeln gehen?"

"Aber gern", sagte Ed rasch.

Sam fuhr die schmale Straße entlang. Es war kaum mehr als ein Weg; braungefärbt von Kiefernadeln, schlängelte sie sich ohne Hindernisse durch ein breites Gehölz schöner, langnadliger Kiefern. Schattenbänder legten Streifenmuster auf den Boden, Lichtbänder warfen Muster an die Baumstämme, auf die Wipfel des Zwergpalmgebüsches, machten den Wald zu einem friedvollen, wohlgeordneten Bau,

bis plötzlich Wind hindurchfegte, alles in hellglänzende Wirrnis versetzte, die Augen und Herz wehtat – bis ebenso rasch wieder Ruhe einkehrte.

"Siehst du, die Sache ist nun mal so ..." Es war, als ob Sam ihr Gespräch im stillen weitergeführt hätte. "Wir müssen drandenken, es gibt auch ein paar anständige Weiße. Wenn man das nicht vergißt, fällt's einem leichter. Nicht alle sind Bill Talleys oder W. Y. Rushtons, obwohl selbst der seine guten Seiten hat."

Ed mußte lachen. Sam schien nicht zu wissen, wann die Zeit zum Predigen vorbei war. "Nenn mir mal ihre Namen, Sam!"

Sams ernstes braunes Gesicht entspannte sich zu einem Lächeln. "Na, du meinst, du hast mich in die Enge getrieben, aber es gibt tatsächlich ein paar. Sogar hier in Maxwell."

"Na los!"

"Da ist erstmal Tom Harris," sagte Sam bedächtig; "ist ein ordentlicher Mann. Verlangt viel von seinen Leuten. Von den Weißen wie von den schwarzen. Verlangt von sich selbst genausoviel. Ist gerecht zu den Leuten – weißen wie schwarzen! Offenbar ist ihm das ganz egal. Und wenn du drandenkst, was er für Maxwell getan hat! Alles, was die Stadt an Gutem hat, verdankt sie Tom Harris ..."

Ed schien es oft, als ob Sam Tom Harris lieber habe als jeden andern Menschen auf der Welt, wenngleich er das auch nie zugab. Als sie noch Buben waren und auf dem Holzplatz arbeiteten, hatte Jack Harris' Scherze nur als das billige Gewitzel eines Weißen aufgefaßt; er beantwortete es mit Stirnrunzeln und zusammengepreßten Lippen. Für Ed war es sowas wie eine Ermunterung, zu tun, als arbeite er aus Leibeskräften; Sam schienen sie willkommenen Anlaß zum Lachen zu bieten. – Daß Sam über diese Frozzeleien lachte und mit sanfter Stimme schlagfertige Antworten darauf fand, war der Anfang seines Fortkommens in der Welt geworden. Die beiden verkehrten miteinander wie zwei Männer, die sich gut leiden mochten und ihre Witze miteinander tauschten. Und Sam, der zehn Jahre jünger war als Harris, hatte sich dem Weißen anzuschließen begonnen, als ob er von ihm eine Menge lernen könnte.

"Ohne seine Hilfe wäre ich da oben nicht durchgekommen", sagte Sam. "Hat sich in meiner Schulzeit furchtbar gut gegen mich benommen."

"Klar, er hat sozusagen persönliches Interesse an dir gezeigt", sagte Ed. "Solche Art Wohltätigkeit gibt's haufenweise bei den Weißen."

"Egal ... Jedenfalls ist er mir und anderen meinesgleichen ein guter Freund gewesen. Dann ist da noch Dr. Munson; solange er lebte ..."

Ed beobachtete an den nächstgelegenen Kiefern, wie das Harz langsam in die Messinggefäße tropfte, beobachtete den Fall von Tropfen nach Tropfen, langsam sich lösende, dicke Tropfen, fallende Tränen ... *Dicht am Weinen war sie gestern abend gewesen ... ganz dicht am Weinen, als er mit ihr gesprochen hatte ... Wenn sie als Kind weinte, war es geräuschlos*

gewesen, sie ließ einfach die Tränen das Gesicht hinunterrinnen. Was hatte sie nur gestern abend? ... Warum hatte sie denn ... warum hatten ihre Lippen gezittert ... warum waren ihr die Tränen heruntergelaufen...?

"... und da ist Tut Deen. Der schadet mit Wissen und Willen keinem Farbigen. Behandelt eine Menge Leute umsonst, weiße und schwarze. Und auch noch Pug Pusey ..."

Was war das denn nur mit ihr – ?

"Ja, ja," nickte Ed, "Pusey war gut zu uns Buben."

"Ich könnte noch viele aufzählen", lächelte Sam, während er bremste. "Es gibt noch eine ganze Menge."

Sie gingen hinter ein Zwergpalmengebüsch.

"Ich wills dir gern glauben, wenn du's sagst. In gewisser Hinsicht hast du recht behalten. Allerdings wird keiner je *Mister* zu dir sagen."

"Nein. Keiner sagt *Mister* zu mir." Sam seufzte. "Wenn wir Weiße und an ihrer Stelle wären, würden wir Neger vielleicht auch nicht mit *Mister* anreden. Ich sage: vielleicht. Ich weiß es nicht. Ist nicht leicht, dieses Thema. Eine so verwickelte und verfahrenere Sache, und das ist geworden, lange bevor einer von uns allen auf der Welt war ... das mußt du bedenken; aber ich sag das nicht als Entschuldigung. Ich versuche bloß, meine Zeit nicht mit Haß auf die Weißen zu vergeuden, – wo noch so verflucht viel für den Neger getan werden muß."

Sie blieben stehen. Sam, groß, muskulös, ein Lichtstreifen ließ unter der braunen Haut einen roten Schimmer aufleuchten, der dem Gesicht den satten Ton von sonnenbeschienenem Sumpfwasser gab. Er hatte eine hohe Stirn, denn er begann kahl zu werden; das schwarze Haar lag dicht und fest am Schädel an. Trotz des mit Arbeit ausgefüllten Lebens war er schwer geworden, schon in der Jugend, als er jahrelang mit einem Maultiergespann zum Holzfällerplatz hinausgefahren war, auch vom Heben der schweren Stämme. Ed wirkte zehn Jahre jünger als Sam, als sie da nebeneinanderstanden. Er war kleiner und schmal, machte lebhaften Bewegungen – blaß wie Kiefernholz waren seine Hände.

Der Urin plätscherte auf die harten Blätter der Zwergpalmen und Ed hörte Sams Worte. "Vielleicht hast du recht, Sam", sagte er. "Weiß Gott, ich wüßte nicht, wie das alles einmal in Ordnung kommen sollte." Fünf Jahre in Washington und nun wieder daheim. Das alles hier nahm die Jahre weg – Geruch der Fichten – Geruch des heißen Kots ... Als kleiner Junge war er einmal hinter einen Busch gegangen, so wie jetzt, und da waren drei weiße Mädchen auf dem Heimweg von der Schule vorbeigekommen und hatten ihn gesehen, hatten furchtbar gegiggelt, als sie sein entblößtes Geschlecht sahen, dann waren sie wie wild davongerannt, als wenn er sie verfolgen wollte. Scham hatte ihn gepackt, er war stehengeblieben und hatte seine braune Nacktheit angeschaut

... verwundert ... beschämt ... verwirrt. Lange Zeit wich er weißen Mädchen aus. Als er später wieder Mut dazu gefaßt hatte, sie wieder anzusehen gelernt hatte, blickten sie durch ihn hindurch wie durch ein Loch ...

"Sam, denkst du noch viel an die Zeit, als wir Kinder waren? Seit ich jetzt hierher zurückgekommen bin ... muß ich immer wieder ... an alles Mögliche denken – an lauter blödes, unwichtiges Zeug, was wir damals erlebt haben."

"Kann ich mir denken, daß du das tust. Aber wenn man hier lebt wie ich, hat man so viel damit zu tun, mitzukommen bei dem, was täglich zu erledigen ist, daß man keine Zeit zum Nachdenken findet."

Sie gingen zum Wagen zurück.

"Jedenfalls war's saumäßig lustig", sagte Ed schmunzelnd. Er legte Sam die Hand auf die Schulter, ließ sie dort. Verflixt solider alter Felsen, dachte er, und ihm wurde warm ums Herz bei dem Gedanken.

"Da hast du aber mal recht!" Erst nach einer Weile sprach Sam weiter. "Woran ich mich am häufigsten erinnere, das ist, wie deine Mama abends nach Hause kam und für uns kochte. Ich habs immer so eingerichtet, daß ich um die Zeit da war. So gut hab ich nie wieder gegessen. Wie deine und Jacks Mutter mich aufnahmen, als meine Mutter starb ... sowas kann man nie vergessen."

Es war immer schwer, sich daran zu erinnern, daß Sam seit seinem zwölften Jahr Waise war. Er schien mehr Familie zu haben als alle anderen Leute, die man kannte.

Die Heimfahrt war lang, der Nachmittag wurde lang. Jetzt war Sam ins Reden gekommen und redete noch und noch und noch. Alle möglichen schönen Erlebnisse, mit denen ein Gedächtnis gefüllt sein kann, brachte er zutage. Er versenkte sich richtig hinein, versuchte dabei, alles auszusparen, was nicht lustig, nicht schön war ... offenbar bemühte er sich, einen zu unterhalten. Bess wollte eine Party geben, und Sam ... nun, Sam redete sich die Seele aus'm Leib.

Jetzt sprach er von dem alten Anwesen der Hintons. War mal eine schöne Farm gewesen. – Aber später, da wohnten Negerpächter dort – ein Kind fiel in den Waschkessel und war verbrüht, noch ehe die übrigen Kinder, die da herumspielten, es rausziehen oder die Eltern vom Feld rufen konnten. Noch später wohnte ein weißer Pächter dort – seine Frau erhängte sich in der Tenne, mit den Führungsseilen des Pflugs – damals fing es an, daß die Leute bei Nacht Lichter in dem leeren Haus herumhuschen sahen und am Tag Schreie darin hörten ...

Jede Gegend hat so einen Ort, manchmal gibt's zwei oder drei davon. Sam redete, als wäre man nicht selbst hier geboren ..

"So haben's die jungen Rushtons damals saubillig bekommen, als sie die Holzschlagrechte auf das Fünzigtausend Morgen-Grundstück südlich davon erworben hatten."

"Und was ist denen passiert –?" *Nur weiterreden. Vielleicht macht es Sam Spaß. Mir nicht besonders.*

"Nichts weiter, als daß sie mehr Geld verdienen als irgendwer in der ganzen Gegend. Sie haben das Haus neu streichen und tapezieren lassen, jetzt sieht es innen wieder ordentlich aus, und Epp und Sug geben ihre Partys dort."

"Käpt'n auch dabei?" fragte Ed, bloß um was zu sagen.

"Zu altbacken. Sug geht ja nur dort raus, sagen die Leute, um von seiner Frau wegzukommen. Und Epp –" Sam bemühte sich, ein schallendes Gelächter zustandezubringen, "Epp bringt hübsche, kleine Lehrerinnen mit raus, um sie zu entjungfern. Läßt sich bloß mit Jungfrauen ein. So heißt's wenigstens. Hat Angst vor Syphilis. Deshalb wird er ja auch *Epp* genannt. Kennst du die Geschichte?"

"Nein", sagte Ed, obwohl er sie durchaus kannte. *Sam muß ziemlich verzweifelt sein, daß er mir die ganzen Schmutzgeschichten aus der Umgebung erzählt, um mich zu amüsieren.*

"Naja, als er vierzehn oder fünfzehn war, hatte er wohl 'n paar Pickel ..."

Jetzt fuhren sie an der Rinderschwemme entlang, würden bald zu Hause sein. Von den Eichen, die das Gewässer umgaben, hingen Moossträhnen fast bis zum Boden herunter. Das späte Licht tat den Augen wohl nach dem Glast des Tages.

"Erinnerst du dich, Ed," unterbrach Sam seine nervige Anekdotenerzählerei, "erinnerst du dich an die Fische, die wir aus diesem Wasserloch rausgeholt haben?"

"Ja, ja –"

"Vor zwei Wochen waren wir wieder hier. Als Jack seinen freien Tag hatte. Da haben wir den schönsten Hecht gefangen, den ich je –"

"Sam," sagte Ed nachdrücklich, "was mich bedrückt, ist nicht bloß die Rassensache. Mir geht es um Non."

Sam fuhr weiter, ein wenig rascher jetzt, die Augen nach vorne gerichtet, ohne zu antworten. Ed konnte erkennen, wie sich um Mund und Kiefer seine Muskeln zusammgezogen. Plötzlich hatte er keine Lust mehr, mit Sam über Nonnie zu sprechen. Keine Lust, seine Schwester vor ihm zu erwähnen. Niemandem gegenüber wollte er seine Schwester erwähnen! Aber jetzt mußte er weitermachen, mußte etwas sagen.

"Es handelt sich darum, daß sie offenbar vorhat – hier in diesem Nest hocken zu bleiben. Sie könnte doch in den Norden hochziehen ..." Er stockte. *Wozu das Gerede? Was hat es für einen Sinn?*

"Und was soll sie oben im Norden anfangen?"

"Sie könnte Arbeit bekommen, für die sie sich nicht schämen muß! Sie brauchte nicht das Dienstmädchen zu machen für eine mickrige Familie wie die Browns. Vielleicht würde sie einen Mann kennenlernen, heiraten und ein ordentliches Leben führen..."

"Nichts, was Non tut, wird sie ... erniedrigen. Sie steht über ihrer Tätigkeit, die rührt nicht an ihre Seele. Verstehst du, was ich meine? Sie kann durch alles hindurchgehen ... durch alles Mögliche" – Sam starrte vor sich hin auf die Straße – "und als dieselbe Non daraus hervorkommen."

Was meinte er damit? Was wollte er damit ... Herrgott! Still davon!

"Vielleicht könntest du mir helfen, sie zu überreden, daß sie mitkommt." Jetzt versuchte Ed, alles wegzulachen: "Vielleicht würde dann mein Haß auf die Weißen aufhören. – Sie ist eine Schwester, auf die ein Mann auch in Washington stolz sein könnte."

Sam nahm das Gas weg und steuerte um die letzte Ecke an der Biegung der alten Zedernallee, vor Miss Adas Haus. "Ja, sie ist eine Schwester, auf die ein Mann stolz sein kann ..."

"Da ist sie – !" Ed verstummte. Non ging um das Haus herum, und seinen angestrengt blickenden Augen kam es vor, als sei da jemand vor ihr ... ein hochgewachsenes schattenhaftes Etwas, das vor ihrem weißen Kleid her schwebte. Schon wieder sah er es. Immer, wenn er an Non dachte, sah er das ...

"Sam, dieses alte Haus geht mir höllisch auf die Nerven", sagte er und wischte seine Hände mit raschen Bewegungen an den Knien ab. "Wollen wir nicht irgendwohin in die Stadt fahren?"

"Na klar," sagte Sam, schaltete, kurbelte am Steuer, "wie du willst, alter Junge."

Wieder fuhren sie die alte Zedernallee entlang, am Friedhof vorbei, dann an der Kirche der Afrikanischen Methodisten vorbei; keiner sprach ein Wort.

Reverend Livingstone und Roseanna gingen der Kirche zu. Die Glocke läutete zum Gebets-Meeting; an der Kirchentreppe stand eine Gruppe beisammen. Ein paar Jungs und Mädels neckten sich und lachten laut. Es war, als ob man die Welt wiedersähe, nachdem man sie verlassen hatte. Sie ist vorhanden, aber sie gehört einem nicht mehr und man gehört nicht mehr dazu. Oder als wenn man aus einem tiefen Schlaf aufwacht, – man sieht zwar das eigene Zimmer, seinen Tisch, sein Bett, aber all das gehört nicht zu einem selbst.

Roseanna ging voraus und ließ den Reverend weit hinten in ihrem Kielwasser. Er blickte böse drein, ihm war heiß, und er wischte sich die Hände ab, indes Roseanna in einem großen Gainsborough-Hut und blauem Organdy-Kleid wie ein Dreimaster über das Wellengekräusel seiner verletzten Eitelkeit dahinrauschte. Man sah ihnen an, daß sie sich gezankt hatten.

Sam kicherte. "Ich habe nie verstanden, wie Roseanna den Gedanken aushalten kann, daß Gott ihr überlegen sein soll."

Ed lachte, wischte sich das Gesicht ab. "Sam, ich glaube manchmal, ich brauche eine Brille. Die Dinge verschwimmen vor mir, irgendsowas, macht mir ein bißchen zu

schaffen. Hast du schon mal so eine Störung gehabt? Daß du Dinge siehst, von denen du nicht weißt, ob du sie siehst oder nicht siehst?"

"Wie auch immer – bei der diffizilen Arbeit, die du im Büro machst, könnte das in jedemfall zweckmälsig sein. Laß deine Augen untersuchen, sobald du zurückkommst."

"Jaja," sagte Ed und holte tief Luft, "jaja, das werd' ich machen."

Zwölf

Maxwell war auf seiner Seite. Nachdem Bruder Dunwoodie Tracys Entschluß verkündet hatte, sich am Sonntag wieder zur Kirche zu bekennen, blieben Männer bei ihm stehen und schüttelten ihm die Hand, als ob er lange fortgewesen und nun mit Ehrenzeichen geschmückt heimgekehrt wäre. Ja, mitten auf der Straße blieben Leute stehen, gaben ihm die Hand und sagten wie nebenbei: "Das ist recht, Tracy, recht und gut." Nach dem Gottesdienst ergriffen sie seine Hand und murmelten unbeholfen: "Gott segne dich". Frauen aber legten mit mütterlicher Zärtlichkeit die Hand auf seinen Arm, ließen sie darauf liegen, als scheuten sie sich, von etwas abzulassen, was ihnen nach langer Zeit wiedergegeben worden war. Und immer war Dorothy neben ihm, nett und adrett, lächelnd und lebhaft, zärtlich hingegeben; sie kostete ihren kleinen Sieg aus. Denn allgemein hieß es, sie habe das fertiggebracht. Ja, unter dem Einfluß dieser kleinen Pusey war es jetzt so gekommen. Die ist schon recht, sagten die Männer. Das wird ein nettes, gutes Frauchen für den Deen werden, eine bessere Frau, als er verdient, hieß es bei den Leuten.

Am Abend saßen sie in der Hollywoodschaukel auf der Veranda des Pusey-Hauses zusammen. Hin und zurück schwang die Sitzfläche im Dunkel; bei jeder Bewegung quietschte es; Dot war ganz dicht an ihn herangerückt, zu einem vorsichtig-spröden Beieinander. Weder öffnete sie ihm ihr Wesen, noch öffnete sie sich für seines; genau abgezirkelt hielt sie das Maß ihrer augenblicklichen Beziehung. *Soweit können wir jetzt gehen*, sagte ihr Körper beim Anschmiegen an den seinen. *Wenn wir verheiratet sind, ein bißchen weiter*.

Er war unruhig und ungeduldig geworden und hatte das langsame Schaukeln mit dem Fuß zum Stillstand gebracht, als wolle er ... all das beenden.

Gerade sagte Dot: "Wenn du dich dazu entschließt, werden wir die alte Farm übernehmen. Ich weiß, wo wir ein schnuckeliges Sofa für die Kaminecke bekommen können, und deine Mutter gibt uns den schönen alten Mahagoni-Kartentisch. Sie hat sich so lieb und freigiebig gezeigt, Tracy, in jeder Hinsicht! Ich komm' mir ganz beschämt vor, wenn ich den annehme, aber sie will ihn uns unbedingt überlassen – deine Großmutter hätte gewünscht, daß du ihn bekommst. Und in Macon ist noch ein

Bett mit Schnitzwerk²⁰, das dir gehört, sagt sie. Deine Großmutter wollte, daß du das auch bekommst; und vielleicht sind noch andere Sachen dort ..."

Das alte Klavier im Salon – wo mochte das hingekommen sein – was mochte aus dem geworden sein ... Er war hingegangen und hatte den Kopf auf die Tasten gelegt ... und so hatte Mamie ihn gefunden und in den Arm genommen und allerhand durch ihre schiefen Zähne gemurmelt – die alte Mamie ... seit Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen ... Ein verrücktes Kerlchen mußte man ja wohl gewesen sein ... ein ungebärdiges, verdrehtes Kind ...

"Du willst es ja auch, das weiß ich. Auf einem schönen alten Landsitz werden wir wohnen. Das wird dir schon gefallen ..."

Er hielt die Schaukel an.

"Es wird dir doch gefallen, ja? Es ist so lustig, wenn man sein eigenes Haus hat, seine eigenen Sachen. Antiquitätensammeln, das war immer meine Liebe ..."

Gott ja, seine eigenen Sachen haben ... etwas haben, was einem gehört und was zu einem gehört ..

"Tracy ... was ist denn? Du hörst ja nicht zu!"

"Verzeih, mein Herz. Ich hör' schon zu." Er wandte sich um, warf einen Blick auf das Mädchen neben sich auf der Schaukel, berührte ihr Haar, faßte nach ihrer Hand. "Morgen müssen wir den Ring für dich kaufen. Oder wollen wir einen hübscheren kommen lassen aus Atlanta oder New York? Das sollten wir eigentlich." Er hatte ihren Ringfinger genommen und streichelte den Nagel. "Immerhin ... es wird nicht leicht sein, einen zu finden, der gut genug ist."²¹

"Aber ich habe schon einen gefunden, der mir gefällt. Bei Ferguson."

Tracy lachte auf.

"Warum lachst du?"

Ja, warum lachte er eigentlich? "Ach, ich weiß nicht. Der alte Schlauberger hat ihn wahrscheinlich für uns reserviert."

Dot lächelte. "Schon möglich. Egal, jedenfalls ist er da. Ich habe ihn mir schon öfters angesehen. Einfach und nicht teuer. Mir gefällt er."

"Schön. Gleich morgen früh gehen wir hin und kaufen ihn. Ist es dir recht?"

"Natürlich."

Tracy stand auf. "Ist besser, ich gehe jetzt. Die Nachbarn reden sonst, wenn ich die Nacht über mit dir auf der Veranda bleibe." Wieder lachte er. "Gut' Nacht, Dot. Bist ein lieber Schnack."

"Gute Nacht, Liebster."

²⁰ im Original: *spool bed*. Verfügt über gedrehte oder geschnitzte Pfosten an allen vier Ecken, über die nötigenfalls Moskitonetze gebreitet werden können; gehört zur Südstaatentradition.

²¹ In den USA tragen meist nur die Frauen einen Verlobungsring.

Nochmal blieb er stehen, küßte sie flüchtig, zauste ihr mit plötzlichem Griff das Haar, wie er es früher gemacht hatte, als sie zusammen zur Schule gingen, drehte sich dann rasch um und lief die Treppenstufen hinunter.

Es würde gar nicht so schlimm werden. Sie war ein nettes, anständiges Mädchen, das ihm eine gemütliche, angenehme Häuslichkeit bereiten würde. Was wollte man eigentlich mehr? Sie würden auf dem Land zusammenleben, im Herbst würde er auf die Jagd gehen – sie auch manchmal mitnehmen, sie schoß ja durchaus leidlich, Dot ... und kannte sich im Wald aus. Im Winter dann Schweineschlachten, man pökelt Fleisch ein, Schinken, Rippchen, macht Wurst; im Herbst kocht man Konfitüre ein. Dann im Frühling macht man sich ans Anpflanzen. Fast alle kümmerten sich im Frühjahr gern ums Anpflanzen. Er würde es schon machen.

Tracy ging über das Bahngleis hinüber auf seine Seite der College Street, riß ein Stückchen Moos von einem Eichenast ab, ging weiter. Der Mond stieg höher; die Rasenflächen lagen aber noch im Dunkel. Kein Laut auf den Veranden.

Leises Summen da und dort von verborgenen Stimmen. Eine Schaukel knarrte auf der Veranda der Villa Harris. Harriet und Bill Adams. Noch immer führte sie Bill an der Nase herum. Er könnte es sich sparen, Zeit und Geld an sie zu verschwenden. Einen Jungen aus Maxwell würde sie ja doch nie heiraten. Zu ehrgeizig, zu ruhelos, um in Maxwell sitzen zu bleiben. Er bog ab, schlug den Weg nach Hause ein, zerzupfte im Gehen das Moos und warf die Fetzen auf den Gehsteig.

Er würde es schon schaffen. Kinder würden kommen, vielleicht. Und vielleicht würde ihm das Freude machen. *Unfreude oder Freude, man mußte es abwarten. Komisch, Kinder zu haben.* Verflucht noch mal, wie sollte man das anstellen, eines aufzuziehen? *Dot würde es schon wissen. Jaja ... sie würde schon wissen ... wie jede Frau das wußte. Die Frauen wissen immer genau, wie das gemacht wird. Offenbar werden sie mit diesem Wissen geboren. Oder lernen es ... vielleicht beim Geschlechtsverkehr. Aber je weniger Orgasmen, desto mehr lernen sie von Kindererziehung. So scheint das zusammenzuhängen.* Naja, bei Gott, daß sie sein Kind anschie, würde er nicht zulassen. Dafür würde er schon sorgen. *Laß das Kind in Frieden, überlaß es sich selbst ...*

Tracy mußte lachen. Er griff dem Programm etwas vor. Na ... es war ganz gut so. Mit Mutter würde es jedenfalls keinen Zank mehr geben. Die Dinge mußten ja mal in ruhigeres Fahrwasser kommen. Das alles würde und dann, vielleicht würde sie auch ein bißchen stolz sein ... würde sich über ein Enkelkind freuen. Es war ja nicht immer so leicht gewesen für sie ... Zeitlebens hatte er auf ihren Hoffnungen und Plänen herumgetrampelt. Ein Enkelkind ... vielleicht wäre das sowas wie eine Entschädigung für sie ... für all das ... Sonntags würde er es ihr hinbringen, sie mit ihm spielen lassen ... das würde ihr gut tun ... Schließlich, sie hatte es nicht leicht gehabt. Dad ... Dad ist schon recht, aber mit ihm zusammenleben ist wohl auch nicht so bequem. Läßt die

Zügel schleifen. Immer war's Mutter, die sich um das liebe Geld zu kümmern hatte ... die es gut anlegte. Ebenso gescheit, wie Vater leichtsinnig war. Kaufte einen Block Negerhütten in Macon, gegen Vaters Rat, und verdiente Geld damit. Scheffelte Geld! Nigger brauchen immer Unterkünfte, und Mutter ist gescheit genug, das zu wissen. Mutter ist überhaupt hübsch gerissen. Schreibt Dads Rechnungen aus und – was noch mehr bedeutet – treibt sie ein. Schmeißt den ganzen Laden. Macht jetzt 'ne schlimme Zeit durch, sagte Dad, Nervenüberreizung, Lebenswende. Manche Frauen verloren im Klimakterium den Verstand, er hatte davon gehört. Gus Rainey's Mutter zum Beispiel – war jetzt in Milledgeville. Tat weiter nichts, erzählte Gus, als sich in eine Ecke stellen, dann vier Schritte vorwärts und wieder vier Schritte rückwärts gehen. Den lieben, langen Tag hindurch! Das war ihre ganze Beschäftigung. Gus war immer erschüttert wie ein Kind, wenn er sie besuchte. Man merkte es ihm genau an, wenn er bei ihr gewesen war. Sonst hatte er es immer drauf angelegt, die mäkeligen Hausfrauen zu betrügen, die es mit den Fleischportionen so genau nahmen. Scherzte und schmeichelte mit ihnen und ließ dabei die Hand auf der Waagschale liegen. Aber nach einem Sonntag in Milledgeville warf er bei jedem Einkauf noch eine kleine Zugabe drauf. Mit roten Augen wischte er sich die Nase an dem blutfleckigen Jackettärmel ab. Dann schlug er sogar gegen die schrullige alte Mrs. Reid einen unterwürfigen Ton an; an anderen Tagen drohte er ihr mit unanständigen Reden, er werde sie mit einem Fußtritt dorthin befördern, wo ...

Und am Montagabend war Gus dann besoffen. Stockbesoffen.

Vier Schritte vorwärts ... vier Schritte rückwärts ... Gott ... wenn es mit Mutter so würde ... nicht zum Aushalten wäre das ja ... – Tracy war jetzt beim gelben Eckhaus angekommen. Er ging über den Rasen, setzte sich auf die Verandatreppe. Oben in Mutters Zimmer war Licht. Er hatte noch keine Lust, ins Haus zu gehen. Heiß. Scheußliche Nacht. Immernoch lieber hier die Moskitos als die Hitze drinnen.

Alles war jetzt in Ordnung ... bis auf Nonnie ... die einzige Sache, die noch nicht geregelt war ... Vielleicht hatte sie Lust, nach dem Norden zu gehen. Dort würde sie besser vorwärts kommen – es wäre für alle Beteiligten besser. Schluß mit der ganzen Sache. *Mach Schluß!* – Mutter ... Dot ... die waren verflucht anständig, das mußt du bedenken. Mußt ihnen ehrlich entgegenkommen, – wenn du dich schon auf die ganze Sache einläßt. Wenn du dich wieder in den Schoß der Kirche begibst, so mach wenigstens den Versuch, ehrlich zu sein. Schließlich und endlich bist du Mutter bisher kein allzuguter Sohn gewesen. Vielleicht kannst du ihr jetzt zeigen, daß du ein bißchen was geschafft hast, worauf sie stolz sein kann ...

Sie fangen ein neues Leben an, hatte Prediger Dunwoodie heute gesagt, *ein neues Lebensbuch, Deen, mit leeren Seiten.* Und sekundenlang hatten diese Worte eine Kette gesprengt. Kein Zerren mehr ...

Was immer du machst: bring's zuende!

Tracy steckte sich eine Zigarette an. Kein Gefühl mehr. Merkwürdig. Fertig. Aus. Komisch – so gar nichts zu fühlen. Erleichterung. Man fällt eine *Entscheidung*. Stillstand. Als wenn man einem den Blutkreislauf abschneidet. Empfindungslos. Erleichterung.

Nun kam es drauf an, die Sache ins reine zu bringen. Das würde Geld kosten. Eine Menge Geld, – Nonnie in den Monaten durchzuhelfen, da sie nicht arbeiten konnte; auch die Arztrechnungen. Später konnte er ihr ja mehr geben, falls sie es brauchte. Dad hatte sich erboten, für Dots Ring aufzukommen. Verflixt nett von ihm. Das andere auch zu übernehmen, konnte man nicht von ihm verlangen. – Schließlich war es Mutter, die ... Na, sie hatte es ja, und es ihm zu leihen, würde ihr wohl nicht gar so schwer fallen! Später zahlt man's ihr mal zurück ... *Sie hatte die Suppe eingebracht ... soll sie sie auch auslöffeln.*

Tracy lachte, fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht, seufzte. *Könnte auch reingehen ... es hinter mich bringen.*

Eins ... zwei ... drei ... vier ... Kehrt. Eins ... zwei ... drei ... vier ... Kehrt. Eins ... –

Großer Gott! Was war ihm denn da jetzt in den Kopf gekommen! Ein Verbrechen hatte er schließlich nicht begangen ... war nicht im Knast gewesen ... hatte niemanden ermordet ... keine Bank ausgeraubt. – Weshalb überhaupt das Getue? Was hatte er bloß getan, daß Mutter so nervös war? Letzthin hatte Dad sowas gesagt und dabei ihn angesehen, als ob alles seine Schuld wäre. *Mutter ... macht viel durch.* Sie redeten ja grade, als ob er es sein ganzes Leben lang drauf angelegt hätte, daß sie in ihren *Wechseljahren* leiden müsse. Zum Teufel, warum immer diese Andeutungen? Warum rücken sie nicht mit der Sprache heraus und sagen, was sie meinen?

Gott ... Für nichts und wieder nichts läßt man sich da ins Bockshorn jagen. In seiner kauzigen Art hatte Dad wohl überhaupt nichts Ernstes gemeint.

Es war gescheiter, er ginge jetzt ins Haus und redete mit seiner Mutter, bevor sie das Licht ausmachte. Erledigte morgen alles andere. Kriegte die Sache aus dem Kopf. Er warf die Zigarette auf den Boden, trat sie aus, ging ins Haus.

Tracy klopfte an der Tür, öffnete sie behutsam.

Seine Mutter bürstete sich das Haar.

"Kann ich reinkommen?"

Ihr fetter weißer Arm schwang im Schattendunkel auf und ab; wolkig floß der blaue Crêpe ihres Schlafrocks vom Ellbogen herunter. Mutter war immer richtig angezogen. Einfach, richtig. Was Dot wohl für Kleider tragen würde, ging es ihm durch den Kopf. Viel Spitzenzeug. Ja, sie würde wohl viel Spitzen anhaben.

"Dad nicht zu Hause?"

"Bei der alten Mrs. Reid."

Das ist gut. Hier redet sich's leichter als unten. Immernoch bürstete sie ihr Haar. Es war blond und dicht gewesen; jetzt war es grau, wurde lichter und kürzer. Beim Zuschauen erinnerte er sich, daß er als kleiner Junge es ihr manchmal gebürstet hatte. Er hatte noch das Gefühl davon in den Fingern. Neben dem Kamm lag eine Pinzette. Damit hatte sie sich die Haare aus dem Muttermal an der Oberlippe entfernt. Er war froh, daß sie das jetzt nicht auch tat. Es machte ihn kribbelig, wenn er zusah, wie sie an sich herumrupfte und -zupfte. Gefährlich war das. So oft hatte er gehört, wie Dad ihr gesagt hatte, es sei gefährlich. Immer hatte sie ihren Hals mit Hautcreme eingeschmiert, und bei den Armbewegungen leuchtete es in den Hautfalten auf von dem Licht, das sich in ihnen fing. Allabendlich spulte sich dieser umständliche Ritus ab. Wohl zur Erhaltung und Geschmeidigkeit ihres Körpers und um diesem so viel Reiz zu verleihen, wie sie nur konnte. Sowas Komisches! Harriet Harris hatte einmal erzählt, ihre Mutter brauche eine Stunde, um sich zum Schlafengehen zurechtzumachen. Wozu taten die Frauen das eigentlich? Was erwarteten sie sich im Bett? Rein gar nichts. "Seht ihr," hatte Harriet erklärt, mit einem Klang in der Stimme, als hätte sie ein bißchen zuviel getrunken – aber das war gar nicht der Fall gewesen –, "eines schönen Tages hat hier unten im Süden eine Wanderung stattgefunden. Der Sex hat seinen angestammten Platz verlassen und sich im Gesicht der Frauen niedergelassen." Sie hatten gelacht; – diese jungen Leute wußten alle so viel, hatte er gedacht, als er von Frankreich zurückgekommen war, und sie redeten wie geschmiert über das, was sie wußten und auch über das, was sie nicht wußten. Dottie, die älter war als das Jungvolk, hatte auf dem Heimweg gesagt: "Du darfst Harriet deshalb nicht verurteilen. Sie ist nur etwas taktlos – sie meint das alles gar nicht so, wie es klingt." – "Ach, die ist schon ok", hatte er lachend erwidert. "Mit Harriet ist alles richtig; sie sieht bloß zu viel."

"Warum lachst du?" fragte seine Mutter lächelnd.

Tracy lächelte zurück. "Ach, vermutlich, weil ich in guter Stimmung bin ..." Er setzte sich auf die Armlehne von Vaters Sessel.

Sie zupfte Haare aus der Bürste und warf sie in den Papierkorb. Ein Büschel gelblich-grauer Haare. Alt. Sie wird alt. Eigentlich war ihr Leben gar nicht so glücklich gewesen ... – Ist immerhin das Wenigste, was man für sie tun kann ...vielleicht hat sie Freude an einem Enkel ... vielleicht macht's ihr Spaß, zu uns auf die Farm zu kommen ...

Wie steht sie eigentlich zu mir? Was denkt sie, wenn sie da sitzt und ihr Haar bürstet? Du ... du hast ein bestimmtes Bild von ihr im Kopf ... fragt sich, was für ein Bild sie sich von dir macht ... was sie über ihren Sohn denkt. Den ganzen Tag hatte er darauf gewartet, daß sie etwas sagen würde. Über Dot. Über die Rückkehr in den Schoß der Kirche. Andererseits wäre das peinlich gewesen. Es war schon besser so. Nur kein Gerede darüber. Keine *Nervenbelastung*. Er hatte ihr gegeben, was sie wünschte; er wußte, wie ihr zumute war.

Ihr Hand bewegte sich auf die Pinzette zu. Großer Gott, jetzt will sie das auch noch machen. Frauen haben doch wirklich nicht die geringste Scheu!

"Nicht – " Er hatte das gar nicht sagen wollen. Jetzt kam er sich vor wie ein Narr.

Die Mutter lächelte, griff nach einem Fläschchen Alkohol, befeuchtete einen Wattebausch, wischte die Pinzette ab. *Sie will's doch tun, wahrhaftig.*

"Mutter," sagte er. "Dot hat mir von den Möbeln erzählt. Nett von dir, daß du sie uns schenkst."

"Deine Großmutter wollte, daß du sie bekommst."

Großmutter ... immer mußte er an sie denken ... immernoch so, als ob sie noch lebte ... groß, mager, mit ihrem scharfen Blick, den glitzernden, klingenden Ohrringen; sie, die ihren Einfluß im ganzen Land spielen ließ, wohin Großvater auch zum Predigen hinbeordert wurde. "Laß das Kind in Ruhe", sagte die alte Dame oft. "Alma, du gehst zu streng um mit ihm." – "Mutter, du mußt mich meinen Sohn erziehen lassen, wie ich es für richtig halte. Ich bestehe darauf!" – "Wenn du einmal so alt bist wie ich jetzt, wirst du wohl verstanden haben, daß es weder für sein noch für dein Leben ausschlaggebend ist, ob das Kind in die Hose gemacht hat oder nicht. Immerhin, die alten Abtritte hatten ihre Vorzüge. Wahrhaftiger Gott! Ein Klo in hundert Meter Entfernung vom Haus macht so ein bißchen Einnässen ganz verständlich." – "Mutter! Du vergißt, daß Kinder Ohren haben!" – "Tss-tss-tss ... ich vergesse nie etwas!" Und dann hatte sie sich heruntergebeugt und eine Nadel vom Boden aufgehoben – ohne in die Knie zu gehen. Dann hatte sie sich aufgerichtet, mit roten Flecken auf den Wangen. "Söhnchen, heirate nie eine Frau, die ihr Knie beugen muß, um eine Nadel aufzuheben. Sonst hast du nach zehn Jahren einen nassen Mehlsack am Hals." Warf ihrer Tochter einen triumphierenden Blick zu – denn Alma war schwerfällig – und verließ das Zimmer. Tracy hatte den Sommer immer in Macon verbracht, nachdem sein Großvater gestorben und Großmama wieder ihr altes Haus in der Hardaman Avenue bezogen hatte. "Dein Großvater war ein tiefreligiöser Mann und ein guter Hirte des Herrn," sagte sie manchmal zu ihm, "aber ich muß gestehen, diese Pfarrhäuser gleichen für mein Empfinden am ehesten jenem Ort, wohin der liebe Gott die verlorenen Seelen verbannt. Ich bin heilfroh, daß ich wieder daheim bin und kein Missionskränzchen mehr um mich herumschwirrt – selbst wenn ich hier Steuern zahlen muß."

"Ich wollte, wir hätten das alte Haus behalten können", sagte Tracy jetzt.

"Der Stadtteil ist nicht mehr das, was er war. Es war gescheiter, es damals zu verkaufen."

"Wird wohl so sein. – Mutter ..." – der kleine Aufschub machte es nicht leichter – "könnte ich von dir ... ein bißchen Geld haben?"

Alma legte die Pinzette weg, drehte sich zu ihrem Sohn, warf einen forschenden Blick in sein Gesicht. Ihre Augen hatten sich mit einem Schlag verengt. "Wieviel, Tracy?"

"Dreihundert."

"Das ist ein schönes Stück Geld."

"Ich weiß. Ich bitte dich ungern darum. Vielleicht kann ich es zurückzahlen – wenn ich die Farm in Gang gebracht habe." Sie hatte bisher kein Wort zu seinem Hinausziehen auf die Farm geäußert.

"Wozu brauchst du es?"

"Das möchte ich lieber nicht sagen."

"Für Dots Ring?"

"Dafür hat mir Dad das Geld gegeben."

"Wozu brauchst du es dann?"

"Ich möchte es nicht sagen."

"Hast du deinen Vater schon darum gebeten?"

"Nein."

"Warum sprichst du ihn nicht an?"

Tracy zählte auf dem Toilettentisch ab: Puderquaste, Kamm, Bürste, Handspiegel, Schere, Cold Cream – *zähl' nur immer weiter – ganz empfindungslos bleiben ...*

"Warum, Tracy?"

"Ich möchte Vater damit nicht belästigen."

"Hast du ... gespielt?"

Tracy blickte seine Mutter an. Wieder nahm sie die Pinzette, legte sie hin, ließ dann ihre Hände in den Schoß sinken. *Sicher hat er gespielt!*

"Man kann es auch so nennen." Er steckte sich eine Zigarette an, warf das Streichholz auf das Tablett mit der Wasserkaraffe.

"Hast du ... Dorothy davon erzählt?"

"Das geht sie nichts an."

"Alles, was dich betrifft, geht Dorothy jetzt an."

"Wenn ich es nicht von dir bekommen kann, sag's einfach, Mutter. Wir wollen uns deswegen nicht streiten."

"Du kannst es von mir haben, Tracy, aber es mißfällt mir, daß du so dickköpfig bist. So verschlossen." Sie hatte die Pinzette wieder aufgenommen, ließ sie zwischen Fingern hin und hergleiten. "Ich wollte dir das seit langem schon sagen, aber irgendwie ... scheint es, haben wir nie Zeit, uns auszusprechen. Es ist sehr nett, daß du Dorothy heiratest. Das macht mich glücklich. Sie ist ein braves Mädchen, ein braves, liebes Mädchen, und sie wird eine gute Frau für dich werden. Aber du wirst ihr das Leben zur Hölle machen, wenn du die Beziehung zu ihr in der gleichen Weise gestaltest wie die, die du im Elternhaus zu deiner Familie hattest. Uns hast du nie Vertrauen geschenkt, Tracy." Sie lächelte, wie um ihre Worte abzuschwächen. "Das weißt du. Und das hat es uns schwer gemacht – uns allen."

Tracy stand bewegungslos da. Er war einfach da und starrte seine Mutter an. Wie verblödet. Er hatte sich eingebildet, sie freue sich drüber, daß er Dorothy heiratete, freue sich einfach, auch über die Sache mit der Farm und wegen der Kirche. Und was tat sie? Fand neue Fehler heraus, um drauf herumzuhacken. Immer wieder fiel ihr etwas ein ...

Sie wischte die Cold Cream von ihrem Hals und sprach weiter. "Morgen früh gebe ich dir den Scheck, aber ich möchte, daß du dann gleich zu Dorothy gehst und all das mit ihr besprichst. Um was für eine ... Eskapade es sich auch gehandelt haben mag, sie wird dir verzeihen, und ihr geht in euer Zusammenleben als ehrliche Partner hinein. Dorothy wird dir eine große Stütze sein, Tracy, wenn du sie gewähren läßt. Und du wirst eine Frau an ihr finden, die ... mancherlei zu verzeihen imstande ist."

Mancherlei verzeihen! – Tracy machte kehrt und ging hinaus. Schwenkte in den Weg ein, der so ausgetreten, so vertraut, so mühelos zu gehen war, daß es ihm schien, er trete auf der Stelle, während er auf ihm dahinschritt.

Der Mond stand hoch; doch wäre es auch stockdunkel gewesen, hätte er nicht weniger wahrnehmen können von den Klötzen und Flecken der Häuser, späten Spaziergängern, den Bäumen und dem Sand. Blind für Maxwell und seine Merkmale stolperte er dahin, erhellt nur durch das, was am Ende seines Weges auf ihn wartete. Sie würde da sein. Sie würde ihn erwarten. Irgendwie würden die Dinge an den richtigen Platz rücken – nach einer kurzen Orientierung, wie wenn man aus einem Alptraum aufgefahren ist und nach einem Augenblick sich selbst und die Möbel im Zimmer Stück für Stück wiederfindet. Bloß in Hörweite von Nonnies Stimme zu sein, würde das bewirken. Es hatte immer gewirkt. Und nun würde es wieder so sein. Merkwürdig ... wie sowas sein konnte. Wie man immer wieder zu ihr gehen konnte, bloß um sich mit ihr auszusprechen, und dabei wurde alles leichter. Manchmal ging es gar nicht um ihren Körper, kein Gedanke an Sex ... sonderbar. *Ist vielleicht auch eine meiner Verkorkstheiten ... Bin ja wohl nicht wie andere Weiße ...*

Tracy blieb stehen, als habe er sich verlaufen. Gelächter von Weißen schlug an sein Ohr. Er merkte jetzt, daß er auf dem Pfad quer durch das Stechpalmengesträuch stand; die Stimmen waren zu weit entfernt, alsdaß er die Worte unterscheiden konnte. Gus und die andern Jungs. Kamen von den Hütten hinter der Methodistenkirche der Neger. Die hatten immer versucht, ihn und die Harrisjungen und Clem Massey zum Mitkommen zu überreden. Sie waren nie mitgegangen. Aber er hatte nicht weiter darüber geredet, kaum drüber nachgedacht. Er hatte einfach keine Lust gehabt, mitzukommen. Jetzt stand er auf dem kurzen Pfad, der sich wie ein Faden zwischen der Stadt der Weißen und der Stadt der Schwarzen hinzog, mitten auf dem

Grasstreifen. Die andern schienen vor der alten Kirche sein. Beim Elritzeiteich mußten sie sich begegnen. Die Satten und die Hungrigen. *While these retire, let others come.*

Er lachte laut auf. Hinter ihm die Stadt der Weißen. Die weißen Frauen. Alle weißen Frauen der Welt. Ach ja ... sie schlingen ihre Liebe um einen wie ein dünnes Drähtchen, und dann ziehen sie, immer ziehen sie, bis sie einen entzweigeschnitten haben. Das ist's, was sie machen. Dort hinten schlafen sie jetzt, schlafen hingestreckt auf ihren weißen Betten, die Beherrscherinnen der Stadt. Weiße Göttinnen, rein wie Schnee – gewähren einem ein kleines, abgemessenes Stückchen von ihrem Leib – bloß ein kleines Bißchen – *Paß auf, es ist Gift, du darfst nur ein paar Tropfen davon nehmen – sei nicht zu gierig – tu, was ich dir sage ... tu, was ich dir jetzt sage ... sei ein guter Junge ... nur ein bißchen jetzt ... Tracy! Das ist nicht nett ... das ist nicht nett ...*

Wie Gus lacht da drüben. Der ist heute abend zum Altar vorgetreten. Ist nicht gerettet worden, nein. Alle Jahr fällt's dem Prediger schwerer, Gus zu bekehren. *Laß dich im Negerviertel retten – nimm dir ein Niggermädchen her – die wird dich retten – die macht dir wohl ums Herz – das macht sie ...* Tracy war's recht. Wenn das die Art und Weise war, wie sich Männer die Sache richten – ihm sollte es recht sein. Er würde Dorothy heiraten, Kirchgänger werden. Aber sicher! Was war dabei, wenn man in die Kirche geht? Na, eben. Von jetzt an würde er ein ehrbares Leben führen – aber bei Gott, sein Negermädchen würde er behalten. Wenn sie's nun mal so haben wollen. Ihm war's recht. Er würde alles in Ordnung bringen; aber behalten würde er sie.

Er blieb stehen. Irgendwo hier ein Schluck Whisky? Bei Snooks natürlich. Ein Schluck Whisky würde ihm gut tun – deshalb mögen das die Frauen nicht – tut einem gut ... *Gib es auf um meinetwillen.* Ja doch. *Um meinetwillen – tu es mir zuliebe. Es tut deiner Mutter weh. Tu das mir zuliebe ... tu jenes mir zuliebe.* Ja doch, ja doch. *Sie macht sich solche Sorgen ... du machst sie nervös. Sie macht eine schlimme Zeit durch ... Wechseljahre. Versuch, lieb und nett zu ihr zu sein ... versuch's einfach ...*

Er ging weiter, querfeldein, um den Jungs auszuweichen. Ging hinter der Neger-Methodistenkirche herum zur Hütte von Snooks. Der kam zur Tür getrippelt, leuchtend wie ein Sonnenuntergang, die gelbe Leibeshülle in rosa Seide gehüllt.

"Komm Sie bißchen rein, Mr. Deen?"

"Bring mir bloß ein Fläschchen raus, Snooks, aber ein bißchen schnell, wenn's geht."

Snooks kam mit der Whiskyflasche hergetrippelt, machte sittsam die Tür hinter sich zu. Drinnen konnte man die Mädels lachen hören. Gus' Mädels ... und die Mädels der anderen Jungs.

"Scheener Abend heit abend, nich?" gurrte Snooks.

"Schon gut. Von mir aus ..." Tracy machte kehrt. Er setzte sich auf die Stufen der Negerkirche und trank. Dort hinter ihm, ja, da beteten sie auch zu Gott. Die Schwarzen. Na klar ... die hatten ihre Messerstechereien und ihre Weiber – und sofften sich einen an

und klauten und beteten zu Gott. Hatten vor irgendwas Angst ... wie die Weißen auch. Alle hatten sie Angst. Alle, außer den Frauen – die haben keine Angst. Nein, bei Gott! Die wollen bloß, daß man Angst hat, wollen einen in Angst halten, einen abhalten vom ... naja ...

Tracy nahm noch einen Schluck. Hinter ihm ganz still ... alles dunkel. Niemand da ... nichtmal Gott. Leer. Leer ...

Schluck für Schluck trank er aus der Flasche, setzte sie ab, fuhr mit dem Finger an der glatten Oberfläche herunter ... hinauf ... herunter.

So gottverflucht einsam hier ... die Kirche ... alles hier ...

Er stellte die Flasche auf die Treppenstufe. Stand auf. War Zeit zu gehen. Tja, geh zu deiner Negerin – *Geh zu deinen eignen Leuten!*

Er blieb stehen, konnte sich nicht entsinnen, wo er war und was er tun wollte.

Dunkel war der Weg hier und still. Vor ihm erhob sich die Reihe der hohen Zedern, die den Friedhof und Miss Adas Anwesen begrenzten. Zögernd ging er weiter. Blieb wieder stehen, fühlte sich wirr, elend. Als wenn er etwas vergessen hätte. Er hatte die Empfindung, er müsse sich darauf besinnen, was es war ... es müsse ihm unbedingt einfallen ...

Ja, richtig. Er war auf dem Weg zu Nonnie.

An der Laube rief er, blieb bei dem alten Korbstuhl stehen und rief: "Nonnie!" Er lauschte. Jaja ... das ist ihr Name. Schon richtig. "Hee ... Nonnie!" So heißt sie. Bestimmt, das ist der Name.

Rasch kam sie von der Hintertür auf ihn zu. "Tracy, ich freu mich, daß du gekommen bist", flüsterte sie.

"Komm", sagte er.

"Pst –", machte sie leise und ging rasch voraus den Pfad zu Tante Tyses Hütte hinunter.

"Selbst Psst! – Hab'ne Überraschung für dich", lachte er.

"Überraschung?"

Sie gingen weiter, Nonnie immer voraus. An der Hüttentür jetzt. Nonnie sah ihn an, als kenne sie ihn nicht. "Überraschung, Tracy?"

"Klar. Habs geschnallt jetzt, verstehste? Habs verstanden, dich. Habs erfaßt. Klar?"

Sie sah ihn einen Augenblick lang an, dann sagte sie sehr ruhig: "Setzen wir uns auf die Treppe zum Reden. Es ist so warm."

"Hör auf mit dem Gerede. Meinst, kannst dich aufspielen wie'n weißes Mädél, he? Na, bei mir nicht. So'n Theater hast du mir 's ganze Leben lang gemacht, stimmt's? Ganz schön schlau ... klar ... hab'n alle über mich gelacht ... hörst du? Die ganze verdammte Stadt hat sich'n Ast gelacht ... das hast du ... du ..."

"Tracy –"

"Hab's begriffen. Du bist'n Niggerweib ... jawoll ... Niggerweib. Das ist's, nur das. Das hab ich gewollt, bloß das ... wenn einer sagt, ich hab' mehr gewollt, is' er 'n verfluchter Lügner!"

Das Mädchen starrte ihn an mit bleichem Gesicht. Mit schwarzen Augen. "Gehen wir wieder. Du bist nicht du selbst. Gehn wir. Gehn wir zurück ...", wiederholte sie immer wieder, als fände sie keine anderen Worte.

"Nicht ich selbst? Vielleicht kennst du mich gar nich' – wie soll'n Niggermädcl mich kennen?!"

"Ich gehe zurück. – Wenns dir besser geht –"

"O nein! Seit wann denn? Nimm's zur Kenntnis: ich bin gekommen, weil ich was haben will – und ich geh nicht, bis ich's gekriegt hab. Du weißt schon! Ich geh nich', bis ... Los! Zeig's mir – du weißt schon ... Zeig's nur schnell!" Er hatte sie in die Hütte hineinzogen, und nun standen sie dicht bei der Tür einander gegenüber. Nonnie machte keine Bewegung auf ihn zu.

"Verflucht noch mal – wenn ich spreche ... mit dir – ich – ich – Komm' her!"

Non ging zu ihm hin, legte ihre Hand auf seine Schulter, sah ihm ins Gesicht. "Tracy ... die ... sie haben unrecht – du darfst nicht auf sie hören, wenn sie tratschen ... du darfst ihnen nicht glauben ... Gehen wir raus – gehen wir raus und reden miteinander ..."

"Reden ... der Teufel hol das Reden. Verflucht noch mal mit dir ... Ich komm nicht her, um zu reden!"

"Du bist müde. Die haben so viel –"

"Müde! Nimm die Hand von meiner Schulter! Was du –" Mit plötzlicher Gebärde schob er sie von sich weg, sie kippte gegen die Wand, stieß mit der Brust an einen Balken, verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden. Einen Augenblick lang vermochte sie nicht, sich aufzurichten.

"Non! Bist du verletzt?!" Rasch war er an sie herangetreten. Blieb stehen. "Na, freut mich. Jawoll, freut mich ... Warum soll's immer nur mir wehtun? Ich freu' mich – hörst du ..." Er warf sich neben sie zu Boden. "Du gehörst mir – wenn du auch bloß ein kleines Niggermädcl bist, du gehörst mir, und ich liebe jeden Zoll von dir. Wie klingt das, wenn's von einem Weißen kommt, he? Wie denn – ? Ich liebe jeden Zentimeter von dir – der Schlag soll mich treffen ... jedes Stück ... von dir – Das können sie nicht verhindern – die machen einen ja verrückt, weiter nichts – jeden Zentimeter von dir – Weiter tun sie nichts – ja, das ..."

"Tracy, bitte – du bist betrunken ... du weißt nicht, was du tust ... du weißt nicht ..." Jetzt weinte sie, aber sie versuchte nicht, seine Hand von sich abzuhalten.

Er sah jemanden an ihrem Kleid zerren, an den Knöpfen fingern, es ihr von den Schultern reißen. Sah jemanden ihre Bluse herunterreißen, den Rock herunterreißen, am Stoff zerren, bis nichts mehr zwischen seinen Händen und ihrem Leib warf. Er sah einen Mann – nicht viel konnte er sehen, nicht viel – einen Mann über ihr, sah einen

Mann sie auf den Fußboden niederdrücken – *Tu das nicht!* – sah ihn schwer auf ihrem Leib – sah ihn versuchen und versagen, versuchen ... versagen, versuchen ... versagen – hörte leises Schluchzen ... tiefes, heiseres Weinen – sie weint – *Nein, du bist's, der weint – du bist's – du konntest nicht – du ... konntest nicht – konntest nicht ... du konntest nicht – du konntest nicht ... hast versagt ...*

Sie war fort. Das Mondlicht sickerte in Tante Tyses Hütte, erhellte den Fußboden, legte Streifen auf die Bretterwand, sprengte Risse in alte Läden, schuf einen weiten, leeren Raum zwischen dunklen Ecken. Sie war nicht da. "Nonnie! Wo bist du? Ach, Nonnie –" Und dann hörte er jemanden nach irgendwem rufen.



Er saß auf den niedergebrochenen Treppenstufen von Tante Tyses Hütte. Der Kopf tat ihm weh und seine Muskeln auch. Über den Kiefernwipfeln brach der Morgen an. Hinter ihm knatterten und klapperten die Zwergpalmen im kühlenden Wind der Vorfrühe, der dicht am heißen Erdboden hinwehte.

Non war fort. Er konnte sich nicht erinnern, wann sie weggegangen war oder was sie fortgetrieben hatte. Sie war weg aus der Hütte, aus seinem Leben verschwunden. Alle Frauen, die ihm jemals zu schaffen gemacht hatten, waren aus seinem Leben verschwunden. Jajaja ... irgendwas war durch sein Leben hindurchgefegt, hatte die Weiber rausgeschmissen.

Er versuchte zu lachen. Weil er meinte, so ein Gedanke müßte doch witzig sein. Bei allem, was witzig ist, muß man schließlich lachen. Zu Tod lachen muß man sich doch ... über etwas Witziges ... zu Tod lachen ... über etwas Witziges ... zum Sterben ...

Im Haus knackte der Fußboden, Tracy sprang auf die Füße. Warum er so plötzlich aufstand, wußte er gar nicht. Er spürte nur, es war besser, wenn er fortging. Besser, fortzugehen, immer weiter fortzugehen von der alten Hütte da. Von dem alten Weg, der zum Sumpf führte. Wie es gekommen war, daß er ihn je eingeschlagen hatte, würde er nie mehr verstehen. Aber er ging fort von hier – das wußte er sicher. Aus dem Haus fort, die Tür zuschlagen, Schlüssel umdrehen, nie wiederkommen. Vielleicht ist es das, was sie *Bekehrung* nennen: eine Tür schließen, den Schlüssel umdrehen. Komisch, wie ihn das immer gequält hatte. Immer. Das und die Hölle. Man glaubt nicht an die Hölle, aber sie quält einen. Naja – er hatte sich von allerhand quälen lassen. Jetzt würde nichts mehr ihn quälen, nichts ...

Er war auf dem Weg zur Stadt der Weißen, auf dem richtigen Weg. Bei einer Zwergpalme blieb er stehen und erleichterte sich. Sah zu, wie der Urin in den Sand sickerte. Wäre schön, wenn man alle seine Beschwerden so leicht los würde. Sie in die Erde laufen lassen könnte.

Vom Weg aus konnte man das Dach des alten Hauses der Andersons sehen, falls man hinsah. Aber man brauchte nicht hinzusehen. Und zwischen ihm und dem Hinterschuppen und der Weinlaube war das Zuckerrohrfeld. Aber er brauchte nicht hinzusehen.

Bei Miss Adas Anwesen bog er ein, kürzte ab und ging hintenrum über die Felder.

Lieber gar nicht erst ans Haus rankommen. Am Rasen machte sich Dad an seinen Blumen zu schaffen. Dad geht spät ins Bett, steht früh auf. Als wenn's nichts gäbe, was die Mühe lohnte, im Bett zu bleiben. – *Nimm den Pfad. Geh zu Henrys Hütte. Schlaf ein bißchen – besuch' Dot. Hol' ihren Ring. Armes kleines Mädelchen, wartet auf ihren Ring.*

Als Tracy eintrat, sprang Henry vom Bett auf, ohne Überraschung zu zeigen. Er zog sich was an, bezog das Bett mit frischem Laken, legte eine saubere Steppdecke auf. Tracy fiel ins Bett, verlor jede Erinnerung, bis Henry ihn wachrüttelte.

Auf dem Tisch stand ein Topf mit Kaffee und allerhand zum Frühstück. Tracy hatte keine Lust darauf.

"Ihre Mama hat gefragt, ob ich Sie heut mor'n schon sehn hab. Hab gesagt, hab Sie mit Miss Dorothy ausgehn sehn."

"Hast du was zu trinken?"

"Frühstücken Se lieber, Mr. Tracy."

"Hast du was zu trinken?"

Henry goß etwas Whisky in die alte Steinguttasse. "Se sagt, soll Ihn' hier das Kuhfart geben."

Tracy legte es beiseite. "Henry ..." Tracy goß sich Whisky nach.

"Jetzt essen Se Ihr Frühstück, Mr. Tracy."

Tracy nahm das Kuvert zur Hand, legte es wieder beiseite.

"Trinken Se Ihr'n Kaffee, Mr. Tracy."

Tracy trank den Kaffee.

Henry stellte ihm das Tablett vor die Nase. "Essen Se was."

Tracy stieß das Tablett weg. "Wieviel Uhr ist es?"

"Geht auf elfe."

"Gott noch mal! Ich war um zehn mit Miss Dorothy verabredet." Er lachte auf. "Gieß mir zu trinken ein." Henry goß ganz wenig in die Tasse.

"Henry ... hast du schonmal dran gedacht, zu heiraten?"

"Weiß Gott, nö."

Tracy warf einen Blick zur Hintertür hinaus. Nahm dann die Tasse, schlürfte sie aus, schob sie langsam das Fensterbrett entlang. "Henry ... ich heirate Miss Dorothy."

"Herrjesses ... Se machen Witze!"

Tracy schien Henrys Worte nicht zu hören. Er fuhr fort, die Tasse langsam auf dem Fensterbrett auf und ab zu schieben. Ein weißes Etwas, immer hin zum Fensterrahmen und zurück. Hin und zurück – eine dicke weiße Tasse auf einem riesigen Fenstersims.

Langes Schweigen entstand. Henry kratzte sich den Schädel, versuchte in den Zügen des Weißen zu lesen, den er gekannt hatte, mit dem er gespielt hatte, solange er lebte. Wie ein Schatten verschwindet, wenn jemand in der Sonne die Richtung wechselt, fiel plötzlich die falsche Unterwürfigkeit der Schwarzen von ihm ab. "Tracy," sagte er weich, "was'n los, Junge? Sprich dich aus: was is los?"

Tracy drehte sich um und sah seinen Freund an. Weißes Gesicht: verzerrt, verzweifelt. Schwarzes Gesicht: geschwellt von Mitgefühl, Lippen aufgeworfen vor Zuneigung, Augen klappernd vor Bestürzung.

"Wollte Gott, ich wüßte es –", sagte Tracy leise und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Henry kauerte sich zu ihm hin. Einmal hatte Tracy geweint, als er vierzehn war. Damals, als sie beide seinen Hund gefunden hatten, der vom Fünfuhrzug überfahren worden war. Nur einen Blick hatte Tracy auf das Tierchen getan, dann hatte er sich neben ihm auf die Erde geworfen. Tief erschreckt von dem Schauspiel dieses verzweifelten Kummers, hatte Henry ihm zugesehen, ohne daß er ein Wort herausbrachte. Aber nach ein paar Minuten brachte er seine Hände in Bewegung; behutsam hatte er die Überreste des Tieres zusammengelesen und sie auf einem Brett sorgsam zu etwas zusammengefügt, das von ferne dem glich, was da zerstört worden war.

Jetzt aber hingen seine großen Hände hilflos herunter. Er lauschte auf Tracys langgezogenes Schluchzen und versuchte vergebens, seine Zunge in Bewegung zu setzen; Schweiß lief ihm aus den Achselhöhlen. In einer wilden Aufwallung von Mitgefühl kniete er sich neben seinen Freund, stolperte dabei über seine eigenen Füße, und legte die Arme um ihn, murmelte unartikulierte Trostworte.



Auf der Back Street ruckelte ein Ford durch die tief ausgefahrenen Sandfurchen. an Stephenson's Haus vorbei, bog nach der Negerstadt ein. Henry konnte hören, wie Eenie in der Küche schlechtgelaunt mit den Töpfen und Pfannen klapperte, weil er ihr nicht helfen kam, und es würde gar nicht mehr lange dauern, bis sie wie eine scharfe Windsbraut den Weg zu seiner Hütte herunterwirbeln würde, um sich mit eigenen Augen zu vergewissern, was ihn festhielt, und mit ihren eigenen Augen zu sehen, was

es sonst noch zu sehen gab ... "Die verdammte alte Hurenvettel!", dachte er klar und – zu seiner eigenen Überraschung – laut.

Tracy hob den Kopf, starrte Henry an. "Der Teufel soll mich holen, was machen wir denn da? – Ein Liebesfest?" Lachte auf, stieß den Neger von sich weg. "Um Christi willen, Henry, du stinkst wie ein Iltis. Wäschst du dich denn nie?"

"Jojo. Wasch mich schon. 'türlich wasch ich mich. Vielleicht ned genug."

"Und ob *nicht genug!* Gib mir noch was zu trinken und dann mach dich ins Haus. Es muß ja schon spät sein."

Henry goß ein. "Is Ihr vierter, Mr. Tracy", sagte er zurückhaltend.

"Wenn schon ... zum Teufel!"

"Ihre Mama riechts bestimmt."

"Sag ihr, ich komme zum Mittagessen nicht nach Hause. Und seif dich ein bißchen ab, bevor du reingehst, sonst wird ihr schlecht. Hörst du?"

"Wollwoll."

"Geh hinüber zu Miss Dorothy und sag ihr, ich komme heute nachmittag zu ihr. Sag ihr, heute früh bin ich ... geschäftlich abgerufen worden."

"Wollwoll."

"Jetzt, marsch – raus mit dir. Ich kann dich hier nicht mehr sehen."

"Wollwoll –", sagte Henry McIntosh vor sich hin und ging leise zur Vordertür der Hütte hinaus und Richtung Küche. Dann stockte er, schlug den Weg zum Dienstbotenwaschraum unterhalb der Speisekammer ein. Leise ging er hinein, nahm ein Stück gelbe Kernseife und drehte den Hahn auf. Beobachtete, wie das Wasser in den Ausguß plätscherte, auf der rostigen Fläche herumwirbelte, im Abzugsrohr verschwand. Er feuchtete die Seife an, rieb sich damit die Achselhöhle, patschte und plantschte, bis die dicke Seifenlauge auf seiner Haut schäumte und seinen muskulösen Unterarm hinunterlief. Mit einem Finger strich er den Schaum in seine Hand hinunter. "Is die Betversammlung – die ha'm ihn rein verrückt gemacht", seufzte er und erstickte die Worte im Handtuch. Er wusch sich Gesicht und Hals, trocknete sich gut ab, zog dann den Staubkamm aus der Tasche und fuhr sich damit sorgfältig durch die Haare über der Stirn. Er musterte sein Konterfei in dem beschlagenen Spiegel über dem Ausguß und wusch sein Gesicht nochmal.

Und dann ging er zur Küche hinauf.

"Biste endlich da ... schwänzelst rum, wie wenn du in Nuyohk wärst – ganze Stunde zu spät, ja sowas, sowas ..."

"Wollt mich bloß noch bißchen auspülen –"

"Da brauchts mehr wie ne kalte Spülung," fiel Eenie ihm ins Wort, "daß du den Alkoholgestank ausm Mund kriegst, wenn du deshalb gespült hast –"

"Hör zu, Dicke – wie wärs, wenn du mal den Mund hältst?"

"Dicke ... Dicke! ... Bist du verrückt worden? Meins du, ich laß mir das von so ei'm wie dir bieten? Ich un Missus Deen, mir lassn uns das ned länger gefalln, daß so en gottsjämmerlicher Dummkopp hier rumfaulenz, bloß seiner armen Mama und sei'm armen Pappa zulieb!"

"Du un Missus Deen, ho!" Henry schnickte verächtlich mit den Hüften nach ihr. "Was ihr mir schon zu sagen habt! Mr. Tracy is mein Chef ... hast schonmal von dem gehört?"

"Der weiße Junge ... der hat dich nicht verdorben, awer du has ihn in Grund un Boden verdorbn. Und jetz wird er zur Höll abfahn, schneller wie ihm der Deiwl den Weg zeign kann, armer Sünder wie er is ... Ich frag dich," Eenie plusterte sich auf, "wer is schuld dran –"

"Halts Maul, du ekelhaftes schwarzes Klatschweib," – plötzlich geriet Henry außer sich – "da fragst du mich, was? Noch ein Ton, un ich frag dich auch was – aber ned mitm Mund!" Henry beugte sich zur Wand hinüber und griff eine eiserne Bratpfanne, dann schlich er sich auf Zehenspitzen an den Gegenstand seines Zornes heran. "Nur noch ein Ton un ich hau dir das Stück Eisen da auf dein ollen schwarzen Arsch un schlag dir den Schädel zu Brei! Ihr hängt mir alle so zum Hals raus, du un deine Missus Deen" – verächtlich quetschte er die Worte hervor – "ihr un ... un ... un euer Jeeehesus..."

Eenie zuckte entsetzt zusammen, ihre Augen verdrehten sich, daß nur noch das Weiße sichtbar war, dann packte sie das Fleischmesser. "Noch ein Schritt, Nigger, un – bei Gott! – ich schlitz dir'n Bauch auf von oben bis unten!" Und während sie ihm auf den Leib rückte, beschrieb das Messer schöne, regelmäßige Halbkreise in der Luft. "Der Heiland is mein Zeuge, awer was zuviel is, is zuviel."

Als Antwort wedelte ihr der lange Henry mit der schweren Bratpfanne dicht vor dem Gesicht herum und dann noch höchst anzüglich in der Gegend ihres Sitzfleisches, als sei die Pfanne ein Palmlattfächer.

Beiden rann der Schweiß vom Gesicht. Der Tag war so heiß, wie er in einem heißen August nur sein konnte. In ihrer Wut über Henrys Ausbleiben und dessen angenommene Faulheit hatte Eenie immer weiter Holz in ihren Herd gestopft, bis die breite Eisenplatte glühte. Aus den Gemüsetöpfen quoll Dampf, die Deckel tanzten in mahndem Staccato auf und ab. Dampfstrahlen zischten aus dem Heißwasserhahn, der Kessel hinterm Herd ächzte und stöhnte unter dem Druck der gesteigerten Hitze, und jetzt begann auch noch ein Geruch von angebranntem Brot die Luft zu durchziehen. Ohne auf all das zu achten, belauerten und umschlichen sich die beiden Gegner.

Leise tat sich die Tür zum Speisezimmer auf. In blütenweißem Leinen, das kühle, unbewegte Gesicht von dem großen weißen Hut umschattet, beobachtete Mrs. Deen unbemerkt ihre Dienstboten. Wie fauchende Raubtiere stapften die beiden im Raum

umeinander, mit offenen Mündern, keuchendem Atem und vor Hitze und Haß geröteten Augen. "Eenie," – ruhig und kalt kam die Stimme – "dein Brot brennt an."

Zögernd senkten sich Pfanne und Messer. Zögernd brachten die Widersacher ihre Haltung wieder in konventionelle Formen. Die Stimme fuhr fort: "Mach die Klappe auf, der Herd ist zu heiß. Du steckst ja das Haus in Brand. Die Küche trieft von Wasserdampf. Henry, der Tisch ist auch noch nicht gedeckt. Es ist schon spät."

"Jawohl, Ma'am," murmelte Henry, "in ner Minute bin ich fertig damit." Er nahm das Silbertablett zur Hand.

Mrs. Deen zog die Tür hinter sich zu.

Als Henry das Speisezimmer betrat, stand sie am Fenster und sah auf die Rasenfläche hinunter. "Das Gras ist braun und tot", sagte sie mit gefühlsleerer Stimme.

"Jawohl, Ma'am, is wohl so. Heut abend spritz ich." Mit übertriebener Sorgfalt legte er das Silberbesteck aus, warf Seitenblicke auf den regungslosen Rücken. Dann brachte er Teller und Gläser herein. Sie hatte sich nicht bewegt. "Noch was gefällig, Ma'am?" Seine Stimme bog sich vor Unterwürfigkeit.

Mrs. Deen drehte sich um. "Henry, wo ist Mr. Tracy?" Forschend blickte sie dem Neger ins Gesicht. "Beim Gottesdienst war er nicht", sagte sie ruhig.

"Er war ned? Er wollt doch bestimmt hingehn. Vielleicht hat er nach hinten zu gegessen, wo man ihn ned sehn konnt", sagte er in bittendem Ton. Sie wandte keinen Blick von ihm. – "Zu mir hat er gesagt, ich sollt Ihn' bestimmt ausrichten, ned mitm Essen auf ihn zu warten, Ma'am. Hab glatt vergessen, Ihn' das zu sagen." Dabei lächelte er seine Herrin mit einschmeichelnder Unschuldsmiene an.

"Richte das Essen nicht an, Henry, bis du Dr. Deens Wagen hörst", sagte sie gleichmütig und verließ das Zimmer.



Tracy schob die Tasse ans Ende des Fensterbretts. Er nahm den Umschlag, machte ihn zögernd auf. Er betrachtete das rosa Papier in seiner Hand. *First National Bank of Maxwell Georgia ... Zahlen Sie an Tracy Deen ... dreihundert Dollar und null Cent ... Alma Mathews Deen.*

Draußen auf dem Weg gackerte eine Henne. Der mit Lilien eingesäumte Weg zur Tür lag hell und heiß in der Mittagsglut. Dr. Deens Wagen wurde mit einem Ruck auf dem Kiesweg zum Halten gebracht. Die Drahtgittertür schlug zu. Tellergeklapper in der Küche. Dann leise das Läuten des Telefons. Dr. Deens Wagen fuhr die Anfahrt wieder hinunter, bog in die Oak Street ein.

Henry trat in die Tür der Hütte; er blieb stehen und betrachtete den Freund mit dem rosa Papier in der Hand, schaute auf das abgespannte magere Gesicht, auf die weiße, von schwarzen Härchen besprenkelte Hand, schlich auf Zehenspitzen weg.

Zahlen Sie an Tracy Deen 300.–, null Cent. Zahlen Sie ... Alma Mathews Deen ... Suchen Sie sich einen anständigen Neger, bei dem Sie sich darauf verlassen können, daß er sie heiratet ... Geben Sie ihr etwas Geld ... Geben Sie ihm etwas Geld ... Und machen Sie jetzt mal, Deen, machen Sie, daß Sie weiterkommen ... Tracy stand da; er steckte den Zettel in die Tasche, verließ die Hütte und ging dem großen gelben Haus zu. Sein Gesicht war ruhig und gesammelt, sein Schritt war fest, als er eine Straße zu beschreiten begann, deren Karte vor langer Zeit gezeichnet worden war, vor so langer Zeit, daß er sich nicht daran erinnern konnte.

Dreizehn

Dessie saß auf der hinteren Veranda bei Andersons. Drinnen im Haus spielte eine von den Zwillingen Livingstone Klavier. Ein paar Gäste tanzten noch, andere spazierten zur Abkühlung im Gärtchen auf und ab. Dr. Perry war den ganzen Abend dagewesen und hatte Miss Nonnie und Miss Bess beim Herrichten der Getränke geholfen. Ein paar neue Platten liefen, die Mr. Eddie mitgebracht hatte, und alle hatten sich amüsiert. Selbst Reverend Livingstone und seine Frau hatten sich für eine Weile dazugesellt. Auch der sommersprossige Herr, der mit Versicherungen handelte, war da – ihr hatte er auch eine angedreht, 25 Cent die Woche –, und der Schullehrer sowie ein Mann, dessen Namen sie nicht verstanden hatte, ein Freund von Dr. Perry aus Valdosta. Es war eine schöne Party. Es gab kleine Gebäckstücke mit farbigem Zuckerguß und Punsch und Coca-Cola; auch ein paar Flaschen waren da, aus denen sich Mr. Eddie und die andern Männer ab und zu etwas in die Gläser gossen. Miss Nonnie hatte gelächelt, als sie angekommen war, und hatte geflüstert: "Dessie, wie hübsch du bist!" Und Miss Bess hatte gerufen: "Aber, Dessie! So fein hast du dich gemacht! Wo in aller Welt hast du –", dann hatte sie sich unterbrochen und gesagt: "Ich freu mich so, daß du kommen konntest. Paß auf, daß du dir nichts auf das hübsche neue Kleid schüttest", und sie hatte zu Miss Nonnie hingesehen, als sei sie furchtbar erstaunt, und dann hatte Mr. Eddie sie zum Tanz aufgefordert.

Nun wartete sie darauf, daß er ihr noch irgendwelche Erfrischungen brachte. Er war wirklich nett zu ihr gewesen. Sie hatte befürchtet, er würde sich nicht daran erinnern, daß er sie schon einmal gesehen hatte – damals, als sie auf der Straße zusammengestoßen waren. Aber er hatte sich doch erinnert. Ihr schenkte kaum je einer von den *Studierten* Beachtung, keiner erinnerte sich an sie oder machte sich die Mühe, sie anzusprechen, nichtmal in der Kirche, außer Miss Nonnie und Missus Lowe. Die und Missus Harris, das waren die feinsten Damen auf der Welt. Missus Lowe war so eine patente Person, und wenn sie guter Stimmung war, wirbelte sie immer wie verrückt herum, so wie sie draußen *aufm Land* tanzten. Und Miss Nonnie war lieb und hübsch, und immer trug sie den Kopf hoch ... und Missus Harris, ja, das war eine Gute. Jeden Morgen betete sie erst lange, bevor sie sich anzog, und immer sprach sie vom *reinen Herzen*, das man haben müsse, und vom *Herrn, Unserem Gott*, und dann hatte man das Gefühl, als müsse man unbedingt sterben oder es wurde einem irgendwie ganz

feierlich ums Herz. Und jetzt war sie hier mit ... – aber sie hatte es nicht gestohlen, sie würde es sofort wieder hintun, wo's hingehörte, bevor Miss Harriet sein Fehlen bemerkte. Das hübscheste Kleid auf der ganzen Welt! Harriet hatte es von Atlanta mitgebracht, und als sie's aus dem Karton genommen hatte, um es Mrs. Harris zu zeigen, hatte es ihr den Atem verschlagen und sie hatte ihre Hände ineinandergekrampft, daß die Knöchel knackten. Roter Seidenstoff, *Organdy* hieß er, sagten sie, und weiße Tupfen waren drin und es saß Harriet eng um die Taille, und im Rock steckte noch meterweise Stoff, sodaß er sich rundum in der Luft bauschte, und es hatte einen tiefen, viereckigen Ausschnitt und Ärmelchen, die wie Schmetterlinge daherflatterten, und wenn Harriet zu einer Party ging, trug sie weiße Atlas-Halbschühchen dazu und eine weiße Blume im Haar. Heute ... hatte sie das Kleid im Wandschrank hängen sehen ... dieses süßeste Kleid ... und ...

Und dann hatte Missus Harris nach ihr gerufen: sie solle das Silber putzen. Sie hatte am Fenster gesessen und hinausgeschaut, offenbar in Gedanken versunken – bestimmt traurigen Gedanken, glaubte Dessie. Dann sagte sie: "Ich werde dir vorlesen, Dessie, während du das Silber abreibst. Du weißt, die Weißen haben eine Erweckungsversammlung, und ich möchte gern, daß du daran ein wenig Anteil hast. Du solltest ein braves Mädel sein, Dessie, das ist mein Wunsch, aber du kannst das nicht sein, wenn du nicht weißt, was Gott unter brav versteht."

"Nein, M'm", seufzte Dessie. Da tät man ja eine Diebin wer'n, wenn man das Kleid klau'n tät. Da steht man da un hat im Sinn, ein Kleid zu klau'n, wo Missus Harris doch so Vertrauen zu ei'm hat. Wie Missus Harris ein in Dienst genommen hat, hat sie sagt: *Also, Dessie, allen Leuten, die hier arbeiten, wird Vertrauen geschenkt.*

Dessie rieb an einem Messer herum, bis ihre Backen zu zucken anfangen.

"Es ist nicht nötig, daß du so heftig reibst, Dessie."

Mrs. Harris schlug ein Kapitel auf.

"Ja, M'm", hauchte Dessie. Sie würde eintreten, und alle würden sagen: *Ja aber wirklich – Dessie ... das ist das hübscheste Kleid ...*

Mrs. Harris las Dessie von den Zehn Jungfrauen vor: "... aber wird sein wie zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen." Ihre Stimme war genau wie in der Kirche. "Aber fünf von ihnen waren klug und fünf waren töricht. Die törichten nahmen die Lampen, aber nahmen nicht Öl mit sich. Die klugen aber nahmen Öl ..."

"Tut der Reverend Dunwoodie nur predigen in der Versammlung?"

"Nein, – warum fragst du das?"

"Weil, wenn er so'n großen Haufen essen tut, dann hat er nix, mit was er's loswerden kann als wie mit Reden." Dessie grinste ihre Herrin breit an.

"Dessie," sagte Mrs. Harris mit strengem Blick, "über andere Leute herzuziehen, das gehört sich nicht. Es gehört sich vor allem nicht, die Diener Gottes zu kritisieren ... Du bist – meine Dienerin, nicht wahr? Du arbeitest für mich?"

"Ja, M'm." Dessie nickte treuherzig.

"Bruder Dunwoodie arbeitet für Gott."

"Tut er das?"

"Ja. Im Alten Testament steht die Geschichte – irgendwann lese sie dir vor – über die Achtung, die wir Gottes Dienern stets zu zollen haben."

Dessie nahm einen Löffel und rieb ihn sehr langsam und sanft ab. Wär ja eine Todsünd, wenn man das Kleid klau'n tät! Wie kommt man bloß dazu, an Stehlen zu denken, wie kommt das ... – Dessies Hand geriet ins Stocken, der Löffel baumelte daran herab, ihre Augen weiteten sich, in der Schlagader ihrer Kehle pochte es heftig ... *Man brauchts doch bloß zu leihn ... und mor'n hängt mans wieder hin, bevor Miss Harriet aufsteht ... Man kann doch...*

"Dessie –", unvermittelt legte Mrs. Harris die Bibel hin.

Dessies Herz flatterte gegen die Rippen wie ein in die Enge getriebenes Huhn gegen den Drahtzaun.

"Dessie, erzähle mir von deiner Familie. Von deinen Eltern. Wo sind sie? Sind sie nach dem Norden verzogen?" In Mrs. Harris Stimme war ein Klang von Einsamkeit, als habe sie das Bedürfnis, sich mit jemandem auszusprechen.

Dessie lächelte, seufzte tief. "Ich weiß gar nix von mein Pappi un Mammi. Kenn nur mein Großmama."

"Ich nehme an, deiner Mutter ist etwas zugestoßen ..."

"Ja, Ma'am. Großmama sagt –"

Die Tür ging auf. Mr. Harris kam von der Fabrik, legte seinen Hut ab, warf einen Blick auf seine Frau, fuhr sich mit den Händen über seine rosa Glatze, wie immer, wenn er übermüdet war, und nahm das Abendblatt zur Hand.

Dessie wandte sich wieder der schwarzäugigen Dame zu, die ihrem Gatten kaum Beachtung geschenkt hatte. "Jaja, Ma'am. Großmama sagt, sie is ausgekratzt, kaum daß sie mich geworfn hat ... auf un davon wie geschmiert." Dessie hielt sich die Hand vor den Mund, um ein Kichern zu unterdrücken. "Was mein Papi angeht ... " Dessie verzog das Gesicht, nahm den Korb mit dem Silber an sich, schüttelte den Kopf und hüllte sich in beredtes Schweigen.

"Na ... mach jetzt schnell und hilf Tante Susan das Abendbrot richten."

"Ja, M'm." Dessie raffte ihre Sachen zusammen.



Als die Party aus war, kam Henry, um Dessie abzuholen. Er war nicht eingeladen gewesen, aber er hatte angekündigt, er wolle zum Pfortchen kommen und sie heimbringen. Manchmal dachte sie, sie könnte den langen Henry heiraten. Er schien mehr als die andern Städter den Leuten vom Land draußen zu gleichen. Aber er war schlecht. Eben das, was Missus Harris schlecht nennen würde, das war er ... denn jedesmal, wenn sie zusammen waren, versuchte er, sie hinter eine Zwergpalmengruppe oder in irgendeine andere Ecke zu locken. Wie man sich weiße Jungs vom Hals hält, das wußte sie, aber manchmal fürchtete sie, sie würde sich Henry gar nicht vom Leib halten wollen ... auf Dauer ... wenn er so weitermachte ... wie bisher schon manchmal ...

Dessie strich das rote Kleid am Hals glatt. Kein Spritzerchen hatte sie darauf kommen lassen. Alle paar Minuten fuhr sie sich mit dem Taschentuch in die Achselhöhlen, um den Schweiß abzuwischen, damit keine Flecken entstehen konnten. Miss Harriet würde nichts merken.

An der Hinterveranda hörte sie plötzlich ein Geräusch. Einen Pfiff. Und dann schlüpfte Miss Nonnie hindurch und lief zur Weinlaube hin. Dessie lehnte sich über die Balustrade der Veranda. Stimmen –

"Ich kann jetzt nicht bleiben," – Miss Nonnies Stimme, ein bedrückter Klang war darin – "nicht jetzt."

"Aber es dauert nicht lange ... keine halbe Stunde." Eine Männerstimme.

"Tracy ... ich schlag dir schrecklich ungern etwas ab. Das weißt du. Aber jetzt kann ich nicht fort. Eddies Party ... er –"

"Herrgott nochmal! Seit wann ist eine Party sowas Wichtiges?"

"Es ist wegen Ed. Er hat zu Hause noch keine vergnügte Stunde gehabt; er und ich haben uns nicht recht verstanden ... wenn ich jetzt fortginge ..." Eine furchtbare Bedrängnis klang aus ihrer Stimme. "Ich kann nicht, Tracy. Bitte, geh."

"Gibst mir den Laufpaß?" Der Mann lachte auf, als wenn er sehr verärgert wäre.

"Bitte. Es ist Eds Party. Später, heut nacht ... kannst du nicht wiederkommen? Dann gehe ich mit dir ... wohin du willst ..."

Wieder lachte die Stimme auf. "Darum gehts mir nicht," sagte der Mann, "ist was Geschäftliches."

"– Ein Geschäft?"

Im Haus drinnen hörte man Ed rufen: "Los, komm raus, Sam, mit Dessie und mir. Auf die Hinterveranda. Nimm einen Zwilling mit ... Welche? Einen Zwilling, hab ich gesagt", mit lautem Lachen. Offensichtlich war er ziemlich aufgekratzt.

"Naja", sagte die Stimme in der Laube. "Hat wohl noch Zeit damit."

"Gut, Tracy; dann geh jetzt ..."

Nonnie ging ins Haus zurück. Der Mann zögerte noch einen Augenblick, ging dann hinüber zum Weg durch das Zuckerrohrfeld.

Ed kam auf die Veranda hinaus. "Non?"

"Ja, Ed."

"Was ist los?"

"Nichts."

"Ist jemand bei dir?"

"Nein."

Blättergeraschel war zu hören. Ed drehte sich um, blickte angestrengt zum Zuckerrohrfeld. Rasch lief Non die Stufen hinauf, legte ihre Hand auf seinen Arm und lächelte ihren Bruder an. "Ed, hol deinem Schwesterchen ein Glas Punsch und laß mich hier bei dir und Dessie bleiben. Willst du? Hier draußen ist's kühl – und der Mond scheint wunderschön."

"Aber gern." Ed warf einen eindringlichen Blick auf seine Schwester, ging dann ins Haus.

Während er weg war, saß Dessie stumm wie ein kleines Götzenbild da und starrte zu Nonnie hinauf, die ebenfalls totenstill blieb. –

Hellsilbern war der Mond; die Erde wie überwuchert von schwarzen Schatten; die drei saßen da und blickten in die Nacht, tranken schweigend ihren Punsch.

Jemand sagte: "Man ruft nach dir, Dessie. Am Pförtchen ist jemand und ruft dich!" Dessie dankte also Miss Nonnie für den schönen Abend; als sie Nonnies Hand drückte, war die kalt wie Eis. Sie dankte auch Miss Bess und sagte Mr. Ed gute Nacht, und dann lief sie den Weg zum Pförtchen hinunter, wo Henry auf sie wartete.

Zuerst tat er, als bemerke er sie nicht, und darüber mußte sie kichern, aber als sie dann durch das dunkle Stück der Straße gingen, ließ er seine Hand um ihre Hüften gleiten und tastete ihren Leib durch die prallgefüllten Falten ihres Kleides ab, und darüber kicherte sie noch mehr und schämte sich ein bißchen, obwohl sie ja wußte, daß sie *nix Schlechtes* tun würde, und dann fing sie an, mit den Hüften zu wackeln und sich an ihn zu schmiegen, – bis ihr das Kleid einfiel; da hörte sie schnell wieder auf damit. "Würdst du bittschön, Herr Ganzschlauer! Solche Art Aufmerksamkeit mag üch gar nücht!" sagte sie, rückte von ihm ab und versuchte peinlich genau auf der anderen Seite des Wegs zu bleiben. Doch Henry packte sie am Arm und zog sie zu sich heran. "Autsch, Henry ... nicht ... verkrumpel mein Kleid nicht! – Paß doch auf!"

"Dein Kleid verkrumpeln! Na, schrei's bloß noch lauter rum!"

"Nein, Henry!" Ihr wurde Angst und Bange, als er sie immer näher zog, sie schon seinen Atem auf dem Hals spürte. "Nein, Henry ... bitte, verkrumpels nicht, bitte ... Henry!"

Henry hielt ihr Widerstreben für spielerische Ziererei, zog sie nur umso heftiger heran, griff mit seiner großen Hand um ihre Schulter herum, packte das Schlüsselbein, riß ihre Hüften dicht an seinen Leib, lachte ein leises, tiefes Lachen. Mit einmal schlug Dessie um sich. Wie eine Wildkatze fauchte sie ihn an. "Nimm deine Hand weg von mir," kreischte sie, "weg damit, weg!" Wieder lachte Henry sein tiefes Lachen und preßte sie mit kräftigem Griff dicht an sich.

Und dann hörte sie es. Dünn wie das Surren einer Stechmücke klang ihr im Ohr. "Ach, jetzt hast du's getan", flüsterte sie. "Henry, du hast doch getan", schluchzte sie auf.

"Was hab ich getan?"

"Mein Kleid zerrissen! Was soll ich nur machen?!"

"Schnucki, ich kauf dir'n neues, nächsten Samstag."

Doch Dessie war ganz außer Rand und Band. "Ooo oooo ...", wimmerte sie, und mit einmal fing sie zu laufen an, vor ihm herzulaufen, schreiend und bei jedem Schritt immer lauter schreiend, bis Henry ein paar Riesenschritte tun mußte, um sie einzuholen und ihr mit der Hand den Mund zuzuhalten. "Jetzt halt den Mund! Wenn du nicht den Mund hältst, schmeißt uns der Nachtwächter alle beide ins Loch. Halt jetzt endlich den Mund!"

Dessie hielt also schließlich den Mund, aber dann in ihrem Zimmer heulte sie die ganze Nacht, stopfte sich ein Tuch in den Mund – denn der Riß unter dem Arm war gut fünf Zentimeter lang, und sie hatte nichts zum Vernähen als einen Knäuel braunes Baumwoll-Stopfgarn.

Drüben an der Sägemühle brach schon die Morgensonne durch die Kiefernwipfel, als Dessie Miss Belle einfiel. Die lebte vom Verkauf von Parfümerie- und Toilettenartikel an die Bevölkerung der College Street. Sie wohnte in einem kleinen Häuschen (das ihr von den Eltern hinterlassen worden war) an einer von Weißen bewohnten Nebenstraße, direkt am Gemeindezentrum und am Sportplatz der Neger. Manchmal nähte sie auch für Farbige; allerdings war es ihr lieb, daß man zur Hintertür hineinschlüpfte, wenn man zur Anprobe kam. Vielleicht könnte Miss Belle den Schaden beheben.

Aber sicher schlief Miss Belle fest, und sie würde wild werden wie'ne alte Muttersau, wenn man sie aufweckte. Dessie mußte also noch ein bißchen warten. Sie stand auf, zog ihre Arbeitskleidung an, ging hinaus und setzte sich auf die Eingangstreppe. Der Morgen war kühl und schön. Starker Tau drückte mit seiner feuchten Schwere das Gras nieder, und das Weinlaub hing schwer und frischgrün von Nässe herab. Langsam ging sie durch die Hüttenzeilen im Nordteil der Negerstadt, am Gemeindezentrum vorbei, über den Rasen des Weißen-Sportplatzes. Miss Belles gelbes Häuschen war noch fest verschlossen.

Dessie ging die verödet daliegende Straße auf und ab, sah den Köchinnen nach, die zur Arbeit gingen. Da waren die beiden Anderson-Mädchen, Miss Nonnie nett und adrett in ihrer weißen Tracht, Miss Bess in ihrem blauen Kleid. Dort ging Tante Susan – war gescheiter, wenn sie der aus dem Weg ging; sie drückte sich auf die Seite, bis Tante Susan bestimmt um die Ecke war. Dort schon Hernsey und die andern. Herrjemineh – sie mußte Miss Belle wohl doch aufwecken. Sie mußte wohl ...

Auf der anderen Straßenseite schritt ein Mann rasch aus, als wenn er in großer Eile wäre. Mr. Tracy Deen ... Heiliger Gott ... dort in der Laube heut nacht ... Und der soll doch heut wieder in die Gemeinde aufgenommen wer'n? Tāt auch besser, er ging heim un tät sich rasiern un sich bißel zurechtmachen, wenn er jetz'n anständiges Leben anfangen wollt ...

Dessie mußte längere Zeit anklopfen, bevor Miss Belle an der Tür erschien. Dessie wartete gar nicht ab, bis nach ihrem Anliegen gefragt wurde, sondern lief mit dem Kleid ins Haus, ohne Miss Belles dumpfes, verschlafenes Staunen zu beachten. Die Worte stolperten über ihre Lippen. "Miss Belle, bitte, Madam, machen Sie das ... machen Sie das gleich, bitte, Madam! Ich wär Ihn' ja soo dankbar ..."

"Aber, Dessie, es ist doch Sonntag. Und was willst du denn um Gottes willen da gemacht haben? Du weißt, ich nähe nicht am Sonntag."

"Jaja, M'm, aber Miss Belle, ich muß es haben. Ich ..." Dessie brach in Weinen aus, hielt Miss Belle das Kleid mit beiden Händen hin. "Ich muß es doch haben", schluchzte sie. "Bitte, Madam!"

Miss Belle nahm das Kleid, fand den Riß, sah das Kleid genau an, sah Dessie fest an. "Ich verstehe", sagte sie mit einem Lächeln, als wenn Glas einen Sprung bekäme. "Ich nähe nicht am Sonntag", sagte sie und schien Dessie mit ihren engstehenden kleinen blauen Augen zu durchbohren. Und schob einen losen Lockenwickel hinters Ohr. "Du weißt, ich nähe nicht am Sonntag." So früh am Morgen sah ihr fetter Hals runzlig aus, unordentlich und schmutzdelig, bemerkte Dessie durch ihre Tränen hindurch. "Ich habe keine Lust, den Sabbat zu entheiligen."

"Ja, Madam, das weiß ich ja. Aber ich zahl Ihn' was Sie wollen, wenn Sie's doch tun, bitte, Madam, un mir das Kleid hier richten!"

"Für weniger als drei Dollar kann ich es nicht richten", sagte Miss Belle langsam und sah Dessie fest an.

Drei Dollar! Das waren zwei Wochen Lohn, und sie mußte ihre Versicherung und die Zimmermiete bezahlen ...

Miss Belles Finger krochen auf dem Kleid herum, weiß und weich und quabbelig, wie dicke alte Würmer im Holz herumkriechen. Dessie hatte gute Lust, ihrem Mundwerk freien Lauf zu lassen und dieser ekelhaften Miss Belle allerhand an den Kopf zu werfen, aber sie wußte, daß Miss Belle sie dann rechts und links ohrfeigen würde. Sie durfte ihr jetzt nicht frech kommen ...

"Ja, M'm," – Dessie atmete ein bißchen schnell – "ich könnt Ihn' jetz'n Dollar anzahln un dann jede Woche ein Dollar, bis alles bezahlt is. Ja, M'm, das könnt ich tun. Bitte, Miss Belle, ich wär Ihn' soo dankbar –"

Miss Belle fädelt ihre Nadel ein, rückt sich einen Stuhl ans Fenster, um gutes Licht zu haben, und machte sich an den Ärmel des Kleides.

Dessie stieß einen Seufzer himmlischer Erleichterung aus und wischte ihre Nase an der Schürze ab.

Vierzehn

Eddie betrachtete sich die Versammlung. Abend für Abend kam er her und betrachtete die Versammlung. So wie die Gassenjungs die Kiste mit dem Drahtgitter vor Rainey's Markthalle betrachteten, in der manchmal ein gefangener Waschbär zu sehen war, oder in der Ecke eine zusammengerollte Klapperschlange, oder ein paar Kaninchen. Da stand man dann und schaute das Tier an, fütterte es manchmal. Oder gaffte eben nur. Ohne viel zu denken, ohne viel zu fühlen.

Und manchmal empfand auch Ed nichts, dachte er nichts; manchmal aber fühlte er, wovon er glaubte, daß die Weißen es fühlten. Oder doch die Mehrzahl von ihnen. Etwas, das im Widerspruch stand zum eigenen Verstand. Im Widerspruch zu allem, was er erfahren hatte, im Widerspruch zu allem, was er glaubte. Aber es war da.

Auch weiße Mädchen aus der College Street schienen das zu empfinden. Er beobachtete sie, um es herauszubekommen. Sie machten ihn neugierig. Immer hatte er sich gewünscht, ein weißes Mädchen kennenzulernen. Er kannte ihre Brüder, als Kind hatte er mit ihnen gespielt, war manchmal mit ihnen angeln gegangen. Aber ein weißes Mädchen hatte er nie gekannt. Man mußte Hausdiener oder Koch oder Gärtner sein, um in Maxwell ein nettes weißes Mädchen kennenzulernen. Und selbst um mit den Huren in den Hotels in Kontakt zu kommen, mußte man dort schon Page sein.

Mitten unter der Gemeinde, in der Nähe des Hauptgangs, saß Tracy Deen. Es hieß, er sei wieder in die Gemeinde aufgenommen worden. Am Sonntag. Es hieß, er werde die kleine Pusey heiraten. Sie saß ja auch neben ihm, dicht an ihn herangerückt, schmiegte sich vor aller Augen an ihn, wie das manche junge Frauen machen. Alle paar Minuten schaute sie lächelnd zu ihm auf. Und Deen lächelte zurück, als ob es ihm etwas bedeutete.

Ed bekam plötzlich Hunger. Mörderischen Hunger. Als habe er nichts gegessen, seit er nach Maxwell gekommen war. Er war guter Laune; heute abend würde er nach Hause gehen und sich ausschlafen. Essen und dann schlafen. Er verließ das Zelt und ging durch das Geschäftsviertel zu Salamanders Kneipe.

Sie war überfüllt. "Stinkt ja wie der Teufel", murmelte er, während er sich zu einem Tisch im Hintergrund durchschlängelte, wo ein kleiner Teil des Lokals frische Luft von einem rückwärtigen Fenster bekam.

Er mußte zwanzig Minuten warten, bis er sich Salamander bemerkbar machen konnte. Der Alte wird schwerfällig, auch taub. Brauchte eine Hilfe für das Lokal. *Geh rüber und sag ihm, was du willst. Oder steh gleich auf und pfeif –*

Eine Stimme übertönte den Lärm der Gäste. "Laßt mal 'n besseren Burschen durch, ihr da!" Henry McIntosh brach sich Bahn. Breite Schultern schoben die menschlichen Hindernisse aus dem Weg, Hände knallten einen Geldschein auf den Schanktisch, ein großer Mund brüllte: "Gib mir was zu essen, alter Junge!"

"Schaut euch den an! Hat wohl 'n Einbruch inner *Näschnel Bank* gemacht. Wo kriegst du zehn Kröten her, Junge?"

"Zehn?" Henry lachte sein tiefes Lachen aus dem Bauch. "Schau her, Mensch. Schaut her!" Und Henry schwang ein Bündel Scheine vor den schweißglänzenden schwarzen Gesichtern. "Haste scho'mal hundert Kröten zusamm gesehn?"

"Herrgott, nee!"

"Hab auch keine Lust dazu," schrie ein anderer, "ich tät schon beim Sehn glatt tot umfalln ..."

"Keine Angst – wird dir ned passiern, daß de an sowas stirbst", lachte ein Dritter. "Keene Todesart für unserein. So'n sießen Tod stirbt keener von uns ... Nö, Schnucki!"

"Zähl se vor, Jung, daß wir auch was davon ha'm", fistelte Bill Browns Weiberstimme über die andern weg.

"Jawoll, zähl se auf!"

"Mach ne Wette, se sin gefälscht!" murmelte ein Skeptiker.

"Un ich mach ne Wette, er hat se der altn Miss Jones aus Pappis Koffer geklaut. Mei Schwester sagt, der is voll mit Papiergeld ausm Bürgerkrieg, wo'n Dreck wert is –"

"Dreck ... No, wisch dir mal dein' eignen Dreck ausn Augen, dann kannste vielleicht sehn", und Henry krümmte sich vor und hielt dem Sprecher einen Schein vor die Nase. "Wie gefällt dir das, he, wie findste's?"

"Is so echt wie Jesus", flüsterte der Mann mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme. Einen Augenblick lang herrschte andächtiges Schweigen im Lokal vor dieser Vision unanzweifelbaren Reichtums. Doch bald hieß es: "No, wirst doch jetze ein' ausgeben, was, Henry?"

"Na klar doch. Laß se sich voll laufen, Salamander, laß se sich voll laufen." Henry wollte sich schier zerreißen vor Gastfreundlichkeit.

"Wie biste denn dazu gekomm, Henry – ?"

"Wo er sie auch her hat, er hat sie alle mitgenommen. Hat gar keinen Sinn, da noch nach Papierchen rumzuschnüffeln, stimmts, Henry?"

"Liegen wohl keine mehr irgendwo rum, was, Henry?"

Henry lächelte selbstgefällig. "Kein Schnippelchen."

"Ich weiß ja, wo er se her hat ..." Sämtliche Köpfe drehten sich nach dem kleinen Gabe um, der bisher schweigend am Tresen gegessen hatte. "Er geht nauf zum Mista Ha'is in die Sägerei, un da sacht er, Mista Ha'is, sacht er, Se machen 'n Haufen Geld mit der Sägemühl da, wo Se da die ganze Millionen Kilometer Holz schneiden, un mit die Fässer Terpentin, wo Se da rauskriegen und wo alle Woche nauf nach Savannah gehn, oder? Und da sacht der Mista Ha'is, wollwoll, mein Jung. Ich mach'n mächtigen Haufen Geld. Was willstest von mir? Un da sacht der Henry: No ja Chef, könnt ich ned bis Samstag Abend hundert Kröten habn? Mir is de Münz ausgegang un ich brauch'n bissel Schnupftabak für mei Alte un 'n neues Auto und sonst noch so paar Kleinigkeitn ..." Gabe war wieder in seinem Element. Zeitlebens hatte er Eulenspiegelereien von sich gegeben, und seine Zuhörer wandten keinen Blick von seinem Gesicht, hörten zu mit offenen Mündern, nahmen jedes Wort befriedigt auf und ließen es als plausible Erklärung gelten. "Un da greift der Mista Ha'is in sein Sack un zieht ne Roll Banknoten raus, feucht die Finger an un zählt hundert ab un sagt, hundert langen doch wohl, Henry, sacht er, un Henry sacht – "

Da sagte Henry in einer saufseligen Aufwallung von Ehrlichkeit: "Das Geld da is von den Deens. Ich schaff für die Deens. Ich schaff auf keiner Sägemühl für'n Weißen wie Ha'is. Ich bin Diener bei Deens –"

"Wollwoll. Is'ne kleine Krati-fickation, wo se die Woch über für gutes Einschenken am Tisch ausgesetzt haben ... ja, so is es, Kumpel!"

Der Alkohol heizte Henrys Bedürfnis nach Ehrlichkeit immer weiter an. Dickköpfig muffelte er vor sich hin: "Das Geld hat mir Tracy Deen geben ..."

"Hast wohl Geburtstag, Henry, was?"

"Tracy hats mir geben."

"Nö, heut is doch Weihnachten", wieherte einer.

"Trac –"

"Weihnachtsgeschenk, Henry", schrien alle.

In Henrys verwirrtem Schädel brach sich die Überzeugung Bahn, er müsse seine Würde und seine Dienstherrschaft verteidigen. Langsam wischte er sich den Mund am Ärmel ab und wandte sich der Menge zu. "Schon gut, ihr Klugscheißer. Freßt das jetzt un mal sehn, ob euer Wanst aufschwillt un platzt! Mr. Tracy Deen hats mir geben, 's Geld, weil wir, er un ich, weil wir gut Freund mitnander sin und weil wir mitnander 'n Handel abschlossen haben."

"Was denn für'n Handel –?"

Henry drehte sich zum Tresen um, stürzte den Rest seines dritten Whiskys hinunter. "Isn privater Handel," kicherte er im Suff vor sich hin, "handelt sich um'n Mädal." Dann rollte er seine Augen im Versuch, ihnen einen verschmitzten, zweideutigen Ausdruck zu geben.

"Was für'n Mädal?"

Wieder rollte Henry die Augen. "Och, halt'n Mädels. Is'n Geheimnis!" gluckste er.

"Was für'n Mädels denn? Raus damit ... was für'n Mädels?"

"Halt'n hibsches Mädels, wo er ins Schlamassel bracht hat ..."

Eddie fuhr auf, als wäre ihm ein Messer in den Leib gerammt worden.

"Und was hast du bei dem Handel zu tun?" piepste Bill gierig.

"Ich soll se heiraten." Henry lachte. "Jawoll, Mensch, er gibt mir hundert Kröten und der junge Mann hier in Lebensgröße heirat die Nonnie Anderson ..."

Sie versuchten ihn aufzuhalten – denn einer von ihnen hatte Ed erkannt –, aber es war unmöglich. Es war zwecklos, etwas anderes zu tun, als zurückzuweichen und den Weg freizugeben, als der braune Mann mit langen Schritten durch den kleinen Raum auf den schwarzen Mann zustürmte – wie Gottes Zorn sah das Gesicht des braunen Mannes aus. "Du gottverdammter Hurensohn," – sein Atem keuchte in langen Stößen – "du verdammter schwarzer Nigger!" Es traf Henrys Kinnlade einmal, zweimal. Ungedeckt und völlig verstört, als er plötzlich Ed Anderson vor sich sah, stolperte Henry rückwärts, schlug auf die Kante des Tresens und fiel zu Boden.

Ed wandte sich von dem reglos Daliegenden ab und stürzte aus der Kneipe. Er hatte keine Zeit mehr für Henry McIntosh. Keine Zeit zu verschwenden an Nigger. Er sah nur noch Tracy Deens Gesicht vor sich, hörte nur noch Deens schleppende, müde, höhnische Stimme in seinen Ohren ...

In kurzen, trockenen Stößen keuchte sein Atem, während er über die Straße und in den schmalen Durchgang lief. Hinter dem Kaufhaus blieb er stehen, lehnte sich an die Hintertür, rang nach Atem. Das Blut pochte ihm im Schädel, macht ihn fast besinnungslos, eine Zeitlang fand er in seinem Hirn überhaupt keine Worte, alles ging unter in körperlicher Übelkeit.

Von ein paar Häuserblocks weiter schallte noch immer Prediger Dunwoodies Stimme durch die verödeten Straßen; er wettete gegen seine Gemeinde, hieb wie ein großer Hammer auf das Gewissen der Stadt ein: *Tut Buße ... Gerichtstag ist nahe ... Gott ... große Gnade ... die letzte Gelegenheit ... wenden sich ab ... taub für seine Gaben ... wie lange noch ... Gottes Langmut ... verstockt ... ihr ... heimliche Sünden ... sich verstecken hinter ... gesellschaftliche Stellung ... Säulen ... Kirche ... ja, ihr ... Gott sieht ... euer Herz ... letzte Gelegenheit ... Nie wieder ... Jesus ... euer Weg ... zu spät ... zu ...*

Doch Eds Ohren klangen von den Worten eines anderen Weißen, vom Gesicht eines anderen Weißen: *Hundert Dollar ... du heiratest sie .. mache, daß sie ... heirate sie ...*

Er machte kehrt und kreuzte wieder die Straße, bog in die Back Street ein, ging sie entlang, dann rasch über den Sportplatz, am Friedhof vorbei, nach Hause. Das Haus war dunkel. Nonnie und Bess waren bei den Livingstones, fiel ihm ein.

Nonnie ... er stockte an der Treppe. Es war, als stünde sie da vor ihm, lächelte ruhig und freundlich. So stolz war er auf sie gewesen – nie hatte er ein weibliches Wesen gekannt, das an sie heranreichte. Und nun wollten sie sie zur Hure machen ... sie wie ein Stück Kehricht einem stinkenden, geilen Saukerl vorwerfen ...

Eds Atem zerbrach in keuchendem Aufschluchzen, als er da auf der Treppe stand. Ein anständiger gebildeter Neger – ein Mensch von ihrer eigenen Art und Herkunft – war offenbar nicht gut genug für sie! Nein! Nein – sie wollte einen Weißen haben, einen verdammten Jammerlappen von Weißen!

Er setzte sich auf die Treppe und vergrub das Gesicht in den Händen. *Weißer Mann* – das Wort erfüllte sein Hirn, preßte sein Herz zusammen ... *Weißer Mann* ...

Der Gesang von der Straße hörte auf.

Sie mußte unbedingt ... sie wollte einen ...

Eds Atem wurde ruhiger. Das Sitzen auf der Treppe beruhigte ihn. Jetzt wußte er, woran er war. Es war sonderbar, nach der schmerzenden Wirrnis der vergangenen Woche. Sonderbar und befriedigend, wenn man nur erst wußte, was man zu tun hatte.

Worte, die ihm wie ein Singsang durch den Kopf gegangen waren, wieder und wieder, schmerzende Worte, hatten sich auf unerklärliche Weise zu neuen Worten gewandelt, die Frieden brachten. Sie hämmerten nun auf ihn ein, bis sein ganzer Leib sie sang: *Dafür muß er sterben, er muß sterben – sterben muß er ...*

Ed wischte sein Gesicht ab, ging in sein Zimmer hinauf, stöberte in seinem Handkoffer, bis er fand, was er suchte, ging dann wieder nach unten.

Als die Drahtgittertür hinter ihm zufiel, sagte er vor sich hin: "Sie wird traurig sein ...", aber sein Herz hörte die Worte nicht.

Fünfzehn

Bess und Nonnie Anderson standen auf, um heimzugehen. Bess legte den Lehrplan des Spelman College auf den Tisch und lachte. "Jetzt haben wir über die Lehrer, die Kurse, das Haus gesprochen und euch erzählt, was ihr für Kleider braucht. Und wenn ihr hinkommt, werdet ihr doch meinen, alles ist ganz anders, als wir es erzählt haben."

Die Zwillingsschwestern Livingstone holten tief Atem. Die lebhaftere und hübschere von beiden sagte: "Ihr wart so lieb zu uns!" und strich ihr Haar zurück (wie Bess es tat). Und die andere, die ruhigere, lächelte Bess an, dann drehte sie sich um und lächelte Non zu, dann ging sie zu ihrer Mutter hinüber und legte den Arm um sie.

"Lohnt es sich, Bess?" fragt Roseanna Livingstone und versuchte unbefangen zu lächeln, während ihre Augen feucht wurden. Bess und Nonnie Anderson schwiegen.

Da stand nun Roseanna Livingstone, die Vereinsdame des *Farbigen Maxwell*, die führende Persönlichkeit in allen kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten des *Farbigen Maxwell*, Beisitzerin im Hilfsfonds des Maxweller Gemeinderats für die Farbigen, Maxwells braune Version des vollbusigen, vollmäuligen weiblichen Vereinsmeiers, wie er auf der College Street jeder Kleinstadt in Georgia zu finden war. Roseanna, die Worte und Gesten zu blumigen Ansprachen zusammenflocht, die den weißen Frauen mit locker-vertraulichem Ton ins Gesicht hinein redete und hinter ihrem Rücken verächtlich den Kopf hochwarf, dabei allzeit versuchte, diese ganz genau nachzuahmen ... – und die wurde nun weich bei dem Gedanken daran, was auf dem Weg ihrer beiden Töchter lag ... der den beiden so schön und gerade erschien, der sie immerdar und immerfort hinführen sollte zu einem herrlichen, aufregenden Leben, wo alles ganz, ganz anders sein sollte.

In dem kleinen Wohnzimmer, das von einer großen, von der Decke herabhängenden Petroleumlampe erleuchtet war, stand Prediger Livingstone. Am Sonntag predigte er in der Neger-Methodistenkirche das Evangelium, angetan in einem schlechtsitzenden Anzug à la Prinz Albert, und am Montag sowie an allen übrigen Wochentagen betrieb er ein schlechtgehendes Versicherungsbüro. Da standen die Eltern Livingstone und ihre Zwillingstöchter im Lampenschein; hinter den Mädchen war das Harmonium, hinter dem Prediger ein runder Tisch mit einer roten Plüschdecke und darauf eine voluminöse Bibel; hinter Roseanna aber ein ganzes Leben, das der Heranbildung ihrer Zwillinge zu Damen gewidmet war.

"Ja," sagte Bess jetzt trocken, "ja, es lohnt sich! Alles, was ihr jetzt durchmacht ... und auch nachher noch." Und noch immer standen sie da, sahen einander an oder ins Leere. Bis Reverend Livingstone sagte: "Diese Lampe blakt. Immer blaken die Lampen in diesem Haus hier!" Und einer der Zwillinge kletterte auf einen Stuhl und schraubte den Docht herunter, und alle versuchten, ein bißchen zu lachen.

Dann gingen die beiden Andersons heim, wortlos.

An der Tür sagte Bess ganz freundlich: "Ich weiß, es ist zwecklos, daß ich es sage, – aber du solltest jetzt ins Bett gehen. Non ... du siehst furchtbar müde aus."

"Aber nicht gleich", sagte Non. Sie setzte sich auf die Treppe. Sie fühlte sich ein wenig müde, ja – ein wenig.

Lange bevor sie von Livingstones fortgegangen waren, hatte das Singen aufgehört. Vielleicht kam er. Gestern abend war er nicht da, auch Samstag abend nicht. Aber vielleicht heute abend. Und dann würden sie hinauf auf die Spitze der Anhöhe gehen, wo sie allein blieben und Ruhe hatten; – dort, wo nichts sich um sie regte als das Wehen des warmen Windes, hinter ihnen nur die Sterne und das niedere Eichengestrüpp, dort konnte sie ihm vielleicht helfen, den Rückweg zu finden ...

Und dann blickte sie auf und er stand am Pförtchen. Sie lief ihm entgegen.

"Hello", sagte er, blieb aber stehen, ohne das Pförtchen zu öffnen.

"Hello –"

"Non," sagte er und öffnete noch immer nicht, "Non, ich komme, um dir zu sagen ... " Er stockte.

"Ja, Tracy."

"Du hast wohl gehört, daß ich mich wieder in die Gemeinde habe aufnehmen lassen." Sie nickte.

"Nun," – er lachte ein bißchen aus seinem schlechten Gewissen heraus – "es ist mir ernst damit. Ich meine ... ich habe es nicht einfach so ... der Form halber gemacht. Wie das manche Leute tun." Er zog sein Taschentuch heraus, wischte sich das Gesicht ab. "So wie jetzt hab ich mich noch nie gefühlt ...", wieder stockte er. "Wie ich es jetzt ansehe ...", sein Ton wurde ein bißchen schneidend, "war mein ganzes Leben falsch. Völlig falsch!"

"Falsch?"

"Jawohl. Sachen wie ...", er sah sie nicht an, "wie ... wie das hier, zum Beispiel. Mein ganzes Leben lang hat mir ein Gefühl zu schaffen gemacht ... na, man nennt das wohl Sünde, vermutlich. Oder sonstwie. Ich bin anders geworden, Nonnie, ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll. – Ach, ich weiß, sogenannte ehrbare Männer führen solche Sachen weiter wie ..." Wieder stockte er.

"Wie –" Es war nur ein Hauch.

"Wie das ist ... du weißt, was ich meine ... Aber ich bin fertig damit! Ich kann nicht auf halbem Weg stehenbleiben. Früher dachte ich ... dachte, es ginge vielleicht, daß ...

aber jetzt sehe ich's anders. – Gestern habe ich mich wieder der Kirche angeschlossen, und es war mir ernst damit. Auf Veranlassung von Bruder Dunwoodie ... ich weiß, ich habe über ihn gelacht ... Andere haben das auch getan und sind dann auf die Knie gefallen ... Ich sag dir, der Mann kriegt einen rum! Ich habe nie jemanden reden gehört, der einem so das Gefühl gibt, daß man ein Stinktier ist ... Wie ich gelebt habe ... wie ich mich gegen meine Familie benommen habe ... gegen Mutter ... sie unglücklich gemacht ... ganz ... hat mir klargemacht, es kommt einmal die Zeit, da ein Mann sich vor Augen halten muß ... erkennen muß, was er andern antut ..."

Es war, als wolle er gar nicht mehr aufhören. "Aber selbstverständlich, du bist nicht wie ... manche ... es ist ..." Es war, als durchforsche er sie, ihr ganzes Wesen, obwohl seine Augen nicht ein einziges Mal zu ihr hingeblickt hatten.

Nonnie beobachtete sein Gesicht mit angehaltenem Atem.

"... etwas, das er nicht ... das er nicht verstehen würde ... mit dir ..."

Ihre Hände krampften sich ineinander, daß ihr die Knochen wehtaten.

"Ich ... Ach, na ..." Wiederum stockte er; dann fuhr er fort: "Mutter ist so froh, es ist, wie wenn ... siehst du, ich hab's nie mit ihr verstanden; es immer fertig gebracht, das Falsche zu tun ... Und dann mit Dorothy ... niemand hat geglaubt, daß ich mich anständig ihr gegenüber benommen habe ... und ich hab's auch nicht. Sie war ziemlich eifersüchtig, scheint's ... – Na, um es kurz zu machen –" Er holte tief Atem: "Heute hab ich Dorothy den Ring gegeben. Wir sollen im Herbst heiraten. Das heißt ... es mag komisch klingen nach all dem, was du von mir weißt, aber ich möchte zu Dorothy mit reinen Händen kommen. Du ... du bist so vernünftig ... das kannst du doch verstehen, nicht wahr, Nonnie?"

Nonnie versuchte etwas zu sagen, irgendein Wort. Aber sie brachte keines heraus. Es war, als ob ihr ganzes Leben, jede Erinnerung des Lebens hinuntergestoßen, hinuntergerammt sei in ihre Kehle, mit einer Wucht, die ihr den Atem verschlug.

"Das mit dem Kind," – sehr leise war jetzt seine Stimme – "das habe ich geregelt ..." Er schien darauf zu warten, daß sie etwas sagte.

"Geregelt – ?" Ihre Stimme kam nicht über ein Flüstern hinaus.

"Ich war ein Dummkopf, daß ich dich in diese üble Lage gebracht habe. Um dir ehrlich die Wahrheit zu sagen: ich dachte ... du würdest wissen ... wie man es anfängt, nicht zu ... Wo du doch fort warst auf dem College ... und so weiter ..." Mit einmal brach er ab, sah ihr gerade ins Gesicht. Einen wilden, köstlichen Augenblick lang bildete sie sich ein, er sei wieder einmal betrunken, er sah so sonderbar aus, immerfort leckte er sich beim Sprechen die Lippen, als wenn er eine Rede hielte ... deren Sinn er nicht verstand ...

"Aber lassen wir's gut sein, darüber können wir jetzt nicht jammern. Was jetzt getan werden muß, ist, zu verhüten, daß du ins Gerede kommst ... Dagegen hab ich vorgesorgt –"

"Vorgesorgt?"

"Ja. Siehst du, ich lasse dich doch nicht so ohne weiteres im Stich, überlaß es dir einfach, dem die Stirn zu bieten ... Das weißt du ... und so ... – Was ist denn?"

Nonnie schüttelte den Kopf.

"Du siehst krank aus ... Was ist ... ?"

"Mir geht's gut", flüsterte sie.

"– so hab ich also an Henry gedacht. Der tut alles für mich ... der alte Dummkopf." Tracy lachte unterdrückt. "Und er hat doch schon deine Fußstapfen geküßt, als du noch ein Dreikäsehoch warst ... Ich, nun: ich hab ihm davon erzählt ... von deinem Zustand ... und er hat gesagt, es macht ihm Freude, das für dich zu tun, – daß er dir den Schutz eines Namens gibt, und ..."

Nonnie hörte nichts mehr. Sie sah nur den langen Henry vor sich, sie roch seinen Schweißgestank, sie starrte in seinen großen, offenen Mund mit den Goldzähnen im Oberkiefer, spürte seinen heißen Atem auf ihren Lippen, in ihren Ohren dröhnte das tiefe, aus dem Bauch kommende Lachen, auf ihrem Schenkel fühlte sie den Griff seiner gespreizten breiten Finger. Sie erinnerte sich, wie sie elf Jahre alt war, da hatte er sie auf dem Heimweg von der Schule eingeholt und sagte ... sie sah noch, wie er seine Bücher über die Schultern hin und zurück schaukeln ließ, als er sagte: "Sag mal," und grinste dabei, "wie wär's mit ... na, mit mir ...?" Sie konnte ihn bloß anstarren, und das Blut war ihr ins Gesicht geschossen. "Du weißt doch," hatte er gegrinst, "das ..." – und machte seine Hose auf. Sie lief fort, er lief ihr nach und rief, als er bei ihr war: "Was ist denn? Hast Angst?"

Da war sie herumgefahren und hatte geflüstert, denn sie konnte keinen lauten Ton hervorbringen: "Bleib weg von mir, faß mich nicht an!" Dann war sie fortgelaufen, so schnell sie nur konnte, dem alten leeren Haus zu, und hatte laut zu weinen angefangen. "Quatsch," hatte er ihr nachgerufen, "was haste denn? Sowas tun sogar weiße Mädels!" Als sie die schlimme Geschichte abends der Mutter erzählte, hatte die gesagt: "Du hast doch schon Leut gesehn, wo Läuse aufm Kopp ham, Schatzi, un's hat viel von den, weiß Gott, hier herum, awer die lausigsten Gedanken, wo sie in ihr'm Schädel ham, die muß du hassen un verachten, Kindel, das sag ich dir ... die muß du hassn un verachtn, bei die Weißn un bei die Schwarz n ... hassn un verachten ... hassn un verachtn ..." Jetzt hängten sich diese Worte an eine Kirchenmelodie und gingen ihr im Kopf herum wie ein Seil, das sich endlos aufspult und wieder abspult, immer wieder auf- und abspult.

"Nonnie, hörst du überhaupt zu? ... Was ist denn?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Also, morgen kommt er und spricht mit dir. Wir haben gedacht, es wird das Gerede verhindern, wenn die Hochzeit vorbei ist, bevor jemand merkt, daß du ..."

Der Boden unter ihr schwankte, alles schwankte: der Sumpf, das alte Haus, der Friedhof, Miss Adas Villa, die Zedern, ein Strauch mit rosa Geißblattblüten, die alte

Zypresse, der Höhenrücken ... alles drehte sich in langsamen Kreisen ... Nonnie hielt sich am Zaun fest.

"Ich wußte, du würdest es so auffassen. Das sagte ich auch Henry. Er, naja .. er hat ein bißchen ... ehrfürchtige Scheu vor dir. Aber falls er jemals ... wenn er wagen sollte, dich anzurühren, dann kommst du sofort zu mir ... Nonnie, du warst ... Ich finde das schrecklich ... – Ach, ich hab ja beinah den verdammten Mist vergessen: das Geld ... zweihundert ... muß dir doch durchhelfen ... falls du je noch etwas brauchst oder in Not kommst ..." Er hielt ihr das Päckchen hin, doch Nonnies Hände blieben regungslos auf dem Zaun liegen.

"Es tut mir scheußlich leid ... Ich hatte gehofft ... du würdest ..."

Nichts in ihrem leeren Gesicht, nichts in ihrem fest an den Zaun gepreßten Leib konnte ihn zu solcher Hoffnug veranlassen. – Und mit einmal war es, als beginne er die Sache mit ihren Augen zu sehen, wie sie stets vermocht hatte, ihn die Dinge sehen zu lassen. Er hatte angefangen, etwas zu ahnen, was er nicht ertragen konnte, niemals würde tragen können. "Nonnie ... Heiliger Gott, ich kann dich nicht in diesem Zustand lassen ... Hör zu, wir wollen noch eine Nacht zusammen sein. Heute nacht, mein Herz ... Hör doch ... heute nacht soll's nochmal sein wie in den alten Tagen, dann wird's leichter sein ... für uns beide ..." Er trat näher an sie heran. Zwischen seinen Händen und dem weißen Farbleck, den Nonnies Gesicht bildete, sauste ein Leuchtkäfer und verschwand. Tracy berührte ihre starrbleibende Schulter, berührte ihr Haar, ihre Wange, dann ließ er seine Hand fallen.

Er legte das Geld auf die Querlatte des Zauns, drehte sich um – war gegangen.

Nonnie stand reglos am Pförtchen. Die Hand um den Zaun gekrampft, schaute sie noch immer hinüber nach der Stadt der Weißen. Nachtfalter schwirrten an ihrem Gesicht vorbei, eine Fledermaus umkreiste ihren Kopf, flatterte schief nach unten an ihr vorbei, machte einen Bogen und verschwand im Dunkel. Weit drüben überm Feld, jenseits der Bahngleise, knirschte ein Karren durch den Sand.

Plötzlich knallten Schüsse, rissen zwei Löcher in die Nacht. Es war, als seien sie ihr durch den Leib gegangen, hätten in ihre Nerven geschnitten, die aus der Betäubung erwachten. Jeden winzigen Laut nahm sie jetzt wahr, das Surren jedes Käfers. Und als in den Häusern die Lichter angingen, eins nach dem andern, wurde ihr Bewußtsein wieder ganz klar. Sie drehte sich um und lief ins Haus.

In der Diele kniete Bess vor der kleinen Wanne aus Weißblech und badete Klein-Jackie. Als Non hereinkam und vor ihr stehenblieb, sah sie zu ihr auf. "Was ist denn los?" Ihre Stimme hatte einen scharfen Klang, als sie ihrer Schwester ins Gesicht schaute.

"Ich weiß nicht", flüsterte Non.

"Aber was waren denn das für Schüsse, Nonnie?"

Nonnie schüttelte den Kopf.

Bess legte den Waschlappen hin, ließ das Kind in der Wanne stehen und wandte sich ihrer Schwester zu. Wut überkam sie, aber auch Angst. Sie rüttelte sie heftig. "Nonnie, du weißt doch, was –"

Lautlos sank Nonnie zu Boden.

Mit ein paar kurzen Worten wies Bess den Kleinen an, sich selbst abzutrocknen. Sie nahm etwas Wasser aus der Wanne in die hohle Hand und spritzte Nonnies Gesicht ein. – Auf der Veranda wurden Tritte hörbar. Bess drehte sich hastig um und sah Eddie in der Tür stehen; sein Gesicht hatte den gleichen leeren Ausdruck wie das des Mädchens, das neben ihren Knien lag.

"Na, ich habs getan", sagte er und zog mit einem kurzen nervösen Auflachen den Atem ein.

Bess ließ Nonnies Kopf zu Boden gleiten. Ekel überkam sie im Wissen, daß jetzt eine Zeit des Flüsterns anfang. Sie trat zur Tür, zog Eddie aus dem Umkreis des Lampenschirms heraus zur dunklen Veranda. "Was hast du getan?"

"Ihn umgebracht."

"Wen?"

"Deen."

"Tracy?"

"Ja."

Bruder und Schwester standen im Nachtdunkel einander gegenüber, zwei unsichere Schatten; keuchend ging beider Atem.

"Hat dich jemand gesehen?"

"Nein. Glaube nicht."

"Aber sicher weißt du es nicht. Jedenfalls denkt man dabei an dich ... Du mußt aus der Stadt weg." Bess hörte ihre eigenen Worte nicht.

"Ich spring auf einen Güterzug."

"Du wirst erwischt, bevor du noch richtig an der Fernbahn bist. Irgend jemand wird ihn ja finden. Wo –" Sie konnte kaum weitersprechen.

"Da, wo er umgefallen ist. Den Schweinehund rühr ich nicht an."

"Aber wo denn?"

"Bei Miss Adas Grundstück."

"Sie werden dich suchen ... sie werden gradewegs hierherkommen" Bess zitterte am ganzen Leib. Ihr Verstand setzte aus. *Wenn ich bloß denken könnte*, sagte sie sich immerfort, *dann wüßte ich doch, was zu tun wäre*. Ihr war, als ob die gesamte Erfahrung ihrer Rasse, wie man den Händen der Weißen entgeht, ihr zur Verfügung stehen würde, wenn sie bloß erst wieder zu denken imstande wäre ...

Irgendein alter Hund bellte. Das schrille Kläffen sickerte an ihrem Körper herunter wie Eiswasser. In wildem Krampf hämmerte sie gegen eine innere Tür, die sich nicht auftun wollte.

"Das ist mir scheißegal", sagte Eddie verbissen.

"Ach, du bist ja ein Dummkopf!" Haß empfand sie gegen ihn, und der Haß machte sie klarsichtig. "Sam. Falls er daheim ist ... er fährt dich nach Macon oder ... Komm jetzt", herrschte sie ihn an.

"Erst muß ich Nonnie sprechen und ihr erklären –"

"Erklär's deinem Fuß! Komm jetzt – du mußt fort!"

"Ich kann nicht fort, bevor ich ..."

Schrittweise war Nonnie zu ihnen herausgekommen, sie stand wortlos da. Bess drehte sich zu ihr um und sagte rasch: "Er hat einen Weißen umgebracht. Du weißt, was das bedeutet."

"Tracy?" Nonnie fragte ganz ruhig.

"Ja."

Die schwarze Nacht drückte sie mit ihrer drei Jahrhunderte alten Last nieder. Wie schwach war ihr Atem, um gegen diese Gewalt anzukommen! – Nichts schien den beiden älteren Geschwistern jetzt wichtig, als zu wissen, was Nonnie in diesem Augenblick empfand. Sie hielten inne, tasteten sich beide hindurch zu ihr durch einen dichten Nebel aus Haß und Liebe und Anteilnahme, lebenslang zusammengeballt.

"Ja, du mußt fort ...", sagte sie endlich, aber die beiden vernahmen nichts von einer Empfindung in diesen Worten.

"Mama, ich muß Pipi", tönte Jackies Piepsstimmchen. Das nackte Kerlchen hob sich im Lampenschein von der Drahtgittertür ab. Seine natürliche Not holte sie wie mit einem Donnerschlag in die Gegenwart zurück. Angst riß die Benommenheit von ihnen weg, die sie in seltsamem Bann gehalten hatte.

Bess sagte: "Du mußt abwarten! Jetzt geht's nicht ... Ach Gott, ich hatte ihn ganz vergessen. Komm her!" Sie nahm Jackie auf, trug ihn zur Treppe. "Kommt", sagte sie zu den andern und begann zu laufen. Da stockte sie: "Geld." – Sie starrten sie an. – "Wieviel hast du?"

"Ich weiß nicht ... fünf, sechs."

Als wenn es gar nicht wichtig wäre, als wenn nichts wichtig wäre! Alles überließen sie ihr. Schwach klangen Laute von der Stadt der Weißen herüber ... "Nonnie, hinter Mamas Porträt findest du mein Geld. Nimm auch deins mit, wo's auch ist. Beeil dich, Nonnie!" Ihren überanstrengten Augen schien Nonnies Weglaufen durch die Nacht wie der Weg in einen Alptraum. "Nimm auch Jackies Sparbüchse", rief sie ihr nach.

"Nein, nein," schrie Jackie, "Nonnie triegt meine Pennies ned."

"Still, Kind, es ist für Onkel Eddie."

"Er triegt sie auch nit ... triegt sie nit", und Jackie fing an, sich aus Bess' Armen loszu trampeln.

"Sei still jetzt! Oder ich hau dich durch!"

"Nein, nein, nein!" kreischte Jackie immer stärker. "Er triegt sie nit, triegt sie nit ..."

"Ach Gott, bring ihn zum Schweigen," stöhnte Bess, "man hört ihn ja ..."

Eddie mußte plötzlich lachen, und da brach auch Bess in nervöses Kichern aus.

"Ich nehm dir deine Pennies nicht weg, Bürschchen, halt jetzt die Luft an." Doch Jackie war zu schläfrig und zu trotzig, um mit seinen Klagen, durch die er plötzlich derart wichtig geworden war in der Familie, ohne weiteres aufzuhören, und so fing er wieder an: "Ich muß Pipi ... ich muß Pipi machen ..."

"Um Gottes willen, Bess, laß den Jungen runter!"

"Lauf schnell hinter den Busch dort, Junge!"

"Has mir ... immer desagt ... soll ned hintern Busch machen ... wie tleine Hündsche ..."

"Ach du mein Gott!" Bess beeilte sich, mit ihm hinter eine Zuckerrohrstaude zu kommen. Als die Natur und Jackie ihr Werk vollendet hatten, kam Nonnie zurück, vom Laufen außer Atem.

"Wieviel?"

"Ich habs nicht –"

"Zähl es, Nonnie, aber schnell ..."

Im ganzen waren es rund zwölf Dollar.

"Damit kommst du kaum nach Washington, Ed, was?"

"Nein."

Sie waren ans Pförtchen gekommen. Nonnie blieb stehen. Sie deutete auf den Zaun. Bess wußte nicht, was ihre Schwester meinte, es überlief sie kalt und sie fuhr herum, als lägen dort alle Giftschlangen der Welt, um nach ihnen zu schnappen. Non flüsterte: "Dort!"

"Was?"

"Das Geld –"

Bess folgte der Geste, tastete den Zaun mit den Fingern ab und fand das Päckchen. Langsam drehte sie sich zur Schwester um, aber Nonnie war schon weitergegangen, den Weg hinunter. "Wir sollten den Weg hinter Miss Adas Haus nehmen, Non", rief Bess ihr leise nach.

Mit ein paar Worten ließen sie Jackie bei Miss Ada zurück; sie wußten, die würde das Kind auch zu dieser Stunde und im Hemdchen ebenso einfach und ohne weitere Fragen aufnehmen, wie sie alles hinnahm, was Leben an ihre Haustür brachte.

Sie gingen die Treppe von Miss Adas Haus wieder herunter, schlugen den Weg dicht an der alten Hecke ein; plötzlich blieb Bess stehen. Wenn sie die Zedernallee hinuntergingen, mußten sie auf die Leiche stoßen. "Den Weg können wir nicht gehen", sagte sie nachdrücklich, und wie unter einem Zwang blickte sie hinüber an die Stelle,

wo Ed es getan hatte, wie sie annahm. Eben stieg der Mond hinter der dunklen Reihe der hohen alten Bäume empor, und bald mußte er den Körper deutlich wie im Tageslicht sichtbar werden lassen. Bess zwang sich, den Blick von den Bäumen abzuwenden, zwang sich, den zwanghaften Wunsch zu unterdrücken, dieses Unselige aus der Nähe anzusehen, das sich seit so langer Zeit in ihrer aller Leben breitgemacht hatte, ohne daß jemand es beim Namen nannte. Es war, als ob im Wald irgendetwas lauend herumgeschlichen wäre, solange man denken konnte; manchmal knackte nur ein Ästchen, manchmal krachte es heftig gegen einen Baum, aber nie konnte man es richtig erkennen oder benennen. Und nun lag es vor einem – tot. Und man hatte den Drang, es lange zu betrachten ...

Rasch bog sie ab, nahm den hinteren Weg, der durch ein Baumdickicht zu einem Feld hinter dem Friedhof lief. Bald waren sie an Sams Haus. Die Fenster waren dunkel.

Sie lief die Verandatreppe hinauf und merkte, daß die andern ihr dicht folgten. Da wurde ihr ein wenig leichter zumute. Heftig klopfte sie an die Tür; plötzlich hatte sie das Vertrauen, sie könne mit dem fertigwerden, was sie bis zu diesem Augenblick als unerträglich empfunden hatte, zuviel für die Kräfte ihres Herzens, ihres Verstandes und ihres Körpers.

Wieder klopfte sie. Im Haus war das Quietschen einer Bettstelle zu hören, dann schwere Tritte. Langsame, tastende Schritte. Tante Easter. Sam war nicht daheim ... vielleicht sogar außerhalb der Stadt ... In plötzlich aufsteigender furchtbarer Angst hämmerte sie heftig an die Tür.

Die Tür ging auf. Die alte Mrs. Easter Perry hielt eine Lampe hoch über ihren Kopf. In langem weißem Nachthemd stand sie da und musterte Bess von Kopf bis Fuß. "Du bist", sagte sie. Dann sah sie hinter Bess die beiden andern stehen.

"Ja, Ma'am", sagte Bess leise. "Wo ist Sam? Wo ist Sam, Mrs. Perry?"

"Er ist nicht da." Ihre hochgereckte Nase schien Bess wie eine aufgeworfene Barrikade.

"Wo ist er denn, bitte? Ich muß ihn sprechen."

"Er ist nicht da." Ihre Lippen kniffen sich zusammen.

"Aber wo ist er, bitte? Es ist wichtig. Furchtbar wichtig." Bess fielen die vielen Male ein, wenn es nicht so wichtig gewesen war.

"Wenn er heimkommt, will er gleich ins Bett gehen, hat er gesagt. Ganze letzte Nacht bei kranke Leut gewesen. Ganze Nacht lang. Machen ihn kaputt, die Leut; hat keine Zeit, mit andre rumzubummeln, wo ihn ned brauchen."

"Tante Easter," Bess verlegte sich auf inständiges Bitten, "diesmal brauchen wir ihn, mehr als jeder andere. Bitte, sagen Sie mir, wo er ist, dann gehe ich hin."

"Sam mag das ned, wenn man jemand sagt, wo er is. Sagt mir immer, sie solln was hinterlassen, un dann kommt er ..."

"Tante Easter, wir haben keine Zeit, was zu hinterlassen. Jede Minute ist kostbar ... jede ... Tante Easter, wir Andersons sind in einer schweren Bedrängnis."

Tante Easters düsterblickende schwarze Augen weiteten sich grade hinreichend, um der Neugier Raum zu geben; Bess bemerkte es und verstand, daß sie diese Chance nutzen mußte. Sie zog die Alte ins Haus hinein und flüsterte ihr dicht hinter der Tür zu: "Es handelt sich um Ed. Er hat heute abend mit einem Weißen Streit gehabt."

"Erzähl weiter", drängte die Alte.

"Der Weiße ist tot."

Es war zu sehen, wie sich unter dem mageren, strengen Gesicht die Muskeln strafften. Sie sah Bess an. "Bei Sally Masson is er. Kriegt'n Kind ... muß jetzt schon da sein. Sam sagt, Sally kriegt Kinder leichter wie andre Frauen 's Nachthemd ausziehn."

Ja, aber es konnte doch Stunden dauern – großer Gott! Bess machte kehrt, vergaß Tante Easter zu danken; schlug mit den beiden andern den Weg zum Nordende der Negerstadt ein.

In der Hütte, vor der sie halt machten, brannten alle Lampen. Auf der Veranda saß Sallys Schwester mit Sallys alter Großmutter und drei oder vier Nachbarinnen. Drinnen hörte man noch mehr Frauen schwatzen. Bess mußte vorsichtig sein.

Nachdem sie den anderen bedeutet hatte, vor dem Haus zu warten, ging sie ruhig über den Fußweg. Ruhig bat sie eine der Frauen, Dr. Perry sprechen zu dürfen. Sie gab vor, ihr kleiner Junge sei ganz plötzlich erkrankt, sonst wäre sie nicht grade jetzt gekommen. "Ist Sallys Kindchen schon da?" zwang sie sich zu fragen.

"Nö, is noch ned gekomm."

"Kommt noch frih genug ..." , sagte die Großmutter.

"Großie hat Zeichen gesehn", giggelte Sallys Schwester, machte sich lustig über die Großmutter. Die fuhr sich mit ihrem Kautabakstäbchen über ihr altes Zahnfleisch.

Sally stöhnte, daß man sie draußen auf der Veranda hören konnte. Sie schrie zwei-, dreimal hintereinander auf. Blieb dann still.

"Puuh", machte Sallys jüngere Schwester, ein schlankes, fichtenbraunes, schnippisches Ding. "Puuh," sagte sie wieder und starrte ins Dunkel, "ich möcht keins kriegen ... un wenn ichs bezahlt bekäm ..."

Die Tür wurde aufgemacht, dann gleich wieder geschlossen. Dr. Perry ging zu Bess.

Sie blickte in sein ruhiges Gesicht. Es blieb sich immer gleich. Man sieht Sam, man spricht mit ihm, und man wird ruhig. Man weiß gar nicht, wie das kommt, vielleicht ist es seine Körpergröße, seine Kraft, Geduld, seine Selbstsicherheit, sein stetes Verständnis für alles; daß er immer weiß, was zu tun ist. "Sam ... Jackie ist ernstlich krank." Das sagte sie laut, damit alle es hören konnten. "Kann ich dich mal sprechen? Er hats an den Därmen", setzte sie hinzu und fühlte dabei, wie sie zu weinen begann, als

ob diese unwahren Worte über ihr Söhnchen wie ein Schlüssel die Tore ihrer Selbstbeherrschung öffnen würden.

"Gehen wir hier raus", sagte Sam ruhig und schritt mit ihr durch die Gruppe der Nachbarinnen hindurch. An der Treppe stand Sallys Schwester auf und berührte seinen Arm: "Wie geht's Sally? Is's ... is's ... ?"

Sam sagte: "Das Kind ist da. Deine Mutter versorgt's gerade."

"Große," sagte Sallys kleine vorwitzige Schwester mit einem nervösen Kichern, während sie sich wieder hinsetzte, "das Kind is da!"

Die Großmutter spuckte ihren Kautabak ruhig aus und murmelte etwas.

Die vollen Lippen zusammengekniffen, sprang die Enkelin wieder auf, strich sich mit einer ihrer mageren Hände das schwarze Haar aus dem Gesicht und sagte vor sich hin: "Um nichts in der Welt möchte ich eins kriegen."

Bess hatte ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen und erzählte Sam kurz, was vorgefallen war. Ohne in die Richtung der beiden anderen zu sehen – Non befand sich grade noch außer Sichtweite der Leute unter dem Vorbau und Ed etwa hundert Meter weiter oben auf der Straße –, sagte Sam: "Geht die Straße hoch. In ein paar Minuten bin ich bei euch."

Rasch gingen die drei fort und warteten dort, wo die Hütten zu Ende waren. Zwergpalmen erstreckten sich links von ihnen bis zum Sumpf, auch zur Rechten, bis dorthin, wo wieder Hütten standen, und bis zum Sportplatz. Eine düstere, silbergraue, endlos scheinende Fläche von Zwergpalmen und Grasrispen dazwischen, da und dort eine Zypresse oder eine hohe Kiefer.

Wartend standen die Geschwister da, jedes ein wenig abgesondert vom andern. Man hörte Sam seinen Wagen anlassen. Als das Scheinwerferlicht sich näherte, stand eine große, magere Kuh von der Straße auf, blieb stehen und glotzte dem Wagen entgegen; eine große Kaktusfeige hing ihr aus dem Maul. Sam hupte, nahm das Gas weg und wartete, bis die Kuh zur nächsten Zwergpalmengruppe hinübergetrottet war.

Der Wagen hielt an. Sam rief: "Ich bin so weit, Ed. – Also?"

"Ok."

Bess sagte: "Hier, Ed, hier ist das Geld."

Ed steckte es in die Tasche. Dann machte er einen Schritt auf Non zu. "Non ... ich ... ich hoffe, du verzeihst mir ... Non ... du ..."

Beide sahen sie an, beobachteten, wie sie schluckte und schluckte, um ein Wort herauszubringen. Dann nahm sie seine Hand und streichelte sie zart mit den Fingern, kehrte sich dann rasch ab, lehnte sich an einen Baum, mit dem Rücken zur Straße und zu den anderen.

"Non," schluchzte er, "du mußt verstehen .. du mußt ..."

"Ed," rief Sam, "steig ein. Du hast keine Zeit zu verlieren."

"Non, du mußt ..."

"Steig ein, du Narr!" Bess stieß ihren Bruder weg und zum Wagen hin.

Der Schein des Schlußlichts schwand langsam vom Sand; der letzte Laut des Wagengeräusches verhallte.

"Komm, Non", flüsterte Bess und setzte sich in Bewegung, dem alten Haus der Andersons zu.

Sechzehn

Dessie sang leise vor sich hin, als Henry eintrat; sie sang das Lied der Weißen im Versammlungszelt. Er ließ sie singen, setzte sich hin und versuchte, sich den Abend ins Gedächtnis zu rufen. Doch bald gab er das Nachdenken auf, zog Dessies Stuhl dicht an seinen heran und legte den Arm um ihre Taille.

Sie hörte zu singen auf.

Er schäkerte mit ihr, griff ihr mit seinen großen Händen unters Kleid; dabei spürte er die ganze Zeit mißgelaunt Eddie Andersons Faust und im Ohr klang ihm dessen: *Du verdammter schwarzer Nigger!* Und wie ein Gespenst begann er Nonnie zu sehen – sie war weiß, keine Negerin, sondern eine weiße Frau, und es ging ihm auf einmal mit erschreckender Klarheit auf, daß sie ihn so wenig heiraten würde, wie das Laura Deen täte. Diese Erkenntnis bereitete ihm Schwindel im Kopf und einen sauren Geschmack im Mund. Etwas grob riß er Dessie an sich heran und küßte sie; und im Glauben, es seien ihre weiblichen Reize, die diesen neuen Anfall von Verliebtheit hervorgerufen hätten, drückte und rieb sie sich an ihm. "Henry," flüsterte sie, "wir wer'n doch wohl heiraten, gell?"

"Heiratn –", sagte Henry nachdenklich, "da kann man ned so Hals über Kopp reinstolpern, ohne ..." Schwierig, sowas vorzubringen unter Dessies großen, feierlichsten Augen, die jedem seiner Worte folgten. "Muß man genau überlegen ..."

Dessie nickte zärtliche Zustimmung. "*Die Eh' is eine geheiligte Einrichtung*", zitierte sie.

"Hä?" Henrys Hand zitterte ein wenig. Er fühlte sich müde und zerschlagen. "Mir könn uns auch amüsiern ohne ... mir könn ..." Er verzichtete auf weitere Worte und zog sie auf den Schoß.

Aber sie schlüpfte ihm weg und setzte sich wieder auf ihren Stuhl. "Is ned recht", sagte sie sanft.

"Wenn du mich liebn tätst, wärst du lieb zu mir", sagte Henry schwach.

"Is keine heilige Lieb, bevor man kein Heiratspapier hat."

"Wer hat dir den Quatsch beigebracht?"

"Missus Harris. Is eine brave Frau."

"Du bist ned Missus Harris."

"Ich versuch, ihr's gleichzutun."

"Herr Jesus, wofür denn?"

"Sie is mein Ide-all!" Dessie sprach plötzlich mit gefühlvollem Ernst. Und dabei streifte sie ihre Verführungskünste ab wie eine Schlange die Haut vom Vorjahr und saß aufrecht und tugendhaft da, die Hände im Schoß gefaltet.

Henry starrte sie ungläubig an.

"Missus Harris liest mir aus der Bibel vor", fuhr Dessie fort. "Sie is ned ... ist nicht", verbesserte sie sich hastig, "ist nicht sehr glücklich, aber –"

"Gott weiß, warum ... Hat doch alles dazu!"

"Was'n?"

"Kies, Schwester, Kies!"

"... aber sie is furchtbar gut. Liest mir aus der Bibel vor un lernt mir fromme Spruch. *Gesögnet sünd die, wo roinen Hörzens sind, dönn sie wärden Gohd schauennn ... Gesögnet die, wo –*"

"Allmächtiger Gott, Dessie, was hast du denn?"

"Missus Harris sagt, *der Goist des Heiligen Goistes üst allmächtig. Wasch ab unsere Sünden mit dem Blute des Lammes.*" Fast sang sie die Worte. "Sie liest mir vor von die zehn Jungfrauen. Fünf davon waren klug und fünf" – plötzlich in heller Entflammung: "waren die törichsten Jungfrauen, die ich ..."

Henry betrachtete sie. Sein großer feuchter Mund stand offen. Seine breiten Hände hingen schlaff und schlapp zwischen den ausgespreizten Beinen herunter. Seine Augen liefen über ihr Gesicht, über ihre kleinen, spitzen Brüste, den Leib herunter, bleiben lang hängen an der Wölbung ihres kleinen Bauchs. "Bin schon hungrig", sagte er und wunderte sich über seine Worte. Da er sie nun aber einmal gesagt hatte, erwiesen sie sich als wahr und dringlich.

Dessie schrak auf und schaute ihn an; sie war auch hungrig. – Sie rührte etwas Essbares zusammen, das sie mit Appetit zu sich nahmen. Als sie damit fertig waren, zog er eine Flasche hervor, tat einen tüchtigen Zug, reichte sie ihr dann hin. *Wirf deine Augen nicht auf den Wein – zuletzt beißet er wie eine Schlange:* Die Warnung von Mrs. Harris klang ihr im Ohr wie das Lied von gestern, war aber gleich wieder verklungen. Sie sah Henry an, der jetzt im Vollgefühl des gesättigten Magens sie anlächelte. Ihre Lippen verzogen sich zu einem Ausdruck der Ungewißheit.

Er flüsterte: "Tu's für dein' großen Jungen."

Sie setzte die Flasche an, trank einen guten Schluck, verschluckte sich, hustete, blinzelte, nieste.

Er lachte, trank auch wieder aus der Flasche, streckte lässig eine seiner Prätzen aus, zog sie an sich heran, zwischen seine gespreizten Beine, mit denen er sie nun umschloß wie ein Schraubstock. Sie zitterte, süße Wärme überlief sie.

Noch näher zog er sie an sich heran.

"Mir könn doch ned .. hier", flüsterte sie.

"Mir gehn un suchn uns'n Zwergpalmengebüsch, Schnucki", dann hob er sie lachend hoch und ging zur Tür hinaus. Sie strampelte und schlängelte sich aus seinen Armen wieder auf den Boden, zupfte ihr Kleidchen geziert herunter, ging dann gemessenen Schritts neben ihm her.

Ein Wagen fuhr vorbei. Dessie sagte: "Dr. Perry is ja noch spät außerm Haus." Sie gingen an der methodistischen Negerkirche vorbei, am Friedhof der Weißen entlang, die Arme umeinander geschlungen. Dessie war es doch nicht ganz geheuer; das schlechte Gewissen setzte ihr zu und ließ sie zaudern. Unter den Zedern von Miss Adas Haus blieb sie stehen. "Henry," flüsterte sie, "is schlecht von uns, daß wir sowas tun."

"Schlecht", lachte Henry auf und hob sie wieder hoch in die Arme. "Gott ja ... is schlecht von uns ..." Mit seiner strampelnden, tretenden, kichernden Last im Arm überquerte er die Straße zu den Zwergpalmen hinüber. --

Nachdem er seinen Genuß gehabt hatte, streckte Henry sich auf dem warmen Sand aus, tat einen tiefen, wohlig-entspannten Seufzer und war fast im selben Augenblick auch schon eingeschlafen.

Nicht so jedoch Dessie. Sie saß bolzengrade aufgerichtet da, die Hände ineinander verkrampft und starrte über die dunklen Massen der Zwergpalmen und Kiefern hin. "Hätts ned tun solln", sagte sie leise vor sich hin. "Morgen wer'n wir awer gleich heiraten", flüsterte sie dann, als ob sie ein Gespräch mit jemandem führe. "Bestimmt", flüsterte sie wieder. Ab und zu fiel ihr Kopf schläfrig nach vorne – und wurde gleich wieder von dem wachhaltenden Mahner in ihr wieder hochgerissen.

Als das Mondlicht in die klare, scharfe Dämmerung übergang, war Dessie dennoch eingedöst, aber der erste Strahl der Frühsonne auf ihrem Leib weckte sie auf wie eine Hand. "Komm," sagte sie und beugte sich zu Henry hinüber, "is schon spät! Wir müssen gehen."

Verschlafen stolperten sie durch das feuchte Gras, ohne viele Worte. Als sie bei Miss Adas Haus vorbeikamen, sagte Dessie: "Henry, mir heiraten doch jetzt, denk ich?"

"Na klar, mir heiraten." Dann gingen sie unter den Zedern weiter. "Später mal", fügte er hinzu.

"Henry –" Sie blieb stehen. Sie hatte es gesehen. Zögernd deutete ihre Hand nach dem Rand des Gebüschs unter der großen Zeder.

Henry folgte ihrer Gebärde, stolperte vorwärts. "Is ja mein Jung!" schrie er. "Jesus, Jesus –" Er kniete neben der Leiche nieder. Starrte hinunter auf das blutige Hemd, unfähig, die Augen von der Stelle abzuwenden. Er starrte noch immer ... als sein Schmerz langsam aufgesogen wurde von der jahrhundertalten, haarsträubenden Erinnerung an Negerschicksale, und er hatte nur noch einen einzigen verzweifelten Gedanken. Als er so in die starren Augen seines toten Spielkameraden stierte, sah er

Tausende von kalten Augen auf sich gerichtet, tausende von Fingern auf sich deutend, er hörte Tausende Bluthunde ihn anklaffen, die ihn ausschnüffelten, ihn, den langen Henry, ihn aus den Millionen schwarzer Menschen heraus ... und sie würden ihn kriegen ...

Er wandte sich um; es würgte ihn im Hals. *Sie werden mich schon kriegen.*

"Ich habs ned getan", murmelte er.

"Natürlich ned", murmelte Dessie und suchte nach irgendetwas, um ihm das Gesicht abzuwischen.

"Nein", flüsterte er.

"Nein", flüsterte Dessie und fing an zu zittern.

Siebzehn

Laura drehte sich im Bett um und strich mit den Fingern leise über das Fliegenfenster. Von da, wo sie lag, konnte sie den schmalen Streifen des Rasens und der angrenzenden Straße sehen. Der große Nußbaum der Hausecke hatte Zweige getrieben, die sich bis zu ihrem Fenster und darüber hinaus streckten. Durch das dunkle Geäst konnte sie zum Himmel hoch sehen. Ja, jetzt könnte sie, falls sie Lust dazu hätte, von ihrem Fenster aus leicht auf einen starken Ast steigen, während sie sich als Kind noch am Fensterrahmen festklammern mußte, um auf der Regenrinne Tritt zu fassen und von da aus aufs Verandadach und hinüber zum Baum zu klettern. Unmerklich, stetig war er gewachsen, hatte hartnäckig und unermüdlich seine Säfte hochgetrieben, dem komplizierten Formgesetz seiner Struktur gehorchend, zu seinem Glück nicht beengt von diesem Haus oder von anderen Bäumen, oder von Maxwell überhaupt. Alternd, reifend, Laub ansetzend und Büschel grüner Nüsse; wenn sie reif waren, warf er sie ab. Er überwinterte aus seiner eigenen Kraft. Ob Menschenwesen auch so wachsen und reifen? All die Leute, die Laura kannte, schienen nicht so zu wachsen, sondern sich und ihr Leben nur von einem Jahr zum nächsten zu schleppen – wie wenn ein kleines Kind auf einer Treppe spielt und alle seine Spielsachen mitnimmt auf die nächste Stufe, weil es noch nicht weiß, was es zurücklassen soll. Wenn man nur wüßte, was man hinter sich lassen soll ...

Unruhig stand Laura auf. So wach zu liegen, tat ihr nicht gut. Es war kindisch, sich soviel Gedanken zu machen. Den Finger immerfort auf eine wundete Stelle zu legen, linderte den Schmerz nicht! *Man hatte die Schublade aufgemacht, um die Tonfigur herauszunehmen; sie war fort. So ein Stückchen Ton! Man konnte ja noch mehr Ton bekommen.*

Sie verabscheut, was ich mag, war Lauras Gedanke gewesen, als sie vor der leeren Ladegestanden hatte. Jetzt schien ihr, als habe sie das seit langer Zeit gewußt, ohne es sich einzugestehen. Sie war überzeugt davon, daß ihre Mutter die kleine Tonfigur vernichtet hatte. Bei gewissen Dingen konnte es keinen Zweifel geben. Doch sich nach dem Grund dafür zu fragen, das war, als wenn man in alten Truhen nach einem verlorenen Gegenstand suchte. Laura hatte keine Antwort darauf gefunden, obwohl sie Antworten auf anderes dabei gefunden hatte.

Ton kann man ja wiederbekommen. Aber es gibt manches, das man nicht wiederbekommen kann. Sie hatte Lust gehabt, etwas davon auszusprechen, so, wie

Tracy es manchmal tat. Aber sie fand keine Worte, um es gefahrlos tun zu können. Solange Worte unausgesprochen bleiben, scheinen sie harmlos, einmal ausgesprochen, werden sie zu Sprengkörpern, in denen Gefühle enthalten sind ... die zu etwas entflammen können, das man nicht freizulassen wagt. Mit dem Tonklümpchen würde es beginnen, aber es würde nicht dabei bleiben. Nein. Das Stückchen Ton würde lediglich eine angezündete Lunte bedeuten, die zu all dem hinführte, was einem teuer war im Leben – vielleicht auf Umwegen, aber unausweichlich. Daß es jedoch zu einer Aussprache kommen würde, dessen war sich Laura bewußt. Als ihre Mutter am Freitagabend nach der Auseinandersetzung mit Tracy hereingekommen war, hatte es auf ihrem Gesicht gestanden. Sie hatte sich an Lauras Bett gesetzt, und Laura war erschrocken über den Gesichtsausdruck der Mutter; sie hatte das Buch beiseitegelegt.

"Wir haben in den letzten Wochen so wenig Zeit gefunden, miteinander zu sprechen, Laura."

"Ja, Mutter, ich weiß."

"Mir fehlt meine kleine Laura." Ihre Mutter hatte gelächelt, jedoch die Muskeln an ihrem Hals hatten gezittert.

"Du hast doch wohl gewünscht, daß ich erwachsen werde, nicht?" Laura wollte versuchen, das Gespräch in eine allgemeinere Richtung zu lenken.

"Natürlich. Aber ich vermute, noch immer denkst du und fühlst– auch wenn du erwachsen bist. Bisher sprachen wir über ... solche Dinge."

"Ja, ich weiß schon. Wahrscheinlich liegt es am College, daß man anders wird. Wenn mir etwas wirklich Wichtiges durch den Kopf geht, Mutti, dann sage ich es dir." Das klang allerdings ein bißchen oberflächlich-glatt.

"Alles, was dir durch den Kopf geht, ist wichtig für mich."

Dann waren sie einen Augenblick schweigend dagesessen.

Die Mutter sah sich im Zimmer um. "Laura, hältst du es für gescheit ... so viel mit älteren Frauen zu verkehren? Schließlich ist Jane Hardy doch viel älter als du. Wieso bevorzugst du ... diesen Typus Frau? Magst du deine alten Freundinnen nicht mehr? Harriet und die übrigen?"

"Doch, Mutter, ich mag sie gern. Sehr gern." Sie stockte. "Jane ist amüsant, Mutti. Interessant."

"Aber was habt ihr so viel miteinander zu reden? Du scheinst immer viel mit ihr zu reden zu haben –?"

Laura versuchte leichthin zu lächeln. "Ach, ich weiß nicht. Über Bücher wohl. Und alles Mögliche."

"Es gibt ... Frauen, Laura, deren Verkehr für junge Mädchen nicht heilsam ist. Du bist doch jung und unerfahren ..." Die Mutter spürte selbst, daß sie nicht recht wußte, wie sie sich ausdrücken sollte.

Um Gottes Willen, was sollte man ihr dazu sagen! "Ich war auf dem College, Mutti, und über all das wird dort gesprochen. Ich denke, ich weiß, was du sagen willst."

"Laura ... es würde mein Tod sein ... wenn irgend etwas ... wenn dir etwas zustoßen würde."

Die Mutter schaute sie an, und Laura fühlte sich nackt unter diesem Blick. "Ist doch nett, daß Dottie Tracy heiratet, nicht?" fragte sie.

"Ja, natürlich." Mutter senkte den Ton. "Es gibt Frauen, die ... unnatürlich sind. Sie sind wie Geier ... solche Frauen." Mutters Gesicht wurde zu Stein. "Sie tun ... jungen Mädchen Schreckliches an."

"Aber Mutter!"

"Ich glaube nicht, daß das anständige Frauen sind, die über den nackten Körper sprechen, wie es Jane tut."

Woher wußte sie das? Was meinte sie damit? Laura versuchte nicht, darauf zu antworten.

"Gute Nacht, Laura", sagte die Mutter und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen.

"Gute Nacht, Mutti."

Als die Mutter gegangen war, glitt Laura aus dem Bett und ging zum Schreibtisch hinüber. Was hatte Mutter gemeint? Sie zog die Schublade auf und nahm Janes Briefe heraus. Ja, sie schrieben einander, obwohl sie in derselben Stadt wohnten. Sie hatten sich viel zu sagen. Sie konnte Jane so vieles sagen, was sie bisher niemandem zu sagen imstande gewesen war. Lauras Herz schlug heftig – sie wußte nicht, warum. Sie nahm den obersten Brief zur Hand. Aber das war nicht der letzte, den sie von Jane bekommen hatte. Mutter war also auch an ihren Briefen gewesen. Mutter hatte sie gelesen. Mutter wußte, daß Jane für die Figur Modell gestanden hatte. Davon hatte Jane im letzten Brief gesprochen; dieser Brief war fort! Mutter hatte ihn. Mutter hatte diese Freundschaft also jetzt in ihren Händen wie das Tonklümpchen ...

Laura war dann wieder ins Bett gegangen, doch nicht, um zu schlafen.



Und nun konnte sie heute nacht wieder nicht schlafen. Sie wartete. Sie wußte, Mutter paßte den geeigneten Augenblick ab, – das, was sie den *psychologischen Moment* nannte.

Daß ihre Mutter ihr eigenes Leben von sich getan hatte, wie man ein Kleid abwirft, das einem nicht gefällt, und stattdessen sich entschieden hatte, das ihre zu leben, war Laura längst klargeworden. Es war, als wenn sie, die Laura in ihrem Leib genährt hatte,

nun mit gleichem Recht beanspruchte, sich von der zu ernähren, die sie zur Welt gebracht hatte. Und vielleicht hatte sie das Recht dazu ...

Laura warf sich herum, bis das Mondlicht hell auf ihre Uhr fiel. Schon drei. Tracy war nicht nach Haus gekommen. Die vertrauten Schritte hätte sie nicht überhört. Achtzehn Schritte von ihrer Tür bis zum oberen Ende der Treppe, zu seiner Tür. Achtzehn verstohlene, langsame Schritte, jeder zweite etwas schleppend, ein kurzes Schlurfen über den Teppichboden; dann öffnete und schloß sich langsam seine Tür. Seit sie denken konnte, hatte sie das gehört. Heut war es reichlich spät, selbst für ihn. Gestern abend war er wieder in die Gemeinde aufgenommen worden, hatte er Dorothy den Ring geschenkt, und nun war er heute nacht nicht nach Hause gekommen.

Sie seufzte. Ihm war es nicht gegeben, den geraden Weg zu gehen. Immer mußte er ... solche Sachen machen. Es war, als wenn ihm alles mißlingen müsse – wie ihr alles zu gelingen schien. Gelang ihr eigentlich etwas? Und nun wieder die Sache mit Dorothy. Arme Dottie – sie würde ihn nie verstehen. Wer verstand ihn? Immerzu würde Dottie sich um ihn sorgen und ihn zu *bessern* versuchen und ihn mit jedem Besserungsversuch immer wieder von sich stoßen; denn er würde sie hassen dafür. Und mit den Jahren würde sie es aufgeben, ihre Lippen würden sich in Falten zusammenkneifen wie die der Mutter, und sie würde immer mehr Zeit auf Kirchenbesuch und Kirchentätigkeit verwenden.

Einmal, als Tracy wieder spät heimgekommen war – sie hatte ihre Tür offengelassen und las im Bett –, war er im Türrahmen stehengeblieben und hatte zu ihr hineingeschaut. Sie konnte diese Nacht nicht vergessen, obwohl gar nichts besonderes vorgefallen war. "Was machst du denn?" hatte er gefragt und gelächelt, und zum ersten Mal im Leben hatte sie bemerkt, wie tief blau seine Augen waren, aber auch wie traurig, und dann kam sein amüsiertes Auflachen. Sein mageres Gesicht hatte sich entspannt und wirkte plötzlich sicherer.

"Tut mir leid – nur wieder ein Buch lesen." Sie hatte das Buch zugemacht, auf die Seite gelegt und sein Lächeln zurückgegeben, sie wollte ihn hereinbitten, sie hatte das Gefühl, heute könnten sie vielleicht einmal miteinander sprechen.

"Es gibt ja noch andere Sachen auf der Welt, Schwesterchen," hatte er freundlich gesagt, "aber vielleicht hast du gar keine Lust darauf."

"Vielleicht bekäme ich Lust darauf ... wenn ich wüßte, was es wäre." Sie wußte es, ja, sie wußte es. Er spielte darauf an, daß sie mit Männern verkehren sollte, vielleicht heiraten. Aber die Männer mochten sie nicht. Sie hielten sie für zu gescheit, so hieß es wenigstens. Vielleicht war's aber auch, weil sie sich etwas unbeholfen benahm. Das war der wirkliche Grund – immer hatte sie das gewußt – ein bißchen unbeholfen, unelegant und schüchtern.

"Du möchtest wohl nicht, daß ich dir was drüber erzähle, wie?" Und er hatte den Kopf zurückgeworfen und leise gelacht, und seine Zähne hatten im Lampenlicht

geblitzt. Ihr wurde bewußt ... das war der Tracy, wie ihn das Negermädel kannte. Er war so kurz vorher bei ihr gewesen, daß er noch nicht wieder die *Tarnfarbe* angenommen hatte, die er im Elternhaus trug. "Na denn ... gut' Nacht" hatte er gesagt, war dann ruhig zu seinem Zimmer hinuntergehinkt. Sie blieb zurück voller Unruhe und mit dem Gefühl, um etwas betrogen zu sein. Das war der Tracy, wie ihn Nonnie Anderson kannte. Der Tracy, den die Frauen liebten. Sie hatte sich oft gefragt, wieso die Frauen Tracy mochten, – all diese Miss Belles, die alten Jungfern und die jungen Ehefrauen wie die alten Damen. Jetzt erkannte sie es. Seine freundliche, zugewandte Haltung, seine unglücklichen Augen, die Aufregtheit in seiner Stimme, wegen all dem sehnten sich Frauen danach, ihn zu verhätscheln. Sie nannten das seine lebenswürdigen Manieren ...

Wieso aber war ihm alles mißlungen und ihr alles gelungen? Als sie jetzt hier nachts lag und nachdachte, hatte sie geradezu das Gefühl, sie sei auf dem Rücken seiner Mißerfolge zu den eigenen Erfolgen emporgeklettert. Man bekam Lust, all das wegzuworfen, das ganze bisherige Leben wegzuworfen und ganz von vorn anzufangen und auch Tracy nochmal von vorn anfangen zu lassen. Weit weg von Mutter ... und von Jane.

Jane war eine Waise, die in Maxwell als Schullehrerin arbeitete; sie wohnte bei der Familie Harris, hielt sich aber immer abseits und führte ihr eigenes Leben. Niemand kannte Jane wirklich. Die Leute sagten immer: "Feine Person, die Jane. Läßt sich aber von niemandem in die Karten sehen. Immerhin, feine Person", und waren beeindruckt von Janes Wissen und Janes Bücherregalen. Eines schönen Tages hatten sie Tennis gespielt und plötzlich angefangen, miteinander zu sprechen. Und man konnte wirklich mit Jane reden, man konnte ihr vom Modellieren erzählen und von den eigenen Gedichten, aber auch von Ängsten und Gefühlen. Und bald hatte sie bei Jane ein Gefühl von Sicherheit, wie sie es nur als kleines Mädel bei der Mutter gekannt hatte. Und da liebte sie Jane. Ja, sie liebte sie und hatte das Bedürfnis, mit ihr zusammenzusein. Und jetzt gebrauchte Mutter Begriffe dafür, wie sie die Direktorin des College gebraucht hatte, um die Mädchen zu warnen. Ja, man wußte schon. Man wußte Bescheid und wußte auch nicht Bescheid. Die Mutter wußte Bescheid und wußte nicht Bescheid. Die Direktorin wußte Bescheid und wußte nicht Bescheid. Man spürte aber auch, daß kein Gefühl mehr da sein würde, wenn Mutter ein Problem daraus machte, wenn sie diesem Gefühl solche Begriffe anhängte ...

Der Mondschein hob die Dächer auf der anderen Straßenseite aus dem Dunkel heraus, so scharf, daß kleine Zacken und Ecken hervortraten, die man bei Tag nicht sah. Wie oft hatte sie dagelegen und hinaus auf den kleinen Ausschnitt ihrer Heimatstadt geschaut. Man hörte die Wagen die Straße hinunterfahren; manchmal hörte man einen Fußgänger ein paar abgerissene Takte in das ruhige Atmen der Straße hineinpfifen;

dann wieder drüben auf der anderen Seite der Stadt das Singen der Farbigen, dessen langsames Heben und Senken einem süß in den Ohren klang ... wie das tiefe, langsame Atmen von Mamie, als man an ihrer weichen Brust gelegen hatte. Es wäre schön, Mamie einmal wiederzusehen. Eenie war zu ihnen beiden nie gewesen wie Mammie ... die so lieb war und immer bereit, ihre weißen Leutchen zu knuddeln und zu streicheln. Und wie hatte Tracy Laura gehaßt, daß sie ihm seine Amme wegnahm! Natürlich hatte sie nicht allzu viele Erinnerungen daran, außer dem, was Mamie ihr später erzählt hatte. Aber alle berichteten, Tracy habe lange Zeit nichts essen wollen, was Mamie ihm nicht aus ihrer eigenen Hand gab. Und einmal war er fortgelaufen und hatte sich hinter einem großen Nußbaum im Garten hinterm Haus versteckt und sich geweigert, wieder ins Haus zu kommen und ins Bett zu gehen. Bis Mamie hinausgegangen war und ihm gut zugeredet hatte; sie hatte ihn wieder ins Haus und auch ins Bett gebracht. Daraufhin hatte Mutter entschieden, daß Mamie sich wieder um Tracy kümmerte, während sie selbst für Laura sorgte. Ja, diese farbige Amme, die man so leidenschaftlich geliebt hatte, geht auf einmal fort – zu einem anderen Kind oder in eine andere Stelle. Und da soll man auf einmal alles vergessen, was sie einem war ...

Weiter unten in der Straße, wo Mrs. Viola Smith wohnte, die Damenschneiderin, mußte jemand Durst bekommen und zur Hinterveranda hinausgegangen sein, um zu trinken. Denn durch die Morgenstille kreischte das Geratter der Pumpe und riß heftig an Lauras Nerven, so sehr, daß ihr Herz hochauf und bis in den Hals schlug. Ja, so ist es: jemand, ein paar Häuser weiter, will ein bißchen Wasser trinken, und wenn er es sich holt, erschreckt das einen anderen Menschen, daß dessen Blutkreislauf und seine Gefäßfunktionen sich plötzlich verändern. Mrs. Smith würde ihre Pumpe nie aufgeben, und zwar, wie sie sagte, weil kein Wasser aus der städtischen Leitung je dem Wasser gleichkommen würde, das sie direkt vom eigenen Grund unter ihrer Hinterveranda heraufpumpte. Vor einem auf dem Boden kniend, würde sie den Priem unter ihrer Lippe ein bißchen lockern, die Schneiderkreide um den Rocksäum laufen lassen und betonen: "Jeder hat seine Neigungen und seine Abneigungen. Ich habe eine Abneigung gegen das städtische Leitungswasser. Es ekelt mich!" Laura hatte Mrs. Smith immer fragen wollen, was für Neigungen sie denn habe, aber ihr fades, verkniffenes, über die Nähmaschine gebeugtes Gesicht oder die zum Abstecken des Rocksäum überm Boden hinkriechende Gestalt lud zu dergleichen Fragen kaum ein. –

Es würde kein Gefühl mehr da sein, das war es. Nur wieder ein Durcheinander, das Alma bei ihrer Tochter aufräumte.

Vielleicht konnte man fortgehen. Vielleicht konnte sie fortgehen und nie wiederkommen. Nie wiederkommen zu Mutter (und Jane). Man würde das gar nicht mehr wollen, die Beziehung zu Jane, wenn Mutter es verurteilt hat. Nichts würde man wollen – überhaupt nichts.

Achtzehn

Warm und dumpf war es unter dem Zelt. Kein Lüftchen regte sich.

Leute kamen herein; nach und nach sammelten sie sich, aber sie kamen. Wagen parkten auf dem freien Platz am Rand des Feldes – dort, wo jeden Winter *Ringling's Circus* aufgeschlagen wurde. Bereits am Morgen war ein zweites Klavier ins Zelt gebracht und auf dem Podium aufgestellt worden, wo der Chor saß, und nun nickte Bruder Dunwoodie den beiden Pianisten zu, die gemeinsam *Beulah Land* spielten.²²

Es klang schön. Ja, Bruder Dunwoodie sagte zu sich selbst, es sei alles in Ordnung. Er hatte die Pianisten aufgefordert, die Musik ein bißchen aufzupeppen. "Ein bißchen Jazz rein", hatte er gesagt und gelacht. "Gott ist es wert, daß wir alles für Sein Werk einsetzen, was uns zu Gebote steht. Bringt die Leute draußen in Stimmung", hatte er gesagt. "Wir sind in Stimmung, ihr seid in Stimmung, stimmt's?" Ja, sie seien in Stimmung, hatten die beiden Klavierspieler gesagt, ihre Gesichter abgewischt und insgeheim ihre feuchten Hemden von den verschwitzten Hüften gelöst. Bruder Dunwoodie saß am Tisch vor der aufgeschlagenen Bibel und musterte die Zuhörerschaft. Das Zelt war fast ganz voll. Gutes Publikum.

Die Firmen und Läden waren jeden Tag zum Morgengottesdienst geschlossen. Trotzdem waren einige dieser Geschäftsleute nicht erschienen. Jetzt, im Verlauf der Erweckungskampagne, begann sich Gottes Geist bei den Leuten durchzusetzen. Bruder Dunwoodie hoffte, daß er bald auch diese anderen zu größerem Verständnis dafür bewegen könnte, welchen Anteil Er an einem guten Geschäftsgang hatte, daß er sie zu größerer Bereitwilligkeit veranlassen könnte, Zeit und Geld an die Geschäfte des Herrn hinzugeben. Heute morgen hielt er seine Predigt über das Wesen des christlichen Haushalts und ließ sie ausklingen in zwei Leitsätzen, die darauf abzielten, dem gediegeneren Teil der Maxweller Bürgerschaft ins Gewissen zu reden. Denn so zahlreich auch die Bekehrungen unter den Fabrikarbeitern gewesen waren, eine Erweckungskampagne konnte in Maxwell als Erfolg gelten erst, wenn die prominenten

²² <https://youtu.be/nuEPjaXNvSA>

Bürger der Stadt zur Herde zurückgelehrt waren. Ja, einige von ihnen hatten sich von der Kirche abgewendet. Es lag auf der Hand, daß auch im Hinblick auf größere finanzielle Unterstützung der Kirche mit diesen besseren Kreisen gerechnet werden mußte. Ohne ihre Wiedererweckung konnte selbst der mit Tracy Deens Bekehrung errungene Einzelsieg, so aufsehenerregend er war, dem für den Herrn in Maxwell getanen Werk nicht den Stempel eines wahrhaften Triumphs aufdrücken.

Bruder Dunwoodie fuhr sich mit den Fingern durch das dichte schwarze Haar. Acht Bürger waren es, für die er Tag und Nacht betete. Er betete nicht bloß für sie, sondern er hatte ihnen und der ganzen Stadt auch mitgeteilt, daß er für sie bete. Lächelnd rieb er sich das Kinn. In anderen Städten tat sowas seine Wirkung; es mußte auch in Maxwell funktionieren.

Er ging sie in Gedanken durch: die drei Brüder Rushton, von denen bisher keiner bei einer Erweckungsversammlung gewesen war. Prentiss Reid, der Herausgeber der *Maxwell Press*, ein Mann von großem Talent und Einfluß, doch ein Ungläubiger, der die Existenz Gottes leugnete und Tom Paines²³ Bücher dicht neben der Bibel auf seinem Schreibtisch liegen hatte. Jim Nevins, Eigentümer zweier Güter und jetzt Postmeister, doch ehemals Gastwirt des großen Wein- und Bierlokals von Maxwell, dessen Pforten sich nach Konzessionsentzug durch Volksabstimmung und durch die Prohibitionsgesetzgebung geschlossen hatten, dem Herrn sei Preis und Dank. Dann Aleck Brown, der in Eisenwaren und Landwirtschaftsmaschinen machte, auch Terminhandel mit Baumwolle. In seinen jungen Jahren war er Lehrer an einer Sonntagsschule gewesen, jetzt aber behauptete er, er sei am Sonntag viel zu zerschlagen, um aufzustehen und zum nächsten Häuserblock hinunter in die Kirche zu gehen; so habe er sich vorige Woche im Drugstore ausgedrückt, wurde erzählt. Morris Jones, der Bankkassierer, war Mitglied der Baptistengemeinde, nahm jedoch an des Herrn Geschäft keinerlei Anteil, außer daß er das Defizit zum Gehalt des Geistlichen zulegte ... *Und damit komm' ich billig davon*, legte ihm der Stadtwitzbold in den Mund, *daß ich seine Predigten nicht anzuhören brauche*. L. D. Stephenson, Mitglied des Parlaments von Georgia, war seit fünf Tagen außerhalb der Stadt – komisch, was sich die Leute für Ausreden ausdenken, um verreist zu sein, während eine Erweckungskampagne im Gang ist. Ihn für den Herrn zu retten lohnte sich; Tom Harris sagte, *so sicher wie nur was auf der Welt wird der eines schönen Tages Gouverneur, wenn er weiterhin den Leuten mit öffentlichen Geldern Butter aufs Brot schmiert*. Gestern nacht hatte Tom Harris ihm geholfen, eine Liste aller wichtigen Leute von Maxwell aufzustellen – einige davon auf Gottes Seite, andere auch nicht. Fast alle hatten fest zugesagt, dem heutigen Morgengottesdienst

²³ Thomas Paine (1737–1809) war ein einflußreicher politischer Intellektueller der Aufklärung und einer der Gründerväter der USA. Am 14. 4. 1775 wurde in Philadelphia die erste Organisation Nordamerikas zur Abschaffung der Sklaverei gegründet; Paine gehörte zu ihren Gründungsmitgliedern.

beizuwohnen, ausgenommen der alte Käpt'n Rushton, der draußen auf seiner Terpentinfarm saß, und L. D., der in Atlanta war.

Und sie waren alle da, ein paar von ihnen saßen kaum mehr als drei Meter von ihm in der ersten Bankreihe, andere waren da und dort in der Gemeinde verteilt.

Bruder Dunwoodie stand auf, berührte die aufgeschlagene Bibel mit den Fingerspitzen. "Freunde –", er hielt inne und lächelte. "Keinen besseren Weg weiß ich, um die heutige Andacht für unseren Vater im Himmel zu beginnen, als daß ich euch Gelegenheit gebe, Zeugenschaft abzulegen von Seiner Güte gegen euch. Es sind welche unter euch an diesem Morgen, die Gott gesalbt hat mit Öl, auf die Er ausgegossen hat Seine Segnungen. Auf denn, ihr, denen Gott Seine Gunst erwiesen hat! Erhebet euch und saget aus, was Er für euch getan hat. Es sind solche unter euch, die geliebte Menschen haben, welche sich von ihnen gewendet haben in Sünde, die aber nunmehr heimgekehrt sind zur Herde. Danket dem Herrn dafür. Denket nicht gering davon. Der Herr hatte mit einigen von ihnen zu ringen – jawohl! Schwer hatte Er zu arbeiten daran! Nun saget ihm, wie euch darüber zumute ist."

Eine leichte Bewegung lief durch die Menge. Alle sahen nach der ersten Reihe hin, wo Tom Harris' Glatze im Licht glänzte. Harris pflegte bei der Bekenntnisablegung den Anfang zu machen; er hatte eine ganz eigene Weise, Massenbekenntnisse auszulösen. Tom stand auf. "Ich habe viel, wofür ich dankbar sein muß, und ich weiß es auch. All das Gute, das mir zugekommen ist, ist gekommen aus der Güte Gottes. Mein Glaube ist, daß Gott Sorge um euch tragen wird, wenn ihr euch bemüht, Seinen Willen zu tun. Ja, Leute, das glaube ich." Tom drehte sich um und stand der Gemeinde Aug in Auge gegenüber. Sein vom Sonnenbrand rotes Gesicht glänzte vor aufrichtiger Überzeugung. "Es ist schon ein paar Jahre her, da sprach ein braver Prediger über die Abgabe des Zehnten. Ich sagte zu ihm: *Bruder, ein Mann kann den Zehnten nicht abgeben, wenn er eine große Familie durchzubringen hat. Er kann's einfach nicht aufbringen.* Und der Prediger blickte mich an und sagte: *Tom Harris, wer hat dir deine Fabriken gegeben? Wer gibt dir jeden Cent, den du verdienst? Du willst mir ins Gesicht sagen, du kannst dem Herrn nicht zurückgeben, was Ihm bereits gehört? Was für eine Art Redlichkeit ist mir das?! Weißt du nicht –* sagte er –, *daß Gott dir Gunst erweisen und dich fördern wird, wenn du deinen Glauben dadurch beweist, daß du Ihm den zehnten Teil zurückerstattest?* Nun, liebe Leute, damals wußte ich es noch nicht, aber ich habe es gelernt. Im Jahr drauf lieferte ich den Zehnten ab, und die Fabriken brachten mehr Geld ein als je seit ihrem Bestehen. Jawohl – Zehnten zu zahlen ist die beste Kapitalanlage meines Lebens geworden. Es zahlt sich aus."

"Amen", sagte Bruder Dunwoodie und wandte sich wieder den Männern zu, die direkt vor ihm saßen. "Wer ist noch bereit, auszusagen, was Gott für ihn getan hat?" Die alte Mrs. Henson stand auf und sagte mit zittriger Stimme: "Der Herr gibt und der Herr nimmt, der Name des Herrn sei gelobet", und dann setzte sie sich wieder und wischte

sich die Augen ab, denn Mrs. Henson hatte gerade ihr zehntes Kind verloren, das jüngste Söhnchen. Dann stand die schüchterne, sommersprossige kleine Mrs. Davis auf, warf einen Blick auf die vielen Leute, machte den Mund auf, aber es kamen keine Worte daraus hervor. Sie leckte sich die Lippen, machte noch einen Versuch, aber noch immer kamen keine Worte; da errötete sie, zog den Kopf ein und glitt wieder hinunter auf ihren Platz. Die Leute lächelten gutmütig-mitleidig, bloß ein Mädchen lachte nervös auf, wurde aber von ihrer Mutter zur Ruhe gezwickt. "Ihr wisset, Moses war ein Mann von schwerer Zunge", sagte der Prediger. "Jaa-woohl, Gott höret die Menschen, deren Rede schwerfällig ist, ebenso gut, wie Er die hört, die brüllen. – Kommt, Leute, wen drängt es noch, Gott zu preisen?"

Andere standen auf, die ein paar Worte sagten, und zu guter Letzt kam der unvermeidliche alte Culpepper, der noch bei jeder Bekenntnisablegung aufgesprungen war im Bedürfnis, unbedingt das Seine kundzutun, doch bisher vom Prediger stets übergangen worden war. – "Wohl denn, Bruder."

Culpepper stellte sich hin und wischte sich mit der Hand übers Gesicht, das seit vielen Jahren von einem Geschwür entstellt war. Er starrte den Prediger an, als ob er nicht mehr wisse, warum er hier stand, dann fiel es ihm plötzlich wieder ein, und er sagte: "Ich dank Gott davor, daß er mich uf die Füß steh laßt un au widder hisetze laßt. Ich preis ihn, daß er mir fimf Zähn gelasse hat, damit ichs Fleisch kaue kann. Ja, Bruder, ich preis Gott davor, daß er mich auf die Füß steh laßt –"

"Das ist wohlgesprochen", sagte der Prediger. "Preise den Herrn", fügte er hinzu, um das Gefasel des altersschwachen Küsters Culpepper zum Verstummen zu bringen. Dann nahm er die Bibel zur Hand und legte sie wieder hin. "Freunde, zum Thema für heute morgen habe ich gewählt das Wesen des christlichen Haushalters. Des christlichen Haus-hal-ters", wiederholte er langsam.

Nachdem er den Text gelesen hatte, schlug Bruder Dunwoodie die Bibel zu und warf sie mit einem leichten Schwung seiner Hand auf den Tisch.

Er sprach rasch, als sei schon allzuviel Zeit vertrödelt worden. Doch er hatte kaum begonnen, als ein langer, schwerer Güterzug seine schwerfällige, gewundene Reise durch die Stadt und am Zelt vorbei anfang. Lächelnd warteten die Leute ab, während Waggon nach Waggon sein Gewicht auf den Schienen dahinknirschen ließ, wie er ächzte und krächzte, sein Kreischen abschwächte, bloß um von einem andern abgelöst zu werden und noch einem andern und wieder einem andern. Gegen diesen Krach konnte keine Stimme aufkommen, das wußte Bruder Dunwoodie. So stand er denn da, ein geduldiger, wenn auch hart geprüfter Mann Gottes. Plötzlich schrie er: "Zählt sie, Leute! Zählt Gottes Segnungen; denn auch diese Waggons sind voll von Gottes Gaben an Sein Volk!" Dann hob er seine Arme und brachte damit die Zuhörerschaft auf die Füße. Rasch warf er den Klavierspielern ein paar Worte zu und stimmte an: *Count Your*

Many Blessings, Name Them One by One, und sie alle sangen es wieder und wieder und wieder, bis der Zug vorbeigerollt war, seinem Bestimmungsort im Norden zu.²⁴

Er wischte sich das Gesicht ab. "Ja, gelobt sei der Herr. Er ist gut zu uns! Jawohl! Gott führt uns zum Wohlstand. Er sagt: *Sehet her, schauet auf dieses Land, darin Milch und Honig fließet. Es ist euer!* Er sagt: *Nehmet, strecket die Hände aus und nehmet euch, was ihr wollt. Doch denket daran*, so setzt er leise hinzu, *ein Zehntel davon ist des Herrn und muß mir zurückerstattet werden.* Leise spricht der Herr. Mit stiller, kleiner Stimme. Doch es sind solche unter euch, die sich nur dessen rühmen, was sie vollbracht haben, wie klug sie sind" – und plötzlich füllte seine Stimme das ganze Zelt – "daß ihr Ihn nicht hört! Nein! Ihr hört Ihn nicht, weil eure Herzen gleich klapperndem Blech ertönen vor Prahlerei und Hochmut. Seht mich an, so sagt ihr, seht her auf meine Werke! Seht meine Sägemühle an, meine Terpentinfarm ... mein Kaufhaus" – ganz deutlich sah er jetzt die Geschäftsleute der Stadt an, einen um den andern – "meine Bank ... meine großartige Stelle ... Das hab' ich erreicht! Seht nur!" Bruder Dunwoodie hatte die Stimme gesenkt, während seine schwarzen Augen forschend über die Bänke hinfuhren. "Einige von euch haben früher dem Herrn angehangen ... haben ihre schmalen Einkünfte Seinem Werk geweiht ... lehrten in der Sonntagsschule ... gingen mittwochabends in die Gebetsversammlung" – seine Stimme wurde ruhiger und unterstrich dabei immer stärker die einzelnen Worte – "... sie beteten ... lasen ihre Bibel, bis der Herr sagte, *Dies ist ein Gerechter*, und die Hand auf eure Schulter legte, freundschaftlich, und euch hinführte auf grüne Weide. Ja, und dort wurdet ihr fett vor Wohlstand, den Er euch verlieh, bis ..." und seine Lippen kräuselten sich wieder zu verächtlichem Lächeln.

Der Sheriff Lem Taylor betrat das Zelt, ging zögerlich den Mittelgang entlang und suchte dabei mit den Augen die Bänke ab. Da er zu groß war, alsdaß er dergleichen ohne Aufsehen tun konnte, wandten sich ihm umgehend die Blicke der ganzen Gemeinde zu, als er nun zur ersten Reihe hinunterkam, sich vorbeugte und Tom Harris ansprach. Tom nahm seinen Hut, ging auf Zehenspitzen mit dem Sheriff durch den Mittelgang und zum Zelt hinaus.

Einen Atemzug lang stockte Bruder Dunwoodie, dann fuhr er fort: "Ja, eure Seele ist faul geworden, sie mag Ihn nicht verehren, Gott, der euch alles gegeben hat, was ihr auf Erden besitzt. Nun seid ihr zu müde, um am Sonntag aufzustehen und ein paar Häuser weit zur Kirche zu gehen ... zu müde sogar, um in euren Wagen zu steigen, den Fuß aufs Gaspedal zu drücken und das Lenkrad zu drehen ..."

Tom Harris kam wieder herein und schlich sich auf Fußspitzen zur dritten Reihe hin, flüsterte Tut Deen etwas zu; der tastete herum nach seinem Hut, als könne er nichts mehr sehen, folgte dann Harris zum Zelt hinaus. Manche Gemeindemitglieder

²⁴ <https://www.youtube.com/watch?v=ass3WQp9NIE>

rutschten unruhig auf den Bänken hin und her. Leute, die nahe beim Gang saßen, sagten später, Deens Gesicht sei grün wie Galle gewesen.

"... sich zu Gottes Haus zu begeben, um Ihn zu verehren. Ein Volk, das seinen Gott vergißt, wird ausgetilgt werden vom Angesicht der Erde. Not und Verzweiflung – "

Den Hut in der Hand, in seiner neuen Uniform als Stadtpolizist, kam auf Zehenspitzen Zeb Thompson herein, wollte erst den Mittelgang heruntergehen, stockte, kehrte um, schlurfte durch das Sägemehl und arbeitete sich dann auf der Seite nach vorne durch.

Bruder Dunwoodie brach ab und sah zu Zeb herüber: "Bruder, suchst du etwas?"

Zeb war heiser vor Verlegenheit: "Ja, Herr Pfarrer. Ist Mr. Pug Pusey unter den Zuhörern?"

Pug Pusey drehte sich um, starrte wie ein ernsthafter kleiner Uhu, nahm seine Brille ab, stand auf, wollte hinausgehen. Im Gang blieb er stehen, hatte entdeckt, daß er sein Gesangbuch noch in der Hand hielt, ging zurück zu seiner Bank, legte es dort nieder und ging dann dem Ausgang zu, sein rundes Bäuchlein mit beiden Händen haltend. Eine Gebärde, die Fremden zahlreiche Interpretationen hätten nahelegen können, die jedoch für seine Freunde ein unverkennbares Zeichen für Pugs Verwirrung und Seelennot war.

Jetzt gingen auch ein paar Männer hinaus, die hinten gestanden hatten, da sie erfaßt hatten, daß sich der Mittelpunkt der aufregenden Ereignisse aus dem Innern des Zeltes nach dessen draußen verlagert hatte.

Bruder Dunwoodie wischte sich das Gesicht mit einem großen blauen Seidentuch ab. Fing dann wieder an: "Jesus aber sprach zu den Pharisäern ..."

Jemand kam ins Zelt, ging nach vorne, beugte sich in eine Bank und sprach mit Prentiss Reid. Der Chefredakteur der *Maxwell Press* erhob sich und schlüpfte aus dem Zelt.

Bruder Dunwoodies Stimme schlug und hämmerte auf die Trommelfelle der Gemeinde ein; doch die Frauen hörten auf, sich zu fächeln, als spürten sie die Hitze nicht mehr, und die Männer rutschten auf der Bank herum, fuhren sich mit den Händen durch die Haare, legten die Beine übereinander und nahmen sie wieder herunter. – Die Predigt näherte sich ihrem Ende, als Tom Harris wieder hereinkam, wiederum auf Zehenspitzen durch den Mittelgang schlich, Mrs. Deen und Laura etwas zuflüsterte, die ihm daraufhin rasch aus dem Zelt folgten. Man konnte hören, wie ein Auto angelassen wurde, sich mühsam durch den Sandboden um das Zelt herum mahlte, schließlich davonfuhr. Dorothy Pusey, die im Chor saß, wurde weiß, und die neben ihr Stehenden sahen, wie sie mit von Nässe triefenden Händen an ihrem Taschentuch zerrte.

Bruder Dunwoodie machte abrupt Schluß mit seiner Predigt. Was auch immer vorgefallen sein mochte, es hatte dazu beigetragen, die günstige Gelegenheit gründlich zu verderben, Maxweller Geschäftsleute zu gewinnen. Man konnte eben nie wissen,

wann und wie bei einer Betversammlung der Teufel dreinfahren würde. – Es werde heute morgen kein Gottesdienst am Altar, keine Bußbank, kein Namensaufruf stattfinden. Kurz kündigte er noch an, wann am Nachmittag die Kinderunterweisung stattfinden werde. "Kommet alle heute abend und bringet auch Gäste mit. Dann werden wir Gott preisen und Seinen Namen rühmen, und" – seine Stimme nahm einen herausfordernden Klang an – "und falls der Teufel uns nicht fernbleiben mag, so werden wir auch ihn zwingen, Gott zu lobpreisen, wenn er sich nicht vorsieht!" Dann warf er beide Arme empor, was die Gemeinde veranlaßte, sich zur Erteilung des Segens zu erheben.

Als sein tiefes schmelzendes *Amen* verklungen war, leerte sich das Zelt hastig von den Männern, während die Frauen einander angstvolle Fragen stellten.

Dot Pusey brach sich Bahn durch die Menge, um zum Zelt hinauszugelangen. Die Leute draußen in der Hitzeglut sahen sie und machten ihr Platz. Worte umschwirren sie: *Was ist los ... Tracy Deen pscht ... ja ... erschossen ... Tracy ... psst ... Tracy Deen umgebracht ... böse Geschichte ... ja ... aufpassen ... Zwergpalme ...* Sie richtete an niemanden eine Frage, sondern eilte die Straße hinunter und über die Bahngleise nach der College Street zu.

Sie hatte das Geschäftsviertel durchquert und bog in die College Street ein, als ein Wagen neben ihr langsamer fuhr, aus dem Jane Hardy sie halblaut anrief und den Schlag öffnete. Dot stieg ein und der Wagen fuhr die sandige Straße hinunter; die beiden Frauen sprachen kein Wort. Beim Deenschen Haus an der Ecke stieg Dot aus und eilte hinein.

Jane blieb mit den Händen auf dem Lenkrad sitzen, als habe sie vergessen, das Auto wieder anzulassen, während das schwarzhaarige Mädchel in seinem hübschen grünen Kleid und dem wippenden grünen Hut über den Rasen ins Haus lief. Unter den großen Eichen bei der Veranda standen drei, vier Männer und fächelten sich mit den Hüten Luft zu oder wischten sich ab und an den Schweiß vom Gesicht. Einmal kam Mr. Pusey auf die Veranda heraus, warf Jane einen Blick zu, ging die halbe Treppe hinunter, blieb dann mit über dem Magen verschränkten Händen stehen und kehrte ins Haus zurück. Zwei Damen kamen heraus, sprachen ernsthaft und leise miteinander; die eine bückte sich, nahm ein welches Begonienblatt auf, wischte sich die Augen und kehrte wieder ins Haus zurück. Tom Harris kam eilig die College Street herunter, betrat das Haus, kam wieder heraus, gab einem der Männer unter den Eichen einen Wink, eilte wieder ins Haus.

Jane Hardy wendete den Wagen und fuhr die College Street zum Haus der Harris' hinauf.

Neunzehn

Als sie Miss Janes Wagen am Seiteneingang vorfahren hörte, läutete Dessie zum Mittagessen. Die Stunden waren lang und bedrückt von Ängsten gewesen, seit sie heute zur Arbeit gekommen war. Jedesmal, wenn das Telefon läutete oder Mrs. Harris nach ihr rief, brach ihr der Schweiß am ganzen Körper aus. Und erst nachdem Mrs. Harris und die Töchter und Miss Jane zum Morgengottesdienst gegangen und die Geräusche im Haus verstummt waren, verlangsamte sich Dessies hämmernder Puls. Nie zuvor hatte sie die Leiche eines weißen Mannes gesehen. Eigentlich hatte sie nicht geglaubt, daß ein Weißer ebenso sterben könnte wie Farbige. Und dann so zu sterben, einfach niedergeschossen und am Straßenrand liegengelassen zu werden in einer Blutlache, genauso wie es mit Farbigen geschah ...

"Es hat ihn wer umgebracht", murmelte sie vor sich hin.

Ich habs ned getan, hatte Henry gesagt, *ich habs ned getan*, – und dann hatte er plötzlich den Körper des Weißen aufgehoben und ihn vom Weg fort zwischen die Stechpalmensträucher geschleppt, immer weiter vom Fußweg weg, zwischen dichtgeballtes Gebüsch, dichtstehende Zwergpalmengruppen, und Dessie hatte ihm nachgesehen und es überkam sie die Empfindung, jetzt hätten sie es getan, jetzt hätten sie irgendetwas zu tun mit diesem gelben Totengesicht und diesem Hemd voll geronnenem Blut. In panischer Angst hatte sie aufgeschrien: *Henry, komm zurück!* Henry war zurückgekommen, und sie hatte taufeuchte Blätterbüschel genommen und damit seine Hände abgerieben und ihn gedrängt, ins Stadtviertel der Weißen, zum Hinterpförtchen des Deenschen Anwesens zu gehen, in seine Hütte. Geradezu gestoßen hatte sie ihn bis zum Haus und war dann schnell, so schnell sie konnte, zur Hintertür des Hauses Harris gerannt.

Während sie beim Frühstück die Weißen bediente und den Familienmitgliedern und deren geistlichem Gast weiße Brötchen reichte, hatte sie auf die Gespräche gehorcht; doch mit keinem Wort berührte die Unterhaltung die Familie Deen. Mit keinem Wort wurde die Nacht und der Tote dieser Nacht erwähnt. Sie äußerten, es sei gestern abend ein schöner Gottesdienst gewesen. Jemand warf höflich ein, fünf weitere Bürger seien gestern bekehrt worden und sieben hätten sich zur Kirche

bekannt. Und Prediger Dunwoodie sagte: "Ja, dem Herrn sei Preis, es war ein erfreuliches Meeting. Maxwell ist noch immer auf der Seite des Herrn!"

Dann waren sie wieder verstummt, wie die Harrisleute immer stumm blieben, bis sie ihre erste Tasse Kaffee zu sich genommen hatten. Und sie hatte am Büfett gestanden und sie beobachtet, hatte gesehen, wie die Sonne über Mrs. Harris' graues Haar kroch – wie jeden Morgen im Sommer –, hatte ihre Gesichtsfarbe und ihre dunklen Augen betrachtet, um zu erkennen, ob es ein guter Tag werden würde für ihre Herrin.

Prediger Dunwoodie bat um eine zweite Tasse Kaffee, und gerade als Dessie sie ihm gefüllt wieder hinreichen wollte, sagte er mit einem Lächeln zu den Tischgenossen: "Eines Tages wird Tracy Deen noch seine Heimatstadt damit überraschen, daß er Prediger wird. Dieser Junge hat etwas in seinem Blick, als sei er berufen, Christi Evangelium zu predigen." – Da hatte Dessie die Tasse fallenlassen, daß der Kaffee übers Tischtuch und auf den Teppich und über Bruder Dunwoodies Rockärmel lief. Rasch holte sie vom Büfett eine frische Serviette und trocknete die Nässe von seiner Hose und konnte dabei ihren eigenen fliegenden Atem hören, indes die Familienmitglieder einander und Dessie mit süßsaurem Lächeln anblickten. Die Harrisleute waren eine gute Herrschaft und schalten sie nicht wegen solcher Sachen.

"Schon gut," sagte der Prediger freundlich, "ist schon gut, Dessie." Er war auch ein guter Mann, der Prediger Dunwoodie, wenn er auch aß wie zwei Scheunendrescher. Aber Dessie zitterte so, daß sie kaum die Scherben zusammenlesen und in die Küche tragen konnte.

Den ganzen Morgen über schlotterten ihr die Hände wie ihrer alten Großmama, die der Schlag gerührt hatte, und als die Familie zur Kirche gegangen und das geräumige Haus mit seinen breiten schattigen Veranden und den hohen dämmrigen Zimmern still geworden war, kroch sie herum und staubte ab und stellte die Möbel zurecht, wobei sie sich immer wieder irgendwo hinsetzen mußte wegen eines ungewohnten Schwächegefühls in den Beinen. Kühl und schattig war's hier drinnen, und man konnte sich einbilden, auf der Welt sei nie etwas Böses vorgefallen, wenn man da so mit seinem Staublappen herumwanderte und die Lehnstühle und den Kaminsims und den Klavierstuhl abwischte ... – daß alles außer der tiefen Weichheit des Teppichs und der hübsch glänzenden Glätte der Möbel und dem hellen Schimmer des Spiegels im Dämmerlicht nur ein böser Traum sei.

Dessie schlich sich auf Zehenspitzen zum Kaminsims und betrachtete sich im Spiegel. "Hast Sünd begangen", sagte sie zu dem braunen Gesicht, das sie daraus anstarrte. "Missus Harris denkt, du bist'n braves Mädels," flüsterte sie ihren traurigen Augen zu, "aber das bist du ned. Un hast das ganze Schlechte über dich gebracht." So stand sie da und schaute sich an und empfand ihre Not als gerecht und von Gott gesandt; fast schwelgte sie ein bißchen in oberflächlicher Reue. Plötzlich fuhr sie

herum, denn ihr war, als habe sie im Spiegel hinter ihrem Gesicht etwas anderes gesehen – als ob die ganze weiße Menschheit sie daraus anblickte. Eine Angst überfiel sie, die sie nie im Leben verspürt hatte.

Erst hatte Großmama für sie gesorgt, und dann hatte Mrs. Harris sich ihrer angenommen. Immer hatten gute Menschen sich um sie gekümmert. Man wußte ja, es gab Weiße wie Miss Belle, denen man gern die Zähne zeigen würde, aber es gab auch viele Farbige, mit denen man nichts zu tun haben wollte. Man wußte, weiße Farmer schlugen manchmal einen Arbeiter tot, und immer war man sich darüber klar, daß es ein schlechter Mensch war, der sowas tat, auch wenn es ein Weißer war. Sowas war ... wie Gestank aus dem Abtritt. Man gab nicht drauf acht und kümmerte sich nicht darum, außer an heißen, feuchten Tagen, und auch dann nicht für lange. Aber das jetzt ... das war nicht so'ne Kleinigkeit wie ein bißchen Gestank aus dem Abtritt, das ... das ging jetzt um viel mehr! Ging ums Schwarzsein ... ja: ums *Schwarz Sein!* Da stand sie mitten im Raum, den Staublappen in der Hand. Zögernd legte sie ihn ab und besah ihre Hand und dann die braune Farbe ihres Arms. Sie berührte ihre Haut, als habe sie sie noch nie gesehen. Wenn sie gut zu ei'm sein wollen, wie die Harris', da sin sie gut ... wenn nicht, nicht. Da kannst nix machen ... das is, wie's is ... Man kann bloß warten ... abwarten ... un wenn man ihn' in die Quere kommt ... Jesses ... dann tun sie ...

Tante Susan rief nach ihr, sie solle kommen und den Tisch decken, und Dessie machte, daß sie aus dem Salon kam, der solch bittere Erkenntnis barg; es würgte sie noch im Hals, der Geschmack davon lag ihr im Gaumen, als sie atemlos in Susans heller, heißer Küche ankam, die erfüllt war vom Geruch braungebrutzelter Hühner und dem würzigen Duft frischgeschnittener Gurken. Sie lief auf Susan zu, die mit schweißüberströmtem Gesicht am Herd stand, ihre lange Gabel noch in der Hand, und sich jetzt umdrehte. "Wovor läufst du davon, Dessie? Wirst mir ja noch die Teller da von der Wand schütteln mit dem Gepolter!"

Aber Dessie wußte, Tante Susan konnte sie nichts davon sagen. Sie konnte nichtmal anfangen damit, denn wie hätte sie erzählen können, daß sie die ganze Nacht mit Henry zusammengewesen war? Tante Susan würde ja glauben, so'n schlechtes Mädel tät überhaupt kein wahres Wort sagen und tät dann glauben, Henry hätt's wirklich getan ...

Dessie begann zu begreifen, daß Menschen manchmal aufgrund ihrer Hautfarbe zusammengehören, manchmal aber auch aufgrund anderer Dinge – Sünden, zum Beispiel –, oder mit solchen, die gut zu einem sind oder mit denen man am gleichen Platz arbeitet.

"Solltest 'n bißchen fix machen, Kindel, un den Tisch decken."

Dessie beeilte sich also mit dem Tischdecken, und nachdem die Familienmitglieder heimgekommen waren und sie zuletzt Miss Janes Auto hörte, läutete sie die große Glocke zum Mittagessen.

Die Familie versammelte sich. Es waren sehr gesprächige Leute, das wußte Dessie, aber soviel hatte sie noch nie sprechen hören oder, besser gesagt: so heimlich miteinander tuscheln, wie sie es jetzt in der geräumigen Diele taten, die sie häufiger als Wohnraum benutzten als die beiden Salons. Ihre Hand zitterte, als sie den eisgekühlten Tee eingoß. *Sie haben ihn bestimmt gefunden ... irgendwer hat ihn gefunden ...*

Als sie nun das Speisezimmer betraten, brachen sie ihre Unterhaltung auf einmal ab. Mrs. Harris murmelte: "Bruder Dunwoodie, wollen Sie das Tischgebet sprechen?" Dessie trat respektvoll zurück, verbarg ihre andere Hand unter der eiskalten Karaffe, senkte den Kopf. Auch die Familie senkte die Köpfe, Bruder Dunwoodie erhob beide Hände: "Für diese und alle anderen vielfachen Segungen, die Du dieser guten Familie gewährt hast, danken wir Dir, himmlischer Vater." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: "Wir flehen Dich an, unter den schützenden Mantel Deines liebevollen Mitleidens unsere teuren Freunde und Nachbarn zu nehmen, die heute in so tiefes Leid gestürzt wurden durch den plötzlichen Tod ihres Sohnes. Tröste sie, Du, Unser Vater, in ihrer großen Kummernis. Und mögen sie Frieden finden in der segensvollen Gewißheit, daß durch die Gnadenfülle Jesu Christi, Deines eingeborenen Sohnes, seine Sünden ihm vergeben wurden und ihm das Heil in Dir widerfahren ist, ehe Du ihn beriefst zur ewigen" – Dessie ließ die Karaffe fallen – "Vergeltung. Amen."

Rasch bückte sich Dessie, um die Scherben aufzulesen und ihre Beschämung zu verbergen.

"Grad heiß genug, um den Tee zu verschütten", sagte Charlie lächelnd.

"Ja, Sir – gleich hole ich frischen." Sie sauste aus dem Zimmer, kam zurück, wischte den Fußboden auf, rannte in die Küche und kam wieder mit einer anderen Karaffe voll Tee. Doch die Familie hatte sie kaum beachtet. Auch schien niemand Appetit zu haben für Tante Susans gutes Brathuhn mit Gurkensalat – nicht einmal der Prediger. Selbst er war schweigsam, obwohl doch Prediger immer reden, ob sie nun auf der Kanzel stehen oder nicht.

Harriet sagte: "Man hat ein Gefühl ... wie damals bei Clem."

Jemand sagte: "Clem Massey, Bruder Dunwoodie, ist Miss Julias Bruder. Vor vier Jahren hat er einen Menschen umgebracht." Dann schwiegen sie wieder, und Dessie wußte, daß jetzt alle Harrisleute an Miss Julia und ihren Bruder Clem dachten, der sie mit seinen Schlechtigkeiten fast an den Bettelstab gebracht hatte – wie jedermann in Maxwell sagte – und der jetzt im Zuchthaus war. Miss Julia wohnte allein in dem großen Haus am Stadtrand. Manchmal sah man sie im Wald spazierengehen, und wenn man nicht gewußt hätte, daß sie in Maxwell geboren und aufgewachsen war, so konnte man glauben, sie habe sich verirrt und wisse nicht, woher und wohin.

Harriet sagte: "Mutter, wir müssen wegen der Blumen nach Jacksonville telefonieren." Und Mary sagte: "Aber keine Nelken. Ich kann Nelken nicht ausstehen", und lächelte jedem einzelnen in ihrer süßen, niedlichen, blauäugigen Weise zu.

Mrs. Harris häufte Mr. Harris' Teller voll. "Stell das in die Backröhre, Dessie, bis er heimkommt", sagte sie. Dann zu ihrem Sohn, der auch nicht viel aß: "Charlie, meinst du nicht, du könntest jetzt zu Deens hinübergehen, damit dein Vater zum Essen kommen kann?"

Und dann standen sie vom Tisch auf, ohne an der Eiscreme mehr als genippt zu haben; selbst Miss Jane, die Gefrorenes über alles liebte, wie Dessie wußte, rührte ihres nicht an; vor lauter Mitleid mit Miss Laura und Missus Deen, nahm Dessie an.

Alle außer Mrs. Harris standen auf. Sie blieb häufig so am Tisch sitzen, nachdem die andern gegangen waren. Manchmal, wenn Mr. Harris später gekommen war und nachgegessen hatte, manchmal auch ganz allein. Dann saß sie da und machte mit ihrem Löffel oder ihrem Finger kleine Striche auf dem Tischtuch. Dann räumte Dessie leise wie ein Mäuschen, ohne ein Wort zu sprechen, den Tisch ab. Alles war still in dem eichengetäfelten Speisezimmer und still in Mrs. Harris' Gesicht. Bis sie nach einiger Zeit aufblickte und Dessie zulächelte, und Dessie ihrer Herrin, die stets so gut zu ihr war, das Lächeln zurückgab. Aber heute lächelte sie ihr nicht zu, ja, schaute sie nicht einmal an, und Dessie hatte das Gefühl, sie sei aus Mrs. Harris' Welt ausgestoßen. Sie hatte ein Kleid gestohlen und war die ganze Nacht mit Henry draußen gelegen, und sicher wußte Mrs. Harris davon. Und dann kriegten sie ihn ... und alles weil sie ...

Dessie glitt auf dem Teppich aus und ließ zwei Gläser fallen.

"Dessie! Das ist das fünfte Stück, das du heute zerbrichst. Was soll ich denn mit dir anfangen, mit einem so unachtsamen Ding!"

"Ja, M'm", sagte Dessie und heulte los.

"Ich weiß, du hast es nicht absichtlich gemacht," betonte Mrs. Harris rasch, da Dessies Schluchzer das Zimmer erfüllten, "aber es wäre mir lieb, du lerntest, ein bißchen achtsamer zu sein."

"Ich weiß, daß ich Unrecht tan hab," sagte Dessie und fing wieder an zu schluchzen, "ich weiß, ich hab furchtbares Unrecht tan!" Und mit einemmal ging sie hin zu Mrs. Harris, blieb vor ihr stehen und zerknäulte ihre Schürze zu einem wirren Knoten. Vielleicht wenn sie schnell ihre Sünde bekannte, daß dann Gott den Henry nicht kriegen lassen würde. Es war ja doch alles ihre Schuld und ... "Missus Harris, ich hab schwere Sünd tan. Ich hab was Furchtbars tan ..."

"Geschirr zerbrechen ist keine Sünde, Dessie. So meinte ich das doch nicht."

"Awer ich hab schreckliche Sünd tan, Missus Harris. Ich bin 'n Nixnutz, ich ..."

Mrs. Harris legte den Löffel hin und betrachtete das weinende Mädchel. "Vielleicht ist die Arbeit für dich zu schwer. Das große Haus reinhalten, du bist jung ... ich vergesse immer, wie jung du bist."

"Nein, Ma'am." Dessie fing wieder zu schluchzen an. "Sie mißten mich aufm Land heraußen sehn, Ma'am. Da hacken mir 'n ganzen Tag in der glihende Sonn –"

"Wir", korrigierte Mrs. Harris.

"Wir, 'n ganzen Tag lang ... in der glühende Sonne. Ich bin an harte Arwet geweehnt. Is ned zu schwer. Is ne gute Stell." Sie lächelte unter Tränen, während ihr zwei Bächlein aus der Nase liefen, ohne daß sie es merkte. "Un ich bin Ihn auch sehr dankbar, Ma'am."

"Hier," beeilte sich Mrs. Harris, "nimm das Taschentuch da und wische dir die Nase ab, und dann geh ins Badezimmer und wasch dir das Gesicht. Ich werde ich dir ein bißchen Schwefel und Weinstein geben. Ich sehe ja, dir geht es nicht gut."

Mrs. Harris gab Dessie ein altes Handtuch, dann ging sie an ihr Arzneischränkchen.

Dessie seufzte. Ergeben sperrte sie den Mund auf und ließ sich einen großen Eßlöffel von der pulverförmigen Mixtur verabreichen. Es würgte sie im Schlund, sie schluckte mühsam, und nach und nach gelang es ihr, genügend Speichel in die Mundhöhle zu befördern, um das Zeug herunterzuspülen.

"Nun, Dessie," sagte Mrs. Harris, "wann haben sich deine Gedärme das letztmal geregt?"

Dessie blinzelte die Fragerin an.

"Wann warst du ... auf der Toilette?"

"O nein, ich hab ned Ihre benutzt. Sie haben mir doch gesagt, daß ich das ned darf. Ich lauf immer aufn Abtritt im Garten."

"Ja, ich weiß. Aber hast du heute eine Funktion gehabt –?"

"Funktion?"

"Ja, eine Darmfunktion."

Dessie blickt die Fragerin ernst an, dann hellte Verständnis ihr Gesicht auf. "Ja, Ma'm, hab ich," sagte sie, "awer mir nenn das –"

"Wir", korrigierte Mrs. Harris mechanisch.

"Wir nenn das ...", fing Dessie wieder an, stockte plötzlich, da ihr einfiel, daß man über dergleichen nicht zu weißen Damen sprach. Sie bedeckte sich den Mund mit der Hand und lächelte verschämt. "Ich denk immer laut," sagte sie, "is was Konfusisches mit mir!"

"Dessie," sagte Mrs. Harris zögernd, als habe sie ihr gar nicht zugehört, "heute nacht hat jemand Mr. Tracy Deen umgebracht."

Dessie schluckte mühsam.

"Und niemand hat eine Ahnung, wer es getan hat." – Dessie rührte sich nicht. – "Auch nicht, wieso." Nach einer kurzen Pause sprach Mrs. Harris weiter: "Ist doch merkwürdig, wie der Sohn von guten Freunden in der eignen Heimatstadt, wo man doch jeden kennt, so umgebracht werden kann." Ihre Stimme war ganz leise geworden, und Dessie spürte, daß sie nicht zu ihr sprach. "Manchmal verliere ich den Mut, mich mit der anständigen Erziehung von vier Söhnen abzumühen ... Man müht sich ab ... und

dann ..." Sie starrte in die Ferne, mit tief verdunkelten Augen. "Seltsam, zu denken, daß in dieser Stadt, wo wir alle zusammenleben, jemand weiß ..."

"Missus Harris," sagte Dessie mit zittriger Stimme, "bitte, Ma'am, möcht' Sie mir ned bissel was aus der Bibel vorlesen? Mir is gar ned gut."

Zwanzig

Es wurde vier Uhr, bevor Miss Sadie zu ihrem üblichen nachmittäglichen Plauderstündchen mit ihrer Freundin Belle kam, denn in der Telefonzentrale ging es zu wie bei einer Gruppe aufgeregter Klatschweiber, seit sich die Kunde von Tracy Deens Tod in der Stadt herumgesprochen hatte.

Sie stöpselte Belles Nummer, lockerte die schwarzen Hörmuscheln über den Ohren, schob das um die Haare gewickelte bunte Tuch aus ihrer feuchten Stirn und beantwortete kurzangebunden Belles Fragen, denn sie war natürlich beim Morgengottesdienst gewesen und wußte deshalb alles, was es zu wissen gab.

"Ja ... Schuß in den Unterleib ... Ja, muß schrecklich geblutet haben ... Na, natürlich, irgendwer muß ihn erschossen haben, zweifellos ... Nein, niemand glaubt an Selbstmord ... Muß so gegen elf gewesen sein, als die Jungs von Jenkins ihn gefunden haben ... Nein, früher kann's nicht gewesen sein ... Na, das hat doch 'ne Zeit gedauert. Er ist in die Stadt gegangen und hat es Lem Taylor erzählt, und der mußte erst seine Frau suchen, bevor er vom Gefängnis fort konnte ... Nein, so'n Mann kann doch nicht einfach alles stehen und liegen lassen und vom Gefängnis weglaufen ... Jemand hat erzählt, sie war bei der alten Mrs. Jones und ... Na, jedenfalls dachte er, er muß sie erstmal suchen ... Wie Lem dann in die Innenstadt kam, sagte er es den Jungs, und dann mußten sie doch erstmal ausknobeln, wie sie der Familie die Nachricht beibringen ... die waren doch in der Kirche. Das machte es noch schwieriger ... Na, man kann doch nicht einfach in die Kirche reinplatzen und dort mir nichts dir nichts alles Mögliche verkünden. Das muß man sich doch überlegen, wie man das anstellt ... Und das kostete eben Zeit ... so Sachen sind eben –"

"Ja, das weiß ich schon," sagte Belle, "aber, Sadie, ich verstehe bloß nicht, warum jemand einen so wohlgezogenen, gutmütigen Jungen wie den Tracy Deen hat umbringen wollen! Das verstehe ich einfach nicht. – Manches liebe Mal, wenn ich unten in der Stadt war, und mir war heiß und ich war müde und konnte kaum mehr auf den Beinen stehen, wenn mich dann Mr. Tracy sah, sagte er: *Kommen Sie in den Drugstore rein, Miss Belle, und trinken Sie eine Coca-Cola mit mir. Sie sehen so erhitzt aus*, sagte er und lächelte so lieb. Hatte der das nötig, frag ich dich? Überhaupt nicht ... das brauchte er doch nicht zu tun, schließlich!"

"Nein," sagte Sadie, "das brauchte er nicht zu tun."

"Na also," sagte Miss Belle, "wie kann ein Mensch so kaltblütig und hundsgemein sein, den umzubringen, so'n gutmütigen Jungen, wie er war ... Ich verstehe es einfach nicht, wie irgendwer auch nur ..."

Es war ein heißer Nachmittag und der Dienst am Klappenschrank war anstrengender gewesen als je in den vielen Jahren, seit Miss Sadie daran saß. "Ob du's nun verstehst oder nicht, Belle, er ist nunmal tot, und irgendwer muß die Pistole auf ihn abgefeuert haben."

"Aber Sadie! Sei doch nicht so ruppig! Das bin ich von dir gar nicht gewohnt!"

"Tut mir leid, Belle, war ein schwerer Tag heute. Tut mir leid, wenn ich nicht so nett war." Miss Sadie schaute durch das Fenster, wischte sich den Mund mit dem Taschentuch ab. Es war ein heißer Tag; das Thermometer unten an Browns Eisenwaren-Handlung war auf 101 Fahrenheit gestiegen, als sie zum Mittagessen gegangen waren, und hier, so dicht unterm Dach, mußte es ja noch einige Grad heißer sein. Sie wischte sich also den Mund und fuhr fort mit den Neuigkeiten des Nachmittags. "Im Zelt wird gesungen, ganz reizend. Der Kindergottesdienst ist immer so was Süßes ..."

"Was wird denn gesungen, Sadie?"

"*Bringing in the Sheaves* ... kann die Worte glatt von hier aus hören."

"Die Worte kannst du doch nicht hören, Sadie? Du hörst sicher nur die Melodie."

"Na also, meinetwegen ist's die Melodie ... Da kommt eben Nonnie Anderson zum Zelt, mit Boysie Brown. Meiner Ansicht nach tut Mrs. Brown gut daran, daß sie den Boysie wie ein normales Kind behandelt, ihn mit andern Kindern zusammen läßt und –"

"Mag sein", pflichtete Belle bei, nicht ohne Zweifel. "Allerdings sieht das Kind gar nicht normal aus, mit seinem Wasserkopf, und die andern Kinder müssen doch meinen –"

"Belle," unterbrach Sadie rasch, "Mr. Stephenson hat an Mrs. Stephenson telegraphiert, sie soll noch heute abend nach Atlanta kommen!"

"Was du nicht sagst! Was hat die denn bloß in Atlanta zu suchen, noch dazu während der Erweckungswoche?"

"Tja, gefragt hab ich sie nicht," sagte Sadie, "hab's ihr einfach durch Mr. Hoke ausrichten lassen."

"Jetzt sowas! Da bin ich doch neugierig, wozu sie ... – War sie aufgeregt drüber oder so?"

"Nein. Sie hat durch Mr. Hoke zurücktelegrafieren lassen, sie und Grace würden mit dem Neunuhrzug abfahren."

"Sadie –", Miss Belles Stimme war wieder trauerumflort, "glaubst du wirklich, daß Tracy gerettet war?"

"Ich nehme es an. Zumindest will ich es hoffen."

"Ich habe meine Zweifel," sagte Belle, "schwere Zweifel, daß es stimmt."

"Nun, das liegt jedenfalls in Gottes Hand, nicht in unserer."

"Sadie, du bist wirklich ganz unleidlich heute! Du brauchst das nicht zu leugnen!"

"Jetzt balsamieren sie die Leiche ein"; Sadie zog sich auf sichere Themen zurück. "Sie haben nach Valdosta telefoniert wegen eines Sargs ... Inzwischen muß der Leichenbestatter schon da sein."

"Was für eine Sorte Sarg haben sie denn bestellt?"

"Sie haben sich für grau entschieden, sehr einfach, aber schauerhaft teuer. Mit Stahleinlage ..."

"Das freut mich aber wirklich! Natürlich kostet es furchtbar viel Geld, aber man hat ein viel ruhigeres Gefühl, wenn man weiß, jemand, den man liebt, ist in Stahl –"

"Mir kommt das alles sündhaft vor: so viel Geld auszugeben. Ich –"

"Das käme dir nicht so vor, wenn es jemand wäre, den du liebst ... Wann soll denn die Beerdigung sein?"

"Morgen vormittag. Sie halten es unter den gegebenen Umständen für das beste, wenn sie nicht so lange ..."

"Ja," sagte Miss Belle, "das läßt sich ja begreifen, wenn man bedenkt, daß grade die Erweckungswoche ist und alles andere ... Aber trotzdem halte ich das für ziemlich ... aber wirklich für ziemlich unanständig, daß man eine Leiche nicht einmal kalt werden läßt, sozusagen, ehe man sie eingräbt! Ich bin darin vielleicht altmodisch –"

"Er war schon ganz schön kalt," beruhigte Miss Sadie sie, "tatsächlich soll er bei dem heißen Wetter schon schrecklich aufgedunsen gewesen sein, und die Bussarde, die da draußen am Sumpf ihr Unwesen treiben, haben –"

"Kein Wort weiter," unterbrach Miss Belle, "mir dreht sich der Magen um! Wo ich schon so die ganze Woche Gallenkrämpfe gehabt habe, das weißt du doch, Sadie Cone! Erst heut nacht habe ich wieder drei Kalomelpillen genommen und dann heute früh noch einen Löffel Bittersalz, ohne daß es die geringste Wirkung gehabt hätte ... ja, tatsächlich so gut wie gar keine. Ich weiß gar nicht, was ich machen soll, wenn das so weitergeht; keinen Bissen kann ich bei mir behalten! Wenn ich mehr nehme, was weiß ich, ob es dann hilft. Wahrscheinlich nicht ... was tätst du an meiner Stelle?"

"Du solltest Dr. Deen konsultieren."

"Was würde der mir schon raten?"

"Na, wenn du verheiratet wärst, würde er dir wohl sagen, daß du was Kleines erwartest und du sollst mal anfangen, Windeln zu nähen."

"Aber Sadie, was hast du denn heute bloß?" Miss Belle begann zu kichern. Aber Miss Sadie war gar nicht nach Lachen zumute, denn Belle ging ihr heute ziemlich auf die Nerven, aber das Gekicher war ansteckend, und so gab sie sich ihrem nicht recht zu ihrer Stimmung passenden Humor hin.

Ein Anruf unterbrach die Heiterkeit der Damen. Die Stimme, die mit Miss Sadie sprach, war sehr ernst, und Miss Sadie war sofort von Mitgefühl überwältigt und

antwortete ebenso ernst, während Miss Belle sich anstrengte, etwas davon mitzubekommen. Doch an ihr erstauntes Trommelfell schlug nur noch Schweigen und das Knacken einer Stromstörung, die wohl mit dem gewitterschwülen Nachmittag zu tun hatte. Denn Sadie hatte sie abgehängt. – Manchmal war sie sehr aufgebracht gegen Sadie, jawohl, sehr! Auf Grund ihrer Freundschaft nahm sich Sadie allerhand heraus – dies jetzt war schon der Gipfel! – und sie brauchte sich gar nicht einzubilden, daß ihre Freundinnen das auf Dauer hinnehmen würden ...

"Das war Laura." Sadie hatte sich wieder eingeschaltet. "Ich soll Mr. Harris auftreiben. Es geht um die Herren, die das Bahrtuch halten sollen. Ihr Vater würde –"

"Sagte sie, wer alles dafür in Frage kommt?"

"Ja."

"Nun?"

"Ich bin wohl nicht verpflichtet, dir das mitzuteilen." Dann gab Sadie ihrem neckischen Ton eine scharfe Wendung und zischte leise: "Ich kann nicht weitersprechen, du solltest jetzt auflegen ..." Und Belle merkte, daß sie wieder abgehängt war.

Miss Sadie ging auf Zehenspitzen zu der geschlossenen Tür, die auf den Korridor führte, und lauschte. Sie hatte gemerkt, daß vor der Tür die ganze Zeit schon Männer miteinander sprachen, hatte aber die Worte nicht verstehen können, bis einer in plötzlicher Aufwallung die Stimme erhob: "Verdammt will ich sein, wenn ich Ruhe gebe, bevor ich den Nigger ausfindig gemacht habe, der es getan hat, und ihm alle Knochen im Leib zerschlage!"

"Wir wissen, wer's getan hat."

"Wer??"

"Na, der Henry McIntosh." Die Stimme klang überzeugt.

"Hört mal, Jungs," unterbrach eine dritte Stimme, "daß der's getan haben soll, kann man sich eigentlich nicht vorstellen. Er ist doch's ganze Leben mit Tracy zusammen, und wenn er auch nicht grade der Klügste ist, hat er sich doch immer als gutartiger Nigger gezeigt. Warum sollte grade der es getan haben?"

"Warum tut ein Nigger sowas? Nachdenken gibt's bei denen nicht! Haben doch nichts im Schädel, womit sie nachdenken könnten. Wenn so'n verdammter Nigger auf Mord aus ist, dann mordet er eben, da gibts nichts. Seit sie vom Krieg zurück sind, stiefeln sie alle nur aufgeblasen daher, die schwarzen Gockel. Kam da mal so'n Trottel in Korporalsuniform auf der Straße an mir vorbei. Ich halt ihn an und sag: *Nigger, wenn du an 'nem weißen Herrn vorbeigehst, dann hast du an deine verdammte Yankeeekappe zu greifen, wo du aufm Kopp hast* – und wahrhaftiger Gott, der Kerl hat se schleunigst abgenommen!"

Gelächter.

"Das kann Crazy Carl alles erfunden haben. Die Leute haben ihm so viele Fragen gestellt, daß er jetzt schon nicht mehr weiß, was er eigentlich weiß. – Überhaupt, wozu war er denn da draußen?"

"Hat nach Würmern zum Angeln gegraben. Er schwört, er hat'n großen schwarzen Nigger un'n Niggermädel gesehn, die sich am Morgen da draußen rumtrieben."

"Die können genausogut die ganze Nacht draußen gewesen sein wie nicht. Überhaupt laufen überall haufenweise schwarze Nigger rum."

"Schau mal an, was ist denn mit dir los? Bist du zum Niggerfreund geworden?"

"Nein, aber wenn ich einem den Hals umdreh, dann möchte ich mich vorher vergewissern, ob's auch der richtige Hals is'."

Eine Zeitlang stockte das Gespräch. Dann fragte dieselbe Stimme: "Was haben denn die Jenkinsjungen ausgesagt? Die haben doch die Leiche gefunden ..."

"Sie haben Bussarde kreisen gesehen, und da gingen sie in die Stechpalmen, und da lag die Leiche – schon ganz aufgequollen."

"Na, und?"

"Die meinten, es könnte sein, sie hätten da um die Wege rum auch 'n Nigger gesehen ..."

"Ja, nachdem Crazy Carl das behauptet hat. Und was soll sich denn ein Nigger noch stundenlang da rumtreiben, nachdem er ihn ermordet hat?"

"Hör mal zu ... Heut abend kommen wir zusammen, um das weitere zu besprechen. Du kommst auch. Und schlag dir die blödsinnigen Ideen aus'm Kopp. Du bildest dir wohl ein, daß Weiße, die was auf sich halten, einfach hinnehmen, wenn ein schwarzer Saunigger –" Ein anderer sagte: "Es is' Zeit, daß die mal wieder ne Lektion zu lernen kriegen. Stimmt genau: seit sie vom Krieg zurückgekommen sind, spuren sie nich' mehr ... Hauen sogar einfach ab nach'm Norden ..." Die Stimmen wurden jetzt so leis, daß Miss Sadie nichts mehr verstehen konnte. Sie wartete ab, bis sie die Leute die Treppe zur Straße hinuntergehen hörte. Dann trat sie ans Fenster, das auf die Main Street hinausging.

Dort sah es aus wie an Samstagen. Ganz Maxwell und Umgebung schien auf der Main Street versammelt zu sein. In Grüppchen wimmelten die Menschen herum beim Gefängnis, vor Hewitts Kolonialwarengeschäft, am Wagenplatz, unten beim Lagerhaus, überm Bahngleis drüben vor Rushtons Maultierschuppen. Und weit und breit kein Neger zu sehen, außer Dan mit seinem Eiswagen und Onkel Pete vorm Lieferwagen.

Dem Fenster gerade gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand Crazy Carl, umgeben von einer Gruppe von Farmern aus der Umgebung des Shaky Pond. Dee Cassidy fragte ihn aus. Während er noch sprach, kam Sug Rushton vorbei, sagte leise etwas zu Cassidy, der mit dem Kopf nickte.

Die übrigen, unter denen sie Bill Talley erkannte, fuhren fort, Carl auszufragen. Ihr fiel ein, daß sie Crazy Carl heute jedesmal von Leuten umgeben gesehen hatte, wenn sie ans Fenster gegangen war. Das war ebenso ungewöhnlich wie merkwürdig. Auf den *verrückten Carl* gab man sonst nie acht, außer daß man ihm gelegentlich ein paar Erdnüsse schenkte oder ihn irgendwas fragte, um seine blödsinnigen Antworten zu hören. Seit zehn Jahren fuhrwerkte er mit seinem aus alten Brettern zusammengenagelten Karren herum. Wer ihm das Ding gemacht hatte, wußte niemand. Wenige wußten, wo er schlief. Er ernährte sich von dem, was er geschenkt bekam – angefaulte Bananen aus den Gemüsehandlungen, Erdnüsse, mal ein Schinkenbrot aus Salamanders Frühstücksstube. Miss Sadie brachte jeden Morgen einen halben Liter Milch für ihn in einer Saftflasche mit, und irgendwann im Laufe des Tages schleppte sich Carl dann die Treppen hinauf, wobei er seine Hände flach an die Wände des engen Treppenhauses drückte und so seinen schweren Körper Stufe für Stufe nach oben stemmte. Warum er nicht richtig gehen konnte, wußte niemand wirklich. Das gehörte eben zu seiner Verrücktheit, nahm man an. Fast außer Atem kam er dann herein und schlabberte die Milch hinunter, bis das, was sich nicht auf dem Fußboden befand, in seinem Bauch verschwunden war. Dann sagte er: "ank schön, 'iss 'adie", was sie ihm mühsam beigebracht hatte, und schleppte sich wieder die Treppen hinunter. Und Miss Sadie wischte mit ihren raschen, tatkräftigen, vogelartigen Bewegungen die Schweinerei auf und spülte die Saftflasche aus. Manchmal wurde das Gesumme am Klappenschrank so stürmisch, daß die Milch längere Zeit verschüttet bleiben mußte, was ihr Reinlichkeitsgefühl gröblich beleidigte; aber niemals schimpfte sie mit Carl. Sie saß auf ihrem Drehstuhl am Klappenschrank, die schwarzen Muscheln über die Ohren geklemmt, und sah Carl zu, wie er sich mit der Milch abmühte, und manchmal spielten die Muskeln um ihre Mundwinkeln in leise mitfühlenden Zuckungen; doch ihre Augen behielten ihren hellen, scharfen Vogelblick und ließen sich nichts anmerken von dem Mitleid, das sie für diese armselige Mißgestalt der Natur fühlte. Daß die Natur der Menschheit derlei Streiche spielte, daran gab es für Miss Sadie keine Zweifel, und sie fand sich damit ab. Eines Tages hatte sie Belle ihre Theorie mitgeteilt, daß nämlich die gesamte schwarze Rasse nichts sei als ein gigantischer Streich, den die Natur der weißen Rasse gespielt habe. Und ihrer Meinung nach sollte die weiße Rasse diese ihr auferlegte Bürde mit Geduld tragen. Für sie waren die farbigen nichts als zehn Millionen *verrückte Carls*, wenn auch gewiß einige von ihnen erfreulicher waren als dieser arme Bursche. Zehn Millionen *verrückte Carls*, die gehegt und gepflegt, genährt und beschützt werden mußten vor der Grausamkeit, die – wie Miss Sadie mit scharfem Blick erkannte – in den Herzen der Weißen verborgen lag.

Miss Belle erklärte sich zwar damit einverstanden, daß die Neger die Bürde der Weißen darstellten, andererseits war sie der Ansicht, Miss Sadie urteile zu streng über die Weißen. Ihrer Erfahrung nach waren die weißen Männer außerordentlich gut zu

den Negern. Sadie hatte schon die Erwiderung auf der Zunge, Belles Erfahrung mit Männern überhaupt sei doch wohl außerordentlich beschränkt, aber sie hielt sich noch rechtzeitig im Zaum und wechselte das Gesprächsthema.

Jetzt also stand sie am Fenster. Carl war heute nicht heraufgekommen, um seine Milch zu trinken. Sie rief ihn, sagte den umstehenden Männern, sie sollten ihn zu ihr hochschicken, um der alten Mrs. Bailey eine Mitteilung zu überbringen. Die Männer hatte ohnehin genug von ihm. –

Nachdem Carl hereingekommen war, schloß Sadie die Tür, bot ihm ein Pfefferminzbonbon an und wartete ab, während er es langsam zerkaute.

"Wo warst du denn heute früh, Carl?"

"Ürmer uchen."

"Und was hast du da gesehen?"

Carl grinste. Heute wußte er, was man von ihm hören wollte.

"Goß warz Nigg."

"Was tat er denn?"

"Acy dot agen."

"Du hast gesehen, wie er Tracy getötet hat?"

"Aa", er nickte heftig bejahend.

"Welcher Neger war's denn?"

"Ange enny." Stolz und selbstzufrieden stand Carl vor ihr. Sein Gesicht war von starker Röte überzogen, die ihm einen Ausdruck von Gereiftheit verlieh. Zu ihrem plötzlichen Erstaunen empfand sie, daß Carl ein erwachsener Mann war, jetzt sogar ein Mann von Bedeutung – in seinen eigenen Augen. Zum ersten Mal nahm sie den starken Flaum wahr, der dicht auf seinem Gesicht sproßte, der sich bis hinunter über seinen schmuddeligen, geröteten Hals und auf seinen Händen und den krumm-gespreizten Fingern fortsetzte. Seine dicken Lippen hingen offen und schlaff herunter, ließen gelbe Zähne sehen; etwas Speichel sickerte am Kinn hinunter. Als sie sein Gesicht betrachtete, mußte Miss Sadie daran denken, daß sie dieses Kinn noch nie trocken gesehen hatte. Der armselige alte, harmlose Carl, sagte sie sich wieder, wie sie es selbst tausendmal gesagt und andere hatte sagen hören ... – doch plötzlich ging ihr auf, daß der Teufel sich der Armen im Geiste ebensosehr bedient wie Gott.

In scharfem Ton sagte sie: "Hör mich an, Carl."

Er glotzte sie an.

"Du hast gar nicht gesehen, daß Henry den Tracy getötet hat!" Mit energischer Gebärde streckte sie den Finger gegen ihn aus.

"Aa – !" Er wurde rot vor Zorn, wie ein Kind, dem man sein Spielzeug aus der Hand schlägt. "Aa ... i ehn enny acy dot ma'en!"

"Nein, nein. Du warst draußen, um Würmer zum Angeln zu suchen. Du hast nicht ... du kannst nicht gesehen haben, daß Henry Tracy totgemacht hat. Tracy war schon stundenlang tot, als du hinauskamst."

Carl schlug vor Ärger seine großen Hände zusammen. "Na ... na ... naa!"

"Hör mir zu. Wenn du das über den guten alten Henry sagst, dann schlagen sie ihn tot. Hörst du? Er kriegt den Kopf abgeschnitten – oder noch was Schlimmeres – oder wird lebendig verbrannt ... wie der Abfall hinterm Gemüsegeschäft verbrannt, das hast du doch schon gesehen. Verstehst du? Der gute, alte Henry. Dem willst du doch nicht wehtun, oder?"

Er blinzelte sie an, während der Speichel auf sein Hemd tropfte.

"Nein, du willst Henry nicht wehtun. Ich gehe jetzt runter und sage den Leuten, daß du bloß Spaß gemacht hast. Du hast Henry nicht gesehen ..." Miss Sadie betonte die Worte mit ihrer überdeutlichen Telefonstimme.

Carl hatte die ganze Bedeutung der Worte nicht erfaßt, aber in ihrem Klang hatte er harten Widerstand gegen sich gespürt, und ihm wurde bewußt, daß er für Miss Sadie die Wichtigkeit eingebüßt hatte, die ihm unten auf der Straße zuteil geworden war. Sein Gesicht lief rot an, er hob seinen Arm und führte einen heftigen Hieb gegen sie. Nur rasches Ausweichen bewahrte sie vor dem Schlag. Sadie konnte es kaum glauben, aber sie wußte nun, daß Carl sie mit derselben Achtlosigkeit totschiessen würde, wie er mit seinen dicken Fingern schon Fliegen zerdrückt hatte.

Mit hoherhobenen Armen machte er einen Schritt auf sie zu. "Naa ... naaa ..."

Sie sah sich im Zimmer nach einem Gegenstand um, mit dem sie ihn abwehren konnte. In der Schublade hatte sie einen Revolver, aber vor dem fürchtete sie sich genauso wie jetzt vor Carl. Und sie hätte es auch nicht geschafft, ihn gegen den großen geifernden Behinderten zu richten – dem sie zehn Jahre lang Tag für Tag seine Milch gegeben hatte. Ihre scharfen Augen schossen im Zimmer umher. In der Ecke stand der Besen. Mit einem kleinen Sprung hatte sie ihn gepackt und fuchtelte damit vor Carls verdutztem Gesicht herum. "Sch ... sch ... Huuhusch ...", schrie Miss Sadie und scheuchte den großen Kerl mit kurzen, fegenden Bewegungen von sich weg. Er wurde immer verwirrter und wich zurück, bis er mit dem Rücken an die Tür gepreßt stehenbleiben mußte. Als er nun gegen die geschlossene Tür gedrückt stand und sie anblinzelte, war aber kein Ausgang vorhanden, durch den sie ihn vertreiben konnte. So bewegten sie sich wieder an der Wand entlang, Carl mit offenem Mund keuchend, mit schwerfälligen Füßen, die Hände schlaff am Leib herabhängend; Sadie mit kleinen Schrittschritten, den Besen auf- und abschwingend. Carls Gesicht verzerrte sich vor Verschrecktheit, aber er beobachtete ihre Bewegungen genau. Wieder trieb sie ihn in Richtung Tür. Sie wollte sie aufreißen und dann einen Sturmangriff mit dem Besen unternehmen. Näher und näher kamen sie der Tür.

Da schrie Carl auf einmal hell auf vor Vergnügen: "Buh!" Miss Sadie ließ den Besen fallen. Der Behinderte machte einen wilden Tauchersprung danach, blubbernd und geifernd vor Erregung und Entzücken. *Es war ja ein Spiel, das sie mit ihm spielte!*

Angst, Grauen und Belustigung kämpften in Miss Sadies Täubchenbrust um die Vorherrschaft. Wenn Carl den Besen erwischte, würde er ihr damit nachlaufen und sie im Zimmer herumjagen, bis er des Spiels müde wurde. – Der Klappenschrank summte und surrte mittlerweile wie ein Nest wildgewordener Hornissen. – Sie keuchte schwer, war außer Atem, ihr Herz pochte, wie es seit ihren Kinderjahren nicht mehr gepocht hatte. Schweiß lief ihr an den Beinen herunter. Und jetzt ging Carl mit dem Besen gegen sie los.

"Milch," japste sie, "deine Milch, Carl!"

Er stockte. "Aa", sagte Carl. "Aa, Mill." Der Besen entfiel seinen Händen. Carl schleppte sich zum Kühlschranks, zerrte die Milch heraus, fing an, sie zu schlürfen, verschluckte sich, spuckte, sog schnaubend große Züge in seinen Schlund hinunter. Mit diesem vertrauten Blubbern und Gurgeln im Ohr zog Sadie sich die Kopfhörer über, machte sich ans Nummernstöpseln.

"Ja, bedauere sehr, Mrs. Reid," sagte sie so beherrscht, wie es ihr mit ihrem schwergelenden Atem gelingen wollte, "ich weiß, Sie warten schon lange ... Einen Augenblick, 48 wird gleich kommen ... Nein, es meldet sich niemand ... Ja, bedauere, Mrs. Brown ... Ja, ich habe Nonnie schon vor einiger Zeit mit ihm ins Zelt gehen sehen ... Meldet sich jemand, Mrs. Pusey? ... Ach, es war schrecklich, einfach schrecklich. Ich weiß, alle sind ganz kaputt davon ... Ja, ich weiß ... Arme Dorothy ... Ja ... armes Kind ..."

Carl war mit der Milch fertig. Eine weiße Lache breitete sich am Boden aus, und lief die Ritzen zwischen den Brettern entlang. Miss Sadie sagte: "Hier hast du einen Penny, Carl. Geh und kauf dir was Süßes."

"ankschön, 'iss 'adie." Auf der Oberlippe hatte er einen weißen Streifen Milch. Schweißperlen hingen an seiner Stirn und in den Falten seines Halses.

Er mußte lange am Türknopf herumhantieren, bis die Tür aufging; dann machte er sich langsam auf den Weg die Treppe herunter.

Miss Sadie zog die Stöpsel heraus. Der Klappenschrank lag still. Ruhig wischte sie den Boden auf. Dann ging sie zum Fenster. Vom Betzelt her kam Gesang schriller Kinderstimmen. Der Gottesdienst ist furchtbar lang, dachte sie. Sie sah Nonnie mit Boysie Brown die Main Street hinunterfahren. Der Bub greinte; Nonnie hielt an und sprach mit dem Kind. Miss Sadie sah, wie die Blicke weißer Männer sich auf die Hüftpartie des Mädchens richteten, wie ihre Augen dran haften blieben wie Fliegen am Sirup. Nonnie richtete sich wieder auf, stand schlank da in ihrer weißen Tracht, ordnete Boysies Kissen, schob den Kinderwagen weiter, nach Hause.

Miss Sadie merkte, daß sie weinte. Das erste Mal, daß sie weinte, seit ihre Mutter gestorben war, vor acht Jahren. Sie wußte gar nicht, warum sie weinte, und machte

unverzüglich Schluß damit. Wohl das heiße Wetter, oder sonstwas. Ihre Hände zitterten, als sie Nr. 45 mit Nr. 98 zusammenstößelte. Sie wischte sich das Gesicht ab und strich sich das gefärbte Haar aus der Stirn. Dann stößelte sie Nr. 63 ein. "Laura," sagte sie leise, "ist Henry im Haus?"

"Ja, Miss Sadie."

"Lassen Sie ihn nicht in die Innenstadt. Am besten, Sie behalten ihn ganz zu Hause ..."

"Ist etwas – ?"

"Sie sind hinter ihm her."

"Sie meinen ... wegen ..."

"Ja. Hinz und Kunz in ganz Maxwell und Umgebung." Miss Sadie stockte einen Augenblick, dann fuhr sie fort: "Selbst wenn er irgendwas mit der Sache zu tun hätte, wollen wir doch nicht, daß sie ihn – auf diese Weise ..."

"Nein. Danke sehr, Miss Sadie. Ich werde ihn nicht aus dem Haus lassen. Er hat ... es nicht getan. Weiß Vater davon?"

"Weiß ich nicht, Kindchen. Sein Sprechzimmer hat heute nachmittag nicht geantwortet."

"Er ist weggegangen – irgendwohin. Ich werde es ihm sagen."

Miss Sadie blickte zum andern Fenster, das nach Westen ging, hinaus über den Sportplatz zum Sumpf. Schwarze Wolken hatten sich über den Bäumen geballt, warfen tiefe Schatten über die Stadt, doch irgendein trügerisches Spiel der unsichtbaren Sonne ließ einzelne Zwergpalmengruppen in aufreizendem Grün glänzen. Trotz der düsteren Nachmittagsstimmung war dieses Licht so stark, daß sie das Moos erkennen konnte, das an der uralten Zypresse hinter dem Versammlungshaus der Neger herabhing. Soweit sie sich erinnerte, hatte sie das sonst nie unterscheiden können. Tiefes Donnerrollen tönte von Nordwesten her.

Miss Sadie stellte die Verbindung zwischen Nr. 101 und Nr. 23 her. Sie hoffte sehr, es werde nicht zum Gewitter kommen, denn sie hatte mörderische Angst vor dem Blitz. Davon sagte sie keiner lebenden Seele je ein Wort, sie war doch *das Fräulein vom Amt* – aber Blitze ... natürlich war es ganz albern von ihr ... – Jedenfalls hoffte sie, daß kein Gewitter kommen würde ... besonders, weil sie heute noch Nachtdienst hatte.

Der einarmige Ben Reid kam, um sie für die Zeit des Abendessens abzulösen. "Ist gescheiter, du läßt mich heut nacht Dienst tun", sagte er und legte sein Buch auf den Tisch vorm Klappenschrank.

"Warum denn, Ben?"

"Och ... einfach so. Ich dachte bloß, du gehst gern zur Betversammlung." Ben zog sich die Kopfhörer über.

Miss Sadie zögerte, jedoch nicht lang genug, daß Ben es mitbekommen hätte, dann sagte sie mutig: "Nein. Ist gescheiter, wir halten unsern Nachtturnus ein, wie immer, außer wenn einer krank ist. Und ich fühle mich nicht im geringsten krank."

Beim Hinausgehen fügte sie noch hinzu: "Jedenfalls vielen Dank, Ben. Ich bleibe nicht lang fort."

"Laß dir Zeit, Sadie."

Eilig klapperten Miss Sadies Stöckelschuhe die Treppenstufen hinab.

Einundzwanzig

Bess lief durch das Hintergärtchen von Stephenson, hinaus zum Pfortchen, schlug es hinter sich zu. Sie blieb kurz stehen, versteckte die Thermoskanne in einem der Sträucher, ging mit raschen Schritten die Back Street hinunter.

Sie hatte sich ausgerechnet, Sam würde gegen fünf zurück sein, vielleicht sogar früher, und es war schon nach fünf.

Den ganzen Tag über hatte sie während der Arbeit an Ed gedacht und ihn mit dem Vorrücken des Uhrzeigers von Stunde zu Stunde der Sicherheit näher kommen gefühlt. Fünf Uhr. Wenn er, wie sie hofften, den Zug erreicht hatte, so war er jetzt in Virginia. Eine ganze Drehung dieser Zeiger noch, und er würde in New York sein. Verschwunden und sicher in der Riesenstadt. Falls er klug genug war, niemandem seinen Namen zu nennen – und zu schweigen. Aber auf Ed konnte man sich nicht verlassen. Manchmal gescheit und gerissen ... aber zu anderen Zeiten ... wenn ihm Nonnie in den Sinn kam ... war er imstande, Gott weiß was zu tun. Sich zu verraten – oder sonst was noch! Damit sie jetzt *ihn* bedauerten. Als kleiner Junge machte er gefährliche Streiche: sauste knapp vor dem Zug über die Gleise, daß er um Haaresbreite druntergekommen wäre – und erschreckte einen zu Tode. Dabei würde er sowas nie gemacht haben, wenn ihm niemand zugeschaut hätte. Er mußte Publikum haben.

Den ganzen Tag über hatte sie die Uhr im Auge behalten, und plötzlich war ihr aufgefallen, daß auch Mrs. Stephenson dauernd nach der Uhr sah. Bess war so bemüht gewesen, sich natürlich zu geben, beschäftigt damit, keine Unruhe zu verraten, daß ihr erst nach dem Mittagessen aufgefallen war, wie untypisch sich Mrs. Stephenson benahm. Sie war nicht beim Morgengottesdienst gewesen, und jetzt erinnerte sich Bess, daß sie den ganzen Morgen auf und ab gegangen war, immer auf und ab, von Zimmer zu Zimmer, als suche sie etwas.

Nach drei Uhr brachte Mr. Hoke ein Telegramm, danach schien Mrs. Stephenson nichts mehr zu suchen. Sie teilte Bess mit, sie und Grace würden mit dem Neunuhrzug nach Atlanta fahren; Bess solle jeden Tag kommen und sich um die beiden Zimmerherrn kümmern. "Bring ihre Zimmer in Ordnung und lüfte das Haus. Du kannst Jackie mitbringen und ihn hinten im Gärtchen spielen lassen," fügte sie hinzu, "und wenn du morgen früh kommst, nimmst du die Blumen und bringst sie hinüber zu Deens. Sie werden mit dem Nachtzug heute abend ankommen. Wir werden eine Zeitlang

fortbleiben," sagte sie noch und blickte Bess an, ohne sie zu sehen, "sieh also ein bißchen nach dem Haus ... Gib den Hühnern Futter ..."

Als sie Jackie erwähnte, war das ein willkommener Anknüpfungspunkt für Bess. Sie fragte Mrs. Stephenson, ob sie schnell einmal nach Hause laufen könne. Jackie gehe es nicht gut, ein bißchen Fieber. Nicht schlimm, aber es mache sie unruhig ... Bis gegen fünf hatte sie mit dieser Frage gewartet, nachdem sie noch den Salat zum Abendessen angemacht und die beiden Handkoffer vom Speicher heruntergebracht hatte. Aber es war wohl ein Fehler gewesen, denn gleich hatte Mrs. Stephenson ihr alle möglichen Fragen gestellt – als ob sie etwas zudecken könnte, was sie selbst nicht sehen wollte, indem sie Bess' kleine Sorgen über ihr Gemüt breitete. Und als Bess sich schon zum Fortgehen zurecht machte, kam sie in die Küche und bestand darauf, daß Jackie Limonade bekomme, und übernahm die Bereitung im wesentlichen selbst, indem sie sorgsam Zitronen auspreßte, so langsam, daß Bess vor Ungeduld schier verrückt wurde. Sie habe das kleine Kerlchen so gern, sagte sie, und Bess müsse unbedingt nach ihm sehen, und der Saft sickerte von diesen langen, spitzen Fingern herunter und in ihre eigene Thermoskanne ...

Bess hatte es fertiggebracht, den ganzen Tag über Ruhe zu bewahren, zu warten. Jetzt aber, da sie wußte, Sam müsse zurück sein, konnte sie nicht länger warten. Sie mußte erfahren, was los war, mußte ihn sehen, mit ihm sprechen. Aber es war kein Loskommen von Mrs. Stephensons Freundlichkeit. Sie umzingelte einen damit, machte einen zu ihrer Gefangenen und schloß sich selbst mit einer immer dickeren Mauer ab, je mehr Freundlichkeiten sie anbot. Bess kochte jetzt sieben Jahre für Mrs. Stephenson, aber sie wußte nichts von ihr, als daß sie freundlich war. Damals war sie freundlich gewesen und jetzt war sie freundlich. Stets das Gleiche. Vorigen Winter war einmal ein Stromer an die Tür gekommen, Bess wollte ihn wegschicken, denn sie hatten viel zu tun. Das Missionskränzchen traf sich an dem Tag bei ihnen, und dafür mußten sie noch Teegebäck machen – und außerdem hatte Bess mal wieder Migräne, die durch den fetten Küchendunst noch schlimmer wurde. Solche Landstreicher, das waren ja sowieso Weiße, die nichts taugten; wenn Farbige Arbeit finden können – und weiß Gott, nicht wenige hatten Arbeit –, so haben Weiße keine Ausrede für Arbeitslosigkeit. Sie wollte ihn also grade abweisen, als Mrs. Stephenson zu ihm sagte: "Auf der Seitenveranda ist es sonnig und warm. Gehen Sie hinaus; wir werden schon was zu essen für Sie finden. Bess, mach' ihm ein Sandwich und eine Tasse Kaffee zurecht." Doch weder ihre Stimme noch ihre Gesichtszüge hatten sich verändert. Sie hatte weder Ärger noch Bedauern für den Mann. Dergleichen tat man nun einmal und darum wurde es getan. Bess überkam ein seltsames Gefühl dabei – es war, als ob Mrs. Stephenson irgendwann einmal gestorben sei, ohne daß jemand es bemerkt hatte. Daß nichts mehr von ihr übrig geblieben sei als Wohltätigkeiten, die wie kleine Blümchen auf ihrem

Grab sproßten. Das war Bess damals durch den Kopf gegangen, und seitdem hatte sie sich oft dabei ertappt, wie sie ihre Dienstherrin nachdenklich beobachtete.

Aber endlich war sie von ihr losgekommen und nun mußte sie sich beeilen. Es war heiß und drückend. Bess mäßigte ihren raschen Schritt. Breite feuchte Stellen durchweichten schon ihre Tracht. Zum Abendessen mußte sie sich auf jeden Fall umziehen. Sie schnüffelte an ihrer Achsel. Das stank ja zum Himmel! "Richtiger Negergeruch", sagte sie vor sich hin, tat sich selbst weh im Zwang, ihre Rasse mit den Augen der Weißen zu sehen.

"Ja, *Nigger*...", flüsterte sie, während sie eilig die Back Street entlanglief. "Das hängt sich an unsere Fersen." Es war, als ob die Andersons *dem* davonlaufen wollten, indem sie mit jeder Generation ein bißchen heller und heller wurden; sie rannten, was sie konnten. Aber *das* ist uns auf den Fersen geblieben, es hat uns eingeholt. Wie es früher oder später jeden einholt. Man kann laufen, daß einem der Atem ausgeht, *das* holt dich ein, es erwischt dich. Auf's College gehen nützt dir nichts, du lernst nicht schneller laufen dadurch; all das Zeug, das sie einem dort in den Kopf setzen, macht es nur schlimmer. *Sei stolz auf dein afrikanisches Erbteil*, erzählen die dir. Jaja ... Musik ... Rhythmus ... das alles ... Stolz! Man hungert nach ein bißchen Zugewandtheit und Achtung, man wird an den Hintertüren herumgestoßen, und dann erzählen sie einem von den *Benin-Bronzen* ... solchen Sachen. Na klar! Man fühlt einen Schmerz, als ob man innerlich verblutet, und da soll man dann dran denken, daß irgendein alter Archäologe oder wer sonst herausgefunden hat, daß dort hinten in Afrika vor langer Zeit unsre Vorfahren Bronze zu bearbeiten verstanden und Statuetten machten oder sowas. Und davon soll man sich dann erhoben fühlen und Selbstvertrauen finden, ja? Dabei ist das einzige, worauf es ankommt, was für einen selbst und für jeden andern Farbigen ins Gewicht fällt, daß die Vorfahren *Sklaven* waren und man selbst auch noch Sklave ist. Seinem Schatten kann man nicht entkommen; welche Richtung du auch einschlägst, er geht mit dir.

Sie hatte den *weißen* Teil der Straße hinter sich gelassen und durchquerte ein mit Stechpalmenbüschen bewachsenes Gelände, durch das sie zum Stadtteil der Farbigen gelangte.

Weiß Gott, Eddie ist ein Narr – immer mußte man sich über ihn ärgern. Aber einen Menschen umbringen, das hätte er nie getan, wenn es nicht um seine Farbe gegangen wäre. Nein. Dann hätte er schon einen andern Weg gefunden, um seinen Zorn rauszulassen. Es wäre nicht zum Totschlag gekommen. Er war ja als Kind so weichherzig, daß er keiner Wanze etwas zuleide tun konnte, ohne zu flennen.

Mit einmal mußte auch Bess ein bißchen schluchzen, denn jetzt wurde ihr klar, was Ed bevorstand – selbst wenn er entwischt war, in Sicherheit war. In Gedanken würde

er immer wieder hierher zurückkommen und den Weißen sehen, den er erschossen hatte. Früher oder später würde das über ihn kommen, ganz sicher, und wenn er sich auf diesen Weg zurück begeben muß, dann würde ihm das innen gar nicht gut tun. Nein. – Weiß Gott, daß Tracy Deen tot war, das kümmerte sie wenig. Froh war sie! Ja, das war sie – froh! Aber es macht Kummer, was im Innern eines Bruders vorgeht, selbst wenn er ein Narr ist. Ja, das tut weh.

Wieder unterdrückte sie aufsteigendes Schluchzen, aus Furcht, ein Vorübergehender könnte aufmerksam werden.

Vermutlich hatte Ed das von Papa übernommen. Immer irgendwen verdächtigen, so war Papa gewesen. – Als Kinder hatten sie einmal auf dem Friedhof gespielt, und sie war heimgelaufen, um eine Flasche zu holen, weil sie Leuchtkäfer sammeln wollten. Als sie ums Haus herumkam, hörte sie grade noch, wie Papa auf der Veranda sagte: "Er sieht gar ned aus, als wenn er mein Kind wär, er gleicht gar ned ..." – mit bleischwerer Stimme. Papa hatte wieder einen seiner Anfälle von Schwermut. Und sie hatte sich halb unter die Veranda zurückgezogen, weil sie wußte, Große mögen es gar nicht, wenn Kinder solche Sachen anhören.

"Is doch deiner," hatte Tillie gesagt, "deiner ganz un gar. Seht euch gleich wie zwei Erbsen in eim Pott. – Un ihr zwei macht ein's Leben gleich schwer!" fügte sie rasch hinzu. "Iwerall mault Eddie rum, seits Kleine kommen is, un du bist so finster ... Tut kein gut, Ernie, fier Kinner, so aufwachsen mit lauter Finsterkeit um sie rum. Die brauchn Lachen um sich rum. Das weißt du auch! Jeder Löffel Brei, wo so'n Kind ißt, gibt ihm Kraft, wenn man dafier sorgt, daß es ihn mit lachendem Mund ißt."

"Tillie, seit ich auf der Welt bin, hab ich nix gefunden, was zum Lachen gewesen wär!"

Dann hatte sie gesehen, wie Mama langsam zum Rand der Veranda hinging, ihre große breite Hand auf seine Schulter legte und ihm grade in die Augen sah. "Das stimmt ja ned, Ern Anderson."

"Außer dir", murmelte er.

"Außer mir ... un die Kinder."

"Manchmal werd ich gradzu verrückt ... vor lauter Nachdenken iwer so Sachen ... woher soll ich wissen, ob sie ... – sie sin mir ned ähnlich!"

"Ern, schau mich an ... schau Tillie an! Sie sin deine. Du redst ja irrsinnig daher! Irrsinnig! All unser Kinner sin dein eigne! Sin alle deine gespuckte Ebenbilder. Ich mein, sie sin genauso wie du", lachte sie. "Genau wie ihr Papa."

Aber Papa hatte nicht gelacht. Er redete leise weiter, als ob er Tillie nicht gehört hatte. "Samstag awend war ich da im Laden ... hab mir'n Priem kauft ... hinner mir ... stehn zwei Weiße ... reden iwer Weiber ... fällt dein Name ... sagen ..." Er stockte. Fuhr dann fort: "Hab mich umgedreht un bin fortgegangen, ohne nach ihn hinzusehn, weil ich hab gewußt, ich schlag sie dot, wenn ich se bloß anseh ... Ja, dotgeschlagen hätt ich se!"

Un die ganze Zeit denk ich, ich müßt se auch dotschlag'n. Jeder Mann, wo was is, tät se dotschlag'n für das, was se sagt ha'm!"

"Du kennst dich doch, Ernest Anderson, du weißt, was auch immer is, du tust doch nix, verstehst! Du tust es ned."

"Tillie ... du hast kein ... kein Umgang gehabt mit Weiße - ?"

"Halt den Mund! Ich sollt dir eine aufs Maul geb'n, daß du dir'n Kopp vollmachst mit so Blödsinn. Machst dich ja noch verrickt. Rein verrickt!"

Dann schwiegen sie beide eine Zeitlang. Es war so still, daß man die andern Kinder auf dem Friedhof lachen hören konnte.

Schließlic sagte Mama mit leiser lieber Stimme: "Mir arweiten so schwer ... meistens liegst du schon un schläfst wie'n Toter, wenn ich mit'r Hausarweit fertig bin. Mir wolln doch ... du un ich ... Gehn wir rein ... un dun'n bissel ..."

"Is ja noch ned dunkle Nacht, Tillie ... Frau ... un die Kinder ..."

"S Kleine schläft un die annern sin drüben aufm Friedhof mit Sammie un'n annern un fangen Glihwürmchen. Die komm ned heim, bevor ich se ruf. Komm, Ernie -" Und Tillie war vorausgegangen ins Schlafzimmer; langsam war Papa ihr nachgegangen, und dann war die Tür zugemacht worden.

Naja, Bess war nicht auf dem Friedhof beim Glühwürmchensammeln. Sie hatte unter dem Rand der Veranda gekauert, dann war sie fortgegangen, ohne zu wissen, wohin, zu der großen Zwergpalmengruppe, hatte sich dort flach in den Sand geworfen. Über ihr Gesicht flossen Tränen, ohne daß sie wußte, worüber sie weinte, und sie hatte vor sich hin geflüstert: "Nein, nein, nein, nein", ohne zu wissen, was sie damit meinte. Und als sie dann aufgestanden und heimgegangen war - nachdem Mama sie gerufen hatte -, hatte sie nicht zu Abend essen mögen. In der Nacht war sie aufgewacht mit Kopfschmerzen und Übelkeit, hatte Angst, sie müsse brechen, und war ohne Furcht vor der Dunkelheit zum Abtritt hinausgegangen. Aber beim Hinausgehen hatte sie jemanden leise weinen hören, und auf der Hintertreppe saß Mama.

"Lieber Jesus," hatte Mama leise, fast flüsternd vor sich hingesagt, "manchmal denkt dein Tillie, 's wär an der Zeit, du hilfst ihr'n bissel ... hilfst ihr'n bissel ... bei dem allen ..."

Die siebenjährige Bess hatte sich ins Haus zurückgeschlichen und den Abwascheimer benutzt, und Mama hatte sie gehört und war gekommen und hatte ihr einen nassen Lappen aufs Gesicht gelegt und gesagt: "Mach die Augen zu, Schatzi, dann erzählt dir Mama, wie ihr ihre Mama damals ein funkelnagelneues rotes Kleidchen gemacht hat." Und ehe sie noch fertig war mit dem Erzählen, wie der Stoff zu dem roten Kattunkleidchen von einem Hausierer gekauft, zugeschnitten und zusammengenäht wurde, war Bess eingeschlafen.

Sowas tauchte wieder in einem auf ... immer wieder tauchte es auf, solange man lebte. - Jedenfalls war an dem allen Non schuld! Hätte sie sich doch nicht mit dem

Weißes abgegeben! Es war, als sei sie hypnotisiert gewesen, daß sie überhaupt nicht dran dachte, wohin das schließlich führen müsse. Sie bewegte sich bloß immer in einer Welt, die es hier auf der Erde nicht gab. – Natürlich hatte Ed etwas geahnt! Aber was hätte er dagegen tun können? Ist ja klar wie die Hand vor den Augen. Der Weiße brauchte bloß zu pfeifen, und schon war sie bei ihm. Jede Nacht am Pförtchen, um auf ihn zu warten. Und die letzte Nacht, die sie bei ihm war, war der Weiße so spät gekommen und hatte sie noch in die Laube gerufen, daß es Bess fast schlecht wurde vor Angst, Ed könnte etwas hören. Dagegen hatte sie und gelauscht ... hatte Nonnie leise die Treppenstufen hinuntergehen, die Haustür öffnen, hinausgehen gehört, hatte seine Stimme gehört, die zu laut schallte. Vom Trinken. Ja, das war zu merken gewesen. Und Stunden waren hingegangen. Oder es schienen doch Stunden zu sein.

Bess war unter dem Vordach auf der Rückseite hinausgeschlichen und hatte sich, da sie niemanden im Laubengang sah, auf die Treppenstufen gesetzt, um zu warten; ihr wurde schlecht, sie fühlte sich ängstlich und verärgert zugleich, während sie so wartete und die Minuten sich zur Stunde häuften. Oder noch länger. Und dann stand einmal Nonnie vor ihr. Bess mußte eingenickt gewesen sein, daß sie sie nicht herankommen gehört hatte. Sie stand vor ihr. Und Bess wußte, ohne daß ein Wort gewechselt worden war, daß Nonnie irgendetwas wehtat.

"Er hat dir wehgetan." Nonnie schien nichts gehört zu haben. "Wo tut es dir weh, Nonnie?"

Nonnie schüttelte den Kopf, setzte sich auf die Treppe. Es war das gleiche Gesicht und doch nicht dasselbe. Man wußte, etwas war ihr zugestoßen, etwas, das sie einem nie sagen würde. Was sie niemandem auf der Welt sagen würde.

"Es ist mir gleich, ob du mich hassen wirst, so lang du lebst," sagte Bess, "aber du wirst mich jetzt nachsehen lassen, ob du schwer verletzt bist." Nonnie hatte sich nicht gewehrt, als diese ihre Bluse von den Schultern herunterzog. Bess bemühte sich, ihr Entsetzen zu unterdrücken, als sie die Quetschungen an Arm und Brust sah. Aber sie hörte ihren eigenen schwergewichtigen Atem, als sie die Stellen untersuchte. "Ich hole Jod. Bleib hier." Aufschluchzend vor Furcht und Zorn war sie in ihr Zimmer gerannt, dabei zwang sie sich zur Ruhe, um Ed nicht aufzuwecken. Dann hatte sie die wunden Stellen mit Alkohol gewaschen, mit Jod betupft und leise gesagt: "Du brauchst einen Arzt ... du brauchst Sam." Doch Nonnie schüttelte den Kopf, und Bess sah ein, daß es diesmal besser war, sie nicht zu drängen. Sie versuchte, daran zu denken, was Mama in solchem Fall getan haben würde, was Sam tun würde. Gern hätte sie Nonnie in die Arme genommen – das Kind brauchte doch jemanden, der sie jetzt bemutterte –, aber sie wußte, daß sie selbst laut aufheulen würde, falls sie das täte, und was Nonnie dann tun würde, das wußte nur Gott.

"Also," sagte Bess stattdessen, "also, davon wird's viel besser. Bestimmt wirst du dich bald wohler fühlen. Du mußt! Ich hol dir noch ein bißchen Ammoniak ..." Als sie

sich abwandte, um wieder ins Haus zu gehen, überkam sie eine neue Angst, unter der ihr schwindelte. "Non ... du bist doch nicht ... Bist du sonst noch verletzt ... an ... an einer anderen Stelle? Sag die Wahrheit, du mußt! Bist du sonst noch verletzt?"

Non flüsterte nur: "Nein." Bess zögerte – betete zu Gott, Non würde die Wahrheit sagen, obwohl sie wußte, Non würde ihr nichts sagen, – und dann ging sie die Salzsäure holen.

Nachdem Non getrunken hatte,²⁵ betrachtete Bess sie genau, in der Hoffnung, ihr Aussehen werde sich wieder bessern, ihr graues Gesicht wieder Farbe bekommen. Dann sah sie, daß Non fröstelte; darauf lief sie ins Haus, machte auf dem Petroleumofen Wasser heiß, tat es in eine Wärmflasche und ließ Non diese auf den Magen legen. All das erleichterte sie selbst ein wenig, aber zu ihrem Leidwesen sah sie, daß es Non nicht viel half. Als sie sie beobachtete, kam ihr die Empfindung, Non könnte sterben – nicht, weil ihr Körper tödlich verletzt war, sondern weil sie überhaupt keinen Sinn im Weiterleben mehr finden könnte. Bess war sich bewußt, daß das ein wahnwitziger Gedanke war. Sie wußte, sie selbst würde, was auch kommen mochte, den Willen zum Weiterleben haben, aber sie war nicht überzeugt davon, daß Nonnie diesen Willen hatte.

"Komm, ich bring dich ins Bett", sagte sie – als ob diese einfache alltägliche Handlung Non im Kreis des Lebens normaler Menschen halten könne. Sie beugte sich über sie, streichelte Nons Haar in der Hoffnung, sie würde merken, wie leid es ihr tat und auch, wie leid es ihr tat, daß sie oft so kleinlich zu ihr gewesen war. Ein paar Tränen rollten still über Nonnies Gesicht. Sie schüttelte den Kopf. "Sei mir nicht böse, ich möchte allein sein ... ein bißchen ..."

"Wär's nicht doch gescheiter, du gingst ins Bett?" Aber noch während sie das sagte, spürte sie, daß Non ihr nicht zuhörte, wie sie ja in Wirklichkeit nie zuhörte. Und Bess war dann ins Haus gegangen und hatte Nonnie auf der Hintertreppe in der Kühle des heraufdämmernden Tages sitzend zurückgelassen.



²⁵ Im amerikanischen Original steht "ammonia", was anscheinend nur Ammoniak bedeutet. Eindeutig ist auch, daß es von Nonnie getrunken wird. In der deutschen Erstausgabe wurde der Begriff mit "Salzsäure" übersetzt. Für keine der beiden Chemikalien konnte ich eine Verwendung als orales Heil- oder Kräftigungsmittel finden. Gemeint sein könnte *Ammonium carbonicum*, ein homöopathisches Mittel, das jedoch als Globuli genommen wird. Die Stelle bleibt unklar.

Das war das letztemal, daß Non mit ihm zusammen gewesen war. Soweit sie wußte. Damals, in der Nacht. Und nun war er tot. Der Weiße war tot! Bess hatte versucht, heute nicht über Nonnie nachzudenken und darüber, was in dieser jetzt vorging, während sie ihren Pflichten bei Boysie Brown nachkam. Leicht war es zu keiner Zeit gewesen, über Non nachzudenken. Die Gedanken glitten ab wie Öl an Glas. Man gewann keinen festen Halt. Man hatte das Gefühl, Nons Entwicklung sei ganz und gar nur innerlich vorangegangen, ihr ganzes Leben spiele sich innerlich ab. Weder Schwächen noch Fähigkeiten ließ sie nach außen dringen, wie doch die meisten Leute, deren Wachstum nach außen geht und eingreift in ihre Umwelt. Bei Non zeigten sich nichtmal kleine Eigenheiten der Stimme oder des Körpers. Sie war offenbar nichts als ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen mit einer Haut in kräftiger Eierschalenfarbe, mit Gesichtszügen, die andere dazu brachten, *Sie ist schön!* zu sagen; ein Menschenkind, das sanft sprach, lächelte und auswich, wenn man ihr zu nahe kam. Sie war wie eine unbestimmte Melodie, zu der sich jeder einen eigenen Text machte; aber ob es die richtigen Worte waren, wußte man nie.

Auch was jetzt in ihr vorging, wußte Bess nicht; bloß eines war sicher: Non durfte dieses Kind nicht bekommen. Sie mußten sie dazu bringen, sich seiner zu entledigen. Sie mußte das tun! Es war nicht richtig! Sie mußte es tun! Doch während sie sich das immer wieder einredete, wußte Bess zugleich, daß Non sich nicht davon trennen würde. Non hatte nie um irgendetwas gekämpft; nie hatte sie die Hand ausgestreckt, um etwas an sich zu reißen, was sie begehrte; doch wenn es einmal in ihre Hände gelangt war, hielt sie es fest.

Als sie sechs Jahre alt war, schenkt ihr jemand ein Kätzchen. Eines Abends, als Bess und die Mutter auf der Veranda saßen, hatte Non das Kätzchen in die Arme genommen und war eine kleine Strecke die Straße heruntergegangen. Ein vorüberlaufender Hund witterte die Katze und verbellte sie. Zuerst waren Tillie und Bess nicht beunruhigt darüber, denn sie erwarteten, das Kind würde das Kätzchen fahren lassen und sich selbst aus dem Staub machen. Doch Nonnie wich, ohne einen Laut auszustoßen, vor dem Hund zurück, preßte dabei das Kätzchen noch enger an sich. Das Gebell lockte andere Straßenhunde herbei, und bald sprangen sechs, sieben Köter um das Kind herum, kläfften, schnappten nach der Katze; gegenseitig steigerten sie sich in ihre Jagdgier hinein. Tillie schrie: "Bess, geh hol das Kind!" Bess rannte hin, schrie ihrerseits: "Laß es doch los, Nonnie! Laß doch das Kätzchen fallen!" Doch Nonnie hielt mit bleichem, vor Anstrengung und Angst verzerrtem Gesicht das Tierchen nur um so fester, während die Hunde bellten, sie umsprangen und nach ihrem Gesicht schnappten. Sie stand da, gab kurze Atemstöße von sich, die Schlagader der Schläfe zuckte und pochte, während Bess mit einem Stock auf die Hunde einschlug.

Immer hatte sie die Hunde von Nonnie abgewehrt, aber diesmal mußte Non selbst ...



Einige Stunden später war Bess bei Sam im Sprechzimmer. Er sah aus, als habe er seit seiner Rückkehr noch keine Zeit gehabt, die Kleider zu wechseln. Als wenn er gerade eben angekommen wäre. Seine Arzttasche lag auf dem Schreibtisch. Ein Reklamekalender von *Horlicks Ovomaltine* hing an der Wand, grell vom Sonnenlicht beschienen. Der 21. August, das heutige Datum. Gestern war der 20. August. Gestern um diese Zeit war noch nichts vorgefallen gewesen. Jedenfalls war das Schlimmste noch nicht vorgefallen gewesen. Bess wandte ihren Blick Sam zu und schaute ihn an. Sein braunes Gesicht sah müde aus, seine Augen waren gelblich und blutunterlaufen; rasieren müßte er sich auch. Doch so war Sam nun einmal. Es tat gut, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen. Kurz berichtete er von der Fahrt. Ed hatte den Zug nach Macon erreicht; jetzt mußte er bald in New York sein. Sam hatte ihm eingeschärft, sich nicht mit ihnen in Verbindung zu setzen, hatte ihm den Namen eines Freundes in New York gegeben. Der Freund war verschwiegen. Alles werde in Ordnung kommen. "Und wie geht's dir?"

"Gut. Scheint wenigstens so. All das ... ich bin froh, daß du wieder da bist."

"Du siehst müde aus. Kopfschmerzen?"

"Nein. Du siehst selbst müde aus. Mrs. Perry machte böse Augen, als ich kam. Sagte, Schlaf hättest du nötiger als Sprechen." Beide lächelten.

"Das kann ich mir denken."

Eigentlich hätte sie jetzt gehen sollen. Sams sonst unter dem Braun rot wirkendes Gesicht war jetzt gelblich, zeigte verzerrte Linien. Ihre Blicke fielen auf den Schreibtisch. Ein Rezeptblock. Ein Buch; Sam las nicht viel. Seine Pfeife. Ein alter Briefbeschwerer aus Glas. Ein leinener Tischläufer mit Stickerei ...

"Sam ... was ist denn nur mit uns? Ich habe ein Gefühl, als sei es das Ende." Sam lächelte. "Vielleicht doch nicht ganz das Ende. Ich hoffe nicht." Sie starrten aneinander vorbei.

"Es steht schlecht", fing er dann wieder an. "Davon bin ich überzeugt; das sollst du wissen. Doch für den Augenblick ist Eddie in Sicherheit. Später ... Es wird nicht leicht sein für ihn ... wenn er erst richtig einzusehen beginnt, was er getan hat ... Aber mit ein bißchen Warten ... vielleicht ..." Wieder lächelte er und strich sich mit der Hand über die Stirn und über den kahlen Teil seines Schädels.

"Warten, ja. Neger sollten das ja können. Aber jetzt hats mich erwischt ... Ich sollte dich schlafen lassen, und ich muß dringend an meine Arbeit zurück. Aber ... heute nacht, das ... Ich konnte Non nicht ansehen. Wir sind zusammen heimgegangen. Ich

hab gar nicht versucht, ins Bett zu gehen. Hab Eddies Sachen fortgeschafft ... ich dachte, es wäre das beste; ich hab sie verbrannt."

Sam nickte. "Ich hatte gehofft, du würdest dran denken."

"Beim Zusammensuchen hab ich zufällig den Wandschrank in Mamas Zimmer aufgemacht, und da hing Papas Arbeitskittel drin. Ein Träger hing vom Nagel herunter ... Weißt du noch, wie der ihm auch immer von der Schulter heruntergebaumelt ist?" Sie versuchte zu lächeln. "Da hing er also. Seit fünfzehn Jahren hing er da ... ein Overall ... alles, was übriggeblieben ist: Arbeit. Abends kam er heim von der Arbeit, setzte sich an den Tisch, brütete finster, während Mama das Abendessen richtete ... Immer hat er an Eddie rumgenörgelt, ihm was am Zeug geflickt. Wir haßten ihn, Eddie und ich ... Alles hat er verdüstert ... niemals gelacht."

Es ist schon spät, dachte sie, ich muß zurück, das Abendessen machen, es wird spät. Aber doch fuhr sie fort zu reden. "Heute nacht, als ich den Kittel ansah ... da fing ich auch an, ihn zu sehen ..." *Sam sieht müde aus; Schlaf fehlt ihm.* "Den Kittel hab ich mit verbrannt. Hatte Angst, man würde ihn finden und für den von Eddie halten. Seitdem hab ich ... hab ich das Gefühl ... so ein Gefühl ... als habe ich Papa verbrannt ... alles, was von ihm übrig war." Sie zitterte.

"Du bist müde, Bess. Wenn man müde ist, überkommen einen solche Gefühle ... Das ist bei jedem so."

"Und als ich die Sachen zusammensuchte ... Eddie läßt immer alles in der ganzen Wohnung herumliegen, und ich hatte Angst, irgend etwas zu übersehen ... da stieß ich auf ..." Bess schluckte; sie wußte nicht recht, was über sie gekommen war.

Sam legte ihr die Hand auf die Schulter. "Bess, du bist müde! Du mußt zurückgehen, dein Abendessen richten. Ich möchte gern, daß du mir das alles sagst, aber vielleicht –"

"Ich weiß ... und du bist auch müde. Aber laß es mich sagen, sei nicht böse. Es ist ... so, als wenn etwas wie ... es liegt mir auf der Seele. Also, sieh, ich fand ein Paar von Mamas alten Schuhen. Das war's, doch das alles zusammen ..." Der Schein der untergehenden Sonne fiel jetzt über Sams Hand, die mit der Narbe vom Angelhaken. "Siehst du, für mich waren sie bisher nie irgendwelche einfachen Leute gewesen ... aber mit einmal jetzt standen sie da, traten vor mir auf ... als Leute, nicht Mama und Papa. Es dauerte bloß eine Sekunde, doch ich sah sie so deutlich ... es hat mich ... wirr gemacht ... Kinder sollten ihre Eltern wohl nicht auf diese Weise sehen." Wieder machte sie den Versuch zu lächeln. "Manchmal krieg ich Angst ... diese Kopfschmerzen ... Mir scheint, ich denke da ... lauter verschrobenes Zeug ... Kann mich das ein bißchen verrückt machen, Sam? Was meinst du?"

"Du weißt das selbst am besten, Bess."

Sie blickte in sein braunes, stumpfes Gesicht. Immer glaubte sie Sam. So viel mehr als sie konnte er gar nicht wissen ... Was ließ sie so an ihn glauben?

"Und als ich diese beiden Figuren sah ... irgendwie tat das weh. Sie waren so armselig, Sam! Ihr ganzes Leben lang Farbige, armselige Farbige ... arbeiteten ... Papa und Mama ... jeden Tag, ihr Leben lang ..."

"Bess, du mußt die andere Seite sehen. Das mußt du. Es ist doch nicht bloß der Neger, der –"

"Wenn du mir jetzt sagst, es gibt auch arme Weiße, dann ... dann möchte ich dir am liebsten eine runterhauen!" Sie versuchte wieder, zu lächeln. "Wir haben uns so oft drüber gestritten! Ich weiß, viele von ihnen sind arm ... ich weiß, in der ganzen Welt sind Leute arm ... und arbeiten schwer ... oder haben nicht einmal die Möglichkeit, schwer arbeiten zu können. Das macht es um keinen Deut leichter, wenn man dabei an die eigene Mutter denken muß. Jeden Morgen in der Frühe zur Arbeit gehen, jede Nacht spät heimkommen ... alles, was sie je an hübschen oder hellen oder zarten Gegenständen sah, an Dingen, die sie gern hatte, befand sich in den Häusern von Weißen. Ich erinnere mich, sie sprach immer ... ihr ganzes Leben lang sprach sie davon, eines schönen Tages einmal das Haus weiß anstreichen zu lassen – *vorn un hinne vollspritze*, wie sie sich ausdrückte – ich höre sie noch, wie sie das sagte – und richtige große Bettlaken anzuschaffen. Ja. Das wollte sie tun, sobald sie uns alle durch die Schule und das College gebracht hätte. Na ... sie kam weder zum einen noch zum andern."

"Bess ..."

"Ich sehe sie geradezu vor mir ... wie sie den Weg von Miss Adas Haus herunterkommt, ihren großen alten Strohhut bis auf die Ohren gezogen, ihr Bündelchen unterm Arm ... wie sie rasch am Pförtchen nach Nonnie schaut ... wie sie langsam geht, auf der Fußkante, um ihre Ballen zu schonen ... und so ihr ganzes Leben lang. Und als sie zuletzt so krank war und ich ihr die Füße rieb, um sie ein bißchen warm zu machen, da waren sie hart und rauh, es war als ... als riebe man ein Stück altes, abgetragenes Schuhleder ..." Sie hatte zuviel gesagt. Als sie jetzt zu Sam aufblickte, kamen die Tränen.

In seiner bedächtigen Weise sagte Sam: "Merkwürdig, wie die Menschen sich an andere erinnern. Meine Mutter ist gestorben, als ich noch zu klein war, um mich an sie zu erinnern, und ich habe ja immer bei Verwandten gelebt, mal bei dem, mal bei jenem – bis Tante Easter hier herunterkam, um mich auf Vordermann zu bringen ..." Er lächelte ein bißchen. Sie alle entsannen sich des Tages, da Tante Easter von Nord-Georgia angekommen war, mit einem Korb, einem Koffer und einer Hacke auf der Veranda seines Hauses auf Sam gewartet hatte. Als er das Treppchen heraufkam, verkündete sie, sie sei seine Tante, sie könne es beweisen – was sie auch prompt tat – und sei gekommen, sich seiner anzunehmen. Er hatte sie noch nie gesehen, aber sie hatte von Stund an gut für ihn gesorgt.

Ella hat er vergessen, dachte Bess, ganz vergessen hat er sie.

"Aber fast mein ganzes Leben lang bin ich den alten Weg an Miss Ada vorbei zu eurem Haus gegangen. Fast lebenslang bin ich um deine Mutter herumgewesen. Mit Eddie zusammen, solange wir Jungs waren ... mein ganzes Leben lang. Und wenn ich an sie denke, dann sehe ich sie anders. Ich sehe sie, wie sie die Hände ausstreckt und alle, und alles, die ganze Welt an sich zieht, in ihren breiten Schoß, wie um alles zu hegen und zu pflegen – alles, das Gute und das Gemeine, Häßlichkeit und Helligkeit, alles zieht sie an ihre Brust. Gar nicht sanftmütig ... sanft war sie nicht ... barsch war sie, mag sein, aber sie zog alles an sich heran, nahm, was sie hatte, und gab es her. Ich erinnere mich gern dran, wie sie lachte, bis es sie am ganzen Leib schüttelte, bis jeder Zoll an ihr wackelte ... und wie sie sich manchmal mitten im Lachen uns Kindern zuwandte und sagte: *Benehmts euch gut, Kinner, mit Weiße*, – und wie sie dann ihren Mund eng zusammenzog, wie man einen Tabakbeutel zusammenzieht."

"Ich weiß. Als ob irgendein weißer Mensch unser gutes Benehmen verdient hätte!"

"Sie sagte das, um euch vor Schaden zu bewahren. Gutes Benehmen ist immernoch die beste Lebensversicherung für jeden Farbigen gewesen." Er lächelte.

Oh, wie konnte Sam da lächeln! wie konnte er nur! "Ich verstehe nicht, wie du die Dinge auf diese Weise ansehen kannst. Man muß ja glauben, du hast kein Gefühl in dir ... kein Schamgefühl für deine Rasse ..."

"Ich bin stolz darauf, ein Neger zu sein, Bess – stolz."

"Stolz! Du lügst. Du bildest dir ein, du mußt sowas sagen. Nun, mir brauchst du das nicht zu sagen! Es ist das Nigger-Sein ... Nigger, Sam – das hat es uns eingebrockt. Ach, ich kenne Eds Spinnereien ... seinen Jähzorn, sein Gefühl, daß er ... ich kenne das alles. Er konnte nicht ... Sam," sie stockte und sah Sam ins Gesicht, "hat Ed dir gesagt, warum er es getan hat?"

"Nein."

"Hast du irgendeine Ahnung??"

"Nein." *Er lügt. Er weiß etwas.* "Hast du irgendetwas gehört, seit du zurück bist?"

"Nein."

"Sie haben ihn gefunden." Sie konnte sich nicht überwinden, Deens Namen auszusprechen.

Er sah sie an und schwieg.

"Heute morgen."

"Ich dachte mir sowas. Vorhin wollten sie mich nicht weiterfahren lassen ... ich wollte Tante Cyn besuchen. Ich bekam die Nachricht, sie liege im Sterben."

"Was hat Tante Easter denen gesagt? Ich meine ... sie ist alt und –"

"Sie sagte ihnen, ich sei bei einer Niederkunft. Das sagt sie immer."

"Wer war das, wer hat dich aufgehalten?"

"Ein paar weiße Burschen ... Halbwüchsige ... Aber ich habe mich auf einen Streit eingelassen." Sams Gesicht überflog ein Lächeln.

"Sam, – Ed sagte, er hat ihn auf dem Fußweg liegen gelassen. Sie haben ihn aber zwischen den Zwergpalmen gefunden, etwa fünfzig Meter abseits vom Weg."

"Vielleicht hat Ed ihn dort hingeschleppt."

"Er sagte, er habe ihn nicht angerührt. Ich glaube auch nicht, daß er das getan hätte. – Das geht mir im Kopf herum ... Wenn sie Ed nicht kriegen, dann ... was werden sie dann tun?"

"Ich weiß nicht."

"Dann werden sich doch ... einen anderen packen?"

"Ich weiß es nicht."

"Werden wir dann ... den Mund halten und ... das zulassen?"

"Geh nicht über die Brücke, bevor du bei ihr ankommst! Jetzt bist du müde ... Warten wir ab ... nur erst abwarten!"

"Sam," flüsterte sie, "sie werden es doch ... nicht wagen ... Non ..." Bis zu dieser Minute war ihr dieser Gedanke nicht gekommen. Jetzt mußte sie gegen panische Angst ankämpfen.

In seinem Gesicht flammte etwas auf, das Bess nicht kannte; ebenso rasch wurde es wieder ruhig. Dann sagte er in gereiztem Ton (so kam es ihr vor): "Bess, du mußt gehen. Du mußt dein Abendessen richten, und ich muß Krankenbesuche machen."

Und dann sagte sie es ihm. Wie sie dazu kam, das wußte sie nicht, auch später nicht. Sie sprach es einfach aus und hörte dabei ihre Worte, noch bevor sie merkte, daß sie sie ausgesprochen hatte. "Es ist noch etwas anderes ... Nonnie ... sie ist schwanger." Bess sprach rasch, ohne Sam anzusehen, und hinterher wollte sie, sie hätte es nicht gesagt, nicht heute. "Wir müssen etwas tun ... sie veranlassen, daß ... Bald wird es zu gefährlich sein ... Es muß ein Eingriff gemacht werden. Du wirst das doch machen, ja!"

Er reagierte nicht.

"Du wirst es tun, Sam, ja?" *Warum stand er so stumm da, als habe er es nicht gehört?* "Sie ist so dickköpfig!" Plötzlich wurde sie wütend – *warum gab er ihr keine Antwort?!* "Sie sagt, sie will es haben. Wir dürfen das nicht zulassen Das siehst du doch ein! Das muß doch jeder einsehen. Nur Nonnie nicht. Nein. Sie will es haben. Und deshalb – " Nach kurzer Pause: "Manchmal frag ich mich, ob nicht doch irgendwas im Neger steckt, etwas ... Ed mordet. Nonnie schwanger ... Was ist denn das nur mit uns? Ist es das Negerblut? Ist es das Andersonblut? Was ist es nur? Was ist los mit Leuten wie uns?!"

"Weiße Frauen werden auch schwanger ... massenhaft", sagte er barsch und ärgerlich.

"Aber die wollen es nicht ... die sind viel zu schamhaft, um es zu wollen. Und außerdem versteh ich nicht, wie eine farbige Frau noch einen weiteren Neger in diese Welt setzen möchte."

"Und Jackie?"

"Den wollte ich nicht haben. Ich war jung, und er kam halt." Sie versuchte zu lachen.

"Aber du liebst ihn."

"Ich liebe ihn, aber genießen kann ich ihn nicht." Leise setzte sie hinzu: "Und er ist ja auch kein Bankert. – Ach, an dem allen bin ja doch ich schuld. Ich hätte Nonnie besser erziehen müssen, mehr auf sie aufpassen müssen. Schon als sie noch ein Kind war, machte sich Mama immer Sorgen wegen Nonnie und den Jungs. Sagte mir immer, ich soll gut aufpassen auf sie. Meinetwegen machte sie sich keine solchen Sorgen." Wieder versuchte sie zu lachen.

Sam rieb sich die Hände, kehrte sich dann mit einmal ab und blickte zum Fenster hinaus.

"Manchmal kam es mir vor – es ist verrückt, aber es kam mir so vor –, als ob Nonnie, solange sie auf der Welt ist, sich nicht eingestehen wollte, daß sie eine Negerin ist."

Sam drehte sich um; sein Gesicht war dunkelrot angelaufen. "Vielleicht hat sie sich weder so noch so darüber Gedanken gemacht."

"Wie sollte sie denn nicht?! Wenn's einem tagtäglich und wo man auch hinkommt, wie etwas Schmutziges unter die Nase gerieben wird."

"Das Leben besteht aus mehr als bloß aus Hautfarbe, Bess. Aus viel mehr." Er war an seinen Schreibtisch getreten, nahm sein Instrumentenkofferchen auf, stellte es wieder hin.

"Ach, wie kannst du das sagen! Wie können wir überhaupt hier stehen und irgendetwas sagen ... wir, denen *diese Farbe* das Leben zerstört hat ... dir auch. Sag nicht, es sei nicht wahr! Du läufst rum und tust den Leuten Gutes. Das ist eine schöne Sache für alle, außer für dich selbst. Denn du weißt in deinem Herzen, daß du mehr brauchst. Du möchtest gern natürlich und froh und einfach leben. Es wäre ja auch alles so einfach, Sam, wenn man nur weiß wäre. – Ich habe es so satt, zweierlei zu sein! Manchmal verwechsle ich mich mit mir selbst," sie lachte krampfhaft, "und vergesse, welche von beiden ich grad bin: Mrs. Stephenson's Bess oder meine eigne."

"Weiße haben auch ihre Sorgen, Bess." Er lächelte hilflos, während er ihren Arm berührte, aber in seinen Augen stand ein furchtbarer Blick.

"Das glaube ich nicht! Nein, ich glaube es nicht ... nicht so wie wir."

"Sorgen über sich selbst und mit denen, die sie lieben. Und das ist das Wichtigste für uns alle."

"Das kann ich mir nicht vorstellen."

"Du solltest auch sie bedauern."

"Das kann ich nicht. Nimm mir meinen Haß auf die Weißen weg, dann bleibt mir nichts mehr übrig. Dann schrumpfe ich zusammen. Mein Haß auf sie macht es für Jack sehr viel leichter." Sie versuchte zu lachen, wischte sich aber stattdessen über die

Augen, wandte sich ab, wischte sich nochmal über die Augen, drehte sich wieder her. "Sam, was sollen wir wegen Nonnie tun? Wir können nicht warten."

Er blickte sie an, durch sie hindurch, sagte leise und langsam: "Ich würde deine Schwester gerne heiraten."

Nonnie heiraten! Sie heiraten, nachdem ein weißer Mann sie ... "Nach all dem ... da würdest du ... ich begreife nicht, wie du das jetzt noch ..."

"Bess," sagte er in scharfem, zornigem Ton, "du hast etwas an dir, das einen krank machen kann!" Er stand da mit einem verbissenen, strengen Ausdruck im Gesicht, als fühle er Haß gegen sie. Bess wurde rot, sagte rasch: "Es ist wohl besser, ich gehe jetzt. Es ist furchtbar spät." Dann hatte sie sich abgewandt und ihn stehen lassen.

Es war allerhöchste Zeit, das Abendessen aufzutischen. Sie mußte sich irgendwas ausdenken ... daß es Jackie schlechter ginge, als sie angenommen hatte, oder so.

Behutsam schlüpfte Bess in die Küche von Stephenson, machte die Herdklappe auf, steckte ein paar trockene Späne hinein, stellte sich die Schmorpfanne für die Hühnercroquetten zurecht, setzte den Kessel auf den heißen Abschnitt des Herdes, eilte mit den Tellern ins Speisezimmer. Eben hatte sie sich zum Buffet gewandt, um das Silberzeug herauszunehmen, als sie im angrenzenden Schlafzimmer die Stimmen von Mrs. Stephenson und Grace vernahm.

"Mutter, ist das so schlimm wie ... ein Kind zu bekommen?"

"Nein. Es wird nicht schlimm werden."

Dann war wieder alles still, bis auf das Geräusch hin- und hergehender Schritte. Dann sagte Mrs. Stephenson im gleichen leisen Ton, aber deutlich wie nach einem langen inneren Kampf: "Grace, weiß es noch jemand in der Stadt außer Mart?"

"Ich glaube nicht."

Bess nahm ruhig das Silber heraus, brachte es zum Tisch und fing an, es auszulegen. Messer und Löffel zur Rechten, Gabeln zur Linken.

Zweiundzwanzig

Als er mit seinem Abendessen fertig war, rief Tom Harris Dessie ins Wohnzimmer und schloß die Tür. Zögernd trat sie ein, einen nassen Abwaschlappen krampfhaft in der Hand geknüllt; sie schleppte ihre Füße über den Boden, als seien sie mit einer Schuld beschwert. –

Laura war dagewesen. Nachdem sie Harris die Liste der Sargträger übergeben hatte sowie derer, die sich erboten hatten, bei dem Toten zu wachen, sagte sie: "Wir machen uns Sorgen wegen Henry. Miss Sadie hat angerufen – sie sagt, man stellt ihm nach ... Aber er hat es bestimmt nicht getan", fügte sie rasch hinzu.

"Vielleicht hat er es doch getan ...", aber Harris war überzeugt vom Gegenteil.

"Nein. Er kann es nicht getan haben." Laura sagte das in voller Überzeugung. *Sie sieht ihrer Mutter sehr ähnlich*, dachte Tom Harris; *sie wirkt wie sie. So selbstsicher.*

"Er hätte gar keinen Grund dazu gehabt", fügte sie hinzu. Sie richtete ihre grauen Augen fest auf die seinen und strich sich mit der Hand das Haar zurück. *Das Ganze hat sie geradezu krank gemacht*, dachte Harris, *ihre Ruhe ist unnatürlich.*

"Es gibt da andere ... die mehr Ursache dazu hatten." Ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie mehr sagen, aber sie schwieg. "Wie dem auch sei, wir möchten nicht ... daß Henry ... was Böses angetan wird ... selbst wenn er es getan hätte! Nicht durch ... – Wir haben mit Henry gesprochen," sprach sie rasch weiter, "Daddy und ich. Er sagt, er wußte davon. Er habe ... ihn auf dem Weg bei Miss Adas Haus liegen sehen; er sei mit Ihrer Dessie ausgewesen." Sie unterdrückte ein aufsteigendes Lächeln, fuhr fort, ohne die Stimme zu heben, im Gegenteil: ihre Lippen preßten sich beim Sprechen zusammen. "Sie haben ihn beide gesehen ... in der Frühe. Und Henry – er ist ja nicht sehr helle – scheint Tracy weggeschleppt zu haben ... ins Gebüsch. Er sagte auch, er wisse, man werde glauben, er habe es getan; deshalb habe er sich gefürchtet, uns etwas zu sagen. Er heulte so, daß es schwer war ... etwas aus ihm herauszubekommen ..." Sie stockte, fuhr dann fort: "Daddy ist ... vollkommen gebrochen." Sie schluckte heftig; Tom sah, wie ihre Wangen- und Halsmuskeln zuckten, aber fast teilnahmslos fuhr sie fort: "Er kann seine Gedanken nicht recht zusammenhalten, was das alles angeht. Mutter haben wir nichts gesagt. Ich dachte, wenn Sie es wissen, würden Sie .. vielleicht ..." Sie blickte den langjährigen Freund ihres Vaters, ihrer ganzen Familie fest und ruhig an, merkte wohl nicht, daß sie ihren Satz nicht zu Ende gesprochen hatte.

"Ja, ich werde etwas tun, Laura. Jetzt geh aber rasch nach Hause und versuch, etwas zu ruhen. Oder möchtest du dich hier ausruhen?"

"Nein, ich muß gehen. Danke." Und sie ging rasch den Gartenweg hinunter zur Straße. *Ja, jeden Tag wird sie ihrer Mutter ähnlicher. So selbstsicher und selbstherrsch. Wäre besser, sie bräche ein bißchen zusammen.*



Nun also sah er zu dem Mädcl auf, das vor ihm stand. "Dessie –"

"Ja, Sir –"

"Warst du vergangene Nacht mit Henry zusammen?"

"Ja, Sir."

"Wo wart ihr?"

Dessie schluckte und würgte und schaute dabei auf die Tür. Sie betete, daß sich jetzt nicht Mrs. Harris' Ohren an die Tür drückten, wie sie selbst es bestimmt getan haben würde. "War'n bei mir zuhaus."

"Die ganze Nacht?"

"Nee, Herr."

"Seid ihr woanders hingegangen?"

"Ja, Sir."

"Wohin?"

Dessie schluckte heftig.

"Wo seid ihr hin?"

Dessie schaute ihn unverwandt an. "Naus ins Gebüsch."

"Was habt ihr dort gmacht, Dessie, im Gebüsch?" Aber im selben Moment bedauerte Harris diese Frage; er kannte Dessie ja.

"Unsinn gemacht." Ernst blickten ihre großen Augen in seine blauen.

"Unsinn ... du meinst ..."

"Ja, Sir. Schlimmen Unsinn", und Dessie nickte mit dem Kopf, um seine schlimmsten Gedanken zu bestätigen.

"Wann seid ihr zwei nach Hause gegangen?"

"Gegen Dämmerung."

"Habt ihr unterwegs etwas gesehen?"

Wieder nickte Dessie bloß, als ob ihre Zunge versage.

"Mr. Tracy?" Sehr leise.

Ihre Augen weiteten sich vor Angst. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Mr. Harris blickt ihr forschend ins Gesicht. "Dessie – weißt du, wer Tracy Deen umgebracht hat?" Seine Stimme hatte den tiefen Ton feierlichen Ernstes, den er so oft angewandt hatte, wenn er seine Kinder ausfragte oder sie bestrafen wollte.

Dessie quetschte ihr Spültuch so krampfhaft zusammen, daß Wassertropfen an ihrem Kleid herunterstießen. "Nee, Herr. So wahr mir Gott helf!"

Er blickte sie fest an, durchbohrte ihr nervöses Figürchen mit den Augen.

"So wahr mit Gott helf, Mr. Harris!" Sie brach in Schluchzen aus.

"Pscht", machte er. "Weiß Henry es?"

"Nee, Herr! Nee! wie er ... ihn gesehn hat ... den ... den ... da hat er sich ganz vollgekotzt!"

"Es ist ihm schlecht geworden?"

"Ja, Sir."

"Hat er sich Gedanken darüber gemacht, wer es getan haben könnte?"

"Nee, Herr. Hat bloß gesagt, er wüßt schon, man tät meinen, er hätt's getan."

"Was hat er dann gemacht?"

"Hat'n ins Gebüsch geschleppt ... vom Weg fort."

"Weshalb hat er das getan?"

"Weiß ich ned, Herr. Hats halt tan."

"Um wieviel Uhr ist Henry gestern abend zu dir gekommen?"

"Hab ja kei Uhr," und sie lächelte verschämt über diesen Mangel, "aber es muß gewesen sein ..." Sie runzelte die Stirn. "Es war nachm Neunuhrzug, un war auch noch Betversammlung, weil ich hab mitgesungen." Wieder lächelte sie. "Auf meiner Veranda, da klingt es schön rüber."

"Was haben sie gesungen?"

"Almos persuaded, Christ to receive, almos persuaded now to believe –"

Und Tom Harris glaubte ihr. Er las in ihrem unschuldigen Gesichtchen ab, daß Dessie nicht log. Darum sagte er brüsk: "Na, mach, daß du weiterkommst und mit deinen Tellern fertig wirst. Du verläßt mir das Haus heute abend nicht. Richte dir in Mrs. Harris' Zimmer eine Matratze her und schlaf dort. Sag ihr, ich habe das angeordnet."

Dann rief er Miss Sadie an. "Miss Sadie ... Sie haben mich heute nachmittag zu erreichen versucht?"

"Ja, wegen der Sargträger."

"Die habe ich. Sonst noch was?"

Sie erzählte ihm kurz von Crazy Carl. "Kein Mensch, der auch nur ein Gramm Grütze im Kopf hat, hört doch auf den Carl ... Wen haben Sie denn da rumstreichen sehen?"

"Die üblichen Leute ... Tracys Freunde ..."

"Sonst niemanden?"

"Bill Talley, ein paar Leute aus der Shaky Pond-Gegend."

"Sind die noch in der Stadt?"

"Als ich zum Abendessen ging, waren sie noch da."

"Aha. Na, vielen Dank, Miss Sadie."

Laura hatte richtig vermutet. Irgendetwas war im Gang ... Das waren noch andere als die gewöhnlichen Rumschreier. –

Er hatte sein Büro erst in der Abenddämmerung verlassen und sich auf seinen Zweikilometer-Spaziergang nach Hause gemacht. Als er die Bahnstrecke überquert und durch den schmalen Streifen zwischen Zypressen und Zwergpalmen hindurch gegangen war, hatte ihm plötzlich eine Taschenlampe ins Gesicht geleuchtet. "Ist Harris", hatte eine Stimme gerufen. Und eine andere hatte gemurmelt: "Ok."

"Worum geht's denn bei euch, Jungs?"

"Den Niggern 'n Dämpfer aufsetzen."

"Macht das mal bei euch auch", lachte er, schickte sich zum Weitergehen an, stockte aber und sagte: "Macht mir in meiner Umgebung keinen Wirbel. Meine Leute müssen morgen früh bei der Arbeit sein."

Auf dem Pfad quer durch das Wäldchen der Lebensichen wurde er zweimal aufgehalten. Im Schatten der großen Eiche vor seinem eigenen Pförtchen ein weiteres Mal. Der Strahl einer Taschenlampe zuckte grell über sein Gesicht, wurde dann gesenkt. Eine Gestalt verschwand.

"Paßt auf, wo ihr hintretet, Jungs", rief er ins Dunkel hinein. Wenn diese verantwortungslosen Halbstarcken nicht aufpaßten, gab es wirklich noch Wirbel. Schlimmen Wirbel, und die waren nicht so vernünftig, das vorherzusehen. –

Tom stand am Telefon, die Hand noch am Hörer. Auf der anderen Seite des Raums saß sein Sohn Charles und las. Sonst war niemand in der weitläufigen Diele, aber er konnte hören, wie Mrs. Harris sich in ihrem Zimmer zum Gottesdienst fertig machte. Er sah auf die Uhr. Halb neun. Höchste Zeit für die Kirche.

"Gehst du zur Betversammlung, Junge?"

"Hatte keine große Lust heute abend, Dad." Charles sah lächelnd zu seinem Vater auf. "Hab's ein bißchen satt."

"Deine Mutter geht, die Mädels auch. Hier in der Gegend ist's grad nicht sehr ruhig. Ich möchte nicht, daß sie heute abend allein ausgehen. Wäre mir sehr recht, wenn du mitgingst, wenn's dir nichts ausmacht."

Charles legte sein Buch hin. "Was ist denn los in dieser Stadt? Hast du das Gerede gehört?"

"Ja, habe ich gehört."

"Was ich nicht begreife, ist, warum die Nigger – und Gott – das so locker hinnehmen."

"Junge! Halt' die Luft an ... die Mutter kann dich hören." Tom rieb sich seine rosa Glatze. "So einfach ist das nicht, Charles. Ganz und gar nicht." Tom seufzte, während er sich in seinen Klubsessel setzte und die Beine ausstreckte. "Halt' den Mund, halt' dich von allem fern und paß auf Mutter und die Mädels auf."

"Und was hast du vor?" Charles lachte, ging zu ihm hinüber und nahm sich den Wagenschlüssel.

Tom grinste. "Na, mir scheint, ich werde ein paar Leuten die Köpfe zurechtsetzen müssen. Später werd ich mal bei der Betversammlung hineinschauen ... falls ich durchkomme." –

Tom streckte seine Beine von sich und seufzte auf. Das Haus war jetzt still. Sie waren zur Betversammlung gegangen; er konnte hören, wie Dessie Mrs. Harris' Zimmer aufräumte und sich eine Schlafstelle herrichtete. Es wäre so bequem, gleich jetzt hier im Sessel einzuschlafen ... sich nicht zu rühren bis morgen früh. Müde ... ein heißer Tag gewesen ...

Sobald er sich nach dem Mittagessen von Deens hatte verabschieden können, war er ins Holzfällerlager gefahren und den ganzen Nachmittag über draußen geblieben. Als dann *Old Mary* hinauszottelte, hatte er sich plötzlich auf den alten Klapperkasten von Lokomotive geschwungen, neben C.B., der sie den engen Hohlweg mit der tückischen Kurve hinunterdampfen ließ, über die Rushtonsche Terpentinbrennerei hinaus, dem neuen Waldstück zu, dessen Abholzrechte Tom eben erworben hatte.

C.B. sagte: "*Old Mary* braucht dringend mal 'n neuen Kessel. Eines schönen Tages fliegt sie mit mir in die Luft und wir wachen im Himmelreich auf!"

"Brave alte Dame ... aber sag' ihr, sie soll's noch 'n bißchen machen. Geld ist knapp heutzutage."

"Is' immer knapp," sagte C.B., "un' kein Mensch will sich dran gewöhnen."

Harris war voller Unruhe ins Lager hinausgefahren; es wurde ihm schwer, den Mord an Tracy Deen in das friedliche Bild Maxwells einzufügen. Ein braves Städtchen, ein stilles Städtchen, ein guter Ort, um Kinder aufzuziehen ... und er hatte neun aufgezogen. Außer den Samstagabenden: ein paar Messerstechereien, ab und zu mal ein toter Neger, sonst passierte in Maxwell keine Gewalttat. Im Südwesten der Region, wo die Geschäfte nicht gingen, kam allerhand vor. Von Bill Talleys Anwesen verschwanden allzuoft Nigger – waren einfach wie weggeblasen –, aber beweisen konnte man nichts, und viel drüber geredet wurde auch nicht. Was war in das Jungvolk von College Street gefahren, daß es in solch böse Geschichten hineingeriet? Vor vier Jahren hatte Clem Massey jemanden umgebracht, nicht hier in Maxwell, Gott sei Dank, sondern in

Americus ... Jedoch stammte Clem aus der College Street und war von einer Mutter aufgezogen worden, die als eine der besten Frauen galt, deren sich Maxwell je als Mitbürgerin hatte rühmen dürfen. Und jetzt befand sich Clem zur Zwangsarbeit in der staatlichen Gefängnisfarm, seine Mutter lag im Grab, und seiner Schwester Julia war das Herz gebrochen. – Und jetzt, mitten in der Erweckungswoche, diese Sache mit Tracy Deen! Mancher Mann in Maxwell wußte gut, wieso Tracy Deen erschossen worden war ... wenn es auch die Frauen nicht wußten. Ja, sie mußte es getan haben: die kleine Anderson. Alles wies darauf hin. Wo er gefunden worden war. Daß er Dorothy Pusey den Verlobungsring gegeben hatte. – Das stillste Negermädchel in Maxwell. Allzu still. Gefährlich, wenn sie so still sind. Die Eifersucht verzehrt sie wie eine Krankheit. Das Gescheiteste wäre, die ganze Sache zu vertuschen. Den Jungen begraben, das Gerede zum Schweigen bringen. Dieses Mischlingsmädchen vor Gericht zu bringen, so hübsch wie sie ist, das würde einen Skandal vom einen Ende der Vereinigten Staaten zum anderen aufrühren. Der kleinen Pusey wäre das Leben zerstört, der alten Mrs. Deen würde das Herz brechen. – Tracys Freunde mußten im Auge behalten werden. Jungs wie Gus, die nicht über ihre eigene Nase hinaus denken können, sind imstande und fangen da irgendwas an. Es wurde ja schon davon geredet, die Schwestern Anderson aus dem Bezirk auszuweisen. Es ist nicht so leicht, die anständigste Negerfamilie auszuweisen, die je in der Stadt war. Auch das mußte einen Skandal geben, wenn man es nur versuchte. Nein, vertuschen ist das Gescheiteste, die Leute auf andere Gedanken bringen. Sug Rushton hatte gesagt, er würde sich drum kümmern. Hoffentlich gelang es ihm. Das beste wäre, man könnte die Gedanken der Leute wieder auf die Erweckungskampagne hinlenken. Im Augenblick sah es so aus, als habe Dunwoodie große Lust, sein Zelt abzubrechen und sich damit abzufinden, daß er hier nichts für den Herrn hatte ausrichten können. Jaja, es sah aus, als ob der Teufel breitbeinig über der Stadt hockte und ...

Tom seufzte; er machte sich Gedanken über die eignen Jungen. Anne ist so sicher, ihre Jungs könnten nie in Unannehmlichkeiten geraten. *Ihre Jungs würden nie ...* Vielleicht würden sie nicht ... vielleicht waren sie noch nicht – aber das war etwas, wofür man Gott danken mußte, nicht das Verdienst sich selbst zuschreiben konnte. Und es gab noch allerhand Unannehmlichkeiten, in die sie geraten konnten, abgesehen von der Colored Town.

Na, es schien, heute sollte er auf Unannehmlichkeiten stoßen, wohin er auch kam. Draußen im Lager sah's auch nicht gut aus. Nicht gar so schlimm, aber immerhin schlimm genug. Die Belegschaft, die aus Kettensträflingen bestand, war aufsässig, meckerte über das Essen; einer nach dem andern kriegte Streit mit dem Vorarbeiter. Er mochte den Mann selbst nicht recht. Es wurde erzählt, zumindest getuschelt, er bestrafe die Negersträflinge mit dem *Schwitzkasten*. Das konnte doch nie gut sein! War ja ohne Sinn und Verstand! Und es nützte gar nichts! Wer ein bißchen Grütze und

Selbstvertrauen hatte, wer nicht selbst bloß ein Schlappschwanz war, der brauchte die Leute nicht in den *Block* oder in den *Schwitzkasten* zu stecken, um von ihnen zu erreichen, was er will. Man sieht dem Kerl, sei's nun ein Neger oder ein Weißer, fest in die Augen und putzt ihn nach Strich und Faden herunter – und wenn man damit fertig ist, dann packt man ihn bei seiner Männerehre und schließt das Ganze ab mit einem Witz, über den er zusammen mit den anderen lachen kann und bei dem er sich genauso wohl fühlen kann wie der Chef. Jaja ... das ist eben der Unfug: nichtsnutziges Gesindel läßt seine Herrschaftsgelüste aus an anderm nichtsnutzigen Gesindel. Nein, in seinem Holzfällerlager wird dieser *Schwitzkasten* nicht angewandt – jedenfalls nicht mit seinem Wissen. Das Dumme ist bloß, man kann seine Augen nicht überall haben. Man kann nicht alles überblicken! Keine Zeit! Es wird zuviel! – Da ist nun diese Rotte von vierzig potenten schwarzen Kerlen beieinander, ein Drittel davon Lebenslängliche, und kein Negerweib auf zwanzig Meilen in der Runde ... kein Wunder, daß ihnen elend zumute wird! Wie soll unsereiner Kontakt zu ihnen finden, als Vorsteher in der Methodistenkirche, mit einer großen Familie von Mädels und Buben und dazu einer Frau wie Anne! Was getan werden müßte? Alle Woche mal eine Horde schwarzer Frauenzimmer hinauskommen lassen. Jawohl. Aber am nächsten Tag würde Anne aus dem Haus gehen, wenn sie erführe, daß er sowas im Sinn hat. Und er hatte ja schon allerhand vor seinem Schöpfer zu verantworten, brauchte die Liste nicht noch zu verlängern – im Augenblick schon gar nicht. Tom seufzte auf. –

Mit *Old Marys* letzter Fahrt an diesem Tag kehrte er zurück; neben C.B. sitzend, sah er über die Weite hinweg, übersät mit Wurzelstöcken, über das, was einmal der schönste wilde Kiefernbestand gewesen war, dessen Abholzrecht er je erworben hatte.

C.B. sagte: "Schlimm ist das mit dem jungen Deen."

"Sehr schlimm."

"War ja wohl nicht viel dran an dem –"

"Nicht viel. Kam nie mit dem Leben zurecht." Rechter Taugenichts, genauer gesagt; machte seiner Mutter und Tut Sorgen, solange er lebte; tat nie, was sie von ihm erhofften. Immer wieder Enttäuschungen. Ein Junge wie der gehört in seiner Jugend ordentlich verprügelt oder rausgeschmissen, daß er allein für sich sorgen muß ... oder Gott weiß was anfängt ... "Schwer zu verstehen, wieso ein Junge so wird ... bei einer braven Christenmutter, wie Mrs. Deen ist."

"Hab sie nie kennengelernt", sagte C.B. und bearbeitete seinen Kaugummi, während er *Old Mary* behutsam um die böseste Kurve der Strecke herumlenkte.

"Brave Frau." Der Holzzug machte Halt am Straßenübergang, ließ die Dampfpeife zweimal hören, drehte dann zum Sägewerk ab. "Gibt'n Haufen braver Christenfrauen auf der Welt, C.B.", sagte Tom mit Nachdruck.

"Kann schon sein." C.B. beugte sich aus dem Führerhaus und spuckte aus. "Ich hab nie welche gekannt." Er ließ *Old Mary* langsam in den Fabrikhof hineinrutschen. –

Als Tom Harris kurz vor Einbruch der Dunkelheit ins Büro kam, wartete dort Willie Echols auf ihn. Willie wollte wieder über Löhne reden ... 'N Lohn zum davon leben, so drückte er sich aus. Nichts Neues, daß Willie daherkam, um sich über Löhne auszulassen. Aber Tom war müde und bedrückt. Konnte sich nicht erinnern, je so müde gewesen zu sein. Konnte seine Gedanken kaum von der Familie Deen lösen. Schlimm für sie, schlimme Tage machten die durch! Immer mußte er auch an die eignen vier Jungen denken. War ja sinnlos! Waren doch ordentliche Burschen, alle vier. Anne war ihnen eine gute Mutter gewesen. Was auch immer er zu klagen hatte, darüber konnte er sich jedenfalls nicht beklagen.

Willie redete, unterbrochen von Husten. Er machte eine Pause, sah sich nach einem Spucknapf um, bemerkte den neben Toms Schreibtisch anscheinend nicht, drehte sich um, spuckte aus dem Fenster und argumentierte weiter. Tom betrachtete das magere Gesicht, dessen Muskeln sich am Kinn auf- und abbewegten. Willies Augen gingen im Zimmer herum, hafteten an diesem und jenem Gegenstand, richteten sich dann wieder auf seinen Arbeitgeber, mit etwas zornigem Ausdruck. "Wirklich – kein Mensch kann von dem leben, was wir hier unten kriegen. Mr. Harris. Oben im Norden haben sie zwei-, dreimal soviel und dabei kürzere Arbeitszeit. Niemand kann davon leben, was hier ..."

Ja, aber was der Dummkopf anscheinend nicht merkte: es lebten Leute davon – und von weniger.

"Das geht doch nicht, daß die Menschen jahraus, jahrein umsonst arbeiten. Man arbeitet die ganze Woche, und was hat man, wenn der Samstag da ist? Grade soviel, daß man am Sonntag sein' Teller ablecken kann. Die Arbeiterschaft tut die Arbeit ... die Arbeiterschaft hat ein Anrecht auf Beteiligung am Profit. Wenn ihnen das Kapital das nicht bewilligt, dann werden wir –"

"Na, Moment mal! Was soll das heißen: *Arbeiterschaft* und *Kapital*? Meinst du dich und mich damit?"

"Ich meine mich und Sie ... und mehr", sagte Echols, hustete, guckte wieder herum, spuckte zum Fenster hinaus. "Ich meine *Arbeit* und *Kapital* .. das ist was Größeres als ich und Sie. Ich weiß nicht, wie ...". Er stockte, heftete seine braunen Augen auf Harris' Gesicht. "Ich weiß nicht genau, wie, aber 's is' was Größeres ... Verbände ... Gewerkschaften ... Das macht schon was Größeres draus, und es wird besser werden. Eines Tages."

Und Tom sagte: "Es sollte schon anders sein. Aber ich weiß nicht, wie es anders werden könnte. Wenn man die Hälfte der Zeit nicht weiß, wie man die Löhne aufbringen soll, wie soll man dann irgendwo die Löhne erhöhen? Siehst du, Echols, ich

bin euer Chef, schön. Aber mein Chef ist die Bank. Vielleicht hat die Bank auch einen Chef über sich, dürfte ja wohl so sein. Keiner hat's leicht! Dann kommen wieder schwere Zeiten, so wie jetzt ... Wer ist verantwortlich für die schweren Zeiten? Diesmal war's der Krieg in Europa, ja ... aber vorher, wer war vorher dran schuld? Ich weiß es nicht. – Aber ich sag' dir, was ich dir rate. Geh mal zu Dr. Deen. Er soll dich untersuchen, dir eine Kleinigkeit verschreiben. Dir geht's gar nicht gut. Das ist's wohl, was dir alles so scheinen läßt, als ob ... – Da!" Und Tom Harris schrieb eine Anweisung für Dr. Deen und überreichte sie Willie Echols.

Aber Willie redete immer weiter, als halte er eine einstudierte Rede. "Die Zeit ist vorbei, wo die *Arbeiterschaft* keine Macht hatte. Ja, ja, der Arbeiter kriegt jetzt die Macht. Die *Gewerkschaften* kommen auch in den Süden. Aber wir könn' nicht alle auf die *Gewerkschaften* warten, wir, die wo acht Kinder ernähren müssen. Was glauben Sie denn, wie wir leben sollen? Wie stellen Sie sich das vor, wie ich mit meinen neun leb'?"

"Ich weiß es nicht, Willie. Manchmal ... weiß ich es nicht." Tom rieb sich seine rosa Glatze und lächelte das magere, bleiche, zornige Gesicht ihm gegenüber ein bißchen an.

Nun – er war Willie durchaus freundlich entgegengekommen. Aber das schien den Mann bloß noch mehr aufzuregen. Die halbe Zeit tat er jetzt nichts, als wilde Reden zu halten. Löhne, Löhne, Löhne! Der reine Sozialist! Quatschte immer weiter, bis er gezwungen sein würde, ihn rauszuschmeißen. Der wurde ja noch ein glatter Bolschewik, wenn das so weiterging. Hatte kein Einsehen! Nahm keine Vernunft an! War ihm denn nicht klar, daß er notfalls die ganze Bande rauszuschmeißen und andere Arbeiter in den Betrieb reinnehmen konnte – egal ob Weiße oder Schwarze? Wo das halbe Land draußen auf den Feldern und Gütern am Verhungern war; – wußte er denn das nicht?

Als sie noch da saßen, hatte auf einmal das Telefon geläutet. Laura hatte mit ihm gesprochen, während ihm gegenüber Willie weiterredete. Mit einer wie aus weiter Ferne klingenden Stimme sprach Laura über die Sargträger – ob er so gut sein wolle, das für ihren Vater zu übernehmen? Dann sagte sie noch etwas über Henry, über die Leute, über jemanden, der ihm nachstellte ...

"In 'ner halben Stunde bin ich zu Hause, Laura. Und dann komme ich gleich rüber zu euch." Nein, sie wolle lieber zu ihm kommen und auf ihn warten, wenn er nichts dagegen habe. Sie hätten Mutter nichts davon gesagt und wollten sie nicht aufregen. Harris war einverstanden, hing den Hörer auf und wandte sich wieder Echols zu.

"Droben im Norden erreichen die Arbeiter was. Un' das wer'n se hier auch, muß ja –"

"Na," sagte Tom und sprang auf, "es ist spät und noch'n Haufen zu tun. Wir zwei machen uns jetzt wohl am besten auf den Heimweg. Hoffe, deiner Frau geht's gut, Willie. Und den Kindern auch."

Echols hatte ihn bloß angeschaut, war aufgestanden und hatte immernoch geschaut, hatte gehustet, herumgeschaut und zum Fenster hinausgespuckt.

Am Tor hatten sie sich getrennt; Echols ging um die Gleise hinüber zur Arbeitersiedlung der Weißen, Harris zu seinem Haus in der Stadt.



Tom streckte seine Beine aus. Manchmal war man ... – Na, gescheiter, jetzt doch über diese Geschichte nachzudenken. Dahinter steckte Bill Talley. Jawohl. Machte mal wieder seine alten Zicken. Man meinte ja gradezu, es brauche alle Jahre einen toten Nigger, um Bills Leber in Ordnung zu halten. Es wurde Zeit, daß der ein anderes Mittel fand, um sich bei Gesundheit zu halten. Tom kratzte an der aufgesprungenen Stelle an seinem Nasenflügel; mit einem seiner dicken Finger bearbeitete er die wunde Stelle, während seine Augen vor Nachdenklichkeit einen harten Ausdruck annahmen. Da waren also die Sargträger ... Pug ... sein eigener Sohn Charles ... Gus Rainey ... und all die andern, Tracys oder seines Vaters Freunde ... Unwahrscheinlich, daß einer von denen etwas damit zu tun hatte. Eher die, die jetzt bei der Leiche wachten. Die könnten sowas für Bill unternehmen oder ihm dabei helfen. Er ging die Leute durch, die ihm Laura genannt hatte. Ja, Leute aus der Stadt, aber lauter Freunde Bills. Zumindest die meisten. So kam es hin! Er konnte sich den Plan, den Bill sich vermutlich ausgedacht hatte, so gut vorstellen, als wenn es sein eigener wäre. Die Familie würde schlafen gehen, und Henry würde in der Nacht verschwinden. Das war alles. Wiedermal ein Schwarzer weg, weiter nichts. Die Leute – die Frauen jedenfalls – würden sagen, *Henry muß es getan haben und darum hat er sich bei Nacht aus dem Staub gemacht. Merkwürdig mit diesen Negerjungs*, würden sie sagen – *nie kann man ihnen trauen, und wenn sie noch so lang bei einem gearbeitet haben*. Und noch ein Jahr lang würde den Frauen die Angst vor Vergewaltigungen in den Knochen stecken ... Aber die Nigger würden Bescheid wissen, und die Zeit des Baumwollpflückens kam heran ... Diese aufblitzenden Lampen, diese herumstreichenden Männer ... Umtriebigkeiten von Tracys Freunden ... bei denen nichts herauskommt als ein paar Schüsse oder ein ausgepeitschter Neger. Die eigentliche Arbeit, die wurde von Bill getan.

Eine Weile saß Tom Harris nachdenklich da, plötzlich lächelte er, sprang auf, ging zu Jane Hardys Tür und klopfte leise.

Dreiundzwanzig

Im hellen Schein der längs den Gängen und um die Altarbalustade herum aufgehängten elektrischen Birnen nahm das dicke Sägemehl einen weichen Goldglanz an.

Bruder Dunwoodie saß ruhig da und sah zu, wie das Publikum sich sammelte. Die Gemeinde hatte diesmal kein richtiges Sitzfleisch und kam nur langsam zur Ruhe. Manche kamen herein, setzten sich hin, sprangen auf und gingen wieder hinaus. Die in der Luft liegende Unsicherheit war geradezu fühlbar. An den Eingängen zum Zelt standen mehr Leute draußen herum, als im Innern waren; in den Gängen standen sie, ohne sich zu einem Entschluß aufraffen zu können: sollten sie dableiben oder fortgehen?

Er sah auf seine Uhr, ließ sie dann wieder in die Westentasche rutschen. Andacht mit Gesang würde heute abend nicht stattfinden. Bruder Dunwoodie stand auf, ging zur Altarbalustrade vor, legte die Bibel darauf. Seine Augen liefen den einen Zwischengang hinauf, den andern hinunter, als wolle er seine Schäfchen zählen. Dann begann er im Ton ruhiger Sachlichkeit zu sprechen.

Zuerst äußerte er, der Teufel habe sich vorgenommen, diese Erweckungswoche zum Abbruch zu bringen. Denn es sei alles zu glatt, zu erfolgreich verlaufen. Er habe keine glattere, erfreulichere Erweckungskampagne erlebt während seiner langjährigen Erfahrungen. Aber der Teufel sitze nicht untätig da im Seitengang und ließe den Herrn nun einfach Sein Werk vollenden. O nein! Dazu sei der Teufel viel zu gewitzt. Und nun setze Satan seinen ganzen Witz darein, sein Vorhaben auszuführen. Was denn konnte er beginnen, um der Menschen Gemüt von Gott abzulenken? Ja, nun brüte Satan über einem Plan, bis ihm der Schweiß ausbreche, um einen geeigneten Weg zu finden. Und er habe sich etwas Todsicheres ausgedacht ... Aber da habe Gott auch noch ein Wörtlein mitzureden. Für die, die Augen hätten zu sehen und Ohren zu hören, sei der furchtbare, herzerreißende Mord an unserem Bruder, der bis vor wenigen Abenden noch ein verworfener Sünder gewesen, ein Warnsignal, ein Menetekel. Es seien heute abend noch mehr hier im Zelt, deren Tage gezählt seien. Morgen, übermorgen,

überübermorgen ... wer konnte es wissen? Wer vermochte die Flammenschrift an der Wand zu lesen? Zu diesem oder jenem werde der grausige Schnitter kommen.

"Seid ihr dann bereit?" schrie er. "Bereit?" Plötzlich wandte er sich den auf den hinteren Bänken Sitzenden zu. Diese hintere Bank war fast leer. "Sind die, die jetzt nicht hier sind, bereit? Wo sind sie heute abend? Wie ist es mit dir, Bruder?" Er deutete mit dem Finger auf Pug Pusey. "Bist du etwa bereit? – Und du, Schwester?" Mit raschem Ruck deutete er dahin und dorthin; seine Augen glühten, und mit dem Arm, den er gegen die Menge schüttelte, warf er zugleich seine schwarze Haartolle zurück. "Worauf wartet ihr? Heute abend sitzt ihr noch wohlbehalten und gesund da. Ihr denkt: *Zu mir spricht er nicht, mich meint er nicht.* Doch morgen schon könnt ihr tot sein. – Tot! Als stummer kalter Klumpen liegt dann euer Leib hier auf der Erde. Doch eure Seele wird in der Ewigkeit weilen, wird vor Gott stehen, vor Seinem Angesicht – mit all euren Sünden, euren üblen Gedanken, euren finstern Süchten. Was werdet ihr Ihm dann zu sagen haben? Ihr könnt nicht sagen: *Herr, ich habe keine Möglichkeit gehabt.* In eurem Schreck könnt ihr nicht aufschreien: *Wenn ich doch gewußt hätte –!*"

Dann in tiefer Stimmlage: "Oh, meine Freunde ... Mein Herz blutet heute abend um der Verworfenen dieser Stadt willen ... Ihr Ehefrauen: wo sind eure Ehemänner? Ihr Mütter: wo sind eure Knaben? – Wo waren sie heute nacht, gestern nacht ... vorgestern nacht? Wißt ihr es?"

Verzweiflungsvoll senkten sich seine Blicke in die weißen Gesichter, die gespannt zu ihm aufsahen. –

In das kurze Schweigen hinein tönte von draußen das Gequak der Frösche und verkündete den Anbruch der Nacht. Dunkel fiel auch über die Herzen der Maxweller Frauen. Wie durch ein Sieb sickerte Furcht in sie hinein vor der Erkenntnis, daß sie nichts wußten vom Leben ihrer Männer ... Wie kaltes Sumpfwasser durchtränkte diese Furcht ihr selbstgefälliges Wohlbehagen mit Flecken, es füllte ihre behüteten Seelen mit Kälte. Denn wo waren diese Männer heute abend? Sie wußten es nicht. Nie hatten sie es gewußt. Nur das, was bis zu ihren eigenen Häusern drang, wußten sie über die Negerviertel, wußten sie vom Leben ihrer Männer. Sie wollten nicht mehr wissen.

Bruder Dunwoodie zog sein Taschentuch heraus und wischte sich das Gesicht. "Ihr könnt ihr Geschrei hören ... das Winseln der verworfenen Seelen ... da sie eingehen in eine Ewigkeit der Qualen. Horchet ..." Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab: "Horchet auf die Schreie ... hört ihr sie, ihr Frauen? Ach, vermögt ihr sie denn nicht zu hören? Nicht nötig, hier von Mutterliebe zu sprechen ... Ihr christlichen Mütter wärt bereit, in die Hölle hinabzusteigen, um eurer Söhne Seelen zu retten; so ist es doch? Mütter, stürzt auf die Knie jetzt vor Jesum und bittet ihn, er möge eures Knaben Herz erweichen, ihm das Bewußtsein der Sünde eingeben ... ehe es zu spät ist."

Eine Frau nach der andern legte sich den alten Mühlstein der unbekanntenen Sünden ihres Ehemanns um den Hals, sank auf die Knie in die Sägespäne und flüsterte unbeholfene Gebete.

Bruder Trimble fing zu singen an. Ohne Begleitung flutete seine Tenorstimme durch das Zelt und stellte die alte, alte Frage: "Seid ihr bereit ... seid ihr bereit ... seid ihr bereit für den Tag des Gerichts?"

Einer begann zu schluchzen. Leises Weinen war zu vernehmen von Frauen, die lieber mit den Sünden ihrer Männer beladen vor die Schranken des himmlischen Gerichts hintreten wollten, als hier auf Erden dem Wissen darum ins Auge zu sehen, was für Sünden das eigentlich sein mochten. Leise weinten sie vor sich hin, und die Tränen fielen auf ihr Herz wie kalter Regen.

Die kleine Mrs. Payne betete laut. Kurz und schrill stieß sie die Worte aus: "Gott! Rette meinen Jungen!" Bruder Dunwoodies nachdrückliches "Amen!" gab dem kleinen Gebet Kraft für seinen Flug zwischen die flammenden Gestirne, hin zu Gott, während Mart Payne, der ziemlich weit hinten saß, rasch den Kopf einzog, als er seiner Mutter Stimme hörte. Die jungen Leute um ihn herum grinnten ihn und einander mit Schafsgesichtern an und wetzten ihre Schultern unruhig an der Banklehne. Mrs. Henderson legte ihr Gesangbuch nieder und griff nach ihren Handschuhen. Nur ihr Sinn dafür, was sich für eine gute Mitbürgerin gehörte, hatte sie veranlaßt, den Erweckungsandachten beizuwohnen. Aber dies, heute abend, jetzt, das war zuviel. Sie besänftigte die Wogen ihres episkopalen²⁶ Busens und schritt hinaus in die Nacht.

Bruder Dunwoodie ließ sie ohne ein Wort den langen, sägemehlbestreuten Mittelgang hinuntergehen. Er heftete seine Blicke auf ihren sich immer weiter entfernenden Rücken. Auch andere drehten sich um und schauten ihr nach. Und die Fabrikarbeiter drüben auf der andern Seite des Zelts starrten der hochgewachsenen, schönen, schwarzhaarigen Dame nach und starrten auf den Prediger, drehten die Köpfe von der einen zum andern. "Für gewisse Leute", sagte Bruder Dunwoodie schließlich langsam, "ist Jesu Evangelium eine zu kräftige Nahrung, alsdaß ihre armen kranken Seelen es verdauen könnten." Ein paar Fabrikarbeiterinnen kicherten, und zwei Mädchen standen auf, um die Dame besser sehen zu können, die jetzt ein bißchen eiliger zur Tür hinausging.

Die alte Mrs. Bailey, die neben Mrs. Henderson gesessen hatte, schien gar nicht gemerkt zu haben, daß diese wegging. Wie immer gingen ihre Blicke in die Ferne, über den Prediger hinweg, weit weg vom Zelt, indes ihre Hände unablässig mit ihrem Kruzifix spielten und ihre Lippen mit den Atemstößen murmelten: "Liebliche Muttergottes, so lang ist's her, so lang ..."

²⁶ Die Episkopalkirche ist eine eher an der katholischen Kirche orientierte Glaubensgemeinschaft in den USA, wohingegen die methodistische Kirche größere Nähe zu den evangelischen Glaubensgemeinschaften aufweist.

Vierundzwanzig

Mrs. Deen kam die Treppe herunter, ging durch die Empfangsdiele, grüßte die Nachbarn und stellte sich dann unter die Tür zum Wohnzimmer.

Auf einem Gerüst vor ihr stand der teure graue Holzschrein, der ihren Sohn enthielt. Auf das Klavier hatte Mrs. Pusey eine Schale mit gelbem Jasmin gestellt; auf Stühlen und Tischen lagen selbstgefertigte Kränze und Sträuße der Nachbarn. Der Sarg war noch ungeschmückt – in Erwartung der von der Familie bestellten gelben Rosen, die von der Blumenhandlung in Jacksonville geliefert werden sollten. Dot Pusey hatte Laura gebeten, gelbe Rosen zu wählen, weil Tracy auf gelbe Rosen immer hingewiesen hatte, wenn er welche sah. Die Puseys hatten ein großes Kreuz aus gelben Rosen bestellt. Dorothy hatte die Familie und alle andern sehr unterstützt, indem sie wichtige Erledigungen übernahm, an die keiner von den Deens gedacht hatte. Den ganzen Nachmittag war ihr grünes Kleidchen in den weitläufigen Räumen und Gängen des Deenschen Hauses hin- und hergeflattert. Sie sagte Eenie, was zum Abendessen gekocht werden sollte; sie rief Henry von der Treppe seiner Hütte weg, wo er hockte, das Gesicht in die großen Hände vergraben; sie nahm die Geschenke der Nachbarschaft entgegen: Blumen und Puddings, Kuchen und Salate; sie trieb für den Leichenbestatter all das auf, was Leichenbestatter brauchen. Und wenn auch ihr Kinn zitterte, sobald sie sprach, so verlor sie doch nie ihre Selbstbeherrschung, nach dem ersten kurzen Ausbruch von Kummer. Ihrer Aufmerksamkeit war es zu verdanken, daß Tracy jetzt den blauen Anzug anhatte, den er immer so gern getragen hatte, statt des braunen Anzugs, den sie nicht gern an ihm gesehen hatte und den sie dem Leichenbestatter grade noch wegnehmen konnte; daß Tracy eine braun-graue Krawatte anbekam statt einer schwarzen; daß die Krawattennadel mit den Granaten darauf angebracht wurde und daß sein Haar links gescheitelt war, so, wie er es immer getragen hatte. Es war Dots liebevoller Sorgsamkeit zu verdanken, daß Tracy "wirklich natürlich" aussah (so sagten die Nachbarn), als der Leichenbestatter seine rituellen Verrichtungen abgeschlossen hatte. Und es war Dot zu verdanken, daß der Lüster in der Mitte ausgedreht wurde und nur die Wandarme brannten, wodurch der Raum in ein Dämmerlicht getaucht war, aus dem die Handgriffe des Sarges schwach aufleuchteten. Und nun, da alles soweit war, war Dottie über die Gleise hinüber in ihr Haus gelaufen, um sich die dringend nötige Ruhe zu gönnen.

Auf der anderen Straßenseite, unten bei Wilkinsons, konnte man – wenn man in der Diele oder draußen auf der Veranda saß – die gedämpften Stimmen hören, die die Lieder für das Begräbnis einstudierten. *Nearer My God To Thee* konnte man hören, doch nur wie den Schatten einer alten Erinnerung, die am Rande des Bewußtseins entlangkriecht. Dann wurde es still. Man wußte, jetzt wurden die Seiten des methodistischen Gesangbuchs umgeblättert, um das nächste Lied aufzuschlagen. Man fragte sich, wann sie wohl für einen selber die Seiten zum nächsten Lied umblättern würden und was für ein Lied das dann sein würde, welche Melodie das Quartett anstimmen würde, um einen selbst in die Ewigkeit hineinzusingen ... Jetzt hatten sie es gefunden. Man konnte hören, wie Pug Pusey eine Zeile vorsang, ein paar Tenortakte, ehe das Klavier einsetzte.

Auf einmal knallten drei Pistolenschüsse von der andern Seite der Stadt. Dann ein gellender Schrei. Irgendwer schrie ... oder man meinte, es habe geschrien, und man fragte sich unruhig, ob es heute nacht Ärger geben werde.

Im Haus Deen aber war kein Laut zu hören. Die Unterhaltung in der weiten Diele hatte aufgehört, als Mrs. Deen die Treppe heruntergekommen war. Noch immer stand sie im Türrahmen, als ob sie vergessen hätte weiterzugehen. So lange blieb sie stehen, daß die Leute in der Diele unruhig wurden. Jemand stand auf und stellte eine Blumenvase auf einen andern Platz. Jemand anders sagte leise: "Baumwolle ist wieder gefallen ... heute zwei Cent runter." Doch niemand antwortete. Keiner hielt es für angebracht, mit der an der Tür stehengebliebenen Mrs. Deen über Baumwolle zu sprechen. Niemand hielt es für angebracht, über irgend etwas auf der Welt zu reden, solange die große, grauhaarige Frauengestalt an der Tür stand und über den Raum hinweg nach dem Sarg ihres Sohnes blickte.

Dann ging Alma Deen ins Zimmer und schloß die Tür.

Fünfundzwanzig

Mrs. Brown stellte den Blumenkübel auf den Fußboden und wischte sich das Gesicht ab. "Wie ich höre, hat der Sprengel von Philathea telegraphisch ein herrliches Blumenarrangement in Jacksonville bestellt." Eifrig machte sie sich jetzt daran, die Blumen eine nach der andern aus dem Kübel zu nehmen. "Die Baraca-Gemeinde auch. Ich bin ja vielleicht altmodisch," – sie band ein paar große Farnstengel zusammen – "aber ich glaube noch immer, daß selbstgezogene und selbstgebundene Blumen von den Nachbarn mehr echtes Gefühl ausdrücken ... Meinst du nicht auch, Nonnie?"

"Ja, Ma'am", sagte Nonnie ... *Henry wird für dich sorgen, und wenn er das nicht tut, dann kommst du gleich zu mir und ich werd' schon ...*

"Reich mir mal den Asparagus ... Nun, ich war immer der Anschauung, gelber Jasmin und rosa Rosen passen wundervoll zusammen ... Meinst du nicht auch, Nonnie?"

"Ja, Ma'am", sagte Nonnie ... *Aber das kann doch nicht sein, ich muß jetzt gehen, Mutter ist hinter mir her, ich dachte, du wüßtest doch Bescheid, wo du auf dem College warst und so weiter ...*

"Immerhin, für einen Mann ist rosa ein bißchen weibisch, nicht? Gib mir doch mal die Tuberose dort, Nonnie, die sind doch herzlich! Manchmal habe ich schon gedacht, der Tod würde mir nichts ausmachen, wenn ich dann sowas Herziges wie Tuberosen riechen könnte ... Nicht, es ist doch ... rosa, meine ich ... für einen Mann?"

"Ja, Ma'am", sagte Nonnie ... *Du bist mein, hörst du, sie können mir dich nicht wegnehmen, verdammt, verdammt nochmal – sie dürfen nicht ...*

"So, jetzt noch ein paar Asparagus ... wir wollen doch lieber dunkelrote Rosen nehmen statt hellrosa. Dunkelrot erscheint mir männlicher, nicht?"

"Ja, Ma'am" ... *Du bist mein, wenn du auch nur ein Negermädel bist, und ich liebe jeden Zoll an dir, wie hört sich das an von einem weißen Mann, he, wie wär's mit ...*

"Noch ein paar Farne ... Hilf mir mal da ... Ja, binde sie fest zusammen. So ist's recht. – Du siehst so müde aus, Nonnie. Ist dir schlecht?"

"Nein, Mrs. Brown." ... *Es ist wegen Mutter, siehst du, wegen ihr ...*

"Du bist so wei- ... so bleich ... Ist wohl die Hitze ... Die schlimmste Hitzewelle, die ich je erlebt habe ... Hast du schon mal so eine Hitze erlebt?"

"Nein, Ma'am." ... *Ich habe mich entschlossen, den geraden Weg zu gehen, von jetzt ab, es ist was dran, vielleicht habe ich mich verändert ...*

"Sieh mal im Kübel nach, ob noch ein paar Heckenrosen drin sind. Ich habe von allem ein bißchen abgeschnitten ..."

"Ja, Ma'am." ... *Wo du doch im College warst und so weiter ich dachte bestimmt du wüßtest Bescheid ... ich hab es in Ordnung gebracht in Ordnung gebracht ... Henry der alte Dummkopf aber er wird gut zu dir sein oder ich ...*

"Das ist schön. Die meisten Heckenrosen sind jetzt verblüht, aber ich habe noch ein paar wirklich hübsche Knospen gefunden. Würdest du sie hierher stecken – oder dorthin? Was gefällt dir besser? Was meinst du, Nonnie?"

"Verzeihung, Ma'am. Hier, glaube ich." ... *Du bist wie die alten Elfenbeintasten von Großmamas Flügel in Macon sie hatte immer die Markisen heruntergelassen und es war kühl und schummrig und als ich noch ein kleiner Bub war bin ich manchmal reingegangen ... Sie setzen einem zu ja das tun sie ... legte mein Gesicht auf die kühlen bleichen Tasten wie jetzt Nonnie wie jetzt ...*

"Jetzt noch eine rote Rose. Such mir eine langstielige heraus und brich die Dornen ab. Ich kann das nicht ausstehen, wenn man einen Blumenstrauß in die Hand nimmt und sticht sich an hundert Stellen. – Ist das die schönste, die du gefunden hast?"

"Ja, Ma'am." ... *Und Mutter kommt herein und fragt mich was in aller Welt ich da tue Mutter ist immer ... das erstmal daß sie jemals gegen Laura losgeht ... erstmal ... Das erstmal auch war das erstmal immer du hattest Angst du ...*

"Jetzt noch eine Tuberose, hier, binde sie fest, Nonnie; jetzt ziehen – so, so ist's recht! Was würdest du hierher stecken? Ja, den Farn brauche ich noch. Wieviel frischgebliebene Jasminstiele sind noch da? Wieviel, Nonnie?"

"Fünf, Mrs. Brown." ... *Erstmal dachte doch bestimmt du weißt Bescheid wo du auf dem College warst und so weiter ... es ist Mutter nie kann man's ihr recht machen ...*

"Nonnie, du zitterst ja wie Espenlaub. Du hast die Malaria, so sicher wie nur was! Was ist denn, Nonnie? Ist dir gut, Nonnie?"

"Ja, Ma'am." ... *Hat einen Weißen getötet ... ich dachte doch bestimmt wo du auf dem College warst verdammt noch mal sie können mich nicht zwingen dich aufzugeben mein seit du ich hoffe eines Tages wirst du mir verzeihen ... Papperlapapp tun sogar weiße Mädels jawoll tun sie bist eine Kebse so nennt das die Bibel du wirst ...*

"Eben hat dich ein Frösteln überlaufen! Hier – nimm das Chinin da! Nimm es, Nonnie! Ich konnte mir ja denken, daß du zu frösteln anfangen wirst ... als du heut früh kamst, sahst du schon krank aus. Nimm das jetzt."

"Danke, Mrs. Brown." ... *Eddie hat einen Weißen umgebracht ...*

"Bist du sicher, daß du nicht wirklich –"

"Mir fehlt nichts, Ma'am." ... *Du duftest so gut Non komme später wieder komme vielleicht es ist Mutter ich ...*

"Aber, du siehst gar nicht so aus. Bist du unwohl, Nonnie? Das ist schlimm genug, weiß der Himmel; aber jedenfalls kann das Chinin dir nicht schaden, und ich möchte nicht, daß du mit irgend so einem Anfall umkippst. Boysie kann nicht auf dich verzichten ... Na, jetzt noch ein Farnzweiglein, dann sind wir fertig. Hat Onkel Pete das Band gebracht? Ich habe gleich nach dem Frühstück deswegen angerufen."

"Ja, Ma'am." ... *Ich gehe von jetzt ab den geraden Weg hat einen Weißen umgebracht du bist mein hörst du hat dich je einer von ihnen angerührt sag's mir Nonnie haben sie haben sie es ist wegen Mutter du kennst Mutter nicht sie nie habe ich ihr etwas recht machen können sie immer Kebse Kebse so nennt es die Bibel ...*

"Weißer Satin ... Ach, ich liebe weißen Satin so ... Wie die Haut eines Säuglings, nicht ... nicht wahr?"

"Ja, Ma'am." ... *Willst nicht daß dein Mann Spucknäpfe reinigt so ist's doch ist's nicht du würdest das erstmal erstmal auch ...*

"Mein Brautkleid war aus weißem Satin, Papa führte mich zum Altar. Zitterte wie Espenlaub; ach, haben wir ihn deswegen aufgezogen. Als wir Boysie nach ihm nannten, wußten wir ja noch nicht ... Wir bringen Boysie nochmal nach Atlanta, Nonnie. Es soll ihm noch mehr Wasser abgezapft werden ... es drückt auf sein Gehirn, sagen sie, deshalb kann das arme Kerlchen nicht gehen und nicht sprechen ... sie meinen, es wird helfen. Meinst du, daß es helfen wird, Nonnie, meinst du ... ? Wir haben doch schon alles Mögliche versucht ..."

"Ich hoffe, es wird helfen, Ma'am." ... *Hat einen Weißen umgebracht wirst mir eines Tages verzeihen hier ist ein bißchen Geld zweihundert Dollar zwei ...*

"Ich weiß nicht, ob es hilft oder nicht. Einmal habe ich Hoffnung, dann wieder keine mehr. Es ist wie ... ich habe nie begriffen, warum Gott uns das angetan hat. Ich ... Mama sagt, ich solle Gottes Ratschluß nicht anzweifeln; Seine Wege seien verborgen und gingen über unsern Verstand ... – Tut mir leid, Nonnie, daß ich weinen muß ... so vor dir ... so ... so ... ich bin nervös ... Ein Tod, das macht ... einen immer ... Ich bemühe mich so ... so sehr ... mich nicht gehen zu ... weiß ja, Boysie ist mein Kreuz ... das ich tragen ... muß ... und so ein herziges ... Kind ..."

"Ja, das ist er, Mrs. Brown." ... *So nennt es die Bibel ich will ein sauberes Leben führen von jetzt an Dorothy Ring nach Washington mit anständiges Leben führen habe alles geordnet ...*

"Hol ... mir doch ein Taschentuch aus der ... Kommode ... und dann mußt du die Blumen hinüberbringen ... bevor sie welk werden. Ich weiß schon, ich müßte das tun, aber seit Papa gestorben ist, da ... regt es mich so auf ... der Sarg ... und bitte, bring sie hin, Nonnie."

"Ja, Ma'am." ... *Es ist Mutter manchmal dachte ich wenn ich es ihr nur einmal recht machen könnte der Teufel soll sie holen alle miteinander Kebse wirst sie hören alle ehe ehe du siehst das Licht auf deiner Hand halte mich Nonnie du bist meine Negerin wie ist das du bist meine Negerin und ich liebe Gott*

verflucht sollen sie sein Gott verflucht ich hab dir weh getan hab ich doch bin froh bin froh warum soll ich allein leiden warum antworte mir darauf warum ...

"Und, Nonnie – ! Richte es bestimmt Miss Laura oder Mrs. Deen aus, ich lasse sie herzlich grüßen und mein Herz ist bei ihnen, wenn ich auch nicht von Boysie fort kann. Sag ihnen, es geht ihm nicht gut. Eine Notlüge ist ja manchmal besser als jemandem weh zu tun, meinst du nicht auch, Nonnie?"

"Ja, Ma'am." ... *Ich kann dem nicht ins Auge sehen die Hölle beinahe sterben ich kann es nicht ich würde lieber es ist wegen Mutter ein sauberes Leben führen dachte es wäre ich kann nicht gehe den geraden Weg es ist Mutter ...*

"Ich würde vollkommen zusammenbrechen ... der Sarg ... und die Musik ... heute nacht habe ich sie drüben bei Wilkinsons üben gehört ... das Quartett, meine ich. Ich mußte wieder an Papas Tod denken ... mein Kopfkissen war ganz naß ... Beeil' dich, Nonnie! Die Blumen lassen schon die Köpfe hängen. Es muß bald Zeit sein fürs Begräbnis. Beeil' dich!"

"Ja, Ma'am." ... *Dann legte ich mein Gesicht darauf es war so kühl und dämmrig im Zimmer tat mir gut wie das wie das wie das wie das das das das ...*

"Ich werde einstweilen anfangen, das Mittagessen vorzubereiten", rief Mrs. Brown ihr noch nach, lief rasch wieder ins Haus, tupfte sich die Augen ab. Nonnie ging mit dem Busch roter und weißer Blumen über das Bahngleis, bog in die Seitenstraße ein, um hintenrum zum Dienstboteneingang des Hauses Deen zu gelangen.

Sechszwanzig

Laura hatte sich frühzeitig angezogen und saß nun in ihrem schwarzen Trauerkleid gedanken- und gefühllos im Bibliothekszimmer herum.

Die breiten Flügeltüren zum Salon standen offen; wie eine schwere Kette schleppten sich dort die nach und nach zusammenströmenden Freunde und Nachbarn vorbei und ließen sie nicht zu sich selbst kommen. Laura wollte, sie könnte das Begräbnis ihres Bruders Miss Belle und den Culpeppers, den Puseys und den Wilkinsons und all den anderen überlassen, die sich als liebevoll trauernde Hinterbliebene aufspielten – sie wollte, sie könnte fliehen. Irgendwo mußte doch ein Ort sein, an dem sie zu suchen anfangen könnte, was sie verloren – oder nie besessen – hatte. Irgendetwas mußte sie doch fühlen! Alles, was an Selbstachtung, an Schicklichkeit und Rechtlichkeit in ihr war, verlangte gebieterisch, daß sie anfangen müsse, ein Gefühl für diesen Bruder aufzubringen, dessen Name nichts, gar nichts in ihr weckte, als sie ihn nun vor sich hinflüsterte.

Mitten in der Nacht war sie aufgeweckt worden durch die Worte: *Er ist frei!* Die flogen durch ihr Bewußtsein so, wie einem im Dunkeln irgend etwas am Gesicht vorbeifliegt. Noch im Schlaf hatte sie sich voller Haß gegen ihn gewandt, hatte sie den toten Bruder angeschrien. Halbwach dann war sie beschämt darüber, daß sie glauben konnte, er sei vorsätzlich in den Tod gegangen, um sie zu Hause festzuhalten. Sie wußte, das durfte sie nicht glauben, und dennoch setzte sich der Gedanke in ihrem Hirn fest. Sie konnte nicht wieder einschlafen. Bedrückung überkam sie und Angst – vor allem. Vor einer Zukunft, die manchmal wie am Rand eines Abgrunds abgebrochen schien, dann wieder als endlose Straße, die sich in eintönig-unabänderlicher Richtung erstreckte; Angst auch vor einer Vergangenheit, zu der sie nicht mehr zurückfand.

Aber es machte ihr nichts aus, zu Hause zu bleiben. Sie wollte bleiben. Sie hatte im Bett gelegen und geweint wie ein Kind, sagte sich immer wieder, es sei ein Traum ... *Es ist ja nur ein Traum ... nichts Wirkliches ... das ist gar nicht das Gefühl, das du für ihn hast ... das kannst du gar nicht haben ... es ist nicht Wirklichkeit.* Und nach einiger Zeit war sie ruhig geworden.

Aber sie war zu aufgewühlt, um danach noch schlafen zu können; sie blieb liegen, stellte sich die Nachbarn vor, die unten bei Tracy saßen. In Maxwell saß man noch immer bei den Leichen, aufrecht, als freiwillige Hüter der Lebenden vor dem grausamen Griff der Toten. Sie fühlten sich in Sicherheit durch ihr lächelndes Geplauder und allein

schon durch die Zauberkraft der Tatsache, daß sie selbst noch am Leben waren. Laura konnte sie sehen, wie sie im Vorraum saßen, dessen Türflügel zum Salon offenstanden; dort lag Tracy. Männer, die sie ihr Leben lang in der Stadt gesehen hatte, jedoch selten in ihrem Zuhause. Und Simmie Jones, der stille, scheue, schüchterne Simmie, der in Gegenwart von Lebenden kaum einen Laut herausbringen konnte und immer ängstlich war: vor dem Toten gab er sich unbeschwert und ruhig, als ob er zu Hause wäre. Sim wandte stets den Kopf ab, er ließ sich nur sehen, wenn jemand gestorben war; dann aber war er dabei: ruhig, gesetzt, munter und gesprächig.

Irgendwer hatte einen Busch Lilien gebracht und sie auf den Kaminsims gelegt; schon vorher hatte Mrs. Pusey eine Vase voll gelben Jasmin gebracht und auf das Klavier gestellt, um dem Raum "eine freundliche Atmosphäre zu geben", wie sie flüsterte. Hie und da unterbrach jemand die Unterhaltung und ging in den Salon, zum Sarg, und kam wieder zurück. So genau kannte Laura das traditionelle Ritual ... Und dann wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen; wenn die Nacht weiter fortgeschritten war, fing irgendwer an, alte Maxweller Schauergeschichten zu erzählen – auch die kannte sie alle ... Wie damals die schwarze Katze am Fenster von Miss May Browns Zimmer erschien, in hohem Bogen auf deren Sarg gesprungen war, wo sie mit einem weichen dumpfen Laut landete. Und als man sie weggejagt hatte, kam sie immer wieder, bis zuletzt die Nerven der drei jungen Leute, die bei Miss Mays Leichnam wachten, vor diesen Angriffen auf das verstandesmäßig Faßbare resigniert hatten. Die jungen Herren waren in Nacht und Nebel geflohen und hatten Miss May zu nächtlicher Zwiesprache mit ihrer unsterblichen Seele einsam zurückgelassen.

Oben lief jemand in der Halle auf und ab. Es mußte Dad sein ... "Armes, altes Väterchen", flüsterte Laura vor sich hin und wußte nicht recht, wieso. Sie stellte sich ihre Mutter vor, wie die ruhig im Bett lag. Aber vermutlich schlief sie nicht. Niemand fand heute nacht viel Schlaf. Ja ... es ist eine gute Tat, wenn man eine Familie vor ihren Toten behütet ... gegen die Erinnerungen, die in Bewegung geraten wie die Keime der Auflösung, sobald das Leben den Leib verläßt, – als ob alle unausgesprochenen Gedanken, alle Schmerzen, alle Mißgriffe, alle Fehlleistungen des Toten freigeworden wären und sich wie Wespen aus einem zerstörten Nest auf die Lebenden stürzten, um sie für immer und ewig zu stechen.

Falls Laura weit genug in der Vergangenheit zurückginge ... dann ließe sich wohl ein Tracy und eine Laura finden, die sich gern gehabt hatten. Wenn sie weit genug zurückdächte, würde sich schon eine Zeit finden, da sie als Kinder miteinander gespielt und sich miteinander gefreut hatten. Und falls sie dort begänne, so könnte sie den Weg entlanggehen und herausfinden, weshalb er dahin geführt hatte ... wohin er jetzt geführt hatte. Aber Laura wußte auch, daß sie das gar nicht wollte. Falls sie einmal damit anfangen würde, den Weg zu sehen, den er gegangen war, dann würde sie diesen Weg wieder und wieder und wieder durchwandern, vielleicht ihr ganzes Leben lang,

und alles durchmachen, was er gefühlt hatte, alles durchleiden, was ihm wehgetan hatte, – im Bemühen zu verstehen. Nein, es war bequemer, bei diesem nachtragenden Gefühl stehenzubleiben – oder sich gar keinen Gefühlen hinzugeben. So wie offenbar sein Gefühl ihr gegenüber immer gewesen war. Merkwürdig – der Tod unterbrach und beendete Beziehungen nicht ... noch immer waren sie da ... wandelten sich mit den Toten, wie sie sich mit den Lebenden wandeln.

Wie sie da in ihrem schwarzen Kleid saß und wartete, wurde ihr unbehaglich, als habe sie etwas Unrechtes getan oder als hätte sie etwas tun sollen, was sie nicht getan hatte. Vielleicht sollte sie hingehen und sich um irgendwas kümmern. Es mußte doch wohl allerhand getan werden, doch sie überließ das alles den Nachbarn. Schließlich waren die ja nicht für Tracys Tod verantwortlich! – Warum mußte sie nur immer daran denken? ... Warum fuhr sie fort, sich zu quälen wegen ... Wann hatte sie denn das geträumt? Vergangene Nacht ... oder vorher ... Wann? Vielleicht war es ein Kindheitstraum ... vielleicht hatte sie ihn ja erfunden? Sie konnte keinen festen Zeitpunkt, keinen Anlaß dafür finden, denn der Traum war ihr vertraut wie ihr Haar, wie die Farbe ihrer Augen, wie die alte Stoffpuppe, mit der sie früher einschief ... dieser Traum, in dem sie zusah, wie Tracy ertrank. Sein langsames Versinken, das Stocken ihres Atems, das Zusammenschlagen des Wassers, das letzte Gurgeln wie ein Seufzen ... ihr wieder einsetzender Atem. Manchmal war das versinkende Gesicht auch das ihrer Mutter. Einmal war es ihr eigenes gewesen .. Sie erinnerte sich genau, es war damals, als – ja, wann war es doch? Im Augenblick zuvor hatte sie es noch gewußt, jetzt war es verschwunden ..

Sie sollte aus dem Zimmer hier gehen und hinaus, dorthin. Sie sollte hingehen und die Aufgabe annehmen, all die Fäden der in Maxwell üblichen Bräuche zusammenzuspinnen zu einer Hülle für die Nacktheit des Todes. Zu etwas, das die Niederlagen des Lebens verdeckt; was den schamlosen Sieg des Todes verbirgt ... ein Erdklümpchen fallenlassen ... eine Träne fallenlassen ... eine Blume ...

Als sie am Zimmer ihrer Mutter vorbeikam, saß diese an ihrem Schreibtisch, den Kopf zum Gebet gesenkt. Sie suchte Kraft im Gebet; wofür? Was stand ihrer Mutter bevor, das mehr Kraft erforderte, als sie schon besaß, in so unergründlichem Maß besaß? Was? Was mochte das jetzt sein? Laura fürchtete sich ... vor der Energie, die jetzt frei war, sich ausschließlich gegen sie zu wenden. *Sie haßt, was ich liebe ...*

Das mußte sie laut gesagt haben, denn Miss Belle drängte sich eilig durch die Gruppen im Salon, blieb mittendrin stehen und fragte flüsternd, wie im Theater, ob sie gerufen habe. Laura schüttelte stumm den Kopf, denn sie wußte, ein Wort, und Miss Belle würde zu ihr gestürzt kommen; das war so unvermeidlich, wie eine hingeworfene Handvoll Maiskörner sämtliche Hühner veranlaßt, sich gackernd um die Röcke der Spenderin zu scharen.

Laura wollte über ihren Vater nachdenken. Sich an ihn halten, an ihn klammern, bis sie wieder neue Sicherheit fand. Er war jetzt wohl draußen hinter der Scheune und machte sich mit den Hühnern und den anderen Tieren zu schaffen. Das war seine Methode. Mutter wandte sich Gott zu, Dad den kleinen Verrichtungen der Erde. Sie selbst hatte nichts, dem sie sich zuwenden konnte ... keinen Gott, an den sie glauben konnte, keine Erde, in der sie wurzelte ... nichts, was ihr Kraft geben würde.

Sonderbar, wie man sein ganzes Leben hindurch mit einem Bruder im selben Haus zusammenleben konnte, ohne ihn zu kennen. Die kleine Nonnie mußte ihn viel besser gekannt haben als sie alle. Seltsam, sich vorzustellen, daß ein Negermädel einen von uns, einen Bruder, besser kennt als wir selbst. Warum hatte sie ihn umgebracht? War keine von den Jähzornigen. So sah sie nicht aus. Er mußte etwas ganz Schauderhaftes getan haben, was sie dazu veranlaßt hatte. Niemand hatte etwas über Nonnie gesagt ... niemand würde etwas sagen ... aber sie mußten es wissen, Mutter mußte es wissen, Dad ... daß sie es getan hatte. Merkwürdig ... man kennt die eigene Familie ... glaubt, sie zu kennen ... und mit einmal ist es nur ein Bruchstück, das man kennt. Als wenn man ein ungelesenes Buch irgendwo aufschlägt und läßt es ein Leben lang genau dort aufgeschlagen, liest immer wieder nur diese eine Seite ...

Eine weißgekleidete Gestalt stand in der Vorhalle, an der Tür zur Bibliothek, als wisse sie nicht recht, wohin. Mit einem großen Strauß weißer und roter Blumen im Arm. Mrs. Browns Dienstmädchen ... sie! Eben dieses Mädchen. Jemand nahm ihr die Blumen ab, roch daran, sagte: "Ach, wie hübsch, wie reizend!" und ging dann mit ihnen ins Musikzimmer.

Das Mädchen hatte keine Bewegung gemacht. Jetzt trat Miss Belle an sie heran. Nonnie sprach, tonlos: "Mrs. Brown bedauert sehr. Der kleine Boysie ist heute krank. Sie kann nicht kommen. Sie läßt Mrs. Deen und Miss Laura grüßen."

"Ja ... ja ..." Miss Belle verstummte, betrachtete das schweigende Mädchen; ihre Neugier stocherte in dem bleichen Gesicht herum; plötzlich senkte sich ihr Kopf in Richtung des blumengeschmückten Sarges. "Willst du die Leiche sehen?" zischte Miss Belle.

Laura stand auf. "Miss Belle," rief sie so ruhig, wie sie es ihrer Stimme abzurufen vermochte, "bitte sagen Sie Nonnie, sie möchte herkommen."

Was konnte sie ihr sagen? Da sie sie nun ... zu ihrem Schutz hergerufen hatte – was konnte sie ihr sagen?

Das Mädchen trat ein. Ihre schmalen Hände waren ineinanderverkrampft, daß die Knöchel sich weiß von der bernsteingelben Haut abhoben. Ihre Augen blickten auf Laura, aber sie gingen durch sie hindurch. Als ob sie schlafwandelte. Laura fand nichts, was sie sagen könnte. Sie unterdrückte eine Frage, preßte sie hinunter, kämpfte gegen die Worte an, die ihren Lippen hätten entschlüpfen können. Was hat er getan, das dir den Mut dazu gegeben hat? Niemand hat ihn sehr geliebt, außer dir; du mußt ihn

geliebt haben. Man muß etwas ... jemanden sehr lieben, um ihn zu töten, nicht wahr? Lieben und hassen muß man, was man tötet, sehr lieben und hassen, nicht wahr ... – "bevor man den Mut findet ..."

Sie hatte die Worte laut ausgesprochen und war bestürzt, ihre eigene Stimme zu hören. Aber sie bemerkte, daß das Mädchen sie nicht gehört hatte – Nonnies Lippen waren leicht geöffnet und ihre Augen unbewegt auf einen Punkt gerichtet, als ob sie Worten lauschte, die Laura nicht hören konnte; da zwang sie sich wieder in die konventionelle Haltung der weißen Herrin gegenüber einer farbigen Dienerin zurück.

"Bitte richte Mrs. Brown aus, die Blumen seien entzückend. Und sag ihr auch, daß wir sehr bedauern, daß Boysie krank ist."

"Danke sehr." Mühsam kamen die Worte von Nonnies Lippen, sie bewegte sich nicht, ihr Gesichtsausdruck änderte sich nicht.

Laura betrachtete sie genau. Von den anderen Räumen drang Stimmengewirr her, das unter einem bestimmten Maß von Munterkeit gehalten wurde und dabei an Lautstärke zunahm, als ob jetzt viele Menschen zugleich ins Haus gekommen wären.

"Es ist Zeit ...", zischte Miss Belle an der Tür. "Ruf deine Mutter, Laura, es ist Zeit. Bruder Summers und Bruder Dunwoodie sind da. In meinem ganzen Leben hab' ich nicht so viele Blumen gesehen, Laura! Kindchen, du mußt kommen und die Blumen ansehen. So reizend sind sie. Du mußt, Liebes. Sie bloß anzusehen, wird dir Trost geben und dich überzeugen, wieviel Liebe alle ... Süßes, du ..."

"Ja, Miss Belle, ich komme. – Nonnie," sagte Laura, als Miss Belle hinausgehuscht war, "Nonnie, das ist alles." Mit einer glatten, farblosen Stimme.

Nonnie drehte sich um, ging rasch durch den Salon und zur Hintertür hinaus. Laura sah, wie sie mit einmal in der brennenden Sonnenglut stehenblieb, als habe sie sich im Weg geirrt, dann abbog und in Richtung auf das Brownsche Haus die Seitenstaße hinunterging.

Während sie noch am Fenster stand und dem Mädchen nachsah, unfähig, ihre Gedanken von ihr zu lösen, hörte sie von drüben, jenseits des hinteren Gartens, bei Henrys Hütte, andere Stimmen.

"Nöö, kein Schimmer von ihm da! Ich sag' dir, den haben se wo versteckt!"

"Vielleicht is' er auf'm Abtritt ... hast da schon nachgesehn?"

"Bin überall gewesen ... Scheune ... überall. Sag' euch, hier is' er nirgends, wenn er nicht im Haus drin is'."

"Jetzt kannst nicht reingehn ... weißt doch ... nicht jetzt ... aber sie gehen ja bald fort zur Beerdigung."

Zwei Männer kamen aus Henrys Hütte, gingen ein Stück den Weg entlang, bis zum Lilienbeet, drehten um, kamen wieder zurück hinter das alte Abtritthäuschen, das nach der Einrichtung der Wasserspülung im Deenschen Haus Henry zum Gebrauch überlassen worden war. Immernoch schauten sie sich um.

Laura hatte einmal einen Bericht von einem Lynchgericht gelesen. Der hatte echter gewirkt als das jetzt. Echter als die groteske halbe Stunde heute nacht, als Jane Mr. Harris mit dem Wagen zum Haus gebracht und er Laura in die Küche gebeten hatte. Dort hatten sie sich besprochen, während Henry auf der Holzkiste hinter dem Herd saß, das Gesicht in den Händen vergraben. Sie hatte Mr. Harris sagen hören: "Hol mir ein Kleid deiner Mutter, Laura, und einen großen Hut, einen Schleier und Puder." Und als sie die verlangten Sachen gebracht hatte, war sie in die Speisekammer gegangen und hatte Henry gerufen. Bei herabgelassener Markise und geschlossener Tür hatte sie ihm das Kattun-Hauskleid ihrer Mutter angezogen und ihren eigenen großen weichen Florentiner Hut aufgesetzt und ihn sich dann pudern lassen, bis sein von Tränen verschmiertes Gesicht weiß war, und dann hatte sie ihm noch den Schleier umgebunden. Als sie Henrys jammervolle, gerötete Augen sah, wußte sie nicht, ob sich ihre Gefühle in Schluchzen oder in wildem Gelächter lösen wollten; keines von beidem geschah. Dann waren Laura und Mr. Harris mit Henry in ihrer Mitte durch das Speisezimmer gegangen, über die hintere Verandatreppe und ums Haus herum zum Seiteneingang, wo der Wagen stand. Sie hatten Henry zwischen Jane und Mr. Harris gesetzt, und Jane war zum Gefängnis gefahren, wo Henry versteckt gehalten werden sollte. Das war Mr. Harris' Plan. Er vertraute darauf, daß der Sheriff schweigen würde; sie wußte, Mr. Harris hatte sich sehr dafür eingesetzt, daß der Mann das Amt bekam, und so mochte wohl alles gut ausgehen.

Die ganze Sache hatte Laura nicht sehr beeindruckt, obwohl sie wußte, daß derlei Dinge im Süden manchmal vorkamen. Aber jetzt fragte sie sich, wer von den jungen Leuten und den Männern, die sie kannte, wohl zum Ku-Klux-Klan gehörten ... wer von ihnen an solcher Menschenjagd teilnehmen würde. Dann hatte jemand nach ihr gerufen, und sie war ins Haus zurückgegangen.



Als sie jetzt den Raum betrat, war ihre Mutter bereits da; mit dem Vater stand sie neben dem Sarg. Beide waren gefaßt und ernst. Lediglich Tuts lange Hände, deren eine immer über die rötlichen Haare der andern strich, legten Zeugnis ab von seiner Verstörtheit. Mrs. Deen regte sich nicht. Ja, Mutter hatte sich in der Gewalt. Mutter vermochte sich stets zu beherrschen. Als Laura näher an sie herangetreten war und die Mutter genauer ansah, bemerkte sie eine Veränderung. Nichts Bedeutendes. Ein Zusammensacken der Wangenmuskulatur, weiter nichts – doch genug, um Alma Deen

verstört und gealtert aussehen zu lassen. Plötzlich überkam Laura das Bedürfnis, sich zur Mutter zu wenden, ihre Wangen zu tätscheln, sie zu küssen und wieder zu küssen – so, wie sie es als Kind getan hatte ...

In der Nähe stand Dorothy Pusey mit Mrs. Pusey. Dorothys Taschentuch war nur noch ein kleiner nasser Knäuel, den sie wie ein weiches Bällchen unaufhörlich von einer Hand in die andere nahm. Grünliche Ringe vertieften die Blässe unter ihren geröteten Augen. Sie hatte ein schwarzweißes Kleid an und machte einen höchst verwitweten und verwaisten Eindruck. Als Laura an ihr vorbeikam, berührte sie ihren Arm, merkte aber sofort, daß sie es besser unterlassen hätte, denn Dottie vergrub ihr Gesicht in den Händen, und ihre mageren Schultern zuckten vor unterdrücktem Schluchzen.

Es war nun Zeit. Die Sargträger warfen sich Blicke zu, schauten dann auffordernd zu den Geistlichen; diese wiederum richteten die Augen feierlich auf den Leichenbestatter, und so kam nach und nach stillschweigendes Einvernehmen zustande, daß es an der Zeit sei ... an der Zeit ...

Gemessen traten die Sargträger an den Sarg heran. Der kleine Pug Pusey zog seine Hose hoch, schneuzte sich nochmal und beugte sich dann vor, um seinen Teil der Bürde auf sich zu nehmen. Gus Rainey schnaufte und schnuffelte, weil er nicht an sein Taschentuch gelangen konnte, während seine roten Riesenfäuste, die gewohnt waren, blutige Ochsen- und Schweineseiten zu stemmen, jetzt den Leichnam seines lebenslangen Freundes tragen sollten. Charles Harris trat ernst und schweigend auf die andere Seite, dann weitere Männer, bis sie ihrer acht waren, die Tracy Deens sterbliche Hülle zu Grabe trugen und damit seine Last für immer von den Schultern der Familie Deen nahmen.

Miss Belle, die bisher guter Dinge und eine nützliche Hilfe gewesen war, weinte nun auch los, als sie ihre Arme mit Blumen überhäufte. Auch die meisten anderen Frauen nahmen Kränze und Sträuße, Kreuze und Sterne aus Rosen, Jasmin und Lilien an sich, durch die ihre geröteten Gesichter hindurchschienen, indes sie sich anschlossen und sich die Treppe hinuntertasteten.

Es ist also vorbei mit dem leisen Aufklinken der Haustür in später Nacht und dem verstohlenen Hinschleichen zum Zimmer gegen Tagesanbruch. – Tracy ist noch aus ... Tracy ist aus gewesen ... Das war jetzt wie: Manaus liegt am Amazonas, Kapstadt liegt in Afrika ... mehr war es nicht. Festgestellte Tatsachen – alles, was Tracy ihnen von jeher gewesen war: die Feststellung einer fernliegenden Tatsache.

Laura reihte sich hinter ihren Eltern ein. Im schwankenden Rhythmus der Sargträger folgte der Zug langsam die Treppe hinunter. Er stockte, während der Sarg von geübten Händen in den Leichenwagen geschoben wurde, der am Lieferanteneingang stand. Und während sie dort auf den Wagen warteten, mit dem sie

selbst fahren sollten, sah Laura hinter sich Eenie herantrippeln, in gewichtigem Schwarz und einem langen Witwenschleier über dem Strohhut; hinter ihr Harris' Köchin Susan, ebenso schwarz und trauervoll aufgetakelt, dicht hinter Susan aber Dessie, bleich und mit weitaufgerissenen Augen, in einem schwarzen Rock, einer rosa Seidenbluse und einem Hut, von dem Rosen wippten. Und hinter ihnen die meisten Köchinnen und Hausmädchen von College Street. Eenie schluchzte. Eenie, die Tracy nie hatte leiden können, schluchzte verängstigt: "Herr du mein Gott, Herr du mein Gott ..." Etwas Böses lag in der Luft, und sie wollten nicht zurückbleiben, damit es nicht über sie komme, wenn die Weißen ihre Toten begraben. Laura versuchte zu lächeln – aber dann weinte auch sie um den Toten ... und weinte um die Lebenden.

Siebenundzwanzig

Sie warteten, bis die Familie zum Begräbnis gegangen war, Bill Talley und Dee und andere.

Weiß, heiß und leer lag Maxwell da; die Läden waren wegen der Beerdigung geschlossen; der größte Teil der Bewohner von College Street und den Seitenstraßen war in der Kirche. Sie alle sollten dann die Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte begleiten. In der Weißglut des heißen Sandes standen sie dann wohl, bis das Grab zugeschüttet sein würde; die Grabstätte war am gestrigen Tag noch rasch erworben worden. Dann würde man langsam auseinandergehen: die einen würden sich in ihre Wagen setzen und zum Mittagessen heimfahren; die andern würden noch eine Zeitlang auf dem Friedhof schlendern ... ein Stückchen Moos von Arm oder Bein streifen ... alte Namen entziffern oder flüstern: *Die Browns hatten doch noch nie ihren Platz in Ordnung*. Andere würden das stockige Wasser aus den Vasen schütten und den Schmutz von den Steinplatten wischen, würden ein paar wilde Kakteen ausrupfen oder mit dem Taschentuch ein Datum sauberputzen, in wehmütiger Demut ihre eigene Unsterblichkeit empfinden.

Auf den Sandstraßen des ganzen Bezirks waren sie dahergekommen, Bill und Dee und die übrigen. Von Sug Rushtons Terpentinfarm und den Baumwollfeldern ... von Harris' Sägerei ... von ihren Bretterhütten hinten am Shaky Pond ... von Ellatown ... aus Käpt'n Rushtons Kantine und vom Holzfällerlager. Auf den Straßen, die sich wie Fäden durch den Bezirk zogen, um eichenbeschattete Teiche und Weiher bogen, Sümpfe und Sandhügel durchquerten, seine Baumwolle und seine vermoderten kleinen Hütten, seine Harzfässer und sein Terpentin und seine hohen Kiefern, Spinnerei und Kirche und Bank miteinander verbanden, die weiße Menschen und schwarze mit Maxwell verknüpften und untereinander. Diese Straßen kamen sie daher; ihre verkürzten und verlumpten Schatten fielen auf die Zwergpalmengruppen, an denen sie vorbeistampften durch die Hitze, die Herzen so zerkratzt und zerschlitzt wie die Kiefern, unter denen sie ab und zu Halt machten, die Leiber so ausgetrocknet wie der Sand unter ihren Füßen. *Aber Weiße*. Göttlich weiß und makellos ... weiß ... weiß wie Jesus ... wie eines ungeborenen Kindes Seele ... Und nun waren sie auf dem Weg, den Niggern beizubringen, wo sie hingehörten ... wieder einmal einem Nigger beizubringen, wo er hingehört.

Hin und wieder wurde ein Lachen laut oder ein paar zerdehnte Worte, deren Klang nicht ohne Gutmütigkeit war und in denen auch der Humor nicht fehlte; doch in den Augen der Männer, die da Jagd machten auf ein schwarzes Opfer, um es einem unbekanntem, tief gefürchteten Gott darzubringen, war Härte und Haß.

College Street jedoch und die Nebenstraßen begruben ihren Toten und gingen dann heim und aßen ihr Mittagmahl und öffneten die Läden und die Bank wieder, den Drugstore und das Lagerhaus und sie setzten die Schälmaschine wieder in Gang. Tom Harris' Sägerei ließ ihre Mittagspfeife ertönen wie immer, und mit schrillum Quietschen zeigte die Hobelmaschine an, daß es ein Uhr war. Dan machte sich mit seinem Eis auf seine Nachmittagstour, begann vor heißen Häusern seine Glocke zu läuten, und der alte Onkel Pete döste auf seinem Handwagen vor dem Kolonialwarengeschäft, und Bruder Dunwoodie bereitete seine Predigt für die nächste Andacht vor.

Manche wußten und manche wußten nicht, daß sie hinter ihm her waren und ... ihn schon kriegen würden, ja, sie würden ihn kriegen ... klar ...

Den ganzen heißen Nachmittag hindurch betrieben sie die Pirsch, bewegten sich lautlos hin und her, wie Moosflechten im Wind schwingen, durch Höfe und Hütten, das Gemeinschaftshaus und den Club und Salamanders Kneipe und dann wieder hinaus, um Abtritt und Hühnerhaus zu durchstöbern, Stall und Scheune, Zuckerrohrfelder und Abzugsgräben ... hin und her, in einem grotesken Webmuster aus Haß, Gier und Furcht. Vierzig Männer (so hieß es) und sechs Bluthunde seien unten am Sumpf, aber von dort wurde berichtet, es sei bisher keine Spur gefunden, keine Witterung aufgenommen worden. Und jede Zunge murmelte: "Bestimmt is' er da ... hier herum wo ... un' wir kriegen ihn schon. Müssen ja ..."

Die ganzen heißen Stunden aber wurde in Hütten und großen Küchen, beim dumpfpolternden Niederdrücken der Bügeleisen zum Fälteln der zierlichen Spitzenwäsche und beim quietschenden Auf- und Zumachen der Ofentüren zum Einschieben und Herausnehmen der Brote, überall da wurde gemurmelt: "Lawd Jesus ... Lawd ... Gawd have mercy .. Gawd Jesus help us ..."

Die Schatten wurden dünn und lang; die Hitze ließ nach. Mädchen in duftigen Sommerkleidchen fuhren mit ihrem Wagen bei Deens Drugstore vor und parkten dort, um ihr nachmittägliches Coca-Cola zu trinken. Ihre Mütter suchten Kühlung auf der Veranda, setzten sich dort mit ihrer Handarbeit hin oder gaben ihren Topfpflanzen Wasser. Miss Belle und die methodistischen Chordamen begaben sich hinüber in die Kirche, um sich nach dem Begräbnis ein wenig aufzurichten. Und in der ganzen College Street mit ihren Nebenstraßen genossen die Frauen – frisch gebadet und gepudert, in dünnen, hübschen Kleidern – den kühlen Frieden des Spätnachmittags, bevor die Ehemänner nach Hause kamen.

In Bob Martins Amtszimmer in der Schule, das während der Sommerferien selten benutzt wurde, saßen Dee Cassidy, Bill Talley und ihr langjähriger Freund Bob und andere, Bill mit den Füßen auf dem Schreibtisch des Schuldirektors, seine Schuhe standen neben dem Stuhl, Dee in der Fensternische gedrückt; nichts regte sich an ihm außer dem Adamsapfel, der auf und nieder und wieder hinauf ging; seine Augen waren geschlossen, als ob er schlief. Bill spuckte aus, wischte sich die Lippen mit dem Ärmel ab und rieb seine Füße aneinander. Männer kamen herein, gingen wieder hinaus, sprachen mit Bill oder sprachen auch nicht. Einmal fing Bob einen Satz an: "Wird wohl nach Norden wie ...", machte sich aber nicht die Mühe, ihn zu beenden.

Die Sonne verschwand vom Wasserturm, ließ ihn im Schatten, lag jedoch noch hell auf dem Fußboden dieses Zimmers im oberen Stock.

Bob legte ein Zeitungsblatt hin, das er ein Dutzend Mal gelesen hatte. "Hab' vorhin Lem Taylor gesehen, unten beim Postamt. Sah aus, als hätt' der Sheriff 'n Topp Rahm geschluckt."

"Wen hast du gesehn?"

"Lem."

"Was sagt er?"

"Sah aus, als hätt' er 'n Topp Rahm geschluckt."

"Hat er was gesagt?"

"Wie wir vorbeikamen, sagt er *Guten Tag*, dann dreht er sich um und sagt: *Na, Jungs*, sagt er, *wie steht die Sache? Habt ihr'n schon gefunden?*"

Bill streckte seine Füße aus und wackelte mit den Zehen, bis die feuchte Socke, die daran klebte, sich lockerte. Dann kratzte er sich zwischen den Beinen und fuhr sich mit der Zunge über die vollen roten Lippen. Seine schwarzen, glänzenden Augen hatten dabei unverwandt aus dem Fenster gestarrt.

Die Tür tat sich auf. Fünf Fabrikarbeiter kamen herein, flegelten sich todmüde auf die Stühle. "Brauchen nirgendwo mehr zu suchen. Ganze Stadt abgegrast. Außer'm Kittchen und dem Keller in der Bank."

"Sogar die Pfarrhäuser haben wir abgesehen." Einer von ihnen, ein hagerer Kerl, ausgelaugt wie ein zerlutsches Stück Zuckerrohr, lachte auf und bohrte in der Nase.

Bill starrte weiter aus dem Fenster. "Im Bankgewölbe ist er nicht," sagte er nach einer kleinen Pause, "aber was das Arrestlokal angeht, da bin ich mir nicht so sicher ... oder das Gefängnis ... Ich weiß nicht ..." Bob fuhr mit dem Kopf herum. "Solltest doch mal den Lem im Auge behalten, Dee. Eine Zeitlang. Nimm die da mit", und er nickte zu dreien der Männer hinüber. "Da, nimm den Knüppel. Deine Knarre hast du wohl dabei."

Dee lachte grell auf, verlor weiter keine Worte, sondern tat seine langen Beine auseinander und schlenderte aus dem Zimmer.

"Also, Jungs," sagte Bill und nahm seine schweren Beine vom Schreibtisch herunter, "wir werden drüben dem Gefängnis mal'n kleinen Besuch abstatten. Kann sein, wie kriegen da was zu tun ..."

Achtundzwanzig

"Bin sofort zu deiner Verfügung, Sam. Nimm Platz." Tom Harris beugte sich über das Hauptbuch auf seinem Schreibtisch. "Buchhalter haben so ihre eigne Art, alles in die falsche Rubrik zu schreiben", lachte er und fuhr fort, Zahlen in sein Notizbuch zu übertragen.

Niemand sonst war im Büro. Sam fiel ein Stein vom Herzen. So konnte er leichter vorbringen, was er zu sagen hatte.

Von seinem Sitz aus konnte er die Säge durch dicke Zypressenstämme knirschen hören, konnte den Rauch vom Dörröfen aufsteigen sehen und den Geruch des frischen Sägemehls atmen. *Old Mary* fuhr eben hinaus nach dem Holzfällerlager. Sam beobachtete, wie die großen Räder in Schwung kamen, wie C.B. mehr Dampf aufsetzte, verfolgte das Züglein mit seinen leeren flachen Güterwaggons, bis es an der Biegung um die Ecke verschwand.

Vielleicht hätte er besser daran getan, auf dem Holzplatz zu bleiben und sein ganzes Leben lang schwere Stämme zu schleppen. Gescheiter, als sich mit anderer Leute Sorgen den Kopf zu verstopfen. Den Menschen helfen wollen ... man kuriert einem sein Magenleiden weg und ruiniert damit vielleicht sein Leben. Leichter, ach, viel leichter, ein dahinrasendes Maultier-Vierergespann im Zaum zu halten, als einen Menschen wie Ed, wenn der fuchsteufelswild wird. Was ein Maultier im Sinn hat, das kann man erkennen oder doch erraten. Was in einem Menschen steckt, das weiß man nicht, und was ihm wehtut, auch nicht. Das ist, als wenn man erraten wollte, was auf dem Grund eines tiefen Weihers liegt.

In Macon hatte er Ed in den Zug nach New York gesetzt, hatte ihm geraten, dort einen oder zwei Tage zu bleiben, dann – falls er keine Nachricht von ihnen bekäme – wieder nach Washington auf seinen Posten zu gehen. Weiter nichts. Was hat es für einen Sinn, an ein Gesicht hinzureden, in dem sich die gleiche Hoffnungslosigkeit ausdrückt, die einem selbst das Herz erfüllt? Was hat es für einen Sinn, nach Gründen zu fragen, wenn man sie längst selbst besser kennt als Ed ... obwohl man ja eigentlich gar nichts wußte.

Den ganzen Weg nach Macon, während sie durch eine dunkle Ortschaft nach der andern fuhren, hatte Sam versucht, eine tief innerliche Übelkeit herunterzudrücken. "Du solltest etwas essen", hatte er gesagt.

"Nein." Und sie waren weitergefahren. Einmal hatte Ed gesagt: "Es tut mir nicht leid." Nein, es tat ihm nicht leid. Noch nicht.

Sam war drauflosgefahren, bis sie bei Tagesanbruch in der Cherry Street ankamen, hatte dann Ausschau gehalten, wo sie irgendwo eine Tasse Kaffee bekommen konnten. Dann waren sie beide zum Bahnhof gegangen. Ed stieg in den Zug. Das versuchte Lächeln war eher eine Muskelzerrung, aber Sam brachte es doch zustande, dann sah er zu, wie der andere einer ungewissen Zukunft entgegenfuhr. Dann kehrte Sam sich ab, der eigenen Zukunft zu ...

Wandte sich dem zu, was blieb. Denn mit den Kugeln, die Ed in Tracys Leib geschossen hatte, hatte er ihrer aller Leben in Fetzen gerissen. Ehe er sich nun um die andern kümmerte, mußte er sehen, was noch übrig war, was mit dem, was übrig war, anzufangen sein würde. Es war nicht eben viel, so schien es. Für immer würde die nagende Furcht bleiben, daß Ed zurückkäme, in Verdacht geriete, verhaftet würde. Wie ein Geschwür im Mund würde diese Angst ihnen allen den süßen Geschmack des täglichen Lebens verderben.

Sam hatte seinen Wagen wieder Richtung Süden gewendet. Hatte die längste Reise angetreten, die ein Mensch unternimmt, als er jetzt Schritt für Schritt zurückzugehen versuchte in seinem Leben und dem der ihm Nächststehenden, um die Stelle zu finden, wo die falsche Richtung eingeschlagen worden war. Wie Kinder sich abmühen, in immer wiederholtem Spiel eine schwierige Aufgabe zu meistern, bis sie sie nach Belieben rückwärts und vorwärts ausführen können, so mühte er sich ab. Auf dieser langen Fahrt von Macon nach Maxwell, als er einen Weg in die Vergangenheit zu finden suchte von der frischen Morgenfrühe bis in die leblose Mittagsglut hinein, da mußte er immer wieder ein Gefühl unterdrücken, das seinen Leib wie eine weiche leise Melodie durchdringen wollte, aber er getraute sich nicht, auf diese Melodie zu hören. Es war, als sage er zu sich selbst: *Daran darfst du jetzt nicht denken ... vielleicht später ...*

Doch er war nicht weit gekommen. Als er die Jahre zurückging und alte Erinnerungen erschloß, kehrte er sich stets von einer Tür ab, die er nicht zu öffnen vermochte, und er wußte, dort wartete Ella, und eines Tages, zu irgendeiner Stunde, würde er ihr den Ausgang freigeben, sie gewähren lassen müssen, daß sie in seiner Vergangenheit ein- und ausging.

Er wußte nicht, warum er sie geheiratet hatte. Was ihm den Wunsch nach etwas so ... Wertlosem, Armseligem, Unedlem wie Ella eingegeben hatte. Er wußte bloß, daß er etwas genommen und dann weggeworfen hatte. Und man wirft nichts weg, das man besessen oder das einen besessen hat. Etwas davon bleibt immer in einem haften,

solange man lebt. Eines Tages müßte er den Willen aufbringen, dieses Armselige und Häßliche als einen Teil seines Lebens hinzunehmen. Jetzt konnte er das nicht.

Jaja ... viel Not. Man braucht bloß die Hand auszustrecken, und es fällt einem hinein. Genug, um ohne Federlesens einen Menschen umzubringen ... falls er sterben will. Ihn glatt den Verstand verlieren zu lassen, falls er diese Art Frieden ersehnt. Aber wenn man seine eigenen Untiefen, sein eigenes Leid nicht dazu benutzen will, andere Leute oder sich selbst umzubringen, dann muß man seine Not in die Hand nehmen und sie zusammenquetschen, bis nichts mehr davon übrig ist.

Harris stieß einen Briefordner vom Schreibtisch. Sam ging hinüber und hob ihn auf.

In der Fabrik und drum herum ging alles seinen gewohnten Gang, so weit er erkennen konnte. Aber unten in der Stadt wimmelte es von Fabrikarbeitern, sie lungerten zu zweien und dreien herum; er hatte sie gesehen, als er am Gerichtsgebäude vorbeigefahren war. Warteten darauf, daß irgendetwas geschah. Das konnte jeder erkennen, der nur einen flüchtigen Blick drauf warf. Nur sah leider keiner hin. Und falls nicht Harris oder Käpt'n Rushton oder andere Leute aus diesen Kreisen etwas unternahmen, dann würden sie diesen unglückseligen Trottel noch vor dem Abend kriegen. So ein Trottel konnte er eigentlich nicht sein, da er sich ein so gutes Versteck ausgesucht hatte. Wenn man zu den Weißen ging, glaubten sie immer nur, man übertreibe. Man habe bestimmt unrecht. Nichts würde so heiß gegessen, wie es gekocht sei. – O ja, sie würden ihn kriegen, sobald es dunkel war, und die braven Leute, die einflußreichen Kreise in der Stadt würden gewaltig überrascht sein und schrecklich bedauern, daß es eingetroffen war. Ja, dann würden sie es bedauern ...

Noch immer blieb Tom Harris' rote Glatze über das Hauptbuch gebeugt. Zehn Minuten vor sechs. Gleich ist Feierabend, weitere zweihundert werden losgelassen und werden die Unruhe in der Stadt schüren. Aber unsereins darf einen Weißen nicht zur Eile drängen. Nein, man sitzt da und wartet, den Hut in der Hand, beobachtet, wie die Uhr über dem Schiebefenster (für die Auszahlungen) Minute um Minute wegtickt von der Möglichkeit, einem schwarzen Menschen das Leben zu erhalten. Und man ist sich bewußt, daß die Uhr einem damit auch das Recht darauf verkürzt, sich selbst für einen anständigen Menschen zu halten.

Vergangene Nacht hatten sie so im Wohnzimmer der Andersons gesessen. Wartend, horchend. Hatten zu erlauschen versucht, was ihr Auge nicht sehen und ihr Verstand nur errahnen konnte. Draußen im Dunkel das Tapp-tapp von herumspionierenden Männern, das Bellen von Hunden, das Knallen von Schüssen, einmal auch das Klirren von brechendem Glas, als wohl ein Stein durch eine Fensterscheibe geflogen war. Doch im Zimmer herrschte eine Stille, die Laute nicht durchdringen konnten. Stumm saßen sie zusammen und jeder von ihnen tastete seinen ganz eigenen Weg entlang von der Vergangenheit zur Zukunft und wieder zurück.

Einmal war die Lampe mit einem Flackern verlöscht; Bess holte Petroleum. Und später dann, als der Stellvertreter des Sheriffs und seine Leute das Haus durchsuchten, hatte Bess ihre Handarbeit aufgenommen und in vorsichtiger Ruhe zu sticken angefangen. Die langen Nachtstunden vergingen, ohne daß eines von ihnen einen Laut von sich gab. Einmal schien es ihm, daß Nonnie heftig keuchte, aber als er zu ihr hinsah, saß sie, wie sie den ganzen Abend gesessen hatte, vor dem Kamin und blickte in die kalte Feuerstelle hinein. Nur ihre Hände waren fest ineinander verschränkt, die vorher in ihrem Schoß gelegen hatten, als gehörten sie nicht zu ihr. *Jetzt wachen ihre Gefühle wieder auf*, hatte er gedacht, und dabei flammte es in ihm selbst auf, als sei eine Zugklappe geöffnet worden.

Sam war gegen Abend zu ihnen gegangen, weil er annahm, sie könnten ihn brauchen. Seit Bess gestern über Nonnie gesprochen hatte, wußte er, was er tun würde. Er würde sie heiraten. Für sie sorgen – falls sie es ihm erlaubte. Daß Sam Perry für Menschen sorgte, war nichts Neues; vertraut war auch die Befriedigung, die ihm dies bereitete. Doch als Bess gestern jene Worte gesagt hatte, war diese Musik in seinem Innern plötzlich verstummt, als sei eine Saite gerissen. Als er jetzt mitansah, wie Nonnie zu leiden begann, wachte sein eigener Schmerz auf. Denn in diesem Körper, der ihm so lieblich erscheinen war, der etwas Süßes, Schönes bedeutet hatte, an das er jahraus, jahrein denken mochte während seiner langen, einsamen Fahrten durch die Landschaft, dessen Zartheit einmal mit eigener Hand zu spüren er sich erträumt hatte, – darin bewahrte Nonnie einen weißen Mann und sie würde ihn weiter darin bewahren ... für immer nun ... sein Kind und Kindeskind ...

Doch Sam wußte auch, und es war ein schreckliches Wissen, daß er ihn so sehr liebte, diesen Leib, den Deen mißbraucht und wegzuwerfen versucht hatte, daß er mit ihm auch Deen hinzunehmen gewillt war ... hinzunehmen, daß Deens Blut sich für immer mit dem seinen mischte, daß Deens Kind für immer seinen Namen trug ...

Du kannst das nicht tun. Du darfst es nicht tun ... Sie will ihr Kind ... aber du kannst das nicht tun ... Sie will es doch ... Lang und schwarz war ihm die Nacht vorgekommen mit diesem Raunen in den Ohren. Er war froh, als die Dämmerung und mit ihr wieder Ordnung in der Welt einzog, sodaß er das Haus der Andersons verlassen konnte. Und als er durch den Morgen ging, seine kühle Frische tief einatmete, kam auch seine Welt wieder in Ordnung. Was macht das aus, sagte er sich; was macht das aus, wenn du sie vor der Schande bewahren kannst! *Was macht das aus ...* Und er spuckte den bitteren Geschmack aus seinem Mund.

Er saß gerade an einem verspäteten Mittagessen, denn eine Häufung von Krankenbesuchen hatte ihn den ganzen Vormittag in Anspruch genommen, als der kleine Gabe die Treppe heraufgelaufen kam. Und obwohl Tante Easter ihn mit ihrer

üblichen Zungenfertigkeit abspeisen wollte, saß er doch bald bei Sam am Tisch und fing an, mit leisen Worten zu erzählen.

Schließlich hatte Gabe seinen Bericht abgeschlossen und war verstummt. Sam schwieg. Es waren ja nichts als Tatsachen. Jawohl, Tatsachen von Weißen und Negern.

Unterm Fenster im Garten scharrte eine Henne in den Eichenblättern und gackerte. Ihm schien der Klang schärfer, eindringender als je ein Laut.

"Sam," sagte Gabe nochmal, "sie sin hinter ihm her."

Sam schaute auf. *Sind hinter einem her, ja ...*

"Bevor's dunkel wird, kriegen sie den Henry ..."

Ja ... so, so ... richtig, hinter Henry McIntosh sind sie her. Na gut ... sollen sie ihn kriegen ... ist der Fall erledigt ... sollen sie doch ... – "Weißt du, wo er ist?"

"Hat ihn seit geste'n Na'mittag niemand gesehn."

"Dann haben sie ihn vielleicht schon erwischt."

"Täten se doch ned mehr suchn, wenn sie'n hätten."

"Was soll denn deiner Ansicht nach ich tun, Gabe?" sagte Sam ärgerlich.

Die beiden Männer sahen einander lange an. Einmal hatten sie zusammen auf dem Holzplatz gearbeitet. Vor langer Zeit war das gewesen; Sams Weg war inzwischen scharf abgezweigt, und er war nicht mehr viel mit Gabe zusammengekommen.

"Sam, – Ten McIntosh un' ich habn draußen im Lager mehr als zwölf Jahr zusammen gearbeit. Ich war drei Schritt von ihm weg, wie er in den Treibriemen von der Säg gekommen is. Hab geholfen, ihn rauszuziehen. Ich, ich hab noch das abgerissne Bein von ihm eingegraben." Gabe wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel ab. "Henry isn Nixnutz, awer is der Jung von Ten. Un er hat den Tracy Deen ned erschossen. Des weißt du so gut wie ich."

"Jawohl, das weiß ich. Aber was soll ich denn tun, ich, – was denkst du dir denn, Gabe?"

"Kannst ned den Falschn umbringen lassen, wenn du weißt, wer's getan hat. Das darfst ned, Sam."

"Was schert sich der Mob da um Unschuld? Ein Weißer ist tot, muß ein Nigger sterben."

"Du darfst ned, Sam!"

"Ich darf nicht? Wer sind wir, du und, ich, daß wir entscheiden sollten, wer Tracy Deen umgebracht hat! Hat er sich vielleicht selbst umgebracht! Ja, so wird's wohl sein ... Ed hat seine Befehle ausgeführt – weiter hat er nichts getan! Weiter nichts, – und Henry hat die Kugel geliefert ... Henry ... und die ganze weiße Rasse ... und du und ich auch ... und viele andere. Jetzt sag mir nur, du bist Gott. Leg die Seelen auf die Waage und entscheide, wem noch ein bißchen mehr Schuld zukommt. Irgendeiner muß dran

glauben, da kanns grade so gut dieser verdammte Trottel sein wie ein anderer. Gott weiß, er soll sterben!"

"Sam, ich versteh die Red ned, die du da führst. Vielleicht is'n Sinn drin, awer ich versteh ihn ned. Weiß bloß, du un ich, wir ham kein Recht ned, hier rumzusitzen un 'n wildgewordnen Haufen den Jung von Ten abmurksen lassen."

"Großer Gott, wie sollen wir uns helfen?!"



Und nun saß er da, in die Enge getrieben von Gabe wie von einem kleinen Kläffer, der sich einem wütend an die Fersen heftet. Saß da und sollte sich vor einem Weißen erniedrigen, um einen heruntergekommenen Nichtsnutz zu retten ...

"Mr. Harris", hörte er sich selbst sagen.

"Stehe dir gleich zur Verfügung, Sam."

"Entschuldigen Sie bitte, Mr. Harris, es handelt sich um Henry McIntosh."

Tom Harris schrieb noch ein paar Zahlen ab, klappte sein Notizbuch zu, kam zu ihm herüber. "Nun also, Sam ... was hast du auf dem Herzen?"

Heraus denn mit dem Haufen Lügen. Schon besser, sie rasch an den Mann zu bringen und auf Gott zu hoffen, daß sie plausibel herauskamen. In kurzen Worten erzählte Sam eine Geschichte, wie er am Montagabend stundenlang mit Henry zusammengewesen sei, sie hätten gewürfelt. Henry habe dann mit ein paar von den jungen Leuten bei ihm zu Hause geschlafen, sie seien am nächsten Morgen spät aufgestanden, und er, Sam, habe Henry im Auto mitgenommen und ihn an der Hintertür des Hauses Deen abgesetzt ...

"Sie sind hinter ihm her, Mr. Harris; er ist so unschuldig wie Sie und ich. Die Sache kann leicht eine sehr böse Wendung nehmen, wenn nicht" – Sam lächelte unterwürfig – "Sie und Käpt'n Rushton und noch ein paar andere angesehene Weiße eingreifen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Mr. Harris, wenn Sie da helfen wollten ..."

"Wer ist hinter ihm her?"

"Hauptsächlich Leute vom Land draußen, nehme ich an, es können auch ein paar aus der Stadt dabei sein ... ein paar Arbeiter von der Brennerei ... und von anderswo, wie ich gehört habe. Aber dahinter stehen Mr. Cassidy und Mr. Talley, heißt es."

"Sam," sagte Mr. Harris langsam, "du hast mir da eine schöne Geschichte erzählt, um den Henry reinzuwaschen. Das Dumme dabei ist bloß, daß sie gelogen ist."

In Sam Perrys dunkelbraunem Gesicht verzog sich kein Muskel.

Tom Harris runzelte die Stirn. "Ich wollte, du hättest mir diese Geschichte nicht erzählt."

Sam sah den Weißen fest an. "Ich mußte das tun."

"Warum?"

"Weil ein Neger sich die Wahrheit nicht leisten kann. Die Wahrheit ist für die Mächtigen. Und diesmal weiß ich die eigentliche Wahrheit auch nicht. Aber ich weiß jedenfalls genug, um zu wissen, daß Henry McIntosh Mr. Deen nicht erschossen hat. Und ich weiß, daß sie hinter ihm her sind und die wildeste Menschenjagd veranstalten, die in diesem Teil des Staates je vorgekommen ist. Vor Dunkelwerden kriegen sie ihn."

"Nein, sie kriegen ihn nicht. Seit zehn Jahren hatten wir hier kein Lynchgericht. Und es wird auch heute keins geben."

"Ich bitte um Entschuldigung, Mr. Harris, wenn ich weiter davon rede, aber ich fürchte, es wird doch eins geben. Den ganzen Tag über habe ich –"

"Sam, du weißt so gut wie ich, wer sich mit Lynchen abgibt! Gesindel! Lumpen! Immer nur Lumpen! Kein anständiger weißer Mann beteiligt sich an einem Lynchgericht. Nun, das Gesindel kann Henry nicht an den Hals. Weißt du, wo er ist?" Der besorgte Ernst, der bisher auf Tom Harris' rotem Gesicht lag, wich einem breiten Lächeln. "Weißt du, wo ich ihn hingebracht habe? Ins Gefängnis. Jawohl, hinter Schloß und Riegel! Da ist er sicher wie ein Kind in der Wiege. Mag das Gesetz sich um ihn kümmern. Das Gesetz ist dafür da, daß es Unschuldige wie Schuldige beschützt ... zumal wenn niemand weiß, daß es das tut." Tom lachte in sich hinein.

"Dafür ist es schon da, Mr. Harris, aber Schloß und Riegel brechen leicht, wenn ein Mob davor steht und ein Schwarzer dahinter sitzt; und Geheimnisse werden verraten ..."

"Nein, niemand weiß, daß er dort ist! Das ist der springende Punkt. Die Kerle wissen nicht, daß er dort ist. Die werden's bald aufgeben und heimgehen, wenn wir dicht halten. In ein paar Tagen hat sich alles abgekühlt, und wir können dem Recht seinen Lauf lassen."

"Verzeihen Sie, Mr. Harris, wenn ich dabeibleibe: es sieht nicht so aus, als ob Ruhe eintreten würde. Die Häuser von sämtlichen Farbigen sind heute nachmittag durchsucht worden. Vor einer Stunde gingen Männer durch meinen Garten ... überall sind sie, ganz geräuschlos. Ist was anderes als die paar Burschen, die heute nacht ihren Gefühlen mit Rumknallen Luft gemacht haben. Das waren nur Mr. Deens Freunde. Diese Bande jetzt führt mehr im Schilde. Die Farbigen wandern nach Norden ab ... es kommt die Baumwollernte ... Pflücker sind knapp ... " Wieder versuchte Sam, den Weißen ehrerbietig anzulächeln, statt den Satz zu beenden.

"Komisch ... was die Leute sich alles einbilden. Meine Frau, Mrs. Harris, bildet sich auch immer alles Mögliche ein, sieht alles immer gleich schwarz. Gewiß, Sam: es könnte dazu kommen, aber es steht eins zu tausend, daß es nicht dazu kommt."

"Aber genauso kommt doch Lynchjustiz zustande, Mr. Harris. Daß man glaubt, es wird schon nicht dazu kommen, daß man die Augen schließt und hofft ..."

"Ich weiß, so ist es ... manchmal. Falls es sich um eine Vergewaltigung handelte oder sowas ... ein Weib im Spiel wäre ... dann wär' das was anderes."

Dann wäre es was anderes ... Mit einmal beugte Sam sich vor. Es war ein anderer Mensch, der jetzt sprach. Ein anderer Sam Perry war aus ihm herausgetreten, hatte die Sache zu der seinen gemacht. "Wissen Sie, wer ihn lyncht? Sie und ich. Jawohl. Weißer und Brauner. Ehrbare weiße Leute mögen nicht in dergleichen verwickelt werden. Nein. Und ehrbare Farbige auch nicht. Drum schließen wir unsere Augen. Sie schließen die Augen und –"

"Und du verlierst den Kopf, Sam!"

"Nein ... meine Seele hab ich verloren! Habe sie im Kaufladen des weißen Mannes in Zahlung gegeben – für Firnis. Hab Werte der Weißen dafür eingehandelt ... jawohl. Mag sein, es handelt sich jetzt um einen, über den man sich nicht zu ereifern braucht. Ein Taugenichts, stimmt! Aber er lebt, er füllt sich gern den Bauch, wärmt sich die Haut gern an der Sonne ... einfach ein Mensch ... was weiß ich ..." Sam hatte seine Faust geballt und schlug sacht auf den Tisch, mit dieser braunen Faust, auf der sich das Licht verfang. "Aber er bedeutet etwas ... sein Lebendigsein hat einen Wert. – Und sie kriegen ihn. Sie müssen ja! Sie müssen irgendwas hassen und es totschiagen – sie müssen! Die Dinge, wie sie hier im Süden nun mal sind, könnten ja nicht weitergehen, wenn ihr nicht etwas totschiagt! Schon um euch davor zu bewahren, daß ihr euch untereinander totschiagt –"

"Sam, ich möchte dich bitten, aufzuhören. Du redest zuviel ..." Harris hielt kurz inne und sagte dann: "Ich weiß, es ist schwer für einen gebildeten Schwarzen, im Süden zu leben. Es ist, als wenn man auf Stacheldraht stößt, wohin man sich auch wendet. Hab dir das schon früher geagt. Hab dir gesagt, du sollst woanders hingehen, nach Kuba oder sonstwohin, wo es für dich nicht so schwer wäre."

"Ich bin zurückgekommen, weil meine Leute mich brauchen. Hier – hier brauchen sie mich ... Ich bin zurückgekommen," – Sam blickte seinem weißen Freund ins Gesicht und versuchte zu lächeln – "weil es meine Heimat ist. Es ist ja zum Totlachen! Ist meine Heimat ... ich bin hier geboren ... meine Eltern sind hier geboren ... meine Großeltern ..." Er unterbrach sich, starrte aus dem Fenster, wandte sich dann wieder dem Weißen zu. "Es wäre schon zu schaffen ... langsam, ja. Aber es ginge schon. Armut am langsamsten. Ja, aber da gibt's noch andere Dinge ... die vielleicht weher tun als Armut. Es wäre eine solche Kleinigkeit," – er blickte zu dem Weißen auf – "uns mit *Sie* anzureden, mit *Herr* ... Keinen Pfennig würde das kosten ... Und zu beschämen brauchte es euch auch nicht, das zu tun ..." Leise hämmerte die dunkle Faust auf den Tisch. "Sachen wie die ... machen uns wild ... solche Sachen ... Kleinigkeiten ... die fressen sich in die Haut ... sinken uns ins Herz ..." Sams Stimme sank fast zu einem Flüstern herab. "Das macht anständige Menschen, nüchterne, anständige Menschenwesen zu wilden Tieren. Sie wissen ja," – wieder sah Sam zu Tom Harris auf – "ein Mensch ist leicht umzubringen ... man

schneidet ihm am Handgelenk ein bißchen in die Haut oder man gibt ihm einen leichten Schlag auf den Hinterkopf ... Ebenso leicht kann man seine Seele töten. Gott ... , "weich schlug die braune Hand auf, "man nimmt es hin und nimmt es hin und nimmt es hin ... es kommt ein Tag ... da vermag man es nicht mehr hinzunehmen ..." Wieder wurde die Stimme zu einem Flüstern. "Man vermag es nicht mehr hinzunehmen." Sam starrte aus dem Fenster über die Schienen hin. "Und dann wendet man sich gegen irgendeinen Weißen oder auch gegen einen von der eigenen Rasse ... einen, der schwärzer ist oder blöder als man selbst, oder ärmer ... und reißt ihn in Stücke ... Man wird fuchsteufelswild und reißt ihn in Stücke, reißt die eigne Seele in Stücke und die Menschen, die man liebt, zerstört alles, was einem auf Erden lieb und wert ist ... alles, was gut und schön ist –"

"Sam, ich sage dir, hör auf damit! Du hast deine Selbstherrschaft verloren. Ich sage dir –"

"Mr. Harris," Sams Stimme war ganz ruhig, "es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen Weißen unterbreche. Ich habe meine Selbstbeherrschung verloren ... ja. Ich gebe es zu. Mein ganzes Leben lang habe ich Verbeugungen gemacht und mich gedemütigt um der andern willen, die hinter mir standen, die Hilfe brauchten, wie ich meinte. Ich passe mich halt den Weißen an, hab ich gesagt. Um des Zwecks willen lohne es sich, ein paar Hände zu lecken ... so hab ich immer gesagt. – Mein Gott!" Er holte Atem: "Mein Gott –!"

Er war kaum mehr zu hören. Er blickte sich im Zimmer um, als ob er vergessen hätte, weiterzusprechen.

"Es handelt sich um mehr als um Hunger ... niedrige Löhne ...", fing die Stimme wieder an, "um mehr als Jim Crow²⁷ ... Negerabteile in der Eisenbahn, all das ... es handelt sich darum, daß ihr weißen Männer ... ausgesogen, vertrocknet wie euer Land ... unsere Frauen nehmt! – Ja, sie nehmt wie Mist ... wie Dung ... damit in eurem Leben noch etwas Grünes sproßt ... mehr bedeutet es ja nicht für euch. – Meine Schwester ... , " seine Stimme war wie der Wind, der die Zwergpalmen schüttelt, "meine eigne Mutter ... alle ... die Frau, die ich liebe ... ein Weißer nimmt sie sich ... gebraucht sie ... schmeißt sie beiseite wie ein stinkendes Stück Dreck ... Warum könnt ihr sie nicht in Ruhe lassen? Herr Jesus, warum muß der Neger das erdulden?!" Ganz ruhig wurde seine Stimme mit einmal. "Ich weiß, ich darf Gott nicht in all das hineinziehen. Was sollte ein anständiger Gott auch anfangen mit sowas ..."

Tom Harris stand auf, hieb schwer mit der Hand auf den Tisch. "Still jetzt, du Narr! Du verfluchter schwarzer Hu- ...", und brach ab, als ob eine Hand ihn am Arm gepackt

²⁷ Als Jim Crow Laws (Jim-Crow-Gesetze) werden in den USA Gesetze bezeichnet, die von 1876 bis 1964 eine Rassentrennung (vor allem zwischen Afroamerikanern und Weißen) vorschrieben. Die Zeit, nachdem die Jim Crow Laws verabschiedet wurden, nennt man Jim Crow Era. Diese endete 1964 mit dem Civil Rights Act, der die Rassentrennung verbot. (Wikipedia)

hätte. "Du hast vergessen, Sam," sagte er überdeutlich, "es gibt Dinge, die kein Nigger auf der Welt zu einem Weißen sagen darf!"

Sam starrte ihn an und starrte immer weiter, indes unter diesen Worten aus dem Mund des besten Freundes weißer Rasse, den er je gehabt hatte, der Raum um ihn schwankte. Dann senkte er langsam den Kopf und vergrub ihn in seinen auf den Tisch liegenden Händen. Sein Schluchzen hörte sich an, als ob ein Hemd in Fetzen gerissen würde.

Tom setzte sich wieder. Er rückte am Tintenfaß, machte eine Schreibtischschublade auf, machte sie wieder zu. Blickte auf den niedergebeugten Kopf des Negers. "Sam," sagte er, noch immer mit ruhiger Stimme tastete er sich vor, "ich hätte das nicht von dir gedacht ... immer so ruhig und sicher ... immer imstande, die Augen auf der Mitte der Straße zu halten. Ich ... – Kopf hoch, Junge ... mußt jetzt ... also, Kopf hoch!"

Der schwarze Kopf auf dem Tisch rührte sich nicht.

"Is' schwer für Schwarze ... und für Weiße," sagte Tom nach einer kleinen Weile, "wenn man anständig zu sein versucht ... überall – !" Er seufzte, trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Ein paar Minuten schwieg er. "Ich gehe hinüber ins Gefängnis. Ist wohl gescheiter, einer von uns geht direkt auf Talley zu und bringt die Sache mit ihm in Ordnung. Brauchst deshalb nicht zu denken, daß es so schlimm steht, wie du meinst. Der will bloß den Leuten ein bißchen Angst machen. – Ich mache erstmal mit Lem die Runde: nachsehen, ob im Gefängnis alles ruhig ist. Du gehst jetzt heim und reißt dich zusammen. Nimm dich zusammen! Das einzige, was ein Mann nicht tun darf, sei's nun ein weißer oder ein schwarzer, das ist: die Selbstbeherrschung verlieren. Du mußt jetzt durchhalten ... Ich habe dich bisher nie den Kopf verlieren sehen."

Sam wischte sich das Gesicht ab, stand auf, wischte sich nochmal übers Gesicht.

"Ich möchte, daß du das weißt, Sam – ich bin ein Freund der Schwarzen. Wer sich bemüht, ein Christ zu sein, muß gerecht sein gegen Schwarze wie Weiße. Daran glaube ich. Aber ich muß meine Arbeit machen innerhalb der Verhältnisse, in denen wir nun einmal hier unten leben. Ich bin kein Radikaler, kein überdrehter Roter, der versucht," – das Telefon läutete – "hundert Jahre in einer Minute auf den Kopf zu stellen." Tom wandte sich zum Telefon.

"Für den Neger ist die Minute lang gewesen", sagte Sam ruhig.

Harris nahm den Hörer ab. "Ja. Ja, Fräulein ... wissen Sie das bestimmt? ... Wie lang ist das her, Miss Sadie? – Sind Sie sicher, daß ... Wo gehen die hin? ... Ich komme!" Er hängte den Hörer auf und wandte den Blick Sam Perry zu. "Sie haben ihn."

Der Weiße, der Braune – beide starrten in die Schatten hinein, die im Zimmer lagen, starrten in drei Jahrhunderte des gleichen alten Schattens.

"Fahr mich zum Sportplatz, Sam."

Schweigend lenkte Sam Perry über die Gleise hinüber, dann die Landstraße hinunter, am Gerichtsgebäude vorbei, durch Geschäftsstraßen, an Munsons Drugstore vorbei. Als sie in die College Street einbogen, konnten sie Geschrei hören, tiefe, schrille, mißtönige Schreie, wie von einer großen, aufgewühlten Menschenmenge; bei Salamanders Café kamen sie an geballten Grüppchen von Arbeiterfrauen und -kindern vorbei; mehr noch waren am Wasserreservoir, dessen Gerüst ein paar von ihnen zu erklettern versuchten.

"Laß mich hier aussteigen", sagte Harris.

"Ich gehe mit Ihnen." Sam brachte den Wagen zum Stehen.

"Du gehst direkt nach Hause!" Tom Harris schlug die Wagentür zu, eilte auf die Menge am Sportplatz zu, brach sich Bahn durch die Frauen und Kinder, herrschte die Leute von der Fabrik an, Platz zu machen.

Sam regte sich nicht. Sein Revolver war in der Seitentasche des Autos. Es wäre ein Leichtes, sich durchzuschlagen durch die am Rand der dichtgedrängten Menge Stehenden. Er hatte ja seinen Revolver ... Er würde sich's wirklich zutrauen ... und wenn es nicht klappte, was lag dran? Großer Gott ... was lag dran! Er hätte wenigstens den Versuch gemacht ... hätte doch etwas Männlichkeit bewiesen ... *Du machst es bloß schlimmer für die andern* ... Das sagen sie immer. *Du rührst bloß den Rassenhaß auf* ... Das sagen sie einem alle. Mut und Standhaftigkeit ist was für die Mächtigen, unsereins kann sich sowas nicht leisten, ist ihre Ansicht.

In der Mitte dort drüben, ein paar hundert Meter vor ihm, war es still wie der Tod. Wie der Tod selbst. Man konnte ihn von hier aus spüren.

Ein Kind greinte: "Mutti, ich hab Hunger ... ich hab so Hunger", und zog die Mutter am Rock; deren Gesicht war nach der Menge gerichtet. "Still!" sagte sie, ohne sich umzudrehen. "Pscht! Da wird 'n Nigger verbrannt! Willst du nicht sehn, wie 'n Nigger verbrannt wird?"

Eine dünne Rauchspirale wurde sichtbar, die zum Vorabendhimmel aufstieg. Ein Hund bellte, ein anderer antwortete, ein dritter, ein vierter, immer mehr, als ob auf einmal Unruhe in sie gefahren sei und sie nicht losließe.

Gott ... Jesus ... Harris kann nichts mehr tun ... Und man sitzt da und nimmt es hin ... Jaja ... man haut mit der Faust aufs Lenkrad, haut sich die Seele aus'm Leib über die eigene Ohnmacht.

Weiße Frauen fixierten ihn neugierig, ein Fabrikarbeiterkind kam dicht an den Wagen heran, glotzte hinein und schrie: "Da is' noch'n Nigger, Mutti!" und die Frau sagte: "Halt den Mund! Der is' imstand un' packt dich un' tut dir was an. Das weißt du doch!"

Jeder Nigger ein Kinderschreck ... unter jedem Bett eines Weißen. Man hätte zu Gott schreien mögen. Und zugleich laut lachen!

Geschrei erhob sich. Man konnte die einzelnen Rufe hören. Der Rauch war schwarz geworden, als wenn Petroleum in die Flammen gegossen worden sei.

Sam ließ den Wagen an; langsam fuhr er dem Stadtteil der Farbigen zu. Gerade war er in die Oak Street eingebogen, als er ein Negermädchel die Straße hinunterlaufen sah, gefolgt von einem Weißen. Er bremste.

"Geh heim, sag ich dir", rief der Weiße. Sam erkannte Charlie Harris. Er keuchte, sein Gesicht war erhitzt. "Geh zu Mama!"

"Nein", schrie das Mädchel und weinte laut auf. "Ich muß ihm helfen, ich muß doch ..." Sie blieb stehen und sah den jungen Weißen an. "Ich muß hin ... ach, ich muß doch", schluchzte sie. Ihr Kleid war schmutzig, als sei sie auf der Straße ausgeglitten und hingefallen; auf einer Seite rutschte der Hut herab, dessen drei rote Rosen wie verirrte Kinder die Köpfchen zusammensteckten.

Charlie trat an sie heran und schüttelte sie fest, als ob er damit ihr wildes Geschluchze beenden könne. "Du gehst jetzt auf der Stelle zu Mama!" schimpfte er. "Sie wird sich um dich kümmern, Dessie ..."

"Ich muß ihm doch helfen, Mr. Charlie, ich muß doch ..."

"Du kannst ihm nicht mehr helfen, Dessie. Niemand kann ihm mehr helfen. Er ist tot."

Dessie verschlug es den Atem. Sie trat einen Schritt zurück, preßte die schmutzige Hand auf den Mund, schwarz stierten ihre Augen. "Tot?" flüsterte sie, wich noch mehr zurück, als habe sie Angst vor dem Überbringer der Nachricht. "Er is tot." Plötzlich wurde ihr Gesicht grau wie Asche.

"Hör auf damit, Dessie!" sagte Charlie nochmal. "Jetzt hör auf. So kannst du nicht weitermachen!"

"Ich kümmer' mich um sie," rief Sam vom Wagen aus, "ich nehm' sie mit."

"Ich hab sie mitten im dicksten Mob auf dem Ballplatz erwischt, wie sie gradewegs da hinwollte, wo sie ihn festhielten ... wie eine Wildkatze ... Bis hierher bin ich ihr nachgejagt ..." Charlie wischte sich das Gesicht ab. "Sie darf doch jetzt nicht auf der Straße bleiben. Irgendwer kann sie ..." Wieder wischte er sich über das Gesicht. "Böse Zeit, Sam ... und es tut mir leid."

Sam senkte den Kopf. "Ich kümmer' mich um Dessie", sagte er und legte den Gang ein. –

Langsam fuhr er die Back Street hinunter, überließ Dessie sich selbst. Sie saß in die Ecke gedrückt, biß sich in die Hand, flüsterte immerzu: "Verbrannt ... haben ihn verbrannt ..."

"Wo möchtest du hin, Dessie –?"

"Sie haben ihn verbrannt ...", murmelte sie.

"Dessie," sagte er scharf, "wo möchtest du hin?"

"Bitt schön, Herr Doktor, zu Missus Lowe ... Wär Ihn' sehr dankbar", schluchzte sie leise und da sie nun nicht mehr aufhören konnte, schluchzte sie in ihrer Ecke halblaut weiter.

Durch den verstörten, leeren, lautlosen Stadtteil der Farbigen fuhr er zum alten Haus der Andersons. Als er um die letzte Ecke bog, sah er die beiden Frauen auf der Veranda sitzen, steif, reglos, stumm. Noch von hier konnte man den Rauch sehen, die Hunde andauernd bellen hören.

Er hielt den Wagen an. Er hätte zu ihnen hingehen und mit ihnen sprechen sollen. Aber bei dem Gedanken wurde ihm bewußt, daß er dazu jetzt nicht imstande war. Nicht heute abend.

Dessie stieg aus, lief den Fußweg zum Haus hin, lief immer rascher, je näher sie der Veranda mit den beiden reglosen Frauen kam. "Sie hams getan," schluchzte sie, "ach, sie hams getan ... sie hams getan", dann fiel sie zu Bessies Füßen nieder, ein weinendes Häuflein.

Neunundzwanzig

Als die Nacht anbrach, kehrten Bill Talley, Dee und die übrigen zurück in die Landbezirke oder auf die Sägemühle und nach Ellatown. Bill und Dee fuhren mit ihrem Korbwägelchen heim nach dem Shaky Pond. Die Räder mahlten durch Sand, durch Schatten und Lichter die Landstaße entlang, am Sumpf vorbei. Bill und Dee sprachen nicht miteinander; nur das Geräusch der Pferdehufe und das Räderknarren unterbrachen die Stille, als der kleine Wagen dahinfuhr unter dem überhängenden Moos der großen Eichen, an Tümpeln vorbei, an schwarzen Zwergpalmengruppen ... Baumwollfeldern ... bis hin zu dem alten Haus.

An der Einfahrt kam ihnen Lias entgegen, um die Pferde auszuspannen.

"Na, Lias," sagte Bill in übertrieben beiläufigem Ton, "ich höre, drüben in der Stadt haben sie heute einen Nigger verbrannt ..."

Lias machte sich am Zaumzeug zu schaffen.

"Soll ein großes Feuer gewesen sein."

Lias hatte das Zaumzeug abgenommen.

"Was sagst du dazu, Lias?"

"Nix, Mr. Bill. Wollwoll, Mr. Bill, muß scho so gewesen sein."

Dee lachte, zog seine langen, mageren Beine unterm Kutschbock hervor und schwang sich auf den Boden.

"Na, werden wohl Montag ans Pflücken gehen", sagte Bill.

"Wollwoll, Chef."

"Kannst doch wohl genügend Arbeiter anwerben, oder? Wird doch keine Mühe machen, welche aufzutreiben?"

"Nönö, Chef. Kann so viel kriegen, wie wir brauchen könn'. Jawoll!"

Dee lachte nochmal und ging dann weg.

Bill sagte: "Stell die Gäule ein. Sind abgerackert."

"Wollwoll, Mr. Bill."

"Und reib' sie gut ab. Sin' müde. Hab' nicht gern, wenn meine Pferde so müd' werden. Verdammt heißes Wetter!"

"Wollwoll, Mr. Bill; dank auch, Chef."



Miss Sadie ging früh zu Bett. Sie wäre gern bald eingeschlafen, denn die letzte Nacht war sie am Klappenschrank nicht zur Ruhe gekommen. Und vielleicht würde der Schlaf ihr auch zu vergessen helfen, was sie vom Fenster aus mitangesehen hatte. Sie hätte nicht zusehen sollen, aber sie hatte doch zugesehen, und nun stand in ihren Augen andauernd das Bild eines schwarzen Körpers, der von der alten Zypresse herunterbaumelte wie eine seltsame Frucht ... immer das Hin- und Herschwingen des Körpers und die Flammen unter ihm ... dieses Zeugnis der Grausamkeit, der Wut von Menschen. Vielleicht würde ein bißchen Schlaf dazu beitragen, daß ihr diese Bilder aus dem Sinn, aus den Augen verschwinden würden. Sie legte sich auf die Seite und zog das Bettuch glatt; da klopfte jemand an der Tür.

Es war Belle, im Nachthemd, einen rosa Sommermantel darüber geworfen. "Du mußt mich unbedingt bei dir schlafen lassen, Sadie; ich kann keine Minute länger zu Hause bleiben. Ich bin so nervös, zittere am ganzen Körper, – also meiner Meinung nach passiert heute noch was, eine Vergewaltigung oder so, wo all die Nigger aufgestört sind ... – Weißt du, es ist wirklich nicht richtig, Sadie, daß eine Frau allein bleibt, und du mußt auch jemanden haben, der bei dir ist, deshalb –"

"Du kannst hier bleiben, Belle. Kriech' nur ins Bett und mach das Licht aus."

Belle kroch ins Bett, machte das Licht aus.

Sadie rutschte ganz auf die Seite. Vielleicht konnte sie jetzt endlich einschlafen ...

"Es war doch einfach grausig!" Belle kuschelte sich näher an Sadie heran. "Ich stand auf meinem Dachgarten und sah zu und war so nah, Sadie, daß ich das Schreien von dem Nigger hören konnte ... das Blut ist mir in den Adern –"

"Laß uns versuchen zu schlafen, Belle; wir beide sind ganz herunter." Sadie rückte zur Seite, noch näher zur Bettkante hin.

"Ja, wir brauchen wahrhaftig Schlaf, nach all dem, was wir durchgemacht haben", pflichtete Belle bei. Sie zog ihr Nachthemd glatt und drehte das Kopfkissen um. "Mein Gott, das war schrecklich ... Weißt du, Sadie, nie im Leben vergesse ich das, es ist eins von den Erlebnissen, die man sein Leben lang –"

"Ja, ich weiß. Aber wir wollen jetzt versuchen zu schlafen, wenn es nur möglich ist."

Belle drehte sich um.

Sadie strich das Laken noch einmal glatt. Vielleicht konnte sie jetzt, in einer Minute, doch einschlafen. Es ist kaum zu glauben, dachte sie, daß die Männer, die man jeden Tag in der Stadt gesehen hat – so freundliche, umgängliche Leute, immer

hilfsbereit –, daß die sowas zu tun imstande waren. *Was war nur in den Menschen, das sie so grausam machte? Was in ihnen wurde damit befriedigt?* Es muß in einem Menschen doch etwas sein, das Haß braucht ... das danach verlangt, einem Schwächeren Schmerz zuzufügen ...

"Und, Sadie, die Flammen schlugen so hoch auf, daß ich glaubte – bei meinem Leben! –, sie würden den Himmel berühren, wahrhaftig, Sadie, weißt du ... gerochen habe ich es auch, jawohl, wahrhaftig ... schrecklich ... es war grauenhaft ... wie wenn beim Picknick oder auf dem Jahrmarkt das Fleisch am Spieß gebraten wird – ja, genauso ... ich mußte an all die Male denken, wenn ich sowas gegessen habe ... der Magen drehte sich mir um und –"

Miss Sadie setzte sich ruckartig auf und fuhr ihren Gast an: "Jetzt halt' den Mund, Belle Strickland! Hörst du! Wenn du heute nacht noch einen Laut von dir gibst ... wenn du ... dann ... dann ... tu ich dir was an, daß du ... dann ..." Über sich selbst entsetzt, legte sich Miss Sadie mit einem Ruck wieder lang.

Miss Belle muckte nicht. Äußerte auch keine Silbe mehr.



Die Hollywoodschaukel auf der dunklen Veranda des Hauses Pusey knarrte unaufhörlich.

"Es ist des Herrn Wille," sagte Mrs. Pusey in dieser Stimme, die dünn war wie entrahmte Milch, aber voller Demut, "er war kein braver Junge, Dottie, und er würde dein Leben unglücklich gemacht haben – ... Man hat seine Leiche draußen beim Negerviertel gefunden. Du weißt wohl, was das bedeutet."

Knarr, knarr machte die Schaukel ... vor und zurück, durch die Dunkelheit.

"Manch eine Frau würde Gott danken, wenn ihr das erspart geblieben wäre ... was dir erspart worden ist. Schau bloß Mrs. Sug Rushton an ... – Es gibt Männer, die sich von Niggerweibern nicht fern halten können, Dottie, sie können die Finger nicht von ihnen lassen ..."

Knarr ... knarr ... knarr ...

"Es ist des Herrn Wille, Dottie. Eines Tages wirst du noch einsehen, wovor du bewahrt geblieben bist. Wenn du erst älter bist und über Männer weißt, was ich weiß ... dann wirst du Gott dankbar dafür sein, daß er dir ein Leben erspart hat, wie manche

Frauen es ertragen müssen. – Es lebt sich schwer mit Männern, mit ihnen allen, aber manche Männer sind schlimmer als andere und solche, die hinter ..."

Doch Dotties leises Schluchzen lief weiter, ein nichtendenwollendes dünnes Rinnsal von Kummer, das sich dahinwand zwischen den Knarrtönen der Verandacouch und Mrs. Puseys barmenden Worten.



Prediger Livingstone und Roseanna saßen unterm Vordach ihres Hauses im Dunkeln. Roseanna hatte die Zwillinge bald zu Bett geschickt, und jetzt hatte sie die Markise hochgezogen, um etwas Luft hereinzulassen. Die Mädchen hatten sich im Dunkeln ausgezogen, wie die Mutter von ihnen verlangt hatte, sie hörte sie noch leise in ihrem Bett sprechen.

"Ned," sagte sie, "ich möchte, daß die Zwillinge so rasch wie möglich nach Atlanta hinauffahren."

"Einen Monat vor Schulanfang? Sie können jetzt noch nicht hin, Roseanna."

"Ich lass sie keine Minute mehr hier in dieser Stadt! Ich komme um vor Angst."

Prediger Livingstone drehte sich zu seiner Frau um. "Den Weißen kann man nicht entrinnen, Rosie, das solltest du genauso gut wissen wie ich. Es gibt allerhand Mittel und Wege, mit den Weißen auszukommen, wenn man's möchte. Ich hab mein ganzes Leben damit zugebracht, solche Mittel und Wege zu lernen ... und ich hab welche gefunden ... ja, ich freu mich, es sagen zu können: ich hab ein paar gefunden."

"Das weiß ich ja", sagte Roseanna zögernd. "Aber das sin Wege, die wir doch ned wollen, daß uns' Techter einschlagen ... ned wahr, Ned?" Roseanna sprach jetzt sehr einfach und gar nicht auf ihre sonstige hochtrabende Weise. "Wir wolln fir die Zwilling' doch was Bessres, als wie wirs gehabt ham, ned wahr? Manchmal hab ich das Gefühl ...", sie stockte, "manchmal hab ich grad zu das Gefühl, ich brächt se lieber mit meine eigne Händ um, als daß se ... das durchmachen sollten," – ihre Stimme wurde ganz leise – "was ich ... hab durchmachen müssn ... ich un andre farbige Frauen ..."

Prediger Livingstone rutschte unwirsch auf seinem Stuhl herum. "Es gibt Mittel un Weg, sag ich dir! Farbige brauchen mit Weißen keine Probleme zu kriegen. Is ihr eigener Fehler, wenn sie's tun. Es gibt und hat immer Mittel un Wege gegeben ..."



Von da, wo Willie Echols und seine Frau Mollie sowie ihre Freunde saßen, unterm Chinaberrybaum, konnte man gut den Feuerschein des Dörrfens sehen.

"Tom Harris muß ja diesen Sommer 'ne glatte Million Fuß Holz verarbeitet haben", sagte Lewis und rollte seinen Karren heran, um den Schein besser zu sehen.

"Ja ja. Aber wenn man ihn reden hört ... wenn's auf Samstag Awend geht, dann hat er keinen Dollar."

"Reiche Leute reden immer von schweren Zeiten. Das is' man gewöhnt", lachte Lewis gutmütig.

"Ich bin's nicht gewöhnt un' will mich auch nicht dran gewöhnen. Was ich will, is', daß ich endlich mal 'n paar von den Dollars kriege. – Was wir brauchen, is', daß wir uns organisiern, um ordentliche Löhne zu kriegen. Wenn wir –"

Mollie lachte ihr tiefes, fettes Lachen. "Willie red't alleweil vom Organisier'n. Ich sag ihm immer, er verschwend' bloß sein Atem. Tom Harris tät ihn bloß rauschmeißen und 'n Nigger an sein' Posten stellen."

"Müßt' die Nigger bis auf'n letzten Mann aus'm Bezirk rauschmeißen", sagte die alte Mrs. Lewis energisch.

"Mama, du legst dich ja schwer ins Zeug ..."

"Ein' sin' wir ja schon los jetzt!"

"Herrgott, ja! War das 'n Anblick!"

"Habs mir nicht angesehen", sagte Mollie. "Muß ja schrecklich gewesen sein! Ich kann kei'm Huhn den Hals rundrehn, hab' gewußt, ich könnt's nicht aushalten."

"Ich war dort", sagte die grauhaarige Mrs. Lewis, und ihr Lippen verzogen sich grimmig. "Es war gräßlich zum Ansehn, aber es war zum Aushalten."

Lewis lachte und hob den einen Beinstumpf auf den Seitenrand des Karrens, damit der ein bißchen an die Luft kam. "Ich bin nicht hingegangen. Hab mir nie was draus gemacht, mich in sowas reinzumischen. Awer Mama sagt alleweil, seit sie gesehn hat, wie ich mit zwei abgerissnen Beinen aus dem Treibriemen gekommen bin, kann sie alles mit ansehn."

Die Alte warf einen Blick auf Lewis. "No, warst nicht grade ne niedliche Nippesfigur, das kann ich dir sagen."

"Hätt' schlimmer sein könn'," meinte Lewis, "hätt' sicher schlimmer sein könn'. Un' mir graust vor den wilden Schwätzern wie nur was. Nehmt mal bloß Tom Harris. Hat sich hochanständig benommen gegen mich. Hat mir hunnert Dollar gegeben un' die Doktorrechnung bezahlt. Un' demnächst wird er mir wohl auch 'ne Stelle als Nachtwächter geben."

"Mit hundert Dollar kannst du dir keine neuen Beine kaufen", entgegnete seine Mutter.

Lewis antwortete nicht gleich; als er schließlich etwas sagte, kam es leise heraus: "Na, Mama, hat ja wohl kein Zweck, noch drüber zu reden."

Eine Zeitlang schwiegen alle; sie saßen da, ruhten sich aus und betrachteten den Feuerschein des Dörrrofens.

Echols lachte auf. "War das 'n Anblick, der Nigger! Wie er da baumelte. Hat gekriegt, was er verdiente. Was sie alle verdienen. Aber Mollie wär' glatt in Ohnmacht gefallen, wie er zu riechen anfangt."

"Heiliger Gott, red' nicht mehr drüber!" sagte Mollie und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Mit einer ihrer dicken Hände hob sie eine Brust an, unter der es ihr zu heiß wurde.

"Mutti, Mutti, Mutti, Mutti, Mutti", kreischte ein Kind drinnen im Haus.

"J.L. hat tatsächlich wieder 'nen Alptraum! Der Bub schlingt sein Essen so schnell runter, daß –"

"Mutti, Mutti", schluchzte der Kleine und kam aus dem Haus und die Treppe hinuntergelaufen. "Sie kriegen mich ... sie kriegen mich ... ich hab' sie gesehen ..."

"Will dich ja keiner kriegen! Wer'n doch bloß Nigger verbrannt ... dich wollen sie doch nicht verbrennen. Marsch, Junge, geh' wieder ins Bett!" Echols lachte und gab dem Kind einen scherzhaften Rippenstoß. Willie war besserer Laune, als man ihn je gesehen hatte, und alle stimmten in sein Gelächter ein, als Mollie den Kleinen herumdrehte und ihn wieder ins Haus schickte.

"Na," sagte Mrs. Lewis, "wir gehen wohl besser auch ins Bett. Is' schon nach neun."

Willie und Mollie saßen noch eine Weile unter dem Chinaberrybaum, bis der Neunuhrzug vorbeigekommen war.

"Hat Verspätung heut abend", sagte Mollie.

"Hat meistens Verspätung", sagte Mollie und stand auf. "Kein Zug geht fahrplanmäßig. – Wie wär's mit'm Bett, Alte?"

"Is' mir gleich." Mollie wuchtete ihre zweihundert Pfund aus dem niedrigen Rohrstuhl hoch und folgte Willie ins Haus.

Es dauerte nicht lange, bis sie im Bett waren. Und es dauerte auch nicht lange, bis Willie Mollies dicken weichen Leib an sich zog.

"Ja, sowas!" seufzte Mollie später. "Sowas ... seit einem Jahr ist dir nicht danach gewesen!"

"So wohl wie heute ist mir auch seit einem Jahr nicht gewesen", sagte Willie und griff wieder nach ihr.

Tom Harris saß auf der Südveranda seines Hauses, während seine Frau den Topfpflanzen Wasser gab. Obwohl es schon dunkel und lang nach dem Abendessen war, goß Anne sorgfältig jede einzelne Farnstaude, jede Begonie, jede Geranie, jede Königin der Nacht. Langsam und sorgfältig. Tom erkannte daran, daß sie im Innersten aufgewühlt war.

In der breiten Hollywoodschaukel saß er, während Anne von der einen schattenhaften Pflanze zur andern ging und selbst als noch tieferer Schatten erschien. Über dem Asparagus leerte sie die Gießkanne aus, setzte sich dann zu Tom, schaukelte langsam in der Dunkelheit hin und her. Tom wartete; er wußte, Anne wollte etwas sagen und brauchte eine gewisse Zeit, es in Worte zu fassen.

Auf der andern Straßenseite hielt ein Auto. Eine Stimme rief: "Harriet!" Der Wagen wartete. Fuhr wieder fort.

"Ich möchte nicht, daß die Mädels heute abend ausgehen", sagte er.

"Die sind beide zu Hause. Ich habe es ihnen schon gesagt. – Tom, ich mache mir Sorgen um Charlie ... Wenn einer meiner Jungen so würde ... Ich bitte dich, sprich einmal mit ihm."

"Worüber soll ich mit ihm sprechen, Anne?"

"Ich weiß nicht ... Er geht nie in die Kirche ... zeigt kein Interesse für das, was wir unsere Kinder zu glauben gelehrt haben."

"Charlie ist schon recht, Anne."

"Wieso bist du dir da so sicher? Manchmal frage ich mich, ob wir unsere Kinder überhaupt kennen ..."

"Wir können nur das Beste machen, was wir können, und das übrige Gott anheimstellen. Charlie ist ok; ein braver Junge."

"Ich bin ziemlich müde." Anne war aufgestanden. "Ich werde wohl ins Bett gehen." Als sie schon an der Tür war: "Papa, versuche noch einmal mit Charlie zu sprechen!"

Tom blieb nach Annes Abgang auf der Veranda sitzen und schaute in die Finsternis hinaus, die zu dicht war, alsdaß er sie mit den Blicken durchdringen konnte.

Charlie kam aus dem Haus, setzte sich hin. "Hallo, Dad."

"Hallo, Junge."

Vom Zelt her war Gesang zu hören. Dem Klang nach waren nicht viele bei der Betversammlung.

"Dad, du warst ja ziemlich ... unvorsichtig, heute nachmittag."

"Tja ... ich weiß nicht."

"Ich kenne nicht viele Männer, die das gemacht hätten, was du gemacht hast."

"Ausgerichtet habe ich überhaupt nichts."

"Du hättest totgeschlagen werden können. War ein ekelhafter Haufen!"

"Ich habe nichts, gar nichts ausgerichtet ..."

"Vielleicht doch mehr, als du denkst. Vielleicht haben ein paar von denen, die dich mitgekriegt haben, ähnliche Gefühle ... wie ich sie hatte."

"Ich weiß nicht, Charlie. Ich bin zu alt, um überhaupt ... etwas zu wissen."

"Du, du bist jünger als irgendeins deiner Kinder ... und bist ein besserer Mensch."

"Ach was. Zu alt, um solche Sachen zu begreifen."

Praise God from whom all blessings flow,

Praise Him, all creatures here below ...

"Sieh mal, Junge, ein paar von den Burschen, die diese ... Verbrennung veranstaltet haben, sind Leute von der Sägerei. Fleißige Arbeiter. Gute Familienväter. Zwei von ihnen Vorsteher der Sarah-Kirche."

Praise Him above, ye heavenly ...

"Ich verstehe nicht, was sie dazu veranlaßt hat." Tom seufzte.

Praise Father, Son and ...

"Es wandern so viele ab aus dem Bezirk, das macht die Leute nervös ..." Er stockte.

"Wenn ich über den Süden nachdenke, Dad, dann sehe ich manchmal nur einen Weißen vor mir, der auf dem Bauch eines Negers kniet. Jedesmal wenn er die Arme zum Gebet hebt, drückt er dem Schwarzen ein bißchen tiefer in die Magengrube."

"Sowas hör' ich nicht gern von dir, Charlie. Ist nicht alles so leicht zu verstehen mit dem Süden ... ich weiß schon. Doch ohne Gott wär's noch schlimmer. Viel schlimmer."

"Das Unglück ist, daß man im Süden kein Christ sein kann. Selbst wenn man will, kann man es nicht, wie die Dinge hier unten nun einmal stehen! Jeder Einzelne quetscht seinen Lebensunterhalt aus einem raus, der unter ihm liegt – und singt fromme Lieder, während er dem andern das Auge ausreißt."²⁸

"Siehst du, Junge, wenn du solche Sachen sagst, das macht deiner Mutter Kummer. Ich weiß, du meinst es nicht so, wie es klingt. Ich weiß, du meinst eigentlich was anderes. – Ich habe lang gelebt, Charlie, ich kann nicht ohne Gott leben ... Ohne Ihn kann ich nicht leben." Toms Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken. Nach kurzer Pause fuhr er fort: "Ein Lynchgericht ist etwas Furchtbares. Ich weiß, einen Menschen umzubringen, ist schlecht, welcher Hautfarbe er auch sein mag. Ich weiß, man hat gerecht gegen jeden zu sein. Aber man kann den Neger nicht gesellschaftlich gleichstellen!"

"Warum?"

²⁸ Im Zusammenhang mit Lynchjustiz gab (oder gibt) es die Foltermethode, ein Auge mithilfe des Daumens aus der Höhle zu drücken (eye-gouging). Der legitimierend verstandene Hintergrund ist wohl die Bibelstelle Matt. 5,29.

"Du weißt, daß man es nicht kann! Laß ihn los hier unten und bevor du dich umsiehst, hast du ..." Tom stockte.

"Was meinst du denn, was würde eintreten, Dad? Was glaubst du denn?"

Tom gab keine Antwort.

Die beiden Männer saßen da und starrten ins Dunkel.

Aus dem Wohnzimmer kam Harriet, wo sie bisher gelesen hatte, und ließ sich in einen Korbstuhl fallen. "Ich habe mich immer gefragt, was so ein Lyncher empfindet", sagte sie. "Jetzt weiß ich es."

Die beiden Männer schwiegen.

"Jeder im Süden Geborene weiß das – natürlich. Wir lynchen die Seele der Neger jeden Tag, den wir leben."

Die Männer erwiderten nichts.

"In der ganzen Stadt hier hatte kein Mensch den Mut zu dem Versuch, der Geschichte ein Ende zu machen."

Charlie fiel ein: "Außer deinem eigenen Dad –!"

"Junge, ich möchte nicht, daß du diese Sachen mit deiner Schwester diskutierst."

"Ach, Dad, sei nicht albern! Was hat er getan, Charlie?"

Charlie zögerte, warf einen Blick auf seinen Vater, erzählte ihr dann kurz. Harriet blieb zunächst wortlos sitzen; dann ging sie hinüber zu ihrem Vater und gab ihm einen Kuß auf den kahlen Schädel.

"Ich kam zu spät", sagte Tom leise.

Keines von ihnen sprach mehr. Nach einiger Zeit stand Tom auf. "Ich hoffe, ihr jungen Leute werdet eines Tages die Antwort finden. Ich hoffe, ihr werdet einmal herausfinden, wie das alles gekommen ist, wie es angefangen hat und was dagegen zu tun ist. Na ... ich gehe hinein. Bißchen abgekämpft. Gut' Nacht, Kinder."

Bruder und Schwester saßen noch lange schweigend beieinander.

"Zu spät ...", wiederholte Harriet schließlich leise. "Aber was ist die Antwort, Charlie?"

"Ich weiß keine. Ich sehe bloß das einzige, was jedem übrigbleibt, der ein bißchen Verstand hat: fortzugehen."

"Weglaufen ... das ist einfach. Smarte Leute gehen weg. Aber vielleicht ist das gar nicht so smart. Vor einer Sache wie dieser kann man nicht weglaufen; die verfolgt einen über die ganze Welt ..."

"Jetzt, in diesem Augenblick, mache ich mir Gedanken darüber", sagte Charles. "Wenn ich noch zwanzig Jahre länger hier bin, mache ich mir keine mehr. Jetzt kann ich mir noch vorstellen, wie es sein könnte, wenn wir Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe unterscheiden – später werde ich dazu nicht mehr imstande sein. Es wird mich auch packen. Es verschlingt uns alle, wie Treibsand. Je mehr man dagegen

ankämpft, desto tiefer sinkt man ein. Ich habe verfluchte Angst davor, hier zu bleiben ..." Er lachte.

"Jeder hat Angst", sagte Harriet leise. "Der Weiße hat sich zu solcher Größe aufgeblasen, daß ihm jetzt sein eigener Schatten Angst macht. Angst davor, das einzig Anständige zu tun ... Sie fürchten, Schaden anzurichten. Aber jeder Tag, an dem nichts getan wird ..."

Das einzige Geräusch auf der Veranda war das Quietschen ihrer Schaukelstühle.

"Hast du zugesehen, Charlie?"

"Vom Rand aus."

"Wer hat's denn getan?"

"Fabrikarbeiter ... Landvolk ... Bill Talley und seine Kumpels haben es in Gang gebracht."

"War es ... sehr schlimm?"

"Was mich am meisten mitgenommen hat," sagte Charlie zögernd, "war der Haß in den Gesichtern der Leute. Sogar der Frauen. Nicht Henry haßten sie ... oder sonst einen Neger. Es war ... ich weiß nicht was. Die Armut allein kann das nicht hervorgerufen haben."

"Vielleicht hat sie immerhin beigetragen."

Nach ein paar Minuten fuhr er fort: "Naja, aber das war nicht der eigentliche Anlaß. Nicht zu dieser Art von Haß. Ein paar von den Männern waren am Abend vorher bei der Erweckungsversammlung am Altar ... beteten um ihre Rettung. Und heute nachmittag brennen sie einen Menschen zu Asche!"

"Erinnerst du dich, wie wir ... mit Gus in Milledgeville bei seiner Mutter waren? Dort im Irrenhaus war ein Mann, der behauptete, er sei Gott ... weißt du noch? Er ging im großen Saal herum – sie haben ihn frei rumlaufen lassen – und stellte alle *auf ihren Platz* ... Sagte jedem, wo er sitzen und stehen dürfe und wie er mit ihm sprechen müsse. Sie haben erzählt, einmal hat er einen Stuhl genommen und eine Frau beinahe totgeschlagen, weil sie nicht an der Stelle bleiben wollte, die er ihr zugewiesen hatte ... Die Ärzte nannten das Paranoia. Mir scheint, die Weißen hier sind nicht viel anders ... als der."

"Wir haben alle einen Vogel, was?" Charles lachte.

"Ich glaube nicht, daß der Unterschied groß ist", meinte Harriet. "Aber wie wär's, wenn du deiner Schwester eine Zigarette gibst?"

"Gern, von mir aus ... aber du weißt, wie Mutter darüber denkt ..."

"Ok, gib nur her." Sie lachte, seufzte dann. "Was würde geschehen, Charlie," sagte sie nach einer Weile, "wenn wir beide, du und ich, uns hier in Maxwell mal für einen Tag wie Menschen benähmen? Weiter nichts täten, als uns menschlich, vernünftig und anständig zu verhalten, nur für einen Tag ... Hättest du den Mut dazu?"

Charles lachte. "Komm ins Haus. Du fragst zuviel."



Bruder Saunders trippelte, um mit dem Evangelisten Schritt zu halten. "Dieses unangenehme Vorkommnis muß allerdings ein Rückschlag sein für die Erweckungskampagne; obwohl sicher bald wieder mehr Leute kommen werden als die paar heute abend."

Schweigend gingen die beiden Männer weiter durch das Geschäftsviertel und dann die College Street hinunter.

"Immerhin bezweifele ich," fuhr Bruder Saunders fort, "ob wir weiter auf die bisherige Begeisterung rechnen können ..."

Bruder Dunwoodie entfernte ein Stück Moos aus seinem Haar, das ihm auf den Kopf gefallen war, zerriß es und warf die Krümel beim Gehen auf den Bürgersteig. Unvermittelt machte er den Mund auf. "Sowas wie heute nachmittag kann ich nicht hinnehmen. Solchen Blutdurst kann ich nur verurteilen!"

"Ganz meine Meinung", pflichtete Bruder Saunders bei. "Aber es hat keinen Zweck, an den Menschen Kritik zu üben ... schon gar nicht in Zeiten wie diesen. Erregt noch mehr böses Blut zwischen den Rassen. – Über diese Dinge zu reden, tut nicht gut. Macht es nur schlimmer! – Es ist immer mein Bestreben gewesen, mich von Kontroversen und Politik fernzuhalten. Ein Diener Gottes hat nicht die Aufgabe, sich in derlei Angelegenheiten zu mischen. Unsere Aufgabe ist es, Seelen zu gewinnen für Christus!"

Bruder Dunwoodie seufzte. "Aber manchmal kommt es mir vor, als schlage uns der Teufel aus dem Feld. Na," – er gab seiner Stimme einen etwas heiteren Klang – "hier muß ich rein. Gute Nacht!"

Vom Seitenpförtchen des Hauses Harris zur Veranda war es nicht weit; weit genug immerhin, daß Bruder Dunwoodie den Nachklang seiner Schritte wie ein hohles, höhnisches Echo zu den Worten des Pfarrers und zu seinen eigenen empfand. "Ja," seufzte er, "wo immer man sich hinwendet, hat der Teufel eine Falle aufgestellt."



Sam Perry saß an seinem Schreibtisch. Den ganzen Abend hatte er dort gesessen. Tante Easter war ab und zu an die Tür gekommen, sie trat aber nicht ein; der Ausdruck auf Sams Gesicht veranlaßte sie, sich leise wieder nach ihrer Seite des Hauses zurückzuziehen. Einmal hatte er gesagt: "Geh ins Bett, Tantchen, ich will kein Abendessen." Und Tante Easter hatte ihn nicht weiter damit behelligt.

Als es an der Tür klopfte, fuhr Sams Hand an den Revolver. Es war aber nur Dan, der eintrat und über die Gebärde lächelte.

"Ich hab befürchtet, du schläfst schon, Sam, aber ich mußte kommen. Tempy war den ganzen Abend über so nervös; ich kann sie nicht beruhigen. Sie schreit immer, und ich fürchte, sie bekommt wieder einen ihrer Anfälle. Vielleicht könntest du ihr eins von den Pulvern geben, damit sie einschläft ..."

Sam sagte, wahrscheinlich brauche sie tatsächlich Schlaf, und machte sich daran, etwas für sie herzurichten.

Dan saß derweilen ruhig da, die Hände auf den Knien, das dunkelbraune Gesicht zusammengesackt vor Erschöpfung. "Dessie ist nicht heimgekommen; ich nehme an, sie ist zu den Harris'." Dan fuhr sich mit der Hand über die kahle Stelle seines Schädels. "Und wenn nicht, kann ich auch nix machen."

Sam wog das Pulver ab und wickelte es in kleine Papierstreifen.

"In solchen Zeiten halt ich's für gescheiter, mich um meine eignen Sachen zu kümmern und andre Leute in Ruhe zu lassen ..."

"Ganz richtig, Dan. Hast vollkommen recht", sagte Sam. "Kümmere dich um deine eignen Angelegenheiten, und der Teufel hol' die der andern."

"Na, ich weiß ned," meinte Dan und lächelte ein bißchen, "ich bild mir halt ein, so lang's heiß is un die Leut brauchen viel Eis un ich kann rumfahrn und schellen und zehn bis fünfzig Pfund verkaufen und'n bißchen Geld spar'n un halt mein Mund un geb auf Tempy acht, da komm ich in keine unangenehmen Sachen rein und kann auskommen. So bild ich mir wenigstens ein."

"Ja, Dan, du wirst schon immer auskommen, glaube ich." Sam mußte lächeln. "Ich glaube, du wirst immer so auskommen damit."

Kein Lüftchen regte sich. Unten am Bach mußte es kühler sein, doch hier im Büro lag der Staub vom Tag in der Luft.

In einer der Hütten wurde ein Licht angezündet. Vielleicht ein Kranker, dessen Zustand sich verschlechtert hatte oder der im Sterben lag. Sam Perry hatte nur allzu recht gehabt. Zwei waren gestorben und fünf andere erkrankt. Naja, sie mußten alle geimpft werden, vielleicht wurde es dann nicht schlimmer. Aber wie sie sich dabei aufführten! An Händen und Füßen mußte man so ein Weibsbild manchmal binden ...

Selbst wenn man ihnen helfen will, den Schwarzen, sträuben sie sich. Wie bei den Abtritten. Sie benutzen sie einfach nicht. Die meisten hocken sich lieber hinter eine Zwergpalme. Ja, die allermeisten! Wie die Kinder, nicht wie Erwachsene. Ja, eigentlich noch eher wie Tiere. Und doch liebenswert. Tja ...

Käpt'n Rushton kicherte. Er konnte sich nicht helfen: er hatte die törichten Leutchen gern. Deshalb hielt er sich wohl auch so viel in der Brennerei auf. War lieber bei denen als sonst bei irgendwem in Maxwell.

Er legte seine Pfeife hin. Es war gescheiter, er ging ins Bett in der kurzen Zeit, die ihm noch blieb. Er trat an den Rand der Veranda. Alles ruhig. Hütten streckten ihre Schatten in zwei Zeilen über die Straße hinaus, kaum größer als Schatten von Zwergpalmen oder schlafenden Kühen. – Nun, gut, daß es vorbei ist. Als er gestern in der Stadt gewesen war, hatte er gesehen, daß Bill drauf aus war, einen Nigger zu fangen. Das konnte man an Bills Augen sehen. Er kannte den Blick von früher. Bill hatte die Angewohnheit, ab und zu einen Neger umzulegen. Es seien gottverdammte zu viele von denen, pflegte er zu sagen. Ab und zu hängt man einen auf oder schmeißt ihn zu den Alligatoren in den Teich – aber davon schießen die übrigen bloß ins Kraut, wie wenn man einen Baum stutzt. Bill trieb es toll. Hatte er schon als Junge getan. Brachte wie nichts einen Hund um, wenn er dem Hund zufällig auf den Schwanz getreten hatte ... ging gegen ihn los, als habe der *ihm* was getan! Man hatte sowas mal erlebt. – Aber so ein Lynchgericht hin und wieder schien die Dinge ins Lot zu bringen ... so schlimm es war – und es war schlimm! –, es brachte die Dinge in Ordnung. Und es war nötig, sie in Ordnung zu bringen. Die ganze Zeit seit dem Krieg war Unruhe bei den Niggern. Er war strikt dagegen gewesen, daß man sie mit den Truppen nach Frankreich schickte; er hatte damals vorhergesehen, daß ihnen das Flöhe in den Kopf setzen würde, die der Süden noch teuer bezahlen mußte. Weiß Gott, es krochen ihnen schon genug Raupen im Kopf 'rum, man sollte sie nicht auch noch mit der französischen Sorte kreuzen! Naja, die Yankees, die oben in Washington das Sagen haben, die glauben das ja nicht oder kümmern sich nicht drum. Die gottverdammten Esel versprachen den Niggern das Wahlrecht, wenn sie mitgingen. Und dadrauf warten die Dummköpfe jetzt. Sind unruhig ... schwärmen aus nach dem Norden wie Fliegen nach einem Stück Aas. Bilden sich ein, weil sie in Khaki rumstolzieren und mit französischen Weibern geflirt haben, sie könnten sich jetzt mit 'nem Weißen an den Mittagstisch setzen. Das könnt'

denen so passen! ... Letzten Samstag, da war einer auf der Straße, der doch wirklich einer Schar Mädels im Auto nachglotzte, unten beim Drugstore. Da muß es ja Unruhe geben. – Und Arbeitskräfte zum Pflücken sind knapp ... sind auch in der Brennerei knapp ... überall werden sie knapp. Ein paar Städte haben schon angefangen, Niggern keine Eisenbahnbillets nach den Nordstaaten zu verkaufen ... weisen sie einfach zurück am Schalter.

Naja, er hatte sich aus der Sache herausgehalten. Ein Lynchgericht war nicht sein Geschmack. Eins von den Dingen, die hin und wieder notwendig scheinen, aber die man anderen überläßt. Das ist wie ein Schwein abstechen ... so gern man knusprigen Speck auf'm Brot hat, beim Schlachten mochte man nicht dabei sein. Er hoffte bloß, daß sie den richtigen Nigger erwischte haben. Vielleicht ja, vielleicht nein. War eher anzunehmen, Tracy Deen sei auf andere Weise zu Tod gekommen ... nach dem, was in der Stadt heute geflüstert wurde. Die Leute redeten irgendwas von den Andersons. Viel sagten sie nicht, um die Deens zu schonen, aber immerhin. Man braucht ja bloß ein Weib wild genug zu machen, dann macht sie einen kalt, in 'ner Minute. Aber der Junge da, aus dem konnte nichts Rechtes werden ... mit einer Mutter wie Alma Deen, die ihn immer kujoniert hat, daß er so wird, wie sie sich's in den Kopf gesetzt hat ... Der Tut ist viel zu gutmütig mit der Alma! Eine Frau wie Alma, die müßte man hernehmen und ...

Käpt'n Rushton zog sich die Schuhe aus. Was sollte er sich noch über die Frauenzimmer den Kopf zerbrechen.

Manchmal fragte er sich überhaupt, ob er Della erzählen sollte, was Tut gesagt hatte. Wenn er ihr erzählte, daß er nur noch ein Jahr zu leben hatte, dann würde sie ihn zwingen, das eklige Zeug zu trinken, das Tut ihm zusammengebraut hatte; würde noch allerhand Zeug nach ihrem eigenen Rezept zusammenbrauen ... und würde ein Getue und Gejammer wegen ihm anfangen, daß er sich vorkäme, als ob er jeden Tag bei seinem eigenen Leichnam säße! So wie es jetzt war, kam Della in der Stadt auch ohne ihn aus. Wenn er dauernd wegblieb, würde sie ihn immer weniger vermissen ... mit ihrem Club und ihrer Missionsgesellschaft und dem Garten und dem Ärger mit der Köchin und ihrem alten Onkel, der so kindisch war, daß er nichtmal mehr alleine essen konnte, ohne sich zu bekleckern. Das alles hielt Della in Atem und machte sie ganz glücklich. Aber wenn sie wüßte, daß er ... – dann würde sie ihn dazu bringen, in der Stadt zu bleiben und er konnte die Stadt nicht ausstehen! Sie würde ihn hegen und pflegen und ihm Säftchen und Breichen kochen ... und das nächste, was passieren würde, das wußte er, das wäre, daß sie sich gegenseitig an die Kehle springen würden oder immer drauf und dran wären, es zu tun.

Rushton war froh, daß er hier war, wo er Ruhe hatte. Er hatte sich heute vom Sportplatz so fern gehalten wie möglich, aber die Leute hatten ihm davon erzählt. Hatten auch erzählt, wie Tom Harris dazugelaufen kam, um Schluß damit zu machen. Es gibt Leute, die sind zufrieden mit der Welt, wie sie ist; und es gibt andere, die

müssen sich zu Tode rackern, um sie anders zu machen. Ist immer 'n Weltverbesserer gewesen, der Tom. *Reformieren* will er. Kann nicht sehen, daß es aufs gleiche herauskommt. Nimmt man auf der einen Seite den Druck weg – entsteht ein stärkerer Druck auf der anderen Seite. Wie bei der Prohibition. Tom hatte sich halb zu Tode geschuftet für das Schankverbot im Bezirk, dann für die Prohibition – und sie wurde durchgesetzt.²⁹ Aber was haben sie damit erreicht? Was gibt man einem Menschen, wenn man ihm sein Gläschen wegnimmt? Nimm ihm den Whisky weg – hast du ihn nicht um ein Haar verändert! Dann macht er sich bloß auf die Jagd nach etwas anderm

...

Käpt'n Rushton befestigte das Moskitonetz sorgsam um sein Bett und legte sich hin. Was das Lynchen angeht ... Lynchjustiz wird's geben, solange weiße Menschen und schwarze Menschen einander bedrängen ... solange alle um dieselben Cents rangeln

...

Er streckte sich aus und stöhnte. Tut gut, ein Bett unter sich zu haben. Ja, tut gut. Er warf sich auf die Seite, um weniger Schmerzen zu fühlen. Warf sich wieder zurück, seufzte. Manchmal wunderte er sich, worüber eigentlich die Leute trauern, wenn jemand starb. Um den Leichnam? Kaum.



Die drei saßen schweigend auf der Veranda. Nur ihre Schaukelstühle klopften dann und wann gegen den Boden.

Tut sah Alma an; sie war so ruhig, so gefaßt. Eigentlich wäre er gern zu ihr hingegangen und hätte ihr die Hand auf die Schulter gelegt. Hätte sie gern geküßt und ihr ins Gedächtnis gerufen, daß er noch da war ... wollte ihr so viel Trost geben, wie er nur konnte. War lange her, saß er Alma so geküßt hatte. Sehr lange. Jetzt hätte er ihr nah sein wollen, ihren Kummer mit ihr teilen mögen. Er wußte, einen Sohn zu verlieren, das war schwerer für eine Frau als für einen Mann, und auch für den war es schon schwer genug ...

Süßer Geruch erfüllte die Luft, von dem feuchten Geißblatt, das sich unweit von Tut am Verandagitter emporrankte; doch er roch noch den schweren Duft von Kränzen und Sträußen. Ihr Junge. Von ihm und ihr gezeugt; zum Mann herangewachsen, ungebärdig,

²⁹ In Georgia gab es ein landesweites Verbot von Alkohol zwischen 1908 und 1935, also länger als die Zeit der nationalen Prohibition (1920-33).

wohl auch schwach. Aber lieb und liebevoll. Beide waren doch sehr lieb und liebevoll, schien es Tut. Was sie so als kleine Kinder für Sachen gesagt hatten ... wie männlich sich Tracy manchmal schon als Junge benommen hatte ... wie er auf der Jagd hinter dem Vater her stolperte, sich abmühte, mit ihm Schritt zu halten, ohne sich je zu beklagen ... wie er sich für die Mutter einsetzte, wenn er meinte, der Vater sei gegen sie – als er noch keine zwei Jahre alt war ... Wie er Henry seine Spielsachen überließ ...

Tut rannen die Tränen übers Gesicht, ohne daß er es merkte, als er die Zeit mit seinem Jungen noch einmal durchlebte ... und das Gute, Liebenswerte an ihm erkannte. Behutsam versetzte er Tracy nochmal zurück in Almas Schoß, schuf ihn noch einmal, machte ihn zu dem Sohn, der er hätte werden können. Er sah ihn in all der Schönheit, die den zärtlichsten Traum eines Mannes ausmacht. Nie würde Tut seinen Sohn anders sehen ...

Das Telefon läutete. Dr. Deen wurde irgendwo verlangt.

Laura fragte: "Soll ich mitkommen, Daddy?"

"Bleib lieber bei deiner Mutter, Kind." Er nahm sein Köfferchen zur Hand.

Sie hörten ihn die Wagentür zuschlagen, dann das Surren des Anlassers, das Knirschen der Räder auf dem Kies, sahen das Schlußlicht um die Ecke verschwinden.

Alles schien so fern. Gestern, heute nacht, heute nachmittag, das ganze Leben. Was niemand sich hätte vorstellen können, das war geschehen ... hatte Traum auf Traum geschichtet, Alptraum auf Alptraum, bis es schien, als gäbe es keinen Rückweg mehr in die Vergangenheit, in die Gegenwart und zu irgend etwas, was man je erlebt hatte. Und dennoch saßen sie nun da auf der Veranda, wie sie an tausend Abenden gegessen hatten. Hier saßen sie ... ohne Tracy ... ohne Henry ... hinter ihnen das dunkle Haus ... die großen Zimmer, in denen sie ihr Leben gelebt hatten. Dahinter die Hütte. Leer jetzt. Als Laura einmal am Abend an der Hintertür gewesen war, hatte sie bemerkt, daß die Tür der Hütte offenstand. Jemand mußte dran denken, sie zu schließen. Und jemand mußte dran denken, an Mamie zu schreiben.

"Mutter?" Seit Dr. Deens Fortgehen hatten sie beide kein Wort gesprochen.

"Ja, Liebes."

"Mutti ... ich wollte dir nur sagen, daß ich jetzt hier bleibe."

Es war, als ob die Mutter nicht zugehört habe.

"Ich gehe nicht mehr auf die Hochschule zurück ... überhaupt nicht fort."

"Wir werden sehen, Kind." Die Worte der Mutter klangen deutlich, so bestimmt wie der Stundenschlag einer Uhr. "Später, wenn ich mich etwas erholt habe, werden wir beraten, was das beste ist." Und nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: "Ich denke, ich gehe jetzt ins Bett."

"Du mußt doch ganz erschöpft sein, Mutti. Kann ich irgendwas für dich tun?"

"Nein. Aber es ist schon spät. Du wirst doch wohl nicht mehr lange aufbleiben?"

"Nein, Mutter."

Die festen Schritte von Mrs. Deen hallten über die Veranda, durch die Diele, verhallten, als die Mutter oben in ihrem Zimmer angelangt war.

Lauras Schaukelstuhl stand still. Es war, als ob die Veranda leer sei, so ruhig saß Laura da.

Ein Auto fuhr am Haus vorbei, bog um die Ecke. Eine Stimme rief laut: "Gute Nacht!" ... und ein Lachen ...



Prentiss Reid, Herausgeber und Chefredakteur der *Maxwell Press*, saß noch spät im Redaktionsraum. Gelbe Papierbogen mit Bleistiftnotizen darauf lagen vor ihm. Der Religionsskeptiker der Stadt, der Bewunderer von Tom Paine, der Mann, der die Prohibition bekämpft hatte, der im Jahr 1917 gewagt hatte, gegen die Fremdenfeindlichkeit aufzutreten, – er wußte nicht, was er für den morgigen Leitartikel schreiben sollte. Was immer man im Augenblick sagte, würde mehr Schaden stiften als Nutzen bringen. Das war die dumme Geschichte! Immer dieselbe Geschichte! Wenn man sagt, was man denkt, irgendeine Geste macht ... schon hat man Blödsinn angerichtet! *Hat's nur noch schlimmer gemacht, als es eh schon war ...* Jedenfalls wird das dann behauptet.

Er steckte sich eine Zigarette an, starrte auf das Bücherbrett über seinem Schreibtisch. *Holy Bible – Common Sense – Age of Reason – Rights of Man.*³⁰ Vier vom vielfachen Gebrauch abgegriffene Bücher. Seiten mit Eselsohren, Unterstreichungen, Randbemerkungen. Niemand in Maxwell konnte mit solcher Eleganz die Heilige Schrift zur Beweisführung zitieren wie der Ketzer der Stadt; keiner konnte ganze Seiten von Tom Paine so beiläufig hersagen, als ob es sich um eine kürzliche Unterhaltung mit einem Bekannten handle.

Macht's nur schlimmer ... so heißt's bei ihnen. Langsam kitzelte er, malte einen Hund aufs Papier, zeichnete sorgfältig die gespitzten Ohren nach ...

Besser, man geht ganz drüber hinweg. Läßt die Finger davon. Tut was für die dringend benötigte zementierte Landstraße durch den Bezirk. Ist immer das Sicherste, über Straßenbau zu schreiben. *Mein Gott nochmal!* Er mußte auflachen; spie die Zigarette in den Spucknapf.

Jaja ... *macht die Menschen nur schlimmer ... stiftet mehr Schaden als Nutzen ...*

³⁰ Drei Werke des amerikanischen Aufklärers Thomas Paine.

Wieder starrte er auf das Bücherbrett. Heiliger Gott ... würde Tom Paine es ihnen geben, wenn er da wäre! Der würde einen Leitartikel schreiben! Würde die Stadt bei den Ohren nehmen ... Reid lächelte in sich hinein, als er die Worte an seinem Geist vorüberziehen ließ, die tausendfaches Lesen gepflanzt hatte. Freiheit ... Menschenrechte ... Arbeit ... Löhne ... Menschenwürde ... Gedankenfreiheit ...

Das ist der Krebschaden des Südens: Unwissenheit. Weiß nichts. Weiß nicht, was draußen in der Welt vorgeht. Schließt sich ab mit seiner Krankheit und seiner Unvernunft, bis sie ihm Sinn und Verstand weggefressen haben. Glaubt dran, die Welt sei in sechs Tagen erschaffen. Glaubt dran, der weiße Mensch sei von Gott erschaffen, um die Welt zu beherrschen! – Ebensogut wie an den Fortschritt konnte man doch auch dran glauben, daß ein Nigger nicht schlechter als ein Weißer ist. Hing alles zusammen. Unwissenheit. Angst vor allem, was Wissenschaft heißt, außer ihren Spielereien. Angst davor, nicht an die Hölle zu glauben. Angst davor, frei zu sein.

Der einzige Laut, den Reid unten vor seinem Fenster hörte, war das Gespräch des Nachtwächters mit seinem Hund und in der Ferne das Mahlen eines Wagens im tiefen Sand.

Und die verfluchte Armut! Da laufen sie heute raus ...Männer rotten sich zusammen, um irgendwas umzubringen ... Bleiche, halbverhungerte Männer ... voll Haß, jawohl ... aber auch auf Zeitvertreib aus. Nichts los hier unten, keinerlei Vergnügen. Nichts, ums Verrecken nichts zur Unterhaltung ... Nichtmal die Weiber lassen einen ... Er lachte, fing an, eine Hütte für den Hund zu zeichnen.

Geld. Geld wär'ne Hilfe. Wenn's an die Leute käme, die es nötig haben. Vielleicht könnten Gewerkschaften es ihnen verschaffen. Verflucht nochmal, irgendwer muß doch den Mut haben ... Langsam malte er die Hundehütte zu Ende.

Tracy ... der saß manchmal da vor ihm. Las manchmal hier im Büro. Ein Junge, mit dem man reden konnte. Hatte keine Angst vor Ideen. Saß da ... begriff schnell, konnte locker eine gelungene Geschichte erzählen. *War nichts an ihm dran*, hieß es. Ein Versager. Ja, *eine gottverdammte Null und Niete*, sagten sie. Heute hatte er es sagen hören, so mit vorgehaltener Hand, die Schweinehunde: "Schrecklich für die Familie, aber auf Dauer werden die Deens einsehen, daß es so das Beste war. Schließlich und endlich ..."

Das Beste für wen? Weg mit Schaden, klar! Weg mit den Nichtskönnern, aus den Augen, aus dem Sinn, in die Erde mit ihnen ... Ja, hier hatte er gesessen und sie hatten sich unterhalten. Immer suchte Tracy die Falle in jedem Gedankengang. Hatte immer Angst, jemand wolle ihm ein Bein stellen. Nun, weiß Gott, jemand hatte das jetzt getan. Wäre gut, wenn man wüßte, wer es war.

Prentiss Reid zündete sich eine neue Zigarette an. Starrte auf die Wand, zuckte die Achseln, schrieb dann ein paar Minuten lang eifrig herunter ...

" ... doch was geschehen ist, ist geschehen. Schlimm, gewiß. Gesetzlosigkeit und Gewalttat ist immer schlimm. Und diese Form speziell schmeckt nach finsterem Mittelalter. Es schadet dem Geschäftsgang, es schadet der Stadt, es schadet dem Bezirk, es schadet jedem Einzelnen hier. Aber es ist jetzt an der Zeit, unsere Gedanken wieder der Arbeit zuzuwenden, wieder auf unseren Posten zu gehen, Schluß zu machen mit dem Geschwätz. Die Teilnehmer an dem Lynchgericht waren eine Rotte von gesetzlosen Halunken. Wir wissen nicht, wer sie waren. Sie gehören bestraft. Wer aber sind sie? Niemand scheint es zu wissen. Ein angesehener weißer Bürger wurde ermordet. Der Gerechtigkeit mußte Genüge getan werden. Der Fall hätte vor das Gericht gehört. Dem Schwarzen hätte der Prozeß gemacht werden müssen. Dieser Ansicht ist jeder rechtlich denkende Bürger. Aber aus dem Krieg ist eine neue Sorte von Negern zurückgekommen, die der Süden nicht verträgt. Und Arbeitsvermittler aus dem Norden haben den Zustand noch verschlimmert mit Versprechungen, die sie gar nicht einzuhalten versuchten. Die Industrie der Nordstaaten lockt nur unsere schwarzen Arbeitskräfte weg und liefert die einfältigen Geschöpfe dem Hungertod aus, wenn sie sie nicht mehr braucht. An den Hintertüren von Chicago werden auch keine Gratisportionen verteilt, – das werden unsere Farbigen bald herausfinden.

Diese Einmischungen in die Lebensverhältnisse bei uns im Süden haben manche Leute nervös gemacht, sodaß sie allzu rasch zum Revolver greifen. Und sie haben auch den schwarzen Menschen seine Stellung vergessen lassen. Das wird der Süden nie zulassen! Solange der Norden sich in unsere Angelegenheiten einmischt, so lange werden sich ignorante Halunken in die Rechtspflege einmischen.

Was die Kritik aus dem Norden angeht, so wird es mehr als genug davon geben. Dazu können wir bloß sagen: wenn die Sau-Yankees meinen, sie können besser mit diesen Leuten umgehen als wir, die wir zweihundert Jahre Erfahrung damit haben, dann sollen sie es doch versuchen. Gott weiß, wir haben nichts dagegen! Nur zu! Wir dürfen aber vielleicht fragen: Wie steht's denn mit euren eigenen Gangstern? Und was ist mit East St. Louis und Chicago?³¹

"Das wird genügen", sagte er laut vor sich hin und legte das Manuskript zur Seite. Bringt das Recht auf unsere Seite. Macht, daß wir alle Mitleid mit uns selber haben. Naja, so wollen sie es ja, und die Maxwell Press muß sich drauf einstellen.

Prentiss Reid nahm den Bleistift zur Hand. Malte ein Männchen auf das Papier.

³¹ East St. Louis ist eine der ärmeren Städte in Illinois. Der Rückgang der Schwerindustrie hat eine hohe Arbeitslosigkeit verursacht. Die Bevölkerung der Stadt ist mittlerweile größtenteils (97,74 %) afro-amerikanischer Herkunft. (Wikipedia) Der Hinweis auf Chicago spielt vermutlich darauf an, daß die Stadt in jener Zeit zum Zentrum afroamerikanischer Vereinigungen wurde, auch der militanten Nation of Islam. Beide Städte sind bekannt für eine besonders hohe Kriminalitätsrate, offenbar schon damals.



Bald darauf war die Stadt Maxwell, Georgia, in Schlaf versunken. Still und ruhig, sehr müde, – ein dunkler Klecks zwischen flachen Baumwollpflanzungen, mit ihnen verbunden durch Straßen, die sich als weiße Fäden durch die Baumwollfelder hinzogen, an schwarzen Kiefernwaldungen entlang, um Teiche herum, die unter alten Eichen hinliefen in die Nacht ... weiter, weiter, weiter ...

Von Dunkelheit bedeckt schlief Maxwell ... in müdem Frieden. Der nächtliche Güterzug schnaufte den Sandberg hinauf, dampfte weiter, dem Norden zu. Der Mond stieg über den Kiefernwäldern im Osten empor, zog über die Stadt hin, beleuchtete und verschönerte die dünnen weißen Spitztürme der Baptisten- und der Methodistenkirche, warf seine ungewiß schwankenden Lichtkeile auf Dächer, ließ den Schienenstang glitzern und das große Erweckungszelt weiß schimmern, wusch jede Spur weg von diesem Tag und seiner schwarzen Sünde.

Dreißig

Bess hob den Kopf. Durch die Kiefern brach die Sonne und flutete über die Stadt. Vom östlichen Fenster war genug Licht hereingesickert, um Bess zu wecken. Sie konnte kaum glauben, daß sie geschlafen hatte. Ihre Sinne waren nicht zur Ruhe gekommen. Immer sah sie Flammen vor sich. Der Geruch verließ sie nicht ... verbranntes Fleisch. In ihren Ohren knisterte brennendes Holz, sie hörte Gelächter von Weißen, das scharfe, kurze Klaffen der Bluthunde, Dessies unausgesetztes leises Schluchzen ... Das würde nie aufhören, nichts würde aufhören, nichts davon ... niemals ...

Bess wandte den Kopf, bewegte ihren verkrampften Leib. In ihr wurde es still. Sie mußte wieder eingenickt sein, dachte sie ruhig. Ihr linker Arm war eingeschlafen. Sie rieb ihn kräftig, versuchte ihn vom Tisch zu heben, rieb wieder, bis es darin scharf zu kribbeln begann.

Es war stickig von Körperausdünstung und verbrauchter Luft. Einem Bedürfnis ihrer Sinne folgend, nicht dem Verstand gehorchend, hatte sie alle Fenster geschlossen und verriegelt; daß dies weiße Männer nicht hindern würde, hereinzukommen, wenn sie es wollten, wußte sie ja.

Sie sah sich nach den andern um. Nonnie lag dort hinten in Tillies altem Lehnstuhl; eine Hand hing lose herunter, ihre langen schwarzen Wimpern vertieften noch die Schatten unter den Augen. In Gedanken berührte Bess sanft diese Wimpern, wie mit schlanken Fingern folgte sie ihrer Biegung nach unten und ihrer Schwingung nach oben. Wie schon tausendmal wurde ihr Nonnies Schönheit bewußt. Sie spürte sie, wie Männer sie vielleicht spüren mußten, doch es ließ sie kalt, in einem wehen Wissen um ihre eigene dickliche Hübschheit. Sacht glitt ihr Blick am Körper des schlafenden Mädchens herab. Dieser schlanke Leib barg ein Kind. "Einen Fötus", korrigierte sie sich flüsternd, um die Flut des Empfindens zu dämmen, die Tränen, die ihr unter den Lidern hervordrängten; nichts als ein Klumpen blutiges Fleisch, das rasch zu beseitigen wäre, falls Nonnie sich nicht dagegen sträubte. Nein, Nonnie wollte ihr Kind, sie hatte es gesagt, und durch diese paar Worte wurden große Steine auf den Weg ihrer Zukunft gewälzt, – unausweichlich, als ob ein Erdbeben oder ein Sturm wütet. Ihr Herz wurde hart unter dem alten Groll, der in ihr emporstieg.

Bess reckte sich, um ihre verkrampften Muskeln in Bewegung zu bringen. Dessie lag zu ihren Füßen auf dem Boden, zusammengerollt wie ein braunes Hündchen. Sie atmete durch den weit offenen Mund, wie sie stets im Schlaf geatmet hatte. Tränen

hatten auf ihrem staubbedeckten Gesicht Streifen gezogen und waren dort eingetrocknet; ein kleines Etwas war ihr aus der Nase gelaufen und darunter ebenfalls eingetrocknet. Ihre kleinen spitzen Brüste ragten durch die dünne rosa Seidenbluse, ihre Hände waren fest ineinandergekrallt. Dessie sah aus wie ein schmutziges Kind, das wegen einer Ungezogenheit verprügelt worden war und sich in den Schlaf geweint hatte ...

Ach ja, dachte Bess bitter, *Gott hat diesen kleinen Nigger gehörig verprügelt*. Sie versuchte zu lächeln, stattdessen stieg ein heftiges Schluchzen in ihre Kehle und schüttelte und würgte sie. Sie wußte, wenn sie ihm nachgab, wenn sie ihrem Weinen einmal freien Lauf ließe, würde sie nie mehr damit aufhören ... es gäbe keinen Grund mehr, damit aufzuhören ...

Sie ging hin und öffnete die Fenster, schlug heftig auf die Läden, wenn sie klemmten, bis alle weit offenstanden und die frische Morgenluft hereinstömen ließen. Die dunklen Spierstauden wurden grünlich unter dem zunehmenden Licht, die Spinnenlilien erschienen weiß, ein Sonnenstreifen fiel über die Balustrade der Veranda, und Bess' Herz verhärtete sich wieder.

"Zeit zum Aufstehn für Frauen, die an die Arbeit müssen!" rief sie scharf und rüttelte Nonnie mit einer rauhen Handbewegung an der Schulter, gab Dessies Hüfte einen Stoß mit dem Fuß. Beide fuhren mechanisch hoch, mit leeren Augen, stumm.

"Es ist schon spät. Wir sollten lieber nicht zu spät kommen – heute." Bess knöpfte ihr Kleid auf, zog es rasch über den Kopf, holte sich eine Schüssel Wasser und wusch sich.

Wie ein Automat folgte Nonnie jeder Bewegung der Schwester. Das kalte Wasser nahm ihrem Gesicht die Starre, brachte ein wenig Wärme hinein.

"Zieh dein Leibchen aus, Dessie, und mach's ein bißchen glatt ... und dann seif dich mal tüchtig ein!"

Dessie zog folgsam ihr rosa Leibchen aus.

"Besser, du ziehst auch den Rock aus. Du siehst ziemlich verschlampt aus, Kindchen."

Dessie zog ihren Rock aus.

"Wirklich, an deiner Stelle würd ich mich richtig waschen! Das wird dir gut tun."

Dessie wusch sich mechanisch, aber ausführlich.

Bess schlüpfte in ihre blaue Tracht. Nonnie schlüpfte in ihre weiße, strich sich das Haar zurück, bis es die Glätte annahm, die sich für Boysie Browns Pflegerin gehörte.

Die Dampfpeife der Sägerei gellte. Sechs Uhr dreißig.

Dessie hakte ihr rosa Leibchen zu und streifte ihr schwarzes Röckchen über die Hüften. Bess schnürte ihre festen schwarzen Schuhe, Nonnie knöpfte die Lasche ihrer weißen Segeltuchschuhe fest und Dessie strampelte sich in das alte Paar schwarze

Atlasschuhchen mit den heruntergetretenen Absätzen hinein, die ihr eine der jungen Damen Harris geschenkt hatte.

Dann gingen sie. Auf halbem Weg, beim Pförtchen, stutzte Dessie, lief ins Haus zurück. Die Schwestern warteten auf sie. Sie hatten kein Wort miteinander gesprochen und sprachen auch jetzt kein Wort.

Tief im Schatten dehnte sich hinter ihnen der Sumpf. Hinter der Biegung beim Friedhof, jenseits von Miss Adas altem Haus, lag die Stadt. Die Straßen würden in vollem Sonnenglast liegen, wenn sie an ihre Küchentüren kamen. Und Dan würde das Eis abliefern.

Alles würde sich gleichbleiben ... so sein, wie es immer war.

Eine Unke hüpfte über den Weg. Bess zupfte eine Spinnwebe vom Pförtchen.

Dessie stolperte auf der losen Treppenstufe, stand wieder auf, kam den Weg heruntergelaufen. Sie war wegen ihres Hutes zurückgegangen. Er saß ihr schief auf der Seite; die drei roten Rosen wippten auf und ab beim Gehen, und weich im Takt dazu wippten ihre kleinen Brüste.

Ende



Anhang 1

Lillian Smith:
Mörder des Traums von Freiheit und Menschenwürde.
Über die weißen Südstaatler³²

Als ich ein Kind war³³

Sogar die Kinder wissen, daß etwas im Süden nicht in Ordnung ist. Niemand braucht es ihnen zu sagen; niemand spricht laut darüber. Für die Kinder ist diese Verwirrung etwas Ungreifbares, das unsichtbare Fäden selbst um ihre harmlosen Spiele spinnt, das sie wie ein altes Friedhofsgespensst umgeistert oder ihnen Worte zuflüstert, wenn das ganze Haus bereits in Schlaf gesunken ist – wallendes Geheimnis, vage Drohung, womit jedes Kind sich auf seine Weise auseinandersetzt. Manche lernen früh, ihr Bewußtsein gegen alle Eindrücke mit Ausnahme der angenehmen und einschmeichelnden abzuschirmen; andere leugnen kurzerhand ab, was sie doch mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören. Aber alle wissen, daß trotz Freundlichkeit und Wärme und Heiterkeit, trotz unserem kleinen Behagen und unserer wohligen Hingabe an die Geringfügigkeiten des Alltags eine schwere Last auf uns allen ruht und, ebenso schwer, eine Mühsal, diese Last einfach zu leugnen. Die Kinder wissen bereits, daß dieses Ungemach zu groß ist für sie, größer als daß ihre Familie oder ihre

³² Lillian Smith: *KILLERS OF THE DREAM* (1949) entstand nach *STRANGE FRUIT* und den Erfahrungen, die die Autorin mit ihrem ersten Roman gemacht hatte; in gewisser Weise ist die Veröffentlichung ein umfassendes Nachwort zu *STRANGE FRUIT*. Ab jetzt wollte Smith offensiv Einfluß nehmen auf die damalige gesellschaftliche Situation der Südstaaten der USA (siehe ausführlich im Nachwort). Das Buch richtete sich direkt an weiße Südstaatler, nicht an die schwarze Bevölkerung, nicht an Angehörige der Nordstaaten oder gar anderer Länder.

Es erschien auf Deutsch unter dem Titel *TRAUMTÖTER. EIN BUCH VOM DUNKLEN WAHN DES WEISSEN MANNES* (Hamburg 1951). Die Übersetzung der hier folgenden drei ausgewählten Kapitel (von Edmund Th. Kauer) wurde nur an wenigen Stellen leicht revidiert; die Neigung der Autorin zu etwas hochtrabender Sprache bleibt deshalb hier deutlicher als in der Neuausgabe des Romans. Der Titel der Auswahl stammt vom Herausgeber und orientiert sich an einer Erläuterung Lillian Smiths.

³³ Ausgabe Hamburg 1951, Seite 11-33

Kirche es abwenden könnte, so groß, daß die Leute einfach ihre Augen davor verschließen. Sie haben diese Bedrängnis gesehen, wie sie blitzhaft aufzuckt und den Frieden einer Siedlung erschüttert, sie haben gefühlt, wie sie alles wanken macht, woran man geglaubt hat. Sie haben die gigantische Kraft empfunden, und selbst in der Erinnerung daran werden sie ihrer Schwäche gewahr.

Diese gespenstergehetzte Kindheit gehört zu jedem Südstaatler. Etliche von uns entkommen ihr zeitweilig, aber auch sie finden zu ihr zurück, wie ein verletztes Tier zu seiner Wunde oder wie ein Mörder zur Stätte seiner Mordtat. Das menschliche Herz ist so geartet, daß es sich nicht allzulang dem zu entfremden vermag, was ihm zutiefst weh getan hat. Es gibt diesen Tag des Heimfindens zu unserem Kummer, und nur den allerwenigsten bleibt er erspart.

Wir, die wir im Süden geboren sind, nennen dieses Gespinst, dieses Netzwerk aus Gefühlen und Erinnerungen: *Heimattreue*. Zuweilen denken wir daran sogar im Sinne von Liebe. Identifizieren uns mit den seelischen Schwierigkeiten des Südens, als ob wir, jeder und jede einzelne von uns, individuell für sie verantwortlich wären. Wir erheben unsere Stimme zur Verteidigung von Verfehlungen und Kümernissen dreier Jahrhunderte, als ob jede dieser Sünden von uns allein begangen worden wäre, jede dieser Sorgen unser eigenes Herz zerschnitten hätte. So empfindlich sind wir gegen alle Kritik, die an unserer Heimat geübt wird, als würde unser eigener Name laut ausgeschrien. Wir haben erfahren, was Schuld ist, bevor wir sie auf uns genommen und verstanden haben, und es gibt nichts, was Menschen inniger mit ihrer Vergangenheit und untereinander verknüpft als dies.

Eine seltsame Sache ist das, diese Nabelschnur, die nie abgeschnitten worden ist. Zu Zeiten unserer Behaglichkeit fühlen wir ihr Ziehen und Zerren nicht, aber sobald wir uns von irgendetwas Neuem, einem Wechsel der Dinge bedroht finden, dann drängt der ganze weiße Süden in kollektiver Furcht und Raserei zusammen, in einer Furcht und Raserei, die uns den Verstand aus den Köpfen fegt, und wir verlieren allen Kontakt mit der Welt, in der wir zu leben haben.

Um diesen Widerstand in uns zu stärken, ist im Bewußtsein der Südstaatler ein Wall nach dem andern aufgerichtet worden gegen jegliche Kritik, sie komme nun von außen oder von innen. Einbildungen, die wir gehegt haben, schließen uns als eine dichte Wehr gegen den äußeren Angriff ab; eingepanzert sind wir in eine regionale Solidarität, um uns die "Feinde" fernzuhalten, die etwa unser Übel lindern möchten – oder uns gar völlig von ihm frei machen. Denn ein Ungemach ist das, welches wir um keinen Preis aufgeben möchten. Behaftet sind wir mit ihm wie ein Kind, das daheim nicht glücklich sein und sich doch nicht von zu Hause loslösen kann, oder wie ein Erwachsener, der sich in sein eigenes Gebrechen verliebt hat. In einer langen sorgenreichen Vergangenheit haben wir Südstaatler uns in einem solchen Ausmaß von Liebe und Haß und Schuld mit all dem identifiziert, daß wir die alten Bande nicht zerreißen zu können

meinen, ohne damit zugleich unser Leben aufzugeben. Wandlung, Veränderung, das sind böse Worte, sie haben einen schlimmen Klang, weil sie uns unsere Sklaverei zu deutlich zu fühlen geben. Veränderung, das würde bedeuten, seine Erinnerungen preiszugeben, seine Sünden, und seinem überkommenen Gefängnis zu entfliehen, der Kammer, in der man geboren ist. Wie sollte man das alles tun können, wenn man doch so gut gefesselt ist?!

Des weißen Mannes Bürde, die seelische Last, die ihn niederdrückt, ist seine eigene Kindheit. Jeder Südstaatler weiß das. Wenn er es auch vor sich selbst verleugnet, er schleppt doch sein ganzes Leben lang die schwere Last einer Vergangenheit mit sich herum, die nie leichter wird und die er selbst kaum jemals versteht, das Gewicht von Wünschen, die nie befriedigt wurden, von Träumen, die in seinem Herzen abgestorben sind.

In diesem Süden wurde ich geboren, in ihm lebe ich jetzt. Hier bin ich herangewachsen, habe, wie alle Kinder das tun, meinen Weg gesucht aus den Wabenzellen unseres Lebens zur klaren Wirklichkeit da draußen. Es war zuweilen, als ob alle Türen, an die ich pochte, nach innen aufgingen ... zuweilen erlosch sogar in uns Kindern das Verlangen, ins Freie hinauszugelangen, und wir versuchten aus der Falle, in die uns diese Drehtüren der Geschichte, der Religion, eines Krieges, unseres Glaubens und unserer Schuld immer wieder zurückleiteten, ein bewohnbares Heim zu machen.

Es ist nicht ganz leicht, in einem solchen Gewebe die einzelnen Strähnen bloßzulegen, die sich ausschließlich auf die Hautfarbe beziehen, ausschließlich auf die Beziehungen zwischen Negern und Weißen, oder auf Religion, oder Geschlecht, denn sie alle sind gebildet aus den gleichen Fäden, aus denen der Stoff unseres ganzen Daseins gewirkt ist, die eingewebt sind in sein Urmuster, in seine Grundtextur. Religion, Sexus, Rasse, Geld, Tabus, Unterernährung, Träume – nichts von all dem läßt sich betrachten und klar verstehen, wenn wir nicht auf die Gesamtheit alles dessen hinblicken. Denn so wie ein Maler Farben mischt und aus ihnen neue Farben macht, so wird Religion durch Rasse in etwas anderes verwandelt, so wird die Ausschließung, die Segregation einer bestimmten Gemeinschaft aus ihrer Umwelt, nicht minder vom Sexus als von Hautpigmenten bestimmt, und Geld ist bei weitem nicht mehr nur eine Münze, sondern ein versagter Wunsch, der durch das ganze Leben eines Menschen zieht.

Die Lektion, die ein Kind lernt, ist ein Gemengsel aus all diesen Farbfäden, so unharmonisch das Bild auch sein mag, zu dem sie sich vereinen. Dieselbe Mutter, die mich alles gelehrt hat, was ich von Liebe und Mitleid und Herzlichkeit in mich aufgenommen habe, sie lehrte mich auch die frostigen Künste, wie wir Neger an ihren Platz zu verweisen haben. Der Vater, der eine Anwendung von Überlegenheitsgefühl gegenüber Schulkameraden aus der Arbeiterschaft rügte, der seinen Tadel sehr

ernsthaft darauf gründete, daß "alle Menschen Brüder sind", derselbe Vater lehrte mich die stahlharten Gesetze, nach denen ich von jedem farbigen Mann Distanz zu fordern hatte. Sie, die mich so gut lehrten, meinen Körper von meinen Gefühlen abzulösen und beides von meiner "Seele", sie unterwiesen mich auch darin, wie man sein Gewissen abzuspalten hat von seinen Handlungen, sein Christentum von seinen staatlichen Traditionen.

Weder von den Negern noch von geschlechtlichen Dingen wurde bei uns zu Hause oft oder ausführlich gesprochen. Man gab uns keine formellen Instruktionen in bezug auf diese heiklen Gegenstände, aber wir lernten unsere Lektion gut. Lernten das ganze verwickelte, verwirrende System von Tabus, von Verzichtleistungen und Ersatzleistungen, von Verhaltensweisen, Tonfällen, Worten und Gefühlen, all das wurde uns zusammen mit unseren Gebeten, der Körperpflege und unseren Spielen beigebracht. Ich weiß selber nicht recht, wann und wie ich das gelernt habe, aber während ich erfuhr, daß Gott die Liebe ist, Jesus sein eingeborener Sohn, der zu uns gekommen ist, um uns ein reicheres Leben zu erschließen, daß alle Menschen Brüder sind und einen gemeinsamen Vater haben, bekam ich auch zu wissen, daß ich ein wertvolleres Lebewesen war als ein Neger, daß alle Farbigen einen Platz angewiesen erhalten haben, auf den wir sie immer wieder verweisen müssen, daß das Geschlechtliche seinen engbemessenen Raum hat, auf den wir es zu beschränken haben, und daß eine ungeheure Katastrophe den ganzen Süden treffen würde, wenn ich mir jemals einfallen ließe, einen Neger wie meinesgleichen zu behandeln, eine Katastrophe, nicht geringer, als sie meine Familie treffen würde, wenn ich eines Tages ein uneheliches Kind bekäme. Ich erfuhr, daß Gott die Welt geliebt und daß Er ihr Seinen inniggeliebten Sohn gegeben hat, damit wir wohlabgesonderte Kirchen haben könnten, in denen sonntags und an Freitagabenden zu beten meine Pflicht war. Und ich hatte gelernt, daß wir weißen Südstaatler gastfreundliche, höfliche, taktvolle Leute sind, die ihresgleichen mit Aufmerksamkeit behandeln und gleichzeitig dreizehn Millionen Menschen, deren Haut ein wenig anders gefärbt ist, "zu ihrem eigenen Besten" sorgsam von aller Schönheit und Köstlichkeit des Lebens fernhalten.

Zur Zeit, da ich mein zwölftes Jahr erreicht hatte, wußte ich bereits genau, daß ein Mitglied meiner Familie mit alten farbigen Bekannten allenfalls einen Händedruck austauschen, freundlich und wohlwollend mit Negern sprechen würde, es geschähe denn, daß jene Neger vergäßen, welches der ihnen zugewiesene Platz ist: in diesem Fall aber würde ein eisig zurechtweisender Ton sofort jene Grenzen ziehen, über die wohl nur ein Verzweifelter seinen Fuß hinauszusetzen wagte. Ich wußte damals bereits, daß das Wort *Nigger* ein unverzeihlicher Taktfehler war, den sich kein wohlerzogener Südstaatler zuschulden kommen ließ; und ebensowenig würde ein wohlerzogener Südstaatler einen Neger mit *Herr* ansprechen oder ihn in seinen Salon bitten, mit ihm zu Tisch sitzen oder auf einem öffentlichen Platz dieselbe Bank teilen.

Ich hatte gelernt, daß meine alte Amme, die mich in monatelanger Krankheit gepflegt hatte, die meine Zuflucht gewesen war, als eine kleine Schwester mir meinen bevorzugten Platz als Familienjüngstes wegnahm, die mich tröstete, nährte, die mit ihren Erzählungen und Spielen mein Entzücken war und an deren warmer Brust ich einzuschlafen liebte – daß sie der leidenschaftlichen Liebe, die ich für sie hegte, nicht würdig war; vielmehr hatte ich ihr anstelle solcher Innigkeit eine leicht belustigte Zuneigung zu gewähren, wie man sie seinem Spielhündchen entgegenbringt. Ich wußte jetzt, wenn ich es auch nicht glaubte, daß die hohe Achtung, in der ich sie hielt, meine Zärtlichkeit, meine Liebe zu ihr ein kindisches Gehaben war, dem jedes normale Kind beizeiten entwächst; daß diese Liebe beginnt, so wie man seine Spielsachen bekommt, und wieder abgestreift wird, so wie die Puppen fortgeräumt werden; und man hatte mich gelehrt, daß ich irgendwie – so unmöglich es auch meinem gequälten Herzen erscheinen mochte – meinen kindischen Gefühlen zu entwachsen hatte. Man lehrte mich, dieser Frau, die ich liebte, Geschenke zu geben statt Achtung. Ich lernte sogar meiner Stimme Weichheit zu verleihen, um meine hochmütig überlegenen Worte zu ölen. Ich lernte eine der tiefsten menschlichen Beziehungen meines Lebens mit tränselig sentimentalem Geplapper über "my old mammy" zu bagatellisieren. Ich erfuhr das Bitterste, was ein Kind überhaupt erfahren kann: daß menschliche Beziehungen, die mir kostbar waren, gering galten in der Welt, in der ich zu leben hatte.

Vom Tage meiner Geburt an begann ich diese Lektionen zu lernen. Ich wurde in einen starren Rahmen gezwängt, der zu vertrackt, zu kompliziert, zu schmerzvoll einengend war, als daß ich ihn hier in Kürze beschreiben könnte, aber ich lernte, mich den Maßstäben dieses Rechenschiebers anzupassen. Es wurde mir eingedrillt, daß es durchaus möglich war, gleichzeitig Christ und weißer Südstaatler zu sein, gleichzeitig eine Dame von Stand, von Bildung und guten Sitten, und doch auch ein arrogantes, heuchlerisches Geschöpf; am Abend zu beten und am nächsten Morgen in einem *Jim Crow*-Wagen³⁴ zu fahren und sich bei beidem wohlfühlen. Ich lernte die Kunst, an Freiheit zu glauben und meine Augen aufleuchten zu lassen, wenn das Wort Demokratie gebraucht wurde, und doch vom Morgen bis zum Abend Sklaverei zu praktizieren. Und all das lernte ich, so wie meine Mitmenschen aus den Südstaaten es lernen: indem Tür um Tür geschlossen wurde, bis Verstand und Herz und Gewissen gegen Menschlichkeit und gegen Wirklichkeit versperrt waren.

³⁴ Nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg stellten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ende der Sklaverei und die Emanzipationsbestrebungen die allgemein verbreitete Rassendiskriminierung sowie die vor allem in den Südstaaten traditionelle Rassentrennung in Frage. Ab 1876 verabschiedeten daraufhin mehrere Bundesstaaten (vor allem Südstaaten und angrenzende Staaten) Gesetze, die die Rassentrennung im täglichen Leben legitimierten: die sogenannten *Jim Crow Laws* (*Jim-Crow-Gesetze*), die teilweise bis 1964 galten. – So waren die Sitzplätze für Weiße bzw. Farbige in öffentlichen Verkehrsmitteln streng getrennt.

Ich habe diese Türen geschlossen, oder vielleicht waren es andere, die haben es für mich getan. Dann aber, eines Tages begann ich sie wieder zu öffnen. Warum dieses Bedürfnis in mir wach wurde, woher ich die Kraft dazu nahm, welche befremdlichen Zufälle oder Umstände dabei mitwirkten, wenn ich das alles hier sagen wollte, gäbe es einen langen Bericht, der allzusehr auf das Persönliche einginge. Vielleicht brächte ich nicht einmal die nötige Einsicht oder Gescheitheit auf, die eine solche Analyse von mir erfordern würde, oder die Willenskraft. Ich vermag nur zu sagen, daß die Türen aufgingen – ein Spalt stand offen; daß plötzlich irgendwo längs dieses Korridors, den wir zu durchschreiten haben von der Kindheit bis zur Reife, die Türen statt einwärts nach außen aufzugehen begannen, Ausblicke erlaubten in eine andere Welt, in jene Klarheit und Helligkeit, die wir da nennen: die Wirklichkeit.

Ich glaube, daß es sonderlich ein Erlebnis aus meinen Kindertagen war – es muß wohl jene Türen ein wenig geöffnet haben. Und ich will davon hier berichten, obwohl ich nur zu gut weiß, daß es zuweilen eine Verzerrung von Tatsachen und oft die reine Belanglosigkeit ist, wenn man aus dem Hintergrund eines Lebens und einer Familie irgendeinen Vorfall heraushebt und ihn zur "Ursache" einer Veränderung unseres Lebenszieles erklärt. Die tiefeingewurzelten Wünsche eines Kindes, und die Art, ob und wie sie erfüllt werden, haben zuviel mit der Besonderheit zu tun, wie dann Erlebnisse assimiliert, dem ganzen eingegliedert werden, als daß man ein einzelnes Ereignis aus dem Leben herauslösen und es isoliert betrachten dürfte. Und doch, mit all diesen Vorbehalten, will ich die Geschichte hier erzählen, nicht weil sie an sich ein so besonders ernstes Trauma darstellt, sondern eher, weil sie für mich zu einem Symbol von verdrängten Erlebnissen wurde, zu denen ich keinen Zugang mehr hatte. Es ist ein Vorfall, wie er wohl nur selten anderen Kindern in meiner südstaatlichen Heimat begegnet ist. In gewissem Sinn ist er einzigartig und muß für sich stehen. Trotzdem war er nur eine Auswirkung, ich möchte sagen: die besondere persönliche Formulierung eines Textes, der in das Leben der meisten Kinder in meiner Heimat eingeprägt wird, bevor sie sprechen lernen. Wenn sie auch diesen Vorfall nicht auf die gleiche Weise erlebt haben, so findet sich doch in der Geschichte jedes Kindes der Südstaaten eine eigene persönliche Dramatisierung desselben Themas.

Ich muß wohl meinem Bericht eine kurze Darstellung meiner Familie und des Milieus, in dem wir lebten, vorausschicken, in der Hoffnung, daß der Leser, indem er an meiner Seite die Heimstätte meiner Kindheit betritt, fähig wird, die Besonderheiten dieses vereinzelt Erlebnisses zu erfassen, die allgemeingültige Grundform zu erkennen und zu begreifen, daß, was ich hier berichte, in gewissem Sinne jedermanns Geschichte ist.

Ich bin geboren und aufgewachsen in einer Kleinstadt des tiefen Südens, deren Bevölkerung etwa zu gleichen Teilen aus Farbigen und Weißen bestand. Wir waren unser neun, die in einem weitläufig gebauten, vielzimmerigen Hause aufwuchsen, umgeben von weiten Rasenflächen, Gärten, Feldern und von Scheunen. Es war so recht das Heim, in dem Erinnerungen aufwirbeln wie Staub, ein Ort voller Gelächter und Spiel, Schmerz, früher Kummernis und von Gespenstern, die da geisterten. Alle Vorteile guter Schulung, der Erziehung zu Musik und zu den Künsten, soweit sie nur irgend in dieser Kleinstadt des Südens erreichbar waren, fielen uns zu, und unsere Welt war nicht auf die Enge des Südens begrenzt. Reisen in ferne Gegenden schienen uns eine ganz gewöhnliche und selbstverständliche Sache, und fast zu jeder Zeit weilte irgendein Mitglied der Familie in einem entlegenen Teil der Erde.

Wir wußten, daß wir eine geachtete und bedeutsame Familie in dieser Kleinstadt waren, aber über dieses Wissen hinaus gaben wir Standesfragen kaum einen Gedanken. Unser Vater verdiente Geld mit Holzgeschäften und Seefahrtsunternehmungen, aber er tat es um der angenehmen Erregung willen, die ihm Gewinn und Verlust verschafften, nicht um der Dinge willen, die man mit Geld kauft, oder wegen der Sicherheit, die es zuweilen verleiht. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals gewünscht hätte, reich zu sein, oder daß Sparsamkeit und bedachtsames Wirtschaften Ideale gewesen wären, die unsere Eltern für würdig erachtet hätten, sie uns zu lehren. Ein gewisses freimütiges Eingehen auf Risiken, ja sogar ein leises Behagen daran, Brücken hinter sich zu verbrennen, ein genießerisch gespanntes "Was wird denn jetzt passieren?" war Familienstil. Wir waren keineswegs verantwortungslos; nur auf Vergnügen auszugehen war beileibe nicht unsere Lebensart. Im Gegenteil, wir wurden zu dem Gedanken erzogen, daß jeder und jede von uns etwas betreiben sollte, was für die Welt von Nutzen wäre; die Familie hielt es für richtig, nötigenfalls sogar unter Opfern jedem Kind die Ausbildung zu verschaffen, die es auf ein Lebenswerk vorbereitete. Wir wurden dazu erzogen, das Lernen für eine wichtige Sache zu halten und Bücher ernstzunehmen, aber "schlechte" Bücher verbrannte unsere Mutter. Musik, Kunst und kunstgewerbliches Können waren hochbewertet, aber die Wohlfahrt der Menschen und Religion waren die eigentlichen Brennpunkte, um die unser Leben wie von ungefähr zu kreisen schien. Hauptsache war, was wir vorhaben, "aus unserem Leben zu machen". Jeder und jede von uns würde irgendetwas zu leisten haben, das war so unvermeidlich wie das Atmen selbst, denn "man hatte seine Schuld gegenüber der menschlichen Gesellschaft abzutragen". Das war strenge Familienregel.

Während viele unsererer Nachbarn ihre Energien darauf wenden mußten, die Äste und Zweige am Baum der Familie sorgsam inachtzunehmen und da und dort etwas zurechtzustutzen, um dem Gewächs Symmetrie zu geben, oder während sie die alten

bitteren Erinnerungen aus der Zeit des Bürgerkriegs und der *Reconstruction*³⁵ pflegten, ihre Wunden leckten, jedes Gefecht und jedes Scharmützel dieses Bürgerkrieges, der so lange auf unserem südstaatlichen Selbstbewußtsein gelastet hat, im Geiste immer wieder nachlebten – während, wie gesagt, unsere Nachbarn all das taten, leitete mein Vater seine neun Kinder geradenwegs in die Zukunft hinein. "Ihr habt euer Erbe," pflegte er zu sagen, "einiges davon ist gut, anderes ist weniger gut; und soviel mir bekannt ist, habt ihr alle die richtige Anzahl von Großmüttern und Großvätern. Ja, ja, Sklavenhalter sind wir gewesen, viel zu viele davon hatten wir in der Familie, aber das war schließlich eures Großvaters Fehler und nicht der eure. Die Vergangenheit ist durchlebt worden, jetzt ist sie vorbei. Euch gehört die Zukunft. Was gedenkt ihr damit anzufangen?" Immer wieder stellte er diese Frage an seine Kinder, und zuweilen begriff eines von uns, daß sie nur ein Echo der alten Frage war, die er selbst nie hatte beantworten können. Stets gingen die Träume meines Vaters auf die Zukunft hinaus; in ihr, nicht in der Vergangenheit hoffte er zu finden, was er sein Leben lang gesucht hatte.

Unser war dasselbe wohlabgesonderte Leben, das auch andere Familien in den Südstaaten führten, aber unsere Eltern bedienten sich immer einer durchaus christlichen und demokratischen Sprechweise. Zehntausendmale wurde uns bedeutet, daß Standeszugehörigkeit und Geld (obwohl wir mit beidem reichlich versehen waren) ganz unbedeutende Dinge wären; alle Menschen waren Brüder, wir waren Teil einer Demokratie und hatten als Demokraten zu handeln. Man sagte uns, die Lehren Jesu seien aufs Tatsächliche gerichtet, sie seien bedeutsam und könnten, wenn wir es nur ehrlich versuchten, in die Praxis umgesetzt werden. Man gab uns zu verstehen, daß "radikal" zu sein schlecht sei und überdies verrückt; dumm sogar. Immer habe man sich dem besten Betragen der Gemeinschaft, der man angehörte, anzupassen und es, wenn man konnte, noch besser zu machen. Man lehrte uns, wir stünden nicht über Menschen, aber über Haß und Mißgunst, und kein Mitglied unserer Familie könne je so tief herabsinken, einen Feind zu haben. Gleichgültig, welches Unrecht uns auch angetan würde – nie würden wir uns selbst das weit größere Unrecht zufügen, nach Vergeltung zu trachten. Auch das war eine Familienregel.

Einmal täglich wurde gemeinsam gebetet. Wir Kinder mußten alljährlich einmal die ganze Bibel durchlesen. Hunderte von Bibelversen lernten wir auswendig, wiederholten sie beim Frühstück, und wir zitierten Sinnsprüche am Familientisch. Gott war nicht

³⁵ Als *Reconstruction* bezeichnet man in den Vereinigten Staaten die vom Sezessionskrieg (1861–1865) bis 1877 währende Phase, in der die 1860/61 aus den USA ausgetretenen Südstaaten wieder in die Union eingegliedert wurden. Der Begriff *Reconstruction* besagt, dass es dabei nicht um eine bloße Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes ging, sondern auch um den Wiederaufbau nach den Zerstörungen des Krieges und um die staatliche Neuordnung der ehemaligen Staaten der Konföderation, in denen die Sklaverei nunmehr abgeschafft war. (*Wikipedia*)

jemand, dem man am Sonntag seinen Besuch abstattete, sondern ein ständiges Mitglied unseres Haushaltes. Ich war wohl schon vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, als mir aufging, daß Er nicht alles mit ansah, was ich tat, jeden Gedanken hörte, den ich dachte, und alle Beiläufigkeiten meines Alltags ins große Buch der Ewigkeit eintrug.

Trotz dieses Strebens, mit Gott auf vertrautem Fuß zu bleiben, waren wir neun Kinder gesunde, kräftige, energische Geschöpfe, füllten unsere Tage mit Sport und Spiel, Musik und Büchern und lebten unser Dasein in der Sorglosigkeit, in der die Jugend immer verlebt werden sollte. Natürlich kamen auch Zeiten tiefster Beängstigung, denn es gab harte Lektionen, die gelernt werden mußten, Lektionen über unsere Körperlichkeit und "Schlimmes" über das Geschlecht. Manchmal habe ich mich seither gewundert, wie wir alles das gelernt haben, da unsere Mutter doch so scheu und wortängstlich war.

Sie war ein zum Nachdenken geneigtes Geschöpf, liebte schöne Dinge wie zum Beispiel Spitzen und Blusen auf eine unbetonte Weise und hielt ihre Kinder in guter Hut. Uns war immer klar, daß dies nicht eigentlich ihre Welt war, aber doch immerhin eine Welt, der sie sich mit Strenge einfügte. Ihre private Welt betraten wir kaum jemals, aber ein Schatten davon lag zuweilen schwer auf unseren Herzen.

Unser Vater hatte weitgreifende geschäftliche Interessen, beschäftigte Hunderte von farbigen und weißen Arbeitern, bezahlte ihnen die gerade üblichen schlechten Löhne, ließ sie die gerade üblichen langen Arbeitstage abdienen, baute für sie Siedlungen, für die Weißen und für die Neger, baute auch für jede Gruppe eine Kirche und achtete darauf, daß Religion kostenlos in Umlauf gesetzt wurde; er hielt auch ein Auge darauf, daß ein Konsumverwalter die Gegenstände des Bedarfs den Arbeitern zu hohen Preisen lieferte, kurz, er betrieb seine Geschäfte wie tausende andere besitzende Männer in den Südstaaten die ihrigen betrieben.

Ich höre ihn noch Mutter kichernd erzählen, wie er seinen Kampf zugunsten des Alkoholverbotes gewonnen hatte. Der Höhepunkt des Kampfes war der Nachmittag des Wahltages, und da hatte er die ganze Belegschaft seines Betriebes, Weiße und Schwarze, aufgeboten, hatte jedem einzelnen Mann einen blanken Silberdollar verabreicht, hatte sie alle in Marsch gesetzt und den Schnaps aus unserem Bezirk herausvotiert. Es war ein großer Tag seines Lebens, ein Großes Spiel war gewonnen, ein Spiel, das er unermüdlich gegen alle Abarten des Bösen spielte. Keineswegs fiel es ihm ein, die Methoden, die er dabei gebrauchte, einer Kritik zu unterziehen. Das Übel, von dem wir erlöst sein sollten, war immer ein Wort, in Großbuchstaben geschrieben; der Teufel war ein durchtriebener Bursche; wollte man das Spiel gegen ihn gewinnen, so mußte man eben noch schlauer sein als er. So einfach war das!

Vater war ein praktischer, hartköpfiger, warmherziger, hochgesinnter Mann, während des Bürgerkrieges geboren; er hatte mit zwölf Jahren seinen Lebensunterhalt selbst verdient, hatte sich durch die bitteren Jahrzehnte der Wiederherstellung der

Union³⁶ hindurchgekämpft, durch die Krisentage der *Volksbewegung*, durch die Börsenpanik von 1893 und durch die von 1907; er nahm das Land, in dem er zu leben hatte, so hin, wie er es vorgefunden, akzeptierte seine Sitten und seine Gebräuche, wie er sich in sein Klima fand, war nur böse auf die Leute, die noch immer einen Groll gegen die Nordstaaten im Herzen trugen oder gar sich selbst und den Süden tatenlos bejammerten; er dachte Pläne aus, träumte, erweiterte den Umfang seiner Geschäfte, verdiente und verlor wieder Geld, gewann Freunde, die er nicht wieder verlor, und zweifelte nie auch nur einen Augenblick lang, daß Gott zur Stelle war und ihm gute Ratschläge zuraunte, wie alles zum besten besorgt werden könnte. Wenn Vater verlor, so war es seine eigene Schuld. Wenn er gewann, so hatte Gott ihm geholfen.

Eines Tages, als wir bei der Familienandacht im Kreise knieten, jaulte die Feuersirene des Werkes auf, gab das Alarmzeichen, daß die Sägemühle in Brand stehe. Vater zuckte nicht mit der Wimper, er unterbrach sein Gebet nicht. Wieder und wieder heulte die Sirene – das bedeutete, daß der Brand groß war. Mit stiller Würde führte Vater sein Gespräch mit Gott weiter, während uns Kindern der Schweiß ausbrach, während wir uns vor Erregung wanden und während die Herzen in unserer Brust zerspringen wollten. Vater aber sprach mit Gott – wie hätte er ein solches Gespräch eilig abbrechen und aus der Gegenwart des Allerhöchsten forteilen sollen, um seine Sägemühle zu retten? Als er sein Gebet beendet hatte, stand er gelassen auf und legte die Bibel behutsam auf den Tisch. Dann, erst jetzt, zeigte er Interesse dafür, was in der Mühle vorging.

Als ihm die telegraphische Nachricht ausgehändigt wurde, die ihm den Tod seines Lieblingssohnes meldete, sammelte er uns Kinder um sich, kniete nieder, und mit fester Stimme, in der keine Verwirrung des Herzens nachzitterte, betete er getreulich: "Gott ist unsere Zuflucht und unsere Kraft, stets gegenwärtig, wenn wir in Nöten sind. Darum darf keine Furcht sein, und wenn die Erde von ihrem Platz gerückt würde und die Berge inmitten des Meeres versanken." Und auf seinem Totenbett flüsterte er seinem alten Geschäftspartner im Himmel zu: "Ich habe meinen Kampf gekämpft und habe am Glauben festgehalten."

Und vor diesem Hintergrund spielte sich eines Tages in meinem Leben das Drama des Südens ab. –

Ein kleines weißes Mädchen wurde im Farbigenquartier unserer Stadt angetroffen, wo es bei einer Negerfamilie in einer elenden verfallenen Hütte hauste. Diese Familie war erst vor einigen Wochen zugezogen, und man wußte wenig über sie. Eine der Damen aus Mutters Klub sah, als sie zu ihrer Waschfrau fuhr, das Kind, wie es am

³⁶ Gemeint ist die Zeit der Reconstruction (siehe Fußnote hier zuvor). Welche "Volksbewegung" hier gemeint ist, konnte ich nicht herausfinden.

Gartenzaun spielte. Die Hütte war, wie diese Dame berichtete, kaum mehr als ein Schweinestall, und darin lebte dieses weiße Kind zusammen mit unwissenden, schmutzigen und krank aussehenden Farbigen. "Die Kleine kann nur entführt worden sein", vermutete sie. Zutiefst aufgewühlt gingen die Damen des Klubs daran, etwas in dieser Sache zu unternehmen, denn das Kind war in der Tat sehr hell. Die zugewanderten Neger wurden einem eingehenden Verhör unterzogen, sie gerieten schließlich in Angst, wichen aus, wollten überhaupt nichts mehr sagen. Das erhöhte nur den Argwohn der Weißen, und am nächsten Tage holten die Klubdamen, von einem Gerichtsbeamten begleitet, das Kind von der Negerfamilie fort, ohne sich von den Tränen rühren zu lassen.

Die Kleine wurde zu uns ins Haus gebracht. Ich weiß nicht recht, warum meine Mutter ihre Einwilligung gab. Vielleicht tat sie es nur, weil sie überhaupt Kinder gern hatte, ihnen immer Zärtlichkeit bezeugte und an ihnen Anteil nahm. Schließlich kam es in einem so umfangreichen Haushalt auf eine Person mehr oder weniger nicht an, und so war Janie bald bei uns daheim. Sie teilte mein Zimmer, saß bei Tisch an meiner Seite. Ich wählte die Bibelverse, die sie beim Frühstück aufzusagen hatte, sie trug meine Kleider, spielte mit meinen Puppen und lief Tag und Nacht hinter mir her. All die neue Behaglichkeit, die sie da kennen lernte, wirkte verwirrend und fast betäubend auf sie; die mannigfachen Verrichtungen einer zahlreichen und sehr lebhaften Familie nahmen ihre Gedanken in Anspruch; und ich für meinen Teil war auf die glücklichste Weise angeregt, denn die Bewunderung, die sie mir entgegenbrachte, war für mich etwas ganz Neues; und binnen kurzer Zeit fesselte uns ein rasch geknüpft Band aneinander.

Dann aber kam ein Tag, der brachte uns einen Telephonanruf aus einem Negerwaisenhaus. Beratungen wurden gepflogen, Geflüster gab es, Ausrufe peinlichen Staunens. Den ganzen Nachmittag über war ein Kommen und Gehen, Klubfrauen sprachen mit Mutter, und so leise wurde geredet, viel zu leise, als daß Kinderohren es verstanden hätten. Und wenn die Frauen an uns, die wir im Garten spielten, vorbeikamen, so gaben sie Janie einen raschen Blick und sahen ebenso rasch wieder weg, einige wenige aber blieben stehen und starrten sie an, als könnten sie ihre Augen gar nicht von dem Gesicht des Kindes losreißen. Als mein Vater abends nach Hause kam, zog Mutter sich mit ihm zurück, sodaß wir von ihrem Gespräch nichts hören konnten, und redete eine lange Weile mit ihm. Ich hörte Vater lachen, hörte Mutter sagen: "Nicht doch, Papa, das ist keine Sache zum Lachen!" Und dann kamen sie zu uns ins Wohnzimmer, und meine Mutter war blaß, mein Vater aber sagte: "Nun, Liebste, jetzt mußt du das in Ordnung bringen, so gut du kannst. Im ganzen genommen ist es, jetzt, da du ja Bescheid weißt, ziemlich einfach."

Etwas später rief Mutter meine Schwester und mich in ihr Schlafzimmer und sagte uns, daß Janie am nächsten Morgen wieder in die Siedlung der Farbigen zurückkehren

würde. Janie solle die Kleider behalten, die ihr von den Damen geschenkt worden waren, und auch einige von den meinen, und alles Spielzeug, das wir mit ihr geteilt hatten. Sie fragte mich auch, ob ich Janie darüber hinaus eine meiner Puppen schenken wollte. Mutter schien es eilig zu haben, obwohl Janie doch erst am nächsten Morgen fort sollte. Sie wehrte meine Verzögerung ab: "Warum nicht lieber gleich die Puppe wählen?" Innerlich erstarrt, wie in einem Traum befangen, brachte ich meine Puppen angeschleppt und wählte eine für Janie. Dann erst, endlich, fand ich die Kraft zu fragen: "Aber warum denn nur? Warum soll sie denn fort? Sie mag uns gern, und diese Leute kennt sie kaum! Sie hat mir gesagt, daß sie nur einen Monat bei denen gewesen ist."

"Weil Janie ein farbiges Mädchen ist", sagte meine Mutter sanft.

"Aber das kann nicht sein. Sie ist doch hell!"

"Wir haben uns getäuscht. Sie ist farbig."

"Aber wenn man sie ansieht –"

"Sie ist farbig. Bitte, widersprich mir nicht."

"Aber was bedeutet denn das?" flüsterte ich.

"Das bedeutet," sagte meine Mutter zögernd und langsam, "daß sie in der Farbigensiedlung zu leben hat, unter Farbigen."

"Aber warum denn? Sie ist drei Wochen bei uns gewesen, und sie gehört gar nicht zu denen; das hat sie mir selbst gesagt."

"Sie ist eine kleine Farbige."

"Aber du hast doch gesagt, daß sie eine nette Art hat. Du hast es selbst gesagt," beharrte ich.

"Ja, sie ist ein nettes Kind. Aber ein farbiges Kind kann nicht mit uns zusammenleben."

"Warum?"

"Das weißt du doch, Kind! Das weißt du doch schon lange, daß Weiße und Farbige nicht zusammenleben."

"Kann sie nicht wenigstens zum Spielen zu uns kommen –?"

"Nein."

"Das verstehe ich nicht."

"Ich auch nicht", bestätigte meine jüngere Schwester mit zitternder Stimme.

"Ihr seid noch zu jung, um das zu verstehen. Fragt mich nicht danach, jetzt nicht und nie!" Mutters Stimme klang scharf, aber ihr Gesicht war traurig, und es war ihr anzusehen, daß sie sich innerlich nicht sicher fühlte. Sie eilte hinaus und machte sich in der Küche zu schaffen; ich aber schlich in dem Haus herum, in dem ich geboren war, betastete die altvertrauten Dinge, sah sie forschend an, als ob ich ihnen eine Antwort auf die Frage entlocken könnte, die mein Gehirn zerquälte.

Und dann ging ich zu Janie, die draußen wartete und gewiß deutlich empfand, daß da Dinge geschahen, die sie angingen, aber nicht fragen wollte, bevor die Sache zur Sprache käme.

Ich weiß nicht mehr ganz genau, mit welchen Worten ich ihr das gesagt habe, aber jedenfalls war ich es – ich habe ihr erklärt, daß sie am Morgen in das kleine Haus zurückkehren müsse, aus dem sie zu uns gebracht worden war, denn sie sei farbig, und farbige Kinder könnten nicht mit weißen Kindern zusammen sein.

"Bist du weiß?" fragte sie.

"Ich bin weiß," antwortete ich, "und meine Schwester ist auch weiß. Und du bist farbig. Und Weiße und Farbige können nicht zusammenleben, weil meine Mutter das so sagt."

"Aber warum?" flüsterte sie.

"Weil das eben nicht geht", sagte ich. Aber ich wußte trotz der Festigkeit, mit der ich sprach, daß da etwas verkehrt war. Es war mir klar, daß mein Vater und meine Mutter, die ich innig und aus ganzer Seele bewunderte, etwas getan hatten, was zu ihren Lehren nicht paßte. Ich begriff, daß sie eine Auffassung preisgegeben hatten, die ihnen doch teuer war. Ihr Versagen beschämte mich und schüchterte mich ein, denn ich hatte das Gefühl, sie würden von nun an nicht mehr so unverwundbar sein, wie ich geglaubt hatte. Es gab also etwas da draußen, was stärker war als sie, und gerade das schien mir unerträglich. Es wollte mir nicht eingehen, daß mein Vater, der doch alle Familienfragen immer mit Leichtigkeit und lachend gelöst hatte, dieses Problem nicht lösen konnte. Ich hatte keinen Zweifel, daß Mutter, die doch Kinder gern hatte, in ihrem Herzen nicht wirklich glaubte, sie handle gut gegen dieses Kind. Ich sprach das alles nicht in Worten aus, aber ich wußte es körperlich, meine Drüsen verstanden das, und ich war voll Angst und Sorge.

Dennoch empfand ich es als meine Pflicht zu glauben, meine Eltern handelten richtig. Das war einfach die einzige Möglichkeit, wenn meine ganze Welt nicht auseinanderbrechen sollte. Und da begann dies wie ein langsames Gift in mich einzusickern: *Ich war weiß. Sie war farbig.* Wir konnten nicht zusammen sein. Es war schlecht, wenn wir zusammen waren. Wenn man sehr klein war, durfte man von seiner Amme gestillt werden, aber hernach war es dann schlecht, mit jemandem zusammen zu essen, der farbig war. Es war eben schlecht, so wie viele andere Dinge, die Mutter uns als schlecht bezeichnete. Es war schlecht, daß die Farbige diese Nacht mit mir in einem Zimmer schlafen würde. *Das war schlecht.*

Und plötzlich überkam mich tiefes Schuldgefühl. Drei Wochen lang hatte ich Dinge getan, die weiße Kinder nicht tun dürfen. Und ich wußte jetzt, daß ich schlecht gehandelt hatte.

Ich ging ans Klavier und begann zu spielen, wie ich es immer tat, wenn ich mich nicht zurecht fand. Ich versuchte Paderewskis Menuett zu spielen, und während ich

mich durch das schwere Stück hindurchplagte, kam das kleine Mädchen heran und setzte sich zu mir auf die Klavierbank. Sie fühlte sich einsam, in irgendwelchen Strömungen verloren, die an diesem Abend geheimnisvoll unser Haus durchfluteten; so rückte sie näher, legte ihren Arm um meine Schultern, und da schauderte ich zurück, als ob man meinen Körper entblößt hätte. Ich sagte dabei kein Wort, nein, das tat ich nicht, aber sie begriff und langsam rollten die Tränen über ihr kleines helles Gesicht ...

Dann vergaß ich die Sache. Mehr als dreißig Jahre lang war dieses Erlebnis aus meiner Erinnerung getilgt. Aber jener Abend und die Tage und Wochen, die ihm folgten, wirkten und eiterten wie ein Splitter in mir, der sich bis zu der wunden Stelle in meinem Gedächtnis durchgräbt und schwärt. Und als ich älter wurde, als neue Erlebnisse sich um jenen ersten Verrat sammelten, als ältere Erinnerungen, tiefe Verwundungen meine Gedanken näher und näher an jene Nacht heranlenkten, wie an einen Magneten, da wurde ich gewahr, daß Menschen zwar von Liebe und Christlichkeit und Demokratie redeten, aber dies alles nicht meinten. Eine harte Lektion ist das für ein Kind. Noch immer liebte und bewunderte ich meine Eltern, es war so viel Kraftvolles, Vitales, Gesundes und Gutes an ihnen, und nie werde ich das vergessen; hartnäckig glaubte ich daran, daß sie es aufrichtig meinten, so wie ich das heute noch glaube, und ich liebte sie. Aber irgendwo in meinem Herzen standen sie unter Verdacht. Etwas war da falsch.

Es war etwas falsch in einer Welt, die uns lehrt, Liebe sei gut und die Menschen hätten als Menschen Wert und Würde, und die uns dann zwang, Liebe zu versagen und Menschen zu demütigen. Ich wußte, obwohl ich es viele Jahre lang nicht laut bekennen wollte, daß wir, indem wir die Negerrasse von uns absonderten, uns selbst innerlich abgeschaltet hatten von vielen guten schöpferischen, zutiefst menschlichen Kräften im Leben. Es begann mir aufzugehen, und mit den Jahren wurde mir immer klarer, daß der enge Pferch, in den wir jedes Negerkind von seiner Geburt an einpferchen, ein Pferch auch ist um jedes weiße Kind. Wir stehen beide auf verschiedenen Seiten des Pferchs, aber das ändert nichts daran, daß wir eingesperrt sind. Und ich gewann das Wissen, daß, was immer die Persönlichkeit des einen grausam einengt und verkrüppelt, notwendig auch zur Einengung und Verkrüppelung des andern führt. Ich begann zu sehen, daß wir wohl, indem wir Kenntnisse erwerben und Erfahrungen machen, indem wir alte Erinnerungen aufspüren, die Kraft finden mögen, uns aus dieser gefangenhaltenden Umgürtung freizumachen; daß wir aber darum doch verkürzt sind, innerlich verzwert, mißgestaltet, und daß wir unser ganzes Leben lang nicht mehr zu unserer natürlichen Größe auswachsen können, so wenig wie ein Baum, der als junges Gewächs in einen Stahlrahmen gepreßt worden ist, sich groß und kraftvoll auswachsen kann, selbst wenn man ihn in seiner Vollreife von diesem Rahmen befreit.

Indem ich hier sitze und diese Zeilen aufs Papier setze, sehe ich das kleine Städtchen meiner Kindheit zum Greifen nahe vor mir liegen. Seine Hauptstraße, zwei lange Zeilen hoher Eichen, schwer behangen mit wucherndem Moos – mir ist, als wiegten sich die Bäume leise. Eine kleine Stadt von Weißen, durch einen Grenzstrich getrennt von der Negersiedlung, die einen tiefen Schatten auf ihre weiße Farbe wirft. Da liegt die Stadt meiner Kindheit, zerrissen von einer seltsamen Zwangsvorstellung. Entzweigebrochene Gehirne. Zerstoßene Herzen, Gewissen, die sich von der Handlungsweise der Menschen losgelöst haben. Eine Kultur, in tausend Stücke zersprungen. Das ist die Segregation, die Absonderung. Und wieder kommen mir Erinnerungen. Eine Frau in einer Irrenanstalt, die immer vier Schritte vorwärtsgeht, dann vier Schritte zurück, unfähig weiterzugehen, weil sie um ihre kleine Welt eine unsichtbare Grenzlinie gezogen hat, von furchtbarer Angst gepeinigt, jemals diese Linie zu überschreiten. Dann ein Mann in einer Heilstätte für Geistesgestörte und Nervenranke, der den anderen Patienten immer Plätze anwies und wütend darauf bestand, daß jeder sich auf dem angewiesenen Platz aufhielt ... Und dann eine Afroamerikanerin, die gelassen zu mir sagte: "Wir können nicht zusammen im Autobus fahren, das wissen Sie doch. Es ist in Georgia gesetzlich nicht erlaubt, menschlich zu sein."

Die weißen Frauen³⁷

Von allen schmerzlichen und demütigenden Erlebnissen, welche die weiße Frau im Süden zu erdulden hatte, war das unerträglichste wohl das einer Mutter, die sich abfinden mußte mit der Liebe, die ihr Sohn in seiner frühen Kindheit einer anderen Frau entgegenbrachte. Tapfer versuchte sie darüber zu scherzen, erzählte ihren Freundinnen, ihr Kind habe die schwarze Mammy lieber als sie selbst, und wie angenehm das wäre, nicht wahr, denn man hatte dadurch soviel mehr Zeit, sich mit all dem andern abzugeben, was es zu tun gab! "Ich wüßte gar nicht, wie ich mir ohne Mammy weiterhelfen sollte", sagte sie, und ihr Lachen dabei klang wie kleine Glasglöckchen, gerade bevor sie in Scherben gehen. "Wirklich wundervoll, unsere Mammy. Hab tatsächlich keine Ahnung, wie wir uns ohne die Farbigen behelfen

³⁷ A.a.O., Seite 171-196. In dieser deutschen Erstausgabe heißt der Titel des Kapitels: "Die Frauen".

sollten. Das sage ich immer! Natürlich, die Jüngeren gehen einem manchmal auf die Nerven – wenn ich da an unsere Emmy denke, also nichts kann sie als einen dicken Pfropfen im Mund herumschieben, vor sich hinsummen und überall hintappen. Aber wenn ich die Männer sagen höre, *schickt sie alle nach Afrika zurück* – dann kann ich nur sagen: die haben ja nicht den Haushalt zu führen! Wie sollten wir denn das alles schaffen, du meine Güte!" Und dazu seufzte sie und lachte und versuchte zu vergessen, was sie doch nicht vergessen konnte.

Diese Preisgabe der Männer und der Kinder an die farbigen Frauen – denn auch die kleinen Mädchen wurden von der Beziehung zur Amme geprägt wie die Knaben – nahm etwas von der Unwirklichkeit und Schattenhaftigkeit eines Traumes an; eines stets wiederkehrenden Traumes, dem die weiße Frau nie ganz entkommen konnte. Man selbst ... Vater ... der Mann ... der Sohn ... Manchmal, in den alten Tagen, ergab das die folgende Schablone: ein stocksteifer Tanz, dessen gespenstische Takte man sein Leben lang stelzte, das Herz zu schwer, den Körper zu starr, um von der Stelle zu kommen, immer einen halben Schritt weiter, streng an der Linie entlang, die zum Tod hinführt – zu einem Tod, der nicht früh genug kommen kann.

Eine geheime Wunde, über die man nie sprechen, die man nie zeigen kann, ist keine echte Tragödie, denn eine echte Tragödie nimmt ihre wahren Ausmaße erst auf der Bühne an, auf der sie ihre Mitwisser, ihre Zuhörerschaft findet. Jenen Frauen aber war ihr Leben nur eine schamvoll verhüllte Wunde, von der man nicht sprechen durfte, weil sie ihren Ursprung in der Sünde hatte.

Manchmal brachten diese Frauen wenigstens ein Schluchzen zustande. Ein lautloses Schluchzen, ein Weinen, das in den Rissen und Spalten der Seele versickerte, kleine feuchte Spuren zurücklassend, darin dorniges Gewächs wucherte oder manchmal jene geisterhaft blassen Blumen, die manchen dieser Frauen etwas vom Duft des Verwelkens und Sterbens gaben. Ihr erinnert euch dieser Frauen aus eurer Kindheit, und wenn ihr sie vor eure Augen ruft, so müßt ihr an alte verlassene Friedhöfe denken, unter Eichen, an Moos, das in der reglosen Luft zittert wie unter dem Herzschlag der Toten; oder ihr denkt an Jasmin im Garten eurer Mutter, und daran, was ihr nachts gefühlt habt, wenn ihr aus einem Traum aufgewacht seid und den nachtschweren Duft der Blüten gerochen habt ...

Es war, als ob diese Frauen die Gegenwart des Todes nie ganz aus den Augen verlören, als ob sie in Sanftmut und ohne Ende einen Verlust beklagten, dessen ganzen Umfang zu erkennen sie nie den Mut aufbrachten. Unfähig, den häßlichen Tatsachen ihres Lebens ins Auge zu schauen, lernten sie geheimnisvolle Dinge zu sehen, die unsere Augen nicht wahrnahmen. Ich erinnere mich noch, wie sie von Ahnungen geschreckt wurden, sich mit Schatten herumschlügen, von überallher geheimnisvolle Antworten auf ihre Fragen erhielten. Zuweilen "träumten" sie, daß irgend jemand, an dem sie in

Liebe hingen, sterben müsse, und zuweilen geschah es sogar, daß jene Geliebten starben! Oder die Frauen "fühlten voraus", daß jemand nicht zurückkehren würde, wenn er eine lange Reise antrat, und manchmal gab es wirklich keine Rückkehr! So sanft und süß schlugen sie das Totenglöckchen derer an, denen ihr Herz galt, daß ich diesen Freundinnen meiner Mutter, die da harmlos zwischen Katastrophen dahinschritten, aus dem Wege ging (denn ich hatte Angst, eines Tages möchte solch eine sanftmütige Cassandra auch meinen Namen auf den Lippen haben).

Diese kleinen Geisterseherinnen unserer Städte im Süden ... da schlüpfen sie durch das Tor in die Kirche, um auf dem Chor zu singen ... ihre Zahl ist nicht groß. Vielleicht erinnert man sich ihrer nur, weil sie so rastlos umherschleichen, jetzt noch. Ich glaube, daß die meisten Frauen jener Generation meiner Mutter, wenn ihre Charaktere auch verbogen waren, mißgeformt durch jene Wirrnisse, eine gewisse Fähigkeit behielten, mit ihren Füßen auf der Erde zu stehen, ja daß sie manchmal die Dinge dieser Welt recht kräftig im Griff hatten. Was sie an Schmerz ausgestanden, das stritten sie einfach ab, oder sie versuchten es von sich wegzuschieben. Diese Leere? Ach, gewiß war das eine ganz natürliche Sache, Frauen fühlten das eben so! Ganz wie die Kindbettnöte und die Menstrualkrämpfe war diese sexuelle Erosion ihrer Natur, dieses Aufgezehrtsein, Abgetragensein, eben Gottes Wille, und wer vernünftig war, schickte sich darein. Einige gar bestanden darauf, es wären eben "Frauenbeschwerden", und sie liefen in die ärztlichen Ordinationen so oft wie in die Kirche, um sich ihr Elend herunterzureden.

Es gab welche, die das Problem lösten, indem sie sich ihrer weiblichen Eigenschaften entledigten. Es schien, sie haßten und beneideten die Männer wegen ihrer unbekümmerten Freiheit und wegen der Vergnügungen, die sie sich verschaffen konnten. Vielleicht haßten sie den Schöpfer selbst (eine Blasphemie, der sie wohl im Geiste auswichen), daß er den Weibern nur die lange Agonie des Gebärens zugeteilt hatte und nichts von des Mannes raschen Ekstasen der Zeugung. Und doch bestand bei ihnen zumeist eine seltsame Anhänglichkeit an den eigenen Vater, während doch sonst kein anderer Mann dazu taugte, daß man mit ihm lebte. Später dann, als das Leben der Frauen freizügiger wurde, wandten sich diese Protestierenden den Städten zu, fanden dort zueinander, eine kleine Schar grimmiger Geschöpfe, die sich die Haare kurz schnitten, den Männerschritt nachahmten und taten, was Unterdrückte immer getan haben, wenn sie sich gegen ihre Ketten aufbäumten: sie äfften die schlechten Eigenschaften des Feindes nach, der sie von ihrem angeborenen Naturrecht getrennt hatte. Wenn sie nicht den Mut aufbrachten, sich in den Geheimzellen ihrer Gehirne selber offen einzugestehen, was sie eigentlich für sich wünschten, dann verlangten sie eben, man solle sie "genau wie Männer behandeln". Sie waren natürlich nur ein Teil dieses psychosexuellen, dieses ökonomischen und politischen Protestes der Frauen, der durch die ganze westliche Kulturwelt ging, eine Art fibroides Wuchern kranker Zellen, deren Ungebärdigkeit ein Heilungsversuch war. Doch gab es keinen behaglichen Platz

für solche Frauen bei uns im Süden, obwohl einige dieser Rebellinnen in jeder unserer Städte wohnten.

Die Mehrzahl der weißen Frauen im Süden sagte sich selbst, Gott habe es nun schon so eingerichtet, daß ihnen alles Vergnügen vorenthalten blieb, und gefügig stopften sie, was in ihnen hohl und leer war, mit Frömmigkeit aus; wollten sich selber glauben machen, das Gefühl des Ausgestopftseins wäre zu guter Letzt gestillter Hunger. Kulturell zurückgestutzt durch die Gepflogenheiten eines Landes, das an Frauen immer noch Arglosigkeit und Einfalt zu schätzen wußte, waren sie wehrlos gegen den schmeichlerischen Klang der Phrase. Lauschten gern den Worten der Männer zu Ehren heiliger Weiblichkeit und glaubten daran; dachten ohne Zweifel: wenn sie nicht geheiligt waren, dann wüßten sie wohl nicht, wer es sein sollte. Und erst einmal durch den Phrasenschwall des alten Obersten auf das einsame Piedestal gelüpft, standen sie dort und spielten eiserne Statue, während ihre Männer in ihren dringlichen Angelegenheiten anderswohin verschwanden.

Diese Frauen wandten schließlich den Blick von all der Häßlichkeit fort, gegen die sie nicht aufkommen konnten, und bereiteten sich und ihren Familien, was man "ein normales Leben" nannte. Das Heim, das sie betreuten, war oft einfach, aber voll Anmut, und es tat wohl, sich darin einzurichten. Der Süden ist – wenn man die elenden Fabrikviertel vergessen will, die Trostlosigkeit der Farbigensiedlungen, die surrealistischen Stadthäuser – voll von solchen Heimen. Heime, die man, wenn man auf dieser Seite gelebt hat, nie wieder vergißt – Heime voll stillen Behagens, voll Bequemlichkeit und Geschmack. In diesen Haushalten wurde Kochkunst und Blumenpflege hochgehalten, man gab etwas auf alte Möbel und kultivierte die Familientradition (streng zensuriert, daß nur das Niedliche und Triviale übrigblieb). Das Sexuelle war als eine beschämende Angelegenheit, die man nicht erwähnen durfte, durch die Hintertüre hinauskomplimentiert. Auch die Rassenabsonderung war aus dem Gesichtsfeld gerückt, und das war so gut gelungen, daß bis vor kurzem die meisten weißen Südstaatler fröhlich verkündeten, es gebe gar kein Rassenproblem mehr, denn es sei gottlob gelöst. Zur Hintertüre hinausgeschafft war alles Ungefällige und Unaussprechliche; herein aber durch die Hintertür kamen schwere Tablettts beladen mit Speisen, wie man sie leckerer wohl kaum irgendwo in der Welt findet. Obwohl Askese gepredigt wurde und obwohl es der Prohibition wenigstens zeitweise gelang, die Schnapsbuddel in Bann zu tun, waren die Tafelfreuden doch frei.

Was immer unser Leben auch aufgestört haben mag, uns bleiben diese Erinnerungen an köstliche Küchendüfte, an Blumen und Gärten, in denen sich die Phantasien unserer Mütter Bahn brachen, welche ihnen sonst überall verlegt war. Unsere Ladies und ihre Gartenklubs sind von den Karikaturisten im ganzen Land zu einem Gegenstand des Gelächters gemacht worden, manchmal auf recht spaßhafte Weise, aber so ganz ehrlich lachen können wir nicht darüber. Denn wir erinnern uns

dann doch eines Gesichts, das unvergessen in unserem Herzen wohnt, und wir gedenken all der Sehnsucht in diesem Gesicht, wenn Schößlinge in die warme Erde gepflanzt und gegen die Sonne abgeschattet wurden ... Wir denken an ein Gesicht, das sich tief herabbeugt, an vertraute Hände, die sich in die weiche Erde tasten, um einen Schößling zu setzen, wir sehen, wie da kleine, geheime Träume gepflanzt werden und umgepflanzt, Träume, die dann in einer Azalee aufgehen, einer Rose, einer Kamelie, weil sie nicht im eigenen Leben der Gärtnerin keimen durften ... Wir hören eine Stimme, die sich bitter beklagt, weil ein kleines Pflänzchen nicht gedeihen will ... sanfter Tadel an eine Blume, die ihr Leben nicht in Fülle leben will. Und wir erinnern uns, wie wir die alten Gärten am Morgen voll fanden von hastigen Baumwanzen, wie kleine Kröten zwischen den Veilchen herumhüpften, und eine frischgesponnene Spinnwebe schimmerte von Tautropfen wie ein Kopf, in dem die jungen Ideen noch feucht glitzern. Nachts aber, im Mondlicht, wanderte eine Frau einsam zwischen ihren Kamelien oder Lilien auf und ab – so einsam, daß man noch jetzt sein Herz danach verzehrt, jene Vergangenheit für immer hinter Gittern zu verschließen – so schmerzlich ist die Erinnerung an eine Herzensnot, zu der es nie hätte kommen müssen.

Mit diesen ihren Gärten und Heimen versuchten die weißen Frauen ihr Leben gegen das Böse abzuschildern, und zuweilen gelang es ihnen wenigstens, ihre Kinder davor zu bewahren. Wenn man die Kleinen nur vor alledem bewahrte, vor all den Nöten unseres Südens, die nicht einmal erwähnt werden durften, dann war ja so viel gewonnen! Unschuld, Tugend, Unwissenheit, Schweigen, das waren gleichbedeutende Begriffe, die sich um junge Menschenleben rankten wie Wicken. Diese Mütter glaubten, es wäre nicht das Böse, das Schaden täte, sondern die Kenntnis davon. Was einer nicht hörte oder las oder sah, das konnte doch nie an ihn herankommen! Und da diese Mütter nicht glaubten, daß es je anders werden würde oder gar anders werden sollte (obwohl sie nicht hätten sagen können, warum es so bleiben mußte), so verschlossen sie auch ihre eigenen Gedanken gegen die Kenntnis von üblen Dingen. Sie erlaubten ihrer Phantasie nicht, sich in die Sorgen einer farbigen Mutter zu verlieren, deren Kind von Geburt an der Kränkung ausgeliefert war, sie erlaubten ihrer Phantasie auch nicht, tief ins Elend hinabzuschauen, und am wenigsten, sich ein Bild von dem zu machen, was ihnen vorenthalten geblieben war. Der Gedanke wäre ihnen unerträglich gewesen. Und da sie nicht zulassen durften, daß das Wissen über sie kam, waren sie eingeschüchtert von einem Wort, einer Andeutung, von allem, was ernste Gefühle in ihnen wachgerufen hätte. Es war ihnen, als ob eine einzige laut gestellte Frage den Garten ihrer Phantasien verwüsten müßte wie ein Wirbelsturm, in wenigen Minuten die ganze Blüte vernichten, nichts zurücklassen als eine nackte, blutige Realität, mit der man von nun an zu leben hätte.

Andere wieder gab es, die vielleicht nicht aufgeklärter waren, deren Naturen es aber widerstrebte, die Tatsachen so sanft und unterwürfig hinzunehmen. Sie fühlten sich

gedrängt, Fragen zu stellen und sich diese Fragen selbst zu beantworten. Gewiß hätten sie das Wort Sexualität niemals laut ausgesprochen, aber aus ihren Fragen und Antworten wurde ihnen klar, daß Frauen davon, daß sie auf überhöhte Piedestale gestellt wurden, daß sie auf einem exaltierten Niveau lebten, nichts anderes erwarten durften als eine bittere Erkältung hernach; daß weiße Frauen in der Tat aus dem psychosexuellen Profitsystem, das die Rassenabsonderung im Süden zustandegebracht hatte, keinerlei Vorteile für sich ziehen konnten; daß bei keiner dieser Transaktionen für sie irgendein Gewinn herauschaute. Sie begriffen, daß hinter dem Wort *Diskriminierung* geheime Nebenbedeutungen lauerten – Nebenbedeutungen, von denen nichts Gutes zu erwarten stand. Soviel Semantik begriffen sie allmählich, und dies hier verstanden sie so gut wie ihre Biskuitrezepte. Im Wörterbuch der weißen Südstaatlerin konnte *Diskriminierung* definiert werden als eine unselige Lebensweise, die nur zu oft einen Platz in ihrem Bett und in ihrem Herzen leer ließ. Ob nun die einzelne Frau dieses Mißgeschick erduldet hatte oder nicht – und wir wollen der Tatsache eingedenk sein, daß viele diesen Kummer nicht am eigenen Leibe erfuhren –, sie alle wußten doch, daß die Absonderung einen tiefen Riß in die Traumwelt der weißen Frau, in den Bereich ihrer köstlichsten Träume gezogen hatte. Oft genug war vor ihren Augen das Frauenleben, das Leben des Mädchens, der Frau, der Mutter, zur Tragödie geworden, und noch öfter vielleicht zum ordinären Melodrama. Wie sollte sie jetzt im Zuschauerraum dieses Theaters sitzen und zu ihrer eigenen Demütigung Beifall klatschen?

Indem sie sich so Antworten auf ihre eigenen Fragen gaben, stiegen sie von dem Piedestal herab, sooft nicht gerade die Augen Fremder auf sie gerichtet waren; hielten da unten in der Wirklichkeit Umschau. Nein, nicht so, wie Sie vielleicht meinen. Es waren konventionelle, altmodische, höchst moralische Frauen, die es sich nicht einmal im Traum einfallen ließen, ihr Ehegelöbnis zu brechen oder, wenn sie unverheiratet waren, ihre technische Keuschheit preiszugeben. Aber ihr Geist schweifte aus, ihre Sympathien hängten sich begierig an alle erdenklichen Menschen und Dinge, während ihr Mutterwitz mit den alten Lügen aufräumte und das Gerümpel in den Kamin schob, daß es nur so prasselte und knatterte.

Diese Frauen rafften sich schließlich soweit auf, die südliche Tradition über Bord zu werfen, dieses ganze Lügengebilde, mit dem man drei Jahrhunderte lang ihre Mütter und sie selbst, ungezählte weiße und gemischte Kinder des Südens, betrogen hatte. Es war eine richtig subversive Angelegenheit, aber es ging so sittsam dabei zu wie bei einem Nachmittagsspaziergang der Schülerinnen eines Mädchenlyzeums. Begonnen hat das schon zu Zeiten meiner Mutter. Ein wenig scheu schlichen diese ersten Frauen von ihren frostigen Piedestalen herunter, übten ein wenig Sabotage, und dann standen sie wieder oben, in ihre Unschuld gehüllt wie in einen Spitzenschal. In aller Stille hatten sie Zeitzünderbomben ausgelegt, waren dann zu ihren Nähkörbchen zurückgeflüchtet

und warteten in aller Heiterkeit darauf, daß die Minen hochgingen. Sie hatten keine Lady Lincoln, unsere Südstaatlerinnen, um ihre Emanzipation zu proklamieren, aber sie brauchten schließlich auch keine.

Das ganze war mehr oder weniger eine spontane Reaktion. Die Mutter erzählte in hohem Alter der Tochter Befremdliches, woran sie allzu lang herumgewürgt hatte. Die Tochter sprach mit anderen Frauen darüber. Farbige und weiße Frauen, die in der Küche beisammenstanden, um einen Käsekuchen für die hungrigen Männer anzurühren, sahen einander tief in die Augen und verstanden eine gemeinsame Vergangenheit. Eine vornehme Herrin, die der farbigen Magd aus der Bibel vorlas, während diese das Silber putzte, legte plötzlich die heilige Schrift zur Seite und begann von Dingen zu sprechen, die minder heilig, ihnen beiden aber unendlich wichtiger waren.

Rebellion lag in der Luft. Die weißen Männer merkten es wohl noch nicht, aber das alte Piedestal, auf das sie ihre Frauen so lange heil und unstörend abgestellt hatten, begann zu beben und zu wanken. Dann aber, in einem leidenschaftlichen Ausbruch von Stumpsinn, der wirklich über alles hinausging, was man ihnen zutrauen möchte, versteiften sich diese Männer auf ihr Ausbeutersystem, schützten sich hinter rostigen Schilden einer verlogenen und bramarbasierenden Moral, wie die angloamerikanische Welt noch keine vor Augen gehabt hatte. Im Namen der "geheiligten Weiblichkeit", der "Reinheit", mit dem Schrei "Schützt euer Heim!" organisierten alte und junge geile Lüstlinge, noch tiefend von ihren Unsauberkeiten, Heuchler, die ihr Heim beschmutzt hatten, seit sie sechzehn Jahre alt waren, Lynchgerichte, organisierten Klans, hetzten armes und stumpfsinniges Volk zu wilden Erregungen auf, indem sie ihm mit obszöner und perverser Phantasie eine Drohung vorgaukelten, hinter jeder Zypresse lauere ein Neger, um "unseren" Frauen Gewalt anzutun. Und im Namen solcher Heiligkeit trieben sie das alles, um die schlimmen Geschäfte ihres Herzens und ihres Gewissens, die eigenen und die ihrer Gemeinde, "unter Kontrolle zu halten". Und dabei ließen sie es sich gar nicht träumen, daß ihre Frauen ihnen doch gar nicht auf diese Lügen hereinfließen.

Und dann geschah es. In einer unserer Städte im Süden trafen sich rebellische Frauen. Sie trafen sich unter dem Namen einer Kirchenversammlung, aber von kirchlichen Dingen war kein Wort mehr die Rede, sobald das revolutionäre Thema angeschlagen war. Gelassen sprachen diese Frauen aus, daß sie gar keine Angst hätten, es könnte ihnen jemand Gewalt antun; was ihre Heiligkeit betreffe, so möge man es ihnen ruhig überlassen, sie selber zu behüten; die ritterlichen Heldentaten von Lynchgerichten seien ihnen ein ganz unerwünschter Schutz, dessen sie nicht bedürften. Und nicht nur das, sie wollten persönlich alles, was in ihrer Macht stand, tun, um jeden Neger vor der Lynchjustiz zu bewahren; und Macht, so verkündeten sie kühn, besäßen sie eine ganze Menge.

Sie hatten in der Tat mehr Macht, als sie ahnten. In einem großen Gebiet des weißen Südens konnten sie geradezu eine Art geistiger Erpressung ausüben. Sie brauchten nichts weiter zu tun, als nur aus ihrem Eimer in all die vielen Brunnen, in denen das schlechte Gewissen aufgespeichert war, zu spritzen und dann ein wenig zu rühren. Von Tausenden weißer Männer ahnte wohl kein einziger so recht, wieviel oder wie wenig die einzelne Frau über sein privates Vorleben wußte. Und manch einer, der nie in der Tat schuldig geworden war, mochte nun die Phantasien und Gedankenstunden seiner Jugend mit der Wirklichkeit gleichsetzen – kurz, es gab überall Verwirrung und Betretenheit.

Das geschah im Jahre 1930. Jene Frauen gründeten einen Bund zur Abwehr der Lynchjustiz (Association of Southern Women for the Prevention of Lynching). Ihre Männer, Söhne, Brüder und Onkel wirkten oft wacker und stolz an ihrer Seite – viele gewiß, weil auch ihnen der allgemeine Stand der Dinge mißfiel, andere, weil ihnen nichts anderes übrig blieb.

So unglaublich das allen Menschen außerhalb des amerikanischen Südens erscheinen mag, der Brauch der Lynchgerichte war bisher in keiner Weise zur Diskussion gestanden, sodaß diese Aktion der Kirchenfrauen für die Öffentlichkeit einen wahren Schock bedeutete. Das war einmal etwas vollkommen Neues für Dixie.³⁸ Die Verdienste jener Frauen werden, wie mir scheint, nicht dadurch geschmälert, daß diese allgemeine Bewegung sich wohl nicht so schnell hätte herauskristallisieren können, wenn nicht Dr. Will W. Alexander und ein paar Männer und Frauen, die sich um ihn scharten, Vorarbeit geleistet hätten, indem sie 1918 das erste Interrassische Komitee³⁹ im Süden starteten. Noch andere Faktoren hatten mitgewirkt: ein Weltkrieg hatte die Völker der Erde auseinander und dann wieder zusammengetrieben; die Neger selbst, von kühnen Männern wie Walter White, Atlanta, und W. F. B. Du Bois sowie von deren weißen Freunden im Norden geführt, brachten unserem Land zu Bewußtsein, daß auch Neger Rechte haben; die Gruppe um Dr. Howard Odum – dessen erste Studie über das Negerproblem 1910 die Sozialwissenschaftler auf die Fragen des Zusammenlebens zwischen Farbigen und Weißen hingelenkt hatte – sammelte alle Arten von Tatsachen über eine Gegend, in der man sich bislang auf Phantasien und Ängste beschränkt hatte. Die Rolle der Frauen war es jetzt, aus dem gärenden Teig den ersten Laib Brot zu backen und ihn, wie das schließlich bei uns im Süden Sitte ist, heiß auf den Tisch zu bringen.

³⁸ "Dixieland oder kurz Dixie ist ein gebräuchliches Synonym für die Südstaaten der USA. Im engeren Sinn bezieht sich der Spitzname Dixieland – ebenso wie die Bezeichnung Südstaaten – auf jene elf Bundesstaaten, die im Jahr 1861 Mitglieder der Konföderierten Staaten von Amerika wurden: South Carolina, Mississippi, Georgia, Louisiana, Florida, Alabama, Texas, Virginia, Arkansas, North Carolina und Tennessee." (Wikipedia)

³⁹ Commission on Interracial Cooperation

Nach dieser ersten grandiosen Kundgebung gegen jene schmutzige Heuchelei, die sich als Kavaliertum verkleidet hatte, arbeiteten jene Frauen auf säuberliche und emsige Weise weiter, wie es guten Hausfrauen anstand (und das waren sie ja wohl), sie gebrauchten Staubwedel und Besen, um da und dort einen Schmutzpfleck oder eine Spinnwebe wegzufegen, unternahmen aber nichts Ernstliches, um den ganzen Stil des Lebens im Süden zu ändern, von dem sie vage begriffen hatten, daß er ihnen und ihren Kindern unrecht getan hatte nicht minder als den Farbigen, an dem sie im ganzen aber doch wohl ein wenig hingen.

Natürlich hätten Demagogen sie am liebsten als Kommunisten oder Bolschewiken abgetan, aber wie konnten sie das? Diese Frauen waren viel zu pedantisch korrekt und sanft und damenhaft, viel zu kirchenfromm in all ihren Unternehmungen, viel zu viele von ihnen waren Ehefrauen der einflußreichsten Männer im Lande. Tatsächlich sträubten sich diese Ladies gegen das Wort *radikal* und hätten sich umgehend gegen jedermann gewendet, der in der Sache hätte weitergehen wollen, als es ein Großreinemachen in Dixie erforderte. Die wenigsten von ihnen verfügten über disziplinierten Intellekt oder über nennenswerte Phantasie, und vielleicht war keine unter ihnen, die den ganzen Umfang dieser das Sexualleben, das Rassenproblem, die Religion und die Wirtschaft umgreifenden Angelegenheit auch nur entfernt ahnte; aber sie hatten warme Herzen, eine Menge Energie und waren ganz geschickte Unterhändlerinnen; manch ein alter, durchtriebener Politisierer ist von ihnen in aller Sanftmut ganz gehörig aus dem Konzept gebracht worden.

Und sie folgten einer gesunden weiblichen Intuition, indem sie als "Kirchenfrauen" auftraten, sich auf die religiösen Lehren der Kirche beriefen, sooft es nötig würde.⁴⁰ Sie wirkten mit Mut, aber so unaufdringlich, daß es noch heute eine Menge Leute in den Südstaaten gibt, die kaum etwas Näheres über sie wissen. Aber es gelang ihnen, das Gewissen des Südens und des ganzen Landes gegen die Lynchjustiz wachzurufen; sie rissen ein übles Stück aus unsrerer südstaatlichen Tradition heraus, ließen eine Stelle offen, die kein Mann in Dixie so einfach wieder mit Phrasen zu füllen wagte. Sie attackierten den Ku Klux Klan, als es außer Julian Harris⁴¹ vom *Enquirer*, Columbus

⁴⁰ "Gesunde weibliche Intuition"? – Es ist taktierendes Verhalten von Menschen, die ansonsten nichts bewirken können – eben weil sie als Frauen keine organisatorische Macht haben. MvL

⁴¹ Um 1925 wurde die Regierung des Staates Georgia offenbar weitgehend vom Ku Klux Klan kontrolliert. Julian LaRose Harris (1874–1963), Herausgeber des *Enquirer-Sun*, stellte sich dem publizistisch entgegen. Im Klappentext einer Biografie heißt es: "From his father, Joel Chandler Harris, the noted Georgia journalist and folklorist, Harris gleaned the ideals of racial tolerance and sectional reconciliation following the Civil War. After stints at the Atlanta Constitution and the New York Herald's Paris edition, as well as service in World War I, Harris and his wife Julia Collier Harris, herself an accomplished journalist and author, purchased the Columbus (Georgia) *Enquirer-Sun* in 1920. There, for the next nine years, they battled the Ku Klux Klan, lynching, anti-evolution laws, prohibition, and corruption in government. They also championed civil liberties, rights for women and blacks, the public education system in Georgia, and the underfunded University of Georgia, being rewarded with the Pulitzer Prize for Meritorious Public Service in Journalism in 1926."

(Georgia), noch kaum ein weißer Journalist gewagt hatte, diese Leute, von denen Hitler gewiß viel gelernt hat, öffentlich anzufassen.⁴² Und sie setzten diesen Kampf (bei den Demagogen sofort als "northern meddling" verschrien, als Einmischung der Nordstaatler) energisch fort, stärkten ihren Elan an dem anderer Kirchenfrauen überall im Lande.

Aber fertig war man noch nicht. Es gab allerhand Punkte, die noch geändert werden mußten. Bei manchen ging es um religiöse Gewissensfragen. Die Frauen stellten den Grundsatz auf, das Abendmahl sei ein heiliges Sakrament, das wahre Christen auf reine Weise, ohne Sakrileg, empfangen konnten nur, wenn sie auch willens wären, zusammen mit Christenbrüdern und -schwestern der anderen Farbe das Brot zu brechen. Kurz entschlossen legten sie *bib* und *tucker* an, Latz und Fälteltuch, wie sie zum Abendmahl gehören, und trafen sich in kleinen Gruppen mit farbigen Frauen; so brachen sie bewußt und unübersehbar ein Tabu, das im Bewußtsein unserer Heimat tief verwurzelt war.

Vielleicht ist es für Menschen, die nicht als Weiße im amerikanischen Süden aufgewachsen sind, einigermassen schwierig zu ermessen, wie das generelle Tabu des gemeinsamen Essens, das uns in unserer Kindheit eingepflanzt wird, mit Vorstellungen von Gott und Sexualität verquickt ist, wie es mit schwereren Verboten zusammenhängt und sie ineinander verklammert. Wir aber, die wir hier im Land leben, können das nie vergessen. Eine dieser Kirchenfrauen erzählte mir, welche Empfindungen sie gehabt hatte, als sie zum erstenmal tatsächlich mit farbigen Freundinnen zu Tisch saß. Obwohl ihr Gewissen rein war und obwohl sie sich über das neue Einverständnis mit farbigen Geschlechtsgenossinnen ehrlich freute, mußte sie ein akutes Ekelgefühl niederkämpfen, das erst nachließ, als die Zeremonie beendet war. Sie war zu ehrlich, dieses Gefühl auf etwas anderes als auf eine tiefeingewurzelte Angst zurückzuführen, die aus ihrem Unterbewußtsein hochquoll, aus Schreckvorstellungen, die man in frühester Kindheit in ihr fixiert hatte. Andere haben mir Ähnliches erzählt; eine empfand "Gewissensbisse", obwohl ihr Gewissen ihr Verhalten "eindeutig billigte"; in der folgenden Nacht wachte sie auf, gepeinigt von "ernsthaften Zweifeln, ob es wirklich gut war, was wir da taten".

Natürlich standen die weißen Frauen mit diesen irrationalen Reaktionen keineswegs allein. Auch den farbigen Frauen fielen diese Begegnungen schwer, allerdings aus anderen Gründen. Manche waren zutiefst in ihrem Stolz verletzt, daß weiße Frauen sich gar so tapfer und tugendhaft vorkamen, wenn sie sich zu ihnen an den Tisch setzten. Sie hatten zuviel Feingefühl, um nicht zu spüren, welchen psychischen Preis die weißen Frauen für ihr verbotenes Tun zu bezahlen hatten, und

⁴² Nicht nur die Nazis, sondern in den USA auch die dortigen Täter der organisierten Ritualen Gewalt.

doch wußten sie wieder zu wenig von der Erziehung, die weiße Kinder erfahren, um ganz zu begreifen, warum hier ein so hoher Preis zu bezahlen war. Andere farbige Frauen waren selbst vom Bruch der Konvention zutiefst erschüttert, nicht der Konvention des Schuldgefühls – nein, sondern des unterdrückten alten Hasses gegen die Weißen. Eine sehr charmante, sensitive, intelligente Farbige meiner engsten Bekanntschaft sagte mir, daß sie auch jetzt noch, wenn sie längere Zeit mit Weißen zusammen ist, von körperlicher Übelkeit befallen wird und es tatsächlich ungeheuer schwer ist, Widerstände zu überwinden, die ihr in ihrer Kindheit eingepflanzt wurden.

Um als Christen miteinander Brot zu brechen, mußte man mächtige psychologische Sperren überwinden, und jede der beiden Gruppen tat das, ohne dabei die eigenen Gefühle, geschweige denn jene der Gegengruppe, voll zu verstehen. Als die Hemmungen fühlbar wurden, kämpften die meisten dieser Kirchenfrauen, Weiße und Farbige, sie tapfer nieder, indem sie das Gewicht des Neuen Testaments gegen ihre Ängste und Ungewißheiten in die Waagschale warfen und erklärten, "Jesus würde es genauso getan haben".

In den folgenden Jahren hat diese Gruppe, vereint mit Kirchenfrauen in allen Teilen des Landes, entschiedene Stellung gegen die Rassenabsonderung im kirchlichen Bereich genommen. Dieselbe Gruppe in Atlanta, deren Kern jetzt unter der wackeren Führung Dorothy Tillys⁴³ steht und vom *Southern Regional Council* unterstützt wird, hat im letzten Jahr eine entschiedene Entschließung gegen Rassenabsonderung in den höheren Schulen und im zwischenstaatlichen Reiseverkehr angenommen. Und sie wagen jetzt noch mehr, beschränken sich nicht aufs trügerische Ausmalen, sondern tun Zimmermannsarbeit an unserem Heim, schaffen neuen Raum für den Rest der Familie. Und weil sie das tun, erfahren sie nicht mehr die geduldige Nachsicht der Zeitungen und der Politiker, die ihnen einst zuteil wurde. Vielleicht ist aber die alte Gewalt geistiger Erpressung denn doch im Schwinden. Vielleicht entwickeln diese Frauen Kräfte und neue Techniken und verschaffen sich auf neue Weise Respekt. So viel und so wenig sie erreicht haben (und manchmal scheint das Erreichte gering gegenüber der Größe und Dringlichkeit der Aufgabe), diesen Kirchenfrauen ist eine Sublimation jener Entbehrungen gelungen, die ihre Kultur ihrem Geschlecht einst auferlegte, und sie haben ihre befreite Energie, ihre aus den Schranken gelöste Liebe genutzt, um neues Grün auf dem geistig verdorrten Boden des Südens zu pflanzen. Das gehört zum Wunder und zum Liebenswertesten der Menschennatur: Sie haben ihr eigenes Verzagen und ihre Verwirrungen beiseitegeschoben, und dadurch sind sie in gewisser

⁴³ Dorothy Rogers Tilly (June 30, 1883 - March 16, 1970) was an American activist from the progressive era until her death. She was a noted activist in the Women's Missionary Society (WMS), Commission on Interracial Cooperation (CIC), Association of Southern Women for the Prevention of Lynching, Southern Regional Council, Fulton-DeKalb Commission on Interracial Cooperation, and Fellowship of the Concerned (FOC). She was also appointed to the President's Committee on Civil Rights in 1946 by Harry S. Truman. (Wikipedia)

Weise reifer geworden, sie haben sich mitleidend jenen zugewendet, die noch größeres Elend erlitten. Es scheint beinahe, als ob sie sich selbst dadurch erhoben hätten, daß sie zu einer freiwilligen Erniedrigung ihres Standes bereit waren, wenngleich sie sicher sagen würden, es sei ihr Glaube an das Wort Jesu, der sie erhöht habe.

Es wäre hübsch, wenn ich diesen Bericht über die Aktivitäten der Frauen hier abschließen könnte, aber es muß noch eine tragische Seite der Tradition erwähnt werden.

Wie ihre Männer fanden die meisten dieser zutiefst seelisch verletzten weißen Frauen es leichter, Haß als Liebe in sich zu entfalten. Nachdem ihre Träume zerstört waren, zerstörten sie grausam die Träume ihrer Kinder und die Ansprüche ihrer Männer.

Sie handelten dabei unter Zwang und waren sich nicht immer bewußt, daß es Haß war, der sie dazu drängte. Die meisten von ihnen hatten das Gefühl, "richtig zu handeln". Und sie hielten es deshalb für ihre Pflicht, streng über die Moral ihrer Kinder und ihrer Männer zu wachen. Sie nahmen nicht wahr, daß sie damit die wenig anmutige Rolle übernahmen, von ihren Familien den gleichen Gehorsam gegenüber derselben Autorität zu verlangen, die ihnen selbst zuvor große Opfer auferlegt hatte. Sie glaubten ihre Männer und Kinder so sehr zu lieben, daß es wohl ihr Recht wäre, nun auch zu wünschen, daß jene "das Richtige tun". Sie wären wohl entsetzt gewesen, wenn man ihnen vorgeworfen hätte, daß sie aus ihren Heimen Kindergerichtshöfe machten, in denen sie das Richteramt bekleideten; und doch war es genau das, was sie oft genug taten.

Sie wären wohl auch tief gekränkt gewesen, hätte man sie des Hasses bezichtigt. Was sie für ihre Familien empfanden, war eitel Liebe und allenfalls gelegentlich ein wenig Ärger und Enttäuschung. Sie pflegten die Ihren getreulich durch alle Krankheiten, bestellten ihnen einen guten Tisch, hielten das Haus sauber, waren ehrgeizig und stolz auf alle ihre Errungenschaften und durften sich also wohl als grenzenlos opferwillige Frauen und Mütter fühlen. Ihr Leben lang opferten sie sich, aber es wurde ihnen nie recht klar, was sie eigentlich opferten.

Manch kleiner Dorn, der tief in geheimen Wunden schwärte, fügte ihrem Gewissen scharfe Stiche zu, machte dieses Gewissen zu einem reizbaren Ding; diese Frauen aber breiteten die Schutzdecke ihrer zärtlichen Zuneigung darüber und wollten die Stiche der Dornen nicht spüren. Und wenn ihr überreiztes Gewissen sich gegen ihre Kinder oder gegen die Männer in ihren Familien wandte, so dachten sie, sie vollstreckten Gottes Willen. Und wie das oft der tragische Irrweg menschlicher Gefühle ist, richteten sie im Namen alles dessen, was da recht und gut ist, bei sich daheim genau soviel Unheil an wie einst ihre Männer im Namen der geheiligten Weiblichkeit in der

Farbigensiedlung, genau soviel Unheil, wie die Völker in den letzten Massenkriegen im Namen der Freiheit angerichtet haben.

Manch ein Mann stürzte sich kopfüber in die Politik, trat dem Ku Klux Klan bei, hatte einen nervösen Zusammenbruch oder fälschte Schecks, ergab sich dem Suff oder baute eine große Industrie auf, das alles, weil er sein Zuhause, das sich in einen Polizeistaat verwandelt hatte, einfach nicht mehr länger ertrug. Aber es wäre schwierig gewesen, den gutgesonnenen Müttern und Frauen das verständlich zu machen, und erst recht den Männern.

Mit der Zeit wurden die Mütter in der Erziehung ihrer Kinder immer autoritärer, als mußte dabei zuletzt eine totalitäre Disziplin herauskommen: sie unterdrückten Geist und Gefühlsleben, dachten sich Ernährungspläne aus, als wäre Essen eine Art Pflichterfüllung, und Vermeidungsstrategien, als wäre, dies oder jenes zu vermeiden, eine Verantwortung, die man seinem Stande gegenüber auf sich genommen hat; sie übereilten die Entwöhnung von der Mutterbrust, als wäre Saugen und Lutschen ein unmoralisches Tun, das man den Babies so rasch wie möglich abgewöhnen mußte, sie beschnitten die Neugier der Kinder, wie die Chinesen früher ihren kleinen Mädchen die Füße einbanden.

Immer starrer und strenger wurde dieses moralische Training, stahlhart und unpersönlich. Und dabei war es ein verzweifelt aussichtsloses Unternehmen! Hätte man diese Frauen gefragt, wovor sie eigentlich Angst hatten, hätte man von ihnen eine Aufzählung all des Bösen gefordert, auf das ihre Kinder, wenn weniger scharf behütet, verfallen könnten, dann wären sie wohl ganz und gar ratlos gewesen. Zuweilen ließen sie Tränen, nie aber Worte für ihre Ängste sprechen. Nur das eine stand fest für sie: daß sie ihre Kinder rein und unschuldig erhalten mußten, daß es galt, sie "gut zu machen". Irgendwie hatten sie das Gefühl, in jedem kleinen Körper, in jedem kleinen Gehirn stecke eine ungeheuerliche Macht, irgendeine Art Atomenergie; entfesselte man die, so würde sie die "Moral" der Kinder in die Luft sprengen. Also war man gezwungen, keine Zeit und Mühe zu scheuen, um jene Gefahr einzudämmen. Man pferchte die Kinder in einen starren Panzer, um sie gegen ihre eigenen Phantasien und sexuellen Regungen abzuschirmen, man rüstete sie für künftige menschliche Beziehungen aus wie für ein grausames mittelalterliches Turnier. Man sonderte Sexualität von Liebe und Verbundenheit und sah gar nicht, daß sie dann unvermeidlich eine heimliche Verbindung durch die Hintertür eingehen mußten, mit Haß und Schuldcomplexen.

Diese Erziehung war bis in die neuere Zeit oft durch die widersprüchlichen Beziehungen des Kindes zu Mutter und (farbiger) Mammy kompliziert. Manchmal erteilte Mutter Anordnungen, die Mammy, die mit Kindern besser Bescheid wußte, einfach nicht ausführte. Manch ein Kind meiner Generation wurde in seiner moralischen Natur und in seinen ersten menschlichen Beziehungen durch den

Sittenkodex einer Mutter innerlich gespalten, den wiederum die farbige Amme intuitiv als zu streng und lebensfremd erfaßte, alsdaß ein warmer, zum Leben drängender Menscheng Geist ihm anhängen könnte. Obwohl es manches gab, wofür weiße Kinder dankbar waren, konnten doch die instinktiven Nöte des Körpers nur unter hohen seelischen Nöten befriedigt werden.

Wir dürfen nicht vergessen, daß ihre eigentümliche Kultur diese Frauen echter, tiefbegründeter biologischer Rechte beraubt, sie ihrer angeborenen Würde entkleidet, sie zu lächerlichen Säulenheiligen und psychisch zu zurückgebliebenen Kindern gemacht hatte; die Fähigkeit, ihre Männer und ihre Familie zu begreifen, Freude zu empfangen und Freude zu geben, war in ihnen gelähmt worden. Es ist nicht verwunderlich, daß sie überängstliche Wächterinnen einer südstaatlichen Tradition wurden, die sie unbewußt mit *Medea*-ähnlichem Haß an sich selbst rächten.

In den meisten von ihnen wirkte wohl tiefe Unterwerfung in Unvermeidliches; sie wagten gar nicht zu fragen, was ihnen so bitter weh getan hatte. Alles war in ein einziges Geheimfach zusammengepfertcht – sexuelle Tabus, Rassenabsonderung, "das Recht, Geld zu verdienen auf dieselbe Weise, wie Vater einst Geld verdiente", die Pflicht, zur Kirche zu gehen, die Scheu vor neuen Wissenschaften, die alten Glauben erschüttern konnten, das Abspalten der Ideale von den Verhaltensweisen – und all das wurde gänzlich unkritisch hingenommen. Und man bestand darauf, daß alle sich ins Gegebene schickten, so wie man sich selber darein geschickt hatte. Man empfand Grauen vor jedem, der vom strengen Weg abwich, man dachte mit Entsetzen an die Möglichkeit, die Kinder könnten etwas anderes werden als orthodoxe Südstaatler. Man gebrauchte sein "Gewissen" wie eine Injektionsnadel, man stieß sie in die jungen Geister an den widerstandslosesten Stellen, man füllte die jungen Seelen mit den eigenen Schuldcomplexen, hoffte die Kinder "zu ihrem eigenen Besten" gegen vage "Übel" zu feien.

Doch es war eine infizierte Nadel, und das Gift, das den Kindern eingefloßt wurde, eiterte zu unheilbaren Pusteln und Abszessen ...

Es wäre ungerecht, die Mütter von zwei oder drei Generationen wegen einer Lebensauffassung zu tadeln, die ihre Kinder sozusagen schon im Mutterleib schädigte, so wie es unrecht wäre, die Männer zu tadeln. Beide, Männer und Frauen, wurden in diese Geistesverfassung hineingeboren. Und diese Kultur entbehrte fast völlig aller Kräfte der Selbstverwandlung, die eben nur in einem aufrichtigen, kritischen Verstand gedeihen; kritischer Verstand aber wurde damals den Kindern geradezu ausgetrieben, – und den Heranwachsenden, die Gefahren sehen und sich dagegen hätten wehren können, deren Einsicht und Talent dem inneren Wachstum des Südens so viel hätten geben können. Diese Kultur schlug jene zuschanden, die in grimmiger Verbissenheit, ungerne geduldet, in der Heimat blieben, bis ihre Energie erschöpft war (ich brauche nur

an Howard Odums⁴⁴ Sturmjahre zu erinnern, an Arthur Raper⁴⁵, H. C. Nixon⁴⁶, William Kilpatrick⁴⁷ und ungezählte Dichter, Schriftsteller und Lehrer, die entweder aus dem Land getrieben wurden oder unter schwersten Mißhandlungen in der Heimat blieben) – sie tat dies alles den eigenen Leuten an, und so ist es wohl nicht schwer zu verstehen, warum Frauen, unsere Mütter und vielleicht auch wir selbst, nicht anders handeln konnten, warum sie sich dem System unterwarfen und es für "recht" hielten, sich zu unterwerfen. Sie besaßen nicht genug Einsicht – und woher hätte sie ihnen kommen sollen? –, um gegen ein Gewissen mißtrauisch zu werden, das hoffnungslos mit natürlichen und spontanen Bedürfnissen in Konflikt steht. Nicht träumen ließen sie sich, daß die Energie, aus der jenes Gewissen gespeist wurde, Haß sein könnte, nicht aber Liebe. Die furchtbare Tatsache wäre ihnen unannehmbar gewesen, daß ihre eigenen unterdrückten Wünsche sich in ihrem Gewissen verdichtet und ihm so seine grausame Macht verliehen hatten. Sie hatten das Leben nicht genau genug untersucht – denn das Leben gab auf vorwitzige Fragen allzu unwirsche Antworten –, als daß ihnen klar geworden wäre, daß Schuldkomplexe und Ideale so unterschiedliche Dinge sind wie Krankheit und Gesundheit.

Wir können nicht Recht sprechen – wer wollte das wagen? –, aber wir wissen jetzt mit tragischer Gewißheit, daß diese Frauen, hierzu von ihrer Geisteshaltung und der Gebrochenheit ihrer Herzen genötigt, wirklich gründliche Arbeit geleistet haben, um vielen ihrer Söhne und Töchter den Weg zu reifer Geschlechtlichkeit zu verlegen, und ebenso gründliche Arbeit, sie abzudrängen zu homosexuellen und infantilen Abirrungen, sie dem Alkoholismus zuzutreiben, mannigfachen Neurosen, dem Rassenhaß und der Brutalität, aber am schlimmsten von allem einer geistigen Verpanzerung, die es den Opfern unmöglich macht, selber Fragen zu stellen.

Gründliche Arbeit haben sie getan, die Liebe zu etwas Unehrbarem zu machen, Anstand zu einer flexiblen Taktik; gründliche Arbeit, in ihren Kindern ein unstillbares Verlangen zu wecken, sich anderen Menschen überlegen zu fühlen, gleichzeitig aber vor der Autorität zu katzbuckeln und Macht und Geld höher zu bewerten als menschliche Beziehungen und Wahrheit.

Gründliche Arbeit haben sie geleistet, Seelen entzweizureißen. Sie zerrten Ideale und Lebenspraxis auseinander, trennten Glauben und Wissen, trainierten ihre Kinder

⁴⁴ Der Soziologe Howard Washington Odum (1884 - 1954) untersuchte die afroamerikanische Kultur in den Südstaaten.

⁴⁵ Der Soziologe Arthur Franklin Raper (1899 – 1979) ist hervorgetreten mit Forschungen zur Lynchjustiz, zur Naturalpacht und zur ländlichen Entwicklung in den Südstaaten.

⁴⁶ Der Politologe Herman Clarence Nixon (1886 – 1967) bekam Ärger mit dem *Komitee für unamerikanische Umtriebe (HUAC)*.

⁴⁷ Der Pädagoge William Heard Kilpatrick (1871-1965) gilt als bedeutender Vertreter des amerikanischen Pragmatismus (nach John Dewey). – Die genannten Wissenschaftler stammen alle aus den Südstaaten.

zuweilen zu harten Erfolgsjägern und Ausbeutern, weit öfter aber zu moralischen Krüppeln und Weichlingen, die Wachträumen über Demokratie und Menschenwürde, Freiheit und Lauterkeit nachhängen, aber keinen wirklichen Drang in sich entwickeln, diese Träume in die Tat umzusetzen; immer verbleiben sie bei ihren Träumen und Hoffnungen, hoffen und fürchten zugleich, daß die nächste Generation es dann irgendwie schaffen würde.

Manchmal bin ich müde geworden, mir anzuhören, wie *die Mutter* getadelt wurde, daß sie an allem schuld war, was an ihren Söhnen und Töchtern mißriet. Mußte man da nicht fragen, wo, bei wem das ganze Unheil begonnen hatte? Wann, vor wie langer Zeit, hatte man *die Mutter* und ihr ganzes Geschlecht für inferior erklärt, hatte ihr die wirtschaftlichen und politischen und sexuellen Rechte geraubt? Wer hatte vor annähernd zweitausend Jahren erklärt: *"Es ist gut für einen Menschen, kein Weib zu berühren. Aber um der Hurerei willen habe ein jeder sein eigenes Weib, und eine jede habe ihren eigenen Mann."*⁴⁸ Wahrhaftig, der alte Frauenhasser Paulus ist kein Apostel für die Weiber gewesen. Dem Mann, vom Weibe geboren, ist es zuweilen schwergefallen, dem Weib zu verzeihen, daß es ihn geboren hat. Der vaterrechtliche Widerstand gegen die alte Matriarchin hat im Laufe der Jahrtausende befremdliche Früchte gezeitigt.

Spricht man von Millionen Menschen und ihrer Gesittung, ihren Empfindungen und Werten, so müssen wir stets im Auge behalten, daß viele an Erlebnissen nicht unmittelbar teilgenommen haben mögen, aber trotzdem zutiefst von ihnen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Sie haben sich innerlich mit ihnen identifiziert. Fremde Schicksale verknüpfen sich leicht, allzu leicht, mit unseren geheimen Phantasien und Bedürfnissen, bis sich ein seltsames Band zwischen den tatsächlichen Erlebnissen einiger Weniger und den unbewußten Begierden der Vielen schlingt. Eine Generation, die von Wunden frei blieb, kann sich dennoch identifizieren mit den Narben, die einer vorherigen Generation zugefügt wurden. Hanns Sachs hat uns in seinem Buch *DAS SCHÖPFERISCHE UNTERBEWUSSTSEIN*⁴⁹ einprägsam auf die Fähigkeit des Menschen hingewiesen, sich in Wachtraumgemeinschaften mit anderen zusammenzuschließen, wenn es gewisse gemeinsame geheime Phantasien gibt, die in analogen Rhythmus gesetzt werden können. Da streut ein Künstler in einem Buch, einer Dichtung, einem Gemälde den Samen eines Traumes aus, der tief im Innersten dessen, in den der Same fällt, einen anderen verschatteten Traum weckt, und dieser andere Traum nimmt jetzt, wie ein Reflex auf dem Wasserspiegel, geheimnisvolle Form, rätselhafte Substanz an; und plötzlich entsteht da eine profunde Kommunion von Traum und Traum, nicht an der hellen Oberfläche des Lebens, aber in den geheimen

⁴⁸ 1. Kor 7,1-3

⁴⁹ Hanns Sachs (1881–1947): *THE CREATIVE UNCONSCIOUS: STUDIES IN THE PSYCHOANALYSIS OF ART* (Cambridge, MA 1942). Der Autor war österreichischer Psychoanalytiker und enger Mitarbeiter Sigmund Freuds. 1932 emigrierte er in die USA.

Schattenwinkeln des Geistes. Vielleicht hat das Ganze nur einen kurzen Augenblick gedauert, vielleicht ein Leben lang, aber zwei Phantasien sind einander begegnet, haben magisch Zeit und Raum überbrückt, haben ihre Geheimnisse ineinander ausgegossen.⁵⁰ Das ist die Macht, die die Kunst über uns ausübt, und das ist der Schrecken, das Grauensvolle an der Kunst, denn es gibt Träume, die wir nicht mehr wecken wollen, Asche, die Asche bleiben soll. Und zuweilen, verblendet von Wut und Angst, wenden wir uns zornig gegen ein Gedicht, ein Buch, ein Gemälde, gegen eine Wahrheit, die Erinnerungen aus vergessenen Gräbern aufgejagt hat und Geister beschwört, denen wir längst verboten haben, noch einmal auf Erden zu wandeln. Dies ist das Geheimnis der Kunst, das Geheimnis der Mythenbildung beim Volk. Das ist auch das Geheimnis der hypnotischen Macht, die Traditionen über die Seelen eines ganzen Landes ausübten, selbst wenn es Traditionen sind, die die meisten Leute nur dem Hörensagen nach kennen.

Südliche Tradition, Rassenabsonderung, Sonderrechte der einzelnen Staaten – dies alles hat geheime Ängste unseres Volkes in sich aufgesogen; kleine private Kindheitsphantasien haben sich dort eingenistet, illegale Arsenale des Hasses sind dort bewahrt; ein Treuebegriff, der einen Mangel an reifer Liebe verhüllen soll, hat die Worte mit trügerischer Heiligkeit geladen.⁵¹ Kein Wunder, daß es genügt, sie laut auszusprechen, um Ängste wachzujagen, bis es zuweilen geschieht, daß wir offenbar allen Sinn für die Realität verloren haben.

⁵⁰ In seinen Arbeiten, deren Zentrum die 1924 erschienene Studie *GEMEINSAME TAGTRÄUME* bildet, entwickelte Hanns Sachs eine psychoanalytische Literaturtheorie, die vom sozialen Charakter des Kunstwerks – als einem gemeinsamen, d.h. kollektiven Tagtraum – ausgeht. Der Ansatz könnte auch manche Momente der ideologiegeschichtlichen Entwicklung hin zum Nationalsozialismus besser erklären, korreliert andererseits mit heutigen Überlegungen zum *Sozialen Trauma* (AnnGwyn St. Just, Angela Kühner u.a.) und transgenerationellem Trauma.

⁵¹ Es geht der Autorin um die Funktion von Ideologemen. Zu deutschen ideologematischen Metaphern (inhaltlich anders, jedoch ähnlich zerstörerisch) in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vergleiche Theodor W. Adorno: *JARGON DER EIGENTLICHKEIT. ZUR DEUTSCHEN IDEOLOGIE* (1964; in GS 6).

Ferne und Dunkelheit⁵²

Nur jemand, der in seiner Kindheit die alten Sand- oder Lehmstraßen des Südens mit dem Wagen bereist hat, der nach Einbruch der Nacht im offenen Land geblieben ist, kann ermessen, was Ferne und Dunkelheit beim Zustandekommen des Charakterbildes, der Denk- und Empfindungsformen des ländlichen weißen Südstaatlers bedeutet haben.

Ferne war da nicht nur ein Wort, sondern eine unsichtbare Macht, die einen Menschen hart an seine Erinnerungen und Ängste herantrieb, ihn von einer Welt isolierte, der er sich nie sicher verbunden gefühlt hatte. Wenn die Sonne unterging, begann die Nacht. Nirgends Lichter; höchstens irgendwo eine Petroleumlampe, eine Laterne, ein brennender Baumstrunk. Und immer im Rücken das Sumpfland oder die dunklen Hügel oder ödes Gefilde, ohne Ende ... Irgendwo in dieser Ferne Neger, die in einer kleinen, matterleuchteten Dorfkirche sangen, ihren Jammer beklagend, ihre Lebensfreude herausbrüllend. Jähes scharfes Auflachen von irgendwoher.

Stadtmenschen, selbst Volk aus größeren Siedlungen können sich kaum vorstellen, was das bedeutete und in weiten Gebieten des menschenarmen Südens jetzt noch bedeutet. Während des Krieges hat vielleicht die Verdunkelung an den Nerven der Städter gezerrt, aber Landvolk lebt vom Anbeginn der Zeiten in der Verdunklung. Die Dunkelheit beginnt, Stimmen werden laut, Ziegenmelker, Laubfrösche, tiefer im Sumpf ein Alligator; es raschelt im niederen Palmwald, rastlos, endlos, als ob eine unsichtbare Hand darüber hinwegstriche und nicht damit aufhören könnte. Dann der nächtliche Schrei einer wilden Katze im Moor. All diese Laute rufen einsame Phantasien wach, holen Erzählungen, die man vom Hörensagen kennt, ins Gedächtnis zurück, vermischen in dichtem Gewirr Gedanken und Gefühle, Traumbilder und Ängste, bis man das Wirkliche vom Unwirklichen nicht mehr unterscheiden kann, ja es vielleicht nicht einmal mehr unterscheiden will. Und das Süße – Jasmin, der an Gittern und Bäumen hochklettert, ein Wunder von gelbem, duftendem Schimmer, Lorbeer, der weiß und zart über dem Moor blüht, Wasserlilien, die in grünen Tümpeln wuchern, all das läßt dich die Einsamkeit lieben, die du doch haßt, läßt dich wünschen, du könntest bleiben, während du doch fühlst, daß du nur die Wahl hast zu fliehen oder zu sterben.

⁵² Lillian Smith (Hamburg 1951, Seite 199-222) – Zum Thema der *Poor Whites* siehe auch den bekannten Roman *WER DIE NACHTIGALL STÖRT* (Harper Lee) sowie einen journalistisch-essayistischen Klassiker seiner Zeit: Wilbur Joseph Cash: *THE MIND OF THE SOUTH* (1941). Ein Kapitel aus Cashes Buch wurde vorabgedruckt in Smiths und Snellings Zeitschrift *Pseudopodia* (G 26). Cash und Smith schätzten einander, wiewohl Lillian Smith Cashes Buch durchaus auch kritisch diskutierte (G 219, 323, L 220).

Zuweilen, wenn ich so dasaß, wanderte die närrische Miss Sue den Weg entlang, in kicherndem Selbstgespräch. Ich rief sie an, aber sie eilte atemlos weiter, als gälte es, ein spätes Rendezvous nicht zu verpassen, oder sie blieb stehen, sah mich sanft und aufmerksam an, als wäre ich ein verflatterter Kindheitstraum, und entschwand dann im Dunkel. Und ich sah ihr nach, ein wenig verwirrt, und wußte selbst einen Augenblick später nicht mehr, ob es Miss Sue gewesen oder irgendeine seltsame Vorstellung von ihr, die da auf der Straße, körperlich geworden, an mir vorbeigeschwebt war.

Und zuweilen saß ein Mann auf den Stufen vor der Haustür, plauderte ein wenig über den Stand des Getreides oder über die Arbeit des nächsten Tages, oder schnitzte an einem Stock herum, vielleicht nur in Gedanken versunken; dann und wann aber spuckte er zielgerecht nach dem schwarzen Innenkreis einer Zielscheibe, die nur in seiner Phantasie bestand. Hast du sowas erlebt? Das sind die Abenteuer, die Späße des Landlebens. Kein Wunder, daß man an der Menschenjagd Gefallen fand, daß man auf ein gehetztes, verschrecktes Menschenwesen nicht mehr Gedanken wendete als auf ein gehetztes, verschrecktes Tier. Man war auf seine eigenen Erregungen konzentriert. Die *besten* Leute, die es im Süden gab, die Volksführer, die Prediger, die Schriftsteller, Leute, die dem Leben Wert verliehen, sie alle sagten doch, Neger seien weniger als eigentliche Menschen, sie könnten lebenslang als Menschen nicht gleichbehandelt werden – warum also sollten sie wie Menschen sterben? Draußen auf dem Land scheinen Tiere nicht allzu verschieden von Menschen. Zuweilen sind sie einem näher als Menschen, nahe genug, daß man mit ihnen vertraut sein möchte, besonders wenn sie jung sind, und zuweilen ist es auch so. Aber doch werden Tiere getötet, um uns als Nahrung zu dienen, oder wenn sie uns in den Weg treten ... Blutvergießen, das ist etwas, woran man auf dem Land gewöhnt ist. Der Sautanz ... ein Schwein abstechen, es aufhängen, seine fast menschlichen Schreie hören, sein Röcheln, das Blut hervorschießen sehen ... *Neger killen* ... seltsam ähnlich ist das – in kranken Gehirnen, die kein Wort bereit haben, um die Hände zurückschrecken zu lassen.

Die Kultur in den Südstaaten hat wenig Worte bereit, um den Unterschied zwischen Mensch und Tier zu unterstreichen. Die Begriffe, die im Kopf der Weißen geistern, bringen die Farbigen in die Nähe der Tiere. Worte, die absichtlich verbreitet wurden, um die Neger unter das menschliche Maß herunterzudrücken, sie nicht nur zu Tieren zu machen, sondern auch zu einer "Bedrohung". Solche Grausamkeit steht auf einem psychosomatischen Niveau. Es sind die Träume, die ein Gegenüber menschlich oder unmenschlich erscheinen lassen, und jemand, der nur wenige Begriffe und Symbole zur Verfügung hat, um mit ihnen zu träumen, jemand, der nie die Träume anderer Menschen in Sprache ausgedrückt gehört hat, Träume von Menschenwürde und Freiheit und Brüderlichkeit, Schwesterlichkeit, jemand, dem nie gesagt worden ist, daß wir Menschen Schöpfer von Wahrheit und Schönheit sind, jemand, der

darüberhinaus nie Schönheit von Menschenhand wahrgenommen hat, wohl aber gehört hat von mordenden Menschen, Gerede von Geschlecht und Rasse, was alles Ärger und Furcht und Lust in ihm gären ließ, der Sätze über sich selbst gehört hat, die ihn erniedrigen oder ihn wahnwitzig zu Größenwahn aufstacheln – wie kann so jemand wissen, was das bedeutet: Menschlichkeit?! Wie sollte er es ahnen? Allenfalls die Liebe seiner Mutter zu ihm und die seine, die er ihr dafür gab, oder seine Anhänglichkeit an sein eigenes Kind hat ihm eine vage Vorstellung davon gegeben, was Menschenliebe wohl sein möchte; dies ist alles, was er über Zärtlichkeit weiß; und es liegen nur wenige Worte in seinem Bewußtsein bereit, die ihm dazu verhelfen könnten, seine Zärtlichkeit auf andere Menschenwesen zu übertragen, wenige Symbole, aus denen sich Brücken bauen ließen zwischen ihm und der übrigen Menschheit.

Manchmal gar, wenn seine eigene Mutter ihm keine Liebe gegeben hat, wenn Zärtlichkeit ihm vorenthalten blieb und zuviel Schuldgefühl ihm aufgebürdet wurde, wenn Einsamkeit ihn zu lang drückte und Dunkelheit ihn zwang, seinen Blick nach innen zu wenden, Gesichtern zu, deren sich zu erinnern ihm unerträglich ist, dann geschah etwas anderes mit solch einem Menschen. Dann wurde Menschenjagd für ihn mehr als Tierschlächtereier oder eine Fuchsjagd, dann war sie ein Durchbruch perverser sexueller Gefühle und tiefen, bitteren Hasses, der seiner Kindheit eingepflanzt worden ist; und wenn das geschah, dann reichte keine Grausamkeit aus, den Hunger zu stillen, der solchen Mann vorwärtstriebe.⁵³ Solch eine Menschenjagd war dann ein Entgleiten in Bezirke, die einem durch Religion und durch die Frauen verboten worden waren, eine kollektive Flucht in ein seltsames freies Land der Raserei, das rational bestimmte Gehirne schwer begreifen mögen. Es ist ähnlich wie blutrünstige Morde, von denen wir in den Zeitungen lesen oder von denen wir sogar hören, daß sie sich in unserer eigenen Straße zugetragen haben: ein braver Mann, ein Kirchenrat, der die Sonntagsschule überwacht und der eines Morgens beim Frühstück seine Kinder niederschießt, seine Frau und zuletzt sich selbst. Oder das Mädchen, ein sanftes, unterwürfiges, stilles Ding, die eines Abends heimkommt, ihre Mutter umbringt, den Körper in Stücke zerhackt in rasender Wut, die alles gesunde Gewebe ihres Geistes zerstört wie das Karzinom gesunde Zellen verzehrt. Bei solchen Anwandlungen der Raserei ist im Töten allein noch kein Genügen. Da befriedigt es nicht, daß der *Gegner* tot ist; man muß ihn zerreißen, muß ihn so verletzen, entstellen, daß nichts übrigbleibt, was daran erinnern könnte, daß jemals eine solche Person existiert hat. Es ist, als ob die Erinnerung an eine frühere Beziehung vollständig zerstört werden müßte, jede Fiber unseres Gedächtnisses zerrissen, so wie der Körper in Stücke gefetzt wird.

⁵³ Diese Beschreibung (bis hierhin) korreliert deutlich mit der mutmaßlichen Psychodynamik von Tätern im Umkreis der Ritualen Gewalt sowie den sadistischen NS-Handlangern. Siehe auch in den Lebenserinnerungen des früheren Sklaven Frederick Douglass: EIN STERN WEIST NACH NORDEN.

Nur wenige von uns sind Mörder; darunter sind nicht viele, die ein Menschenleben nehmen in Gier. Aber im Süden hat es allzu viele Lynchgerichte gegeben, bei denen der Neger – persönlich dem Mob, der ihn lynchte, völlig unbekannt – nicht nur erschossen wurde, sondern mit Kugeln durchlöchert – jeder in der Menge schoß immer wieder in den leblosen Körper hinein. Viel zu oft ist das geschehen, als daß wir nicht begreifen müssen, daß der gelynchte Farbige keineswegs ein konkreter Mensch war, der sterben muß, sondern eine Projektionsfläche, ein Sammelbecken für jedermanns zurückgedrängten Haß, ein Gefäß, in dem alle möglichen verbotenen sexuellen Gefühle aufgefangen werden. Sexus und Haß, die in der Dunkelheit der Geister und der Seelen zu lange zusammengepfercht waren, tragen eine grausame Nachkommenschaft – hetzen diese Grausamkeit auf alles, was als Symbol dieser namenlosen Beziehung dienen kann, die jedermann in seinem eigenen Herzen morden will, beschmutzen, besudeln. Daß zuweilen die Lynchtäter die Genitale der Gelynchten abschneiden und stückweise als Souvenirs unter die Teilnehmer weitergeben, ist nicht mehr als die Abrundung dieser Komposition aus Haß und Schuldcomplexen, Sexualhunger und Angst, hervorgebracht durch unsere Lebensweise in den Südstaaten, durch die Ideen von Recht und Unrecht, die wir uns gebildet haben.

Kein Wunder, daß solche Lynchgerichte – selbst eines oder zwei im Jahr – uns zutiefst aufschrecken, denn jedes einzelne ist ein Symbol, Zeichen nicht so sehr verwirrter Rassenbeziehungen als einer zutiefst kranken Lebensweise, die droht, alle Menschen zu zerstören, die in ihr befangen sind. Und so wie ein einziges Lynchgericht in Dixie die ganze Welt erschüttert, angesichts der heiklen Gleichgewichtsverhältnisse, die heutzutage bestehen, so wühlen alle Bemühungen, das Lynchen für ein nationales Verbrechen zu erklären, das Denken der südstaatlichen Parteiführer und ihrer Gesinnungsgenossen im Norden in seinen unartikulierten Tiefen auf – jener Politiker, die der weißen Landbevölkerung den Freibrief, das Privileg zu diesen Lynchmorden als eine Art ritueller Entschädigung gewährt haben dafür, daß sie sich so unterwürfig dem Lebensstil und der Gesellschaftsordnung unterwarfen, die man ihnen auferlegte. Jahre hindurch haben diese Politiker die Lynchgerichte stillschweigend geschützt, und jetzt fürchten sie sich davor, ihren Anhängern diese Kompensation wieder zu entziehen, denn sie wissen nur zu gut, daß dieser ganze Stil, diese Ordnung rasch zusammenbrechen würde – aber sie wissen nicht, was ihr folgen würde, im ganzen Land und in den Köpfen und Herzen.

Schuldig aber sind nicht nur die paar Mörder und eine Handvoll politischer Macher, schuld sind wir alle selbst. Ohne unsere stillschweigende Duldung könnten diese Verbrechen in Wort und Tat niemals geschehen.

Entfernung und Dunkelheit haben die südlichen Landwirtschaftsgebiete dem übrigen Territorium unseres nationalen Lebens entrückt, Dunkelheit in den Köpfen

und erschreckende Unwissenheit, in die Fremde sich kaum hineinzudenken vermögen. Was hilft es, Lesern, deren Verstand von klein auf gut entwickelt und gepflegt worden ist, eine Bilderfibel anzubieten? Wie könnten wir, die wir reich und uneingeschränkt ausgestattet worden sind, nachfühlen, was es bedeutet, ohne Wortschatz zu vegetieren, ohne Ideen und Kenntnisse, ohne Bücher und ohne jemals Schönheit von Menschenhand wahrgenommen zu haben? Können wir Wohlgenährte uns die Schwäche eines Körpers vorstellen, der nie eine volle Mahlzeit erhalten hat und nur irgendwie unter einer Hungerdiät vegetiert? Wir wissen, daß die durchschnittliche Schulbildung im Süden fünftrangig ist, daß es bis zum New Deal⁵⁴ in den Landbezirken fast keine Bibliotheken gab, daß selbst heute in Georgia die wenigsten bäuerlichen Familien irgendeine Zeitung halten, abgesehen höchstens von einem Bezirksblättchen, dem *Statesman* oder dem *Augusta Courier*; – aber dieses Wissen hilft uns nicht zum Verständnis, wir können darum noch nicht die geistige Öde und Leere ermessen.

Weltferne, Geistesdunkel, Unterernährung, Malaria und die Hitze fressen wie Geier an unserem Landvolk, und sie tun das nicht erst seit ein paar Jahren, sondern seit zwei Jahrhunderten.

Doch noch Schlimmeres geschah. Wir dürfen nicht vergessen, daß man dieses Landvolk nicht sich selbst überließ. Es wäre weit besser für die Leute gewesen, wenn man sich überhaupt nicht um sie gekümmert hätte, wie es mit dem Landvolk überall auf der Welt mehr oder weniger geschehen ist; in vielfacher Beziehung sind die *armen Weißen* in den Südstaaten in den Tagen der Sklavenwirtschaft einfach sich selbst überlassen geblieben, und die weißen Bergbauern hat man bis vor drei oder vier Jahrzehnten im großen und ganzen ignoriert. Aber die Südstaatler der herrschenden Klasse brauchten die sogenannten *Poor Whites* in der Zeit nach dem Bürgerkrieg, und sie beuteten sie so hemmungslos aus, wie man zuvor die Neger ausgebeutet hatte.⁵⁵ Sie brauchten ihre Körper zur Arbeit, als die Industrie nach dem Süden kam; und sie brauchten in einem demokratischen Land ihre Stimmen. Und in einer Demokratie gibt es immer Mittel und Wege, Stimmen zu bekommen. Sie brauchten – und das mit einer kuriosen Dringlichkeit – das Einverständnis der Massen armer Wähler zu bestimmten Maßnahmen, zu denen die Billigung der gebildeteren Köpfe, der doppelbödigen Herzen, der christlich entwickelten Seelen nicht zu erlangen war. Man brauchte die

⁵⁴ "Der New Deal war eine Serie von Wirtschafts- und Sozialreformen, die in den Jahren 1933 bis 1938 unter US-Präsident Franklin Delano Roosevelt als Antwort auf die Weltwirtschaftskrise durchgesetzt wurden. Er stellt einen großen Umbruch in der Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte der Vereinigten Staaten dar. Die zahlreichen Maßnahmen wurden von Historikern unterteilt in solche, die kurzfristig die Not lindern sollten (englisch relief ‚Erleichterung‘), in Maßnahmen, welche die Wirtschaft beleben sollten (recovery ‚Erholung‘), und in langfristige Maßnahmen (reform ‚Reform‘). Unter relief fielen die Hilfen für die zahlreichen Arbeitslosen und Armen, unter recovery unter anderem die Änderung der Geldpolitik und unter reform zum Beispiel die Regulierung der Finanzmärkte und die Einführung von Sozialversicherungen." (*Wikipedia*)

⁵⁵ Siehe hierzu bei Frederick Douglass (Berlin/DDR 1965, S. 265/6)

armen Weißen als Jasager, als moralische Sklaven, die dem Gewissen, wenn es sich unbehaglich zu fühlen begann, die Schmutzarbeit abnahmen und es einlullten. Ganz wie David vor König Saul die Harfe schlug, so sangen die armen Weißen der landwirtschaftlichen Distrikte im Choral die Lügen, die die herrschende Klasse hören wollte – Lügen allerdings, die nicht David, sondern Saul gedichtet hatte (obwohl Saul selber kaum die Hälfte davon glaubte). Und die armen weißen Davids lernten diese Lügen liebhaben, sie klammerten sich so sehr daran, diese Lügen für wahr zu halten! Daß man selbst "über den anderen stand", daß man das hochstehendste Volk auf Erden war, mit dem besten System, das Leben zu organisieren, daß man "angelsächsisch" war, weil man eine fahlweiße Haut hatte, das half einem darüber hinweg, daß einen die Malaria und der Hakenwurm auffraß; darüber konnte man vergessen, daß man in einer elenden Hütte lebte, zur Brennsuppe Maisbrot fraß und für ein Nichts von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schuftete. Niemand konnte einem die weiße Haut abkratzen, und durch sie war man und war unsere Lebensweise eben "überlegen". Sie konnten einen vom Hof jagen, aus dem Dienst, sie konnten einem jeden Spaß verderben; sie konnten einen um den eigenen Anteil am Profit prellen, konnten einen daran hindern, sich jemals über den Stumpfsinn zu erheben; sie konnten die Stimmzettel des armen Weißen billig kaufen oder den Wähler betrügen um das, wofür er gestimmt hatte; sie konnten ihm alle erdenklichen Ängste einjagen, um ihn sexuell impotent zu machen; – aber seine weiße Haut konnten sie ihm nicht abziehen. Sie wurde des armen Weißen kostbarster Besitz, das Symbol seiner Selbstachtung und seiner Genügsamkeit, ein Zauber, der die gänzliche Selbstauflösung verhinderte oder wenigstens hinausschob. Und auf eine abwegige, perverse Weise erhielt sie den *Poor White* in einer ungesunden Welt gesund, entschädigte ihn – wie seine Kirche es tat, indem sie ihm den Himmel versprach – für viele seelische Mißhandlungen und materielle Entbehrungen. Denn ihre Religion raubte den armen Weißen fast alle Freuden, die ihnen noch zur Verfügung standen, sie beschmutzte und erniedrigte die Sexualität, bis der Menschenleib eine erbärmliche Sache war, deren man sich zu schämen hatte, sie machte Tanzen, Kartenspiel und sogar ein einziges harmloses Glas Bier zu einem Verbrechen, und sie legte dadurch den Menschen, die schon durch Armut, Krankheit und Vereinsamung heruntergekommen waren, noch weitere Entsagungen auf. Als Ersatz lieferten ihnen die Erweckungsprediger das Versprechen von Satttheit, Heiterkeit und strahlendem Ergötzen im Himmel, redeten ihnen wieder und wieder ein, Jesus sei gestorben nur, damit sie nach dem Tod vor der Hölle bewahrt blieben. Die Demagogen taten zwar nichts für die ausgehungerten Seelen und Körper, sie sorgten weder für Gesundheit noch für Arbeitsmöglichkeiten, aber sie hielten die ausgelaugten Intelligenzen hier auf Erden mit dem Rauschgift der weißen Überlegenheit, der Negerverachtung und des Negerhasses aufrecht; und nie haben die Erweckungsprediger diesen Hochmut und diesen Haß Sünde genannt. Der arme Weiße

brauchte nur auf den Erweckungsprediger und den Demagogen zu hören, dann konnte er sich trotz allem Elend für privilegiert halten, denn Jesus war für ihn gestorben, und sein "weißes Blut" erhob ihn über alle anderen Menschen, über "Nigger", zugereistes Gesindel und Juden.⁵⁶ Und was man dafür zu leisten hatte, war so wenig: man mußte nur "an Jesus glauben" und alle Ungläubigen aus tiefster Seele hassen, dann war man schon erlöst und für den Himmel vorbestimmt; und man mußte glauben an die weiße Überlegenheit, mußte sich zum Schinder aller Andersgearteten machen, dann war man bereits hier auf Erden erhöht und herausgehoben. "O wasch mich rein, und ich will weißer sein als Schnee, weißer denn der Schnee, jawohl, das werd' ich sein, weißer denn der Schnee"⁵⁷, das war die Überlegenheit der weißen Christen: ein Kirchenlied, das Millionen sangen, um sich in einem gemeinsamen Wachtraum einzulullen und einer schier unerträglichen Wirklichkeit zu entkommen.

Es ist unmöglich, diesen jammervollen Abstieg ehemaliger Größe zu begreifen, an den sich Millionen von abgekämpften, unsäglich unwissenden, geistig vereinsamten und verwirrten Leuten klammern, ohne die Bereitschaft, sich nicht bloß mit einer einzigen Ursache abspesen zu lassen, sondern die Vielfalt von Ursachen und Wirkungen zu bedenken, die sich wie eine Spirale durch die Jahrhunderte winden.

Die Menschen, von denen hier die Rede ist, waren ursprünglich Verstoßene, Stiefkinder Europas; und da sie sich verstoßen fühlten, bäumten sie sich auf gegen jene Mächte, die ihnen solche Erniedrigung angetan hatten. Beleidigte und Erniedrigte waren es, feindlich der Welt, die sie beleidigt und erniedrigt hatte; Flüchtlinge, die allzu schwerer Unterdrückung zu entkommen suchten und die in dieses warme und feuchte Klima zogen, wo neuer Druck, neue Feindseligkeit auf sie wartete: Malaria, Typhus, wilde Tiere, Indianer, die unsagbare Einsamkeit und schließlich ein neuer kultureller Konflikt, dessen Same ausgesät wurde, als im Jahr 1690 ein holländisches Kriegsschiff den ersten Afrikaner in Virginia an Land brachte.⁵⁸ Viele der weißen Flüchtlinge hatten zuvor in den Elendsquartieren der kontinentalen und englischen Städte gelebt, wußten wenig von dem Land, in das sie kamen, und hatten keine Ahnung, wie man aus ihm Wohlstand ziehen sollte. Andere, in späteren Jahrzehnten, flohen vor der Kartoffel-Hungersnot in Irland und waren verbittert und

⁵⁶ Siehe auch Theodor W. Adorno: DIE PSYCHOLOGISCHE TECHNIK IN MARTIN LUTHER THOMAS' RUNDFUNKREDEN (in: Adorno: STUDIEN ZUM AUTORITÄREN CHARAKTER; Frankfurt/M. 1973, S. 360–483). Martin Luther Thomas war ein faschistisch orientierter Erweckungsprediger in den 40er Jahren. Es handelt sich um die Übersetzung eines von Adorno während des Exils auf Englisch geschriebenen Textes.

⁵⁷ Nach Ps 51, 9

⁵⁸ Laut Wikipedia kam als erster Sklave in Virginia bereits 1621 Anthony Johnson als Schuldknecht nach Jamestown, der sich in den 1640er Jahren jedoch freikaufen konnte und später selbst Sklaven hielt. Um 1690 gab es in Virginia bereits Tausende von direkt aus Afrika eingeführten Sklaven.

eingeschüchtert durch niegesehene Feinde, die ihnen beinahe den Untergang bereitet hatten. Sie kamen in die neue Heimat wie in ein gelobtes Land, begierig, noch einmal von vorn zu beginnen; nein, nicht sich selbst zu ändern, nicht zum Verständnis ihrer erlittenen Erfahrungen vorzustößen, bloß um von neuem zu beginnen, mit demselben alten Selbst in einer neuen Umwelt; und einige Wenige kamen in das neue Land in blinder psychischer Panik, liefen einfach in die Richtung, in die ein frischer kräftiger Wind sie trieb, und wohin ein neues Zeitalter sie lenkte.

Die meisten von ihnen hatten vorher noch nie ein bedrucktes Blatt Papier in Händen gehalten. Die wenigsten selbst unter ihren Führern hatten eine Erziehung genossen. Nie hatten sie gelernt, in die Vergangenheit zurückzublicken, sie zu durchdenken, so wie sie von ihnen oder ihren Vorfahren erlebt worden war. Tatsächlich waren kaum ein paar Seiten des Buches der Vergangenheit aufgeschlagen, sodaß sie sie lesen konnten. Die Wissenschaft schickte sich damals gerade erst an, die Nebel zu verscheuchen, in die das Weltall noch gehüllt war. Namen wie Galileo, Kopernikus und Descartes waren den meisten dieser Siedler völlig unbekannt; Newton war noch gar nicht geboren, als die ersten Sklaven in Virginia an Land gebracht wurden; die Evolutionstheorie war kein strittiges Problem, sondern noch nicht einmal ein vager Traum, als die ersten religiösen Verfolgten von den Küsten Englands abstießen. Ein Gefühl aber war in all diesen Menschen stark – Jahrhunderte lang genährt von der katholischen Kirche, die großen Vorteil aus der allgemeinen Unwissenheit zog, und später nicht minder von den protestantischen Kirchen –, das Gefühl, daß Wissen böse war und nur Glauben gut. In der Finsternis befand man sich wohl, denn seit Menschengedenken war man darin umhergetaumelt; Unwissenheit war ein Naturzustand, denn die Menschheit war eine Ewigkeit lang von ihr geschützt über Stock und Stein geritten. Was jemand glaubt, ist weit wichtiger, als was wirklich ist, denn was wirklich ist, hat man ja doch nie erfahren; was uns die Phantasie vorgaukelt, ist weit wirklicher als die Realität; das Altvertraute, mag es uns auch zugrunde richten, ist auf jeden Fall dem Befremdlichen vorzuziehen, auch wenn dieses uns heilen könnte. Solchen Glaubens waren sie und fürchteten selbst das Licht, das von einem bescheidenen Kerzlein ausgehen konnte, die Dunkelheit zu durchdringen und uns die Welt zu zeigen, wie sie wirklich war. Kein Wunder, daß sie sich abwendeten in Angst und Unmut, als die Wissenschaften ihre Scheinwerfer auf die Welt zu richten begannen und ihre Hypothesen ins Unbekannte hineinleuchten ließen!

Und obwohl der Sturm der neuen Erfindungen und Entdeckungen schimmernde Worte über die Welt hinwehte, obwohl der Stolz und die Größe des Menschengeschlechts verkündet wurde, die Menschenrechte, die die Geister traf wie ein Ritterschlag, sie vereinzelt und erhob, Individuum an Individuum, sie aus der anonymen Masse aufsteigen ließ, sie wie geblendet blinzeln ließ vor der neuen Ehre, die ihnen zuteil wurde – trotz alledem klammerten sich jene Siedler in der Neuen Welt nur

an die altvertrauten Worte; das "Ich bin so gut wie du" tat ihren wunden Seelen wohl, und sie rieben es sich wie Salbe auf ihre zerschundenen Egos, vergaßen wohl auch in ihrer Selbstbezogenheit, die Salbe mit anderen zu teilen.

Diese tief der Seele eingewurzelte Angst vor wissenschaftlicher Erkenntnis, dieses Sichanklammern an eine Autorität, die einen Glauben lehrt, brachten die rebellischen Flüchtlinge nach Amerika aus einem Europa, das noch tief in mittelalterlichem Denken verstrickt war. Und als sie dann auf den appalachischen Pfaden südwärts zogen in die Bergländer und Täler, immer weiter weg von der neuen Wissenschaft, die Europa eben erst zu hören begann, als sie von den südlichen Küsten stromaufwärts wanderten in die üppigen Grasländer, wo sie ihre Farmen gründeten, ihre neuen Siedlungen oder ihre einsamen Hütten in der Endlosigkeit der Wälder, da klammerten sie sich an jenes Gefühl, als wäre es ein Teil ihres Leibes, verbanden sich wie durch eine Nabelschnur mit der Autorität, die ihnen im neuen Land den meisten Trost bot. Denn alles, was ein Rebell vermag, bis er reif genug wird, sich an seine eigene Intelligenz als letzte Instanz zu halten, ist, daß er eine Autorität gegen die andere tauscht, nach der neuen greift, wenn er die alte wegwirft, zur alten zurücktastet, sobald ihn die neue enttäuscht. Unfähig, sich geistigen Nährstoff zuzuführen, der in seinem eigenen Gehirn gargekocht wird, bleibt er von fremdem Futter abhängig wie das Baby, dem Rezeptnahrung in der genormten Flasche zugeführt wird.

Erst einmal im neuen Land irgendwo an einem Flußufer, am Rand eines Sumpfes oder in der Weite des Schwarzerde-Deltas angesiedelt, waren die Flüchtlinge gänzlich von Europa abgeschnitten, das sie haßten und zugleich heimlich liebten. Europas Glocken schlugen nicht mehr für sie, und der Zeiger ihrer Uhr blieb stehen auf Mittelalter.

All die geistigen Stürme, die über Europas und Amerikas Städte hinwegfegten, den Menschen neue Ideen und neue Wege wiesen, sie entwurzelten und in drei Jahrhunderten tiefer verwandelten, als sie zuvor in zehntausend Jahren verwandelt worden waren – alle diese Stürme drangen nicht bis zu jenen in ihren Einöden isolierten Männern und Frauen, die weder lesen noch schreiben konnten, die zuweilen in der ganzen Lebenszeit keinen einzigen Reisenden aus Europa oder aus den amerikanischen Kulturzentren zu sehen bekamen, die niemanden hörten als die Wanderprediger und später die Politikanten⁵⁹ auf Tournee, die doch beide ebenso weltfern und unwissend waren wie sie selbst.

Vom Alten abgeschnitten, begann der einzelne Flüchtling sein Leben zu leben, verknüpfte sich aus seinen inneren Bedürfnissen, Konflikten und Träumen ein neues Gewebe, wob die neuen Daseinsbedingungen hinein, wie er sie vorgefunden hatte. Und wessen Energie frei war, wer zuzufassen verstand, wer es auf Geld und materiellen

⁵⁹ "Politikanten, die so wenig Politiker sind, als Musikanten Musiker", schreibt Theodor Hartleben (1827).

Besitz abgesehen hatte, der erlangte dies, indem er die Umstände nutzte, Situationen für sich nutzte und andere Leute seinem Vorteil unterwarf.

In dieses Konzept fiel der schwarze Mann und wurde sein hauptsächlichstes Opfer. Man nahm Land, sparte Geld, kaufte mehr Land und Sklaven, baute Wohnstätten, raffte Besitzungen zusammen, entfaltete junge Macht. In den Tagen des Bürgerkriegs, 1861, besaß nur ein Promille der alten Regugíe-Familien so viele Sklaven wie die Familie *Scarlett O'Haras*⁶⁰; nur zweieinhalb Prozent verfügten über vier oder mehr Sklaven. Aber 200 000 von 5 600 000 weißen Familien besaßen wenigstens einen Sklaven, und das Eigentumsverhältnis zu einem einzigen Menschenwesen genügt, das christliche Gewissen eines Menschen für immer zu zerstören. Denn wenn ein Sklave ihm auch wenig einbringt, so hofft der Sklavenhalter doch immer auf größeren Profit, nachdem er erst einmal seine menschliche Lauterkeit mit einem System belastet hat, das er von nun an zu verteidigen gezwungen ist. Und wenn auch achtzig Prozent von ihnen überhaupt keine Sklaven besaßen und ihr armes kleines Leben davon fristeten, den Boden zu bearbeiten, zu jagen und kleine Läden zu betreiben, so hofften doch viele, eines Tages in den Besitz eines Negers zu gelangen. Sie sahen sich im Geiste als Sklavenhalter, identifizierten sich in der Phantasie mit den reichen Pflanzern, und dies erst recht nach ihrer Niederlage im Bürgerkrieg – wie es die Popularität des Buches *VOM WINDE VERWEHT* nicht nur bei den reichen Sklavenhalterfamilien, sondern beim armen Volk hinreichend zeigt.

Die Begabung, sich mit den vom Glück günstiger Bedachten zu identifizieren – das Wort *Klasse* unterstellt eine Starrheit des Systems, die selbst im hierarchiebewußten Süden niemals bestand –, ist so amerikanisch wie Daniel Boone⁶¹ und Kornbrot. Wenn wir uns denen zugehörig fühlen, die mehr besitzen, die es weiter gebracht haben, die es *geschafft haben*, dann bauen wir eine Strickleiter der Hoffnung, des Selbstvertrauens und der Träume in den Himmel, auf der wir Amerikaner munter aufwärts klettern, wenn diese Leiter auch arg im leeren Raum baumelt. Manch einer stürzt, aber viele steigen auf vom Schmutz bis zu den Sternen, daß zu guter Letzt alle insgeheim meinen, derlei wäre im Bereich ihrer Möglichkeiten. Kein Reichtum, kein Ansehen, kein Amt, kein Wohlergehen scheint jenseits der Erreichbarkeit noch des ärmsten und unwissendsten, sozial noch so tiefstehenden weißen Amerikaners. Und daran ist sogar jetzt noch etwas Wahres, obwohl die großen Wirtschaftskrisen die Leute zuhauf wieder in den Schmutz hinuntergestoßen haben und obwohl auch in den Industriestädten mancherlei Schwierigkeiten fühlbar sind. Es mag eine Art Euphorie gewesen sein, die jene alten Refugiés ergriff, als sie sich da in einem weiten, offenen Land voller unbegrenzter

⁶⁰ Die fiktive Protagonistin von Margaret Mitchells Roman *VOM WINDE VERWEHT* (1936).

⁶¹ Daniel Boone (1734-1820), amerikanischer Pionier und Jäger. Die Assoziation "Kornbrot" konnte ich nicht klären.

Möglichkeiten fanden; gewiß lag es teilweise an diesem "Ich bin so gut wie du", daß die Demokratie vielen von ihnen teuer wurde; unzweifelhaft wurde ihre Geistesverfassung bestärkt durch den Fetisch der Hellhäutigkeit, den sie wie einen Marschallstab im Tornister trugen; doch diese besondere Neigung, sich mit den Reichen und Glücklichen zu identifizieren, kam zum Teil auch von der einfachen Tatsache her, daß viele von den Ärmsten und Unwissendsten mit den Reichen und Mächtigen verwandt waren; fast alle aber waren verwandt mit irgendjemandem, der irgendwo in der Mitte zwischen der Pflanzaristokratie und den bettelarmen Tagelöhnern stand.

Sie alle, ob reich oder arm, lebten eine grausame Weile vom Boden, den sie genauso hemmungslos ausbeuteten, wie die Raufbolde unter ihnen einem Mitmenschen das Auge mit dem Daumen herausdrücken konnten. (Eines der ersten Gesetze, das in Georgia herauskam, verbot ausdrücklich die Unsitte, anderen Leuten das Auge mit dem Daumen herauszudrücken.)⁶² Nur kampflustige, verschwenderische und zugleich habgierige Menschen werden Acker- und Waldboden so ausbeuten, wie es jene Siedler in den Südstaaten taten. Den Boden plündern, bis zur Erschöpfung auspressen, aus ihm herausholen, was man nur konnte, und ihn dann liegen lassen, ohne sich noch einen Deut um ihn zu kümmern, so wurden nur zu oft auch geheime Gefühle in bezug auf Frauen und Geschlecht ausgelebt. Das ausgeblutete Land im Süden, ausgelaugt und abgefressen, paßte nur zu gut zu diesen ausgelaugten Frauen, die arbeiteten wie Zugtiere, deren Körper ebenso hemmungslos genutzt wurden wie das Land; die rohem, unwirschem, hastigem Geschlechtsverkehr unterworfen waren (und nicht ahnten, daß Liebe heiter und zärtlich sein kann, obwohl in jüngerer Zeit manch eine aus Romanlektüre und Filmbesuch zu ahnen begann, derlei wäre doch wohl möglich); Frauen, die ihre Kinder unter Qualen zur Welt brachten, weil die Gesittung ihres Landes und zuweilen auch ihre Kirche nichts daran auszusetzen fand, daß sie als Menschenwesen das vorgeschriebene Leid erduldeten; Frauen, die in der Kirche (wie damals wohl auch die Farbigen) abseits von den Männern saßen; Frauen, denen man bis vor drei Jahrzehnten Bürgerbrief und Stimmrecht verweigerte und die in manchen Staaten nur im Namen ihres Gatten Eigentum besitzen durften; Frauen, die selbst jetzt noch in den meisten Kirchen kein Predigeramt bekleiden dürfen, obwohl es doch sie allein sind, die eine Kirche am Leben erhalten.

Es ist wahrlich kein Wunder, daß der politische Hetzredner an der Küchentür des schlichten Landhauses die Stimmen dieser schlechtgenährten, ausgeplünderten und einsamen Frauen des Südens billig mit seinem Gerede von "geheiliger Weiblichkeit",

⁶² "Unsitte"? - Die Foltermethode, ein Auge mithilfe des Daumens aus der Höhle zu drücken (eye-gouging), fand sich später im Zusammenhang mit der Lynchjustiz. Der legitimierende Hintergrund ist wohl die Bibelstelle Matt. 5,29.

von "Reinheit" und "Schutz für unsere Frauen gegen die Drohung der Neger" kaufen kann, denn er bezahlt mit einem Traum.

Im Vorfrühling des Jahres 1948 leistete sich ein Politiker des Staates Mississippi eine Tirade, die selbst für südstaatliches Kavaliertum einen ungewöhnlichen Rekord darstellt:

"Was aber soll ich erst von den Ladies sagen? Als Gott die Südstaatlerin schuf, da sandte Er Seine Erzengel aus und wies sie an, alle Weiten der sternbestreuten Unendlichkeit zu durchmessen und alles einzubringen, was sie da vorfänden an Schönheit, an lichter Reinheit und an Süßigkeit, an Zauber und an Glanz; und als die Erzengel zurückkamen und zu Seinen Füßen niederlegten, was sie da als goldene Ernte eingebracht, da begann Er zu ihrem Wundern und Staunen das große Werk, unser Southern Girl zu bilden. Er durchwirkte es mit dem Goldschimmer der Sterne, mit den Zauberfarben des Regenbogens und mit der Silberblässe des Mondes. Tat das Karmesinrot darein, das im rubinen Herzen der Rose verging, das Schneeweiß, das auf Lilienblüten schimmert; dann blickte Er tief in Sein Innerstes hinein, hob daraus hervor die Liebe, die dort gleißt wie Perlen auf den sonnengeküßten Wogen des Meeres – und da Er diese Seine Liebe eingoß in die Form, die Er mit Seinen Händen gebildet, da verhüllten alle im Himmel ihr Angesicht, denn siehe, Er hatte das Southern Girl geschaffen."⁶³

Beim Anhören solcher Tiraden mag wohl manche abgemüdete und zutiefst einsame Landfrau im Süden, die im ganzen Leben keine einzige Chance gehabt hat, als Person über sich selbst zu verfügen, die wohl kaum je Achtung oder Zärtlichkeit empfangen hat, plötzlich ergriffen worden sein von einer Vision ihrer selbst als der geheiligten Weiblichkeit auf einem Piedestal, als Madonna des Südens, und obwohl sie ein paar Stunden später wieder den Schweinestall reinigt, Kühe melkt und das Abendessen auf den Herd setzt, ist sie einen köstlichen, angehaltenen Atemzug lang verwandelt, zu jenem Bild geworden, und sie wird diesen Augenblick nie vergessen. Ein Votum, ein paar Striche auf einem Stück Papier, ist wohl ein geringer Preis, den man einem Mann bezahlt, der einen zum erstenmal im Leben hat fühlen lassen, daß man geliebt, hochgehalten und verehrt wird.

⁶³ Hier eine aktuelle Stimme des Volkes zum Begriff Southern Girl: "The best girls around. They are always pretty and show themselves well. Normally dressed in their easter colored polos, lacostes, or michael stars. Allways (well, usually) seen wearing there name brand jeans blue cult, 7's, citizens, angel, paper denim, etc... Accessories always consist of them pearl earrings. Simple yet ellegant. All southern girls own atleast and surf shop or restaurant T-shirt from somewhere on the coast, most likely Wrightsville. Found cruising around in their silver or green Range Rovers or Land Rovers, and if not, volvos or station wagons. Hangouts consist of North Hills (if your familiar with Raleigh, NC), or any place that serves fresh ice tea and warm grits. The music they listen to is usually very mellow, like Dave Matthews, OAR, James Taylor, Alanis Morrissette, Hootie, Jack Johnson, Jimmy Buffet, Rascal Flatts, etc... Southern hospitality runs in the family. Southern households are the most generous of them all, which makes southern girls, the sweetest." (<http://www.urbandictionary.com/>)

Als die Zeit fortschritt, Generation um Generation dem warmen, feuchten Klima entwuchs, als die Umstände zusammenwirkten, das Leben für einige Wenige bequemer zu gestalten und dafür umso härter für die Vielen, da geschah es, daß breite Schichten des südstaatlichen Landvolkes den Elan verloren, "sich hochzuarbeiten", daß sie die Zügel schleppen ließen. Die alte Pioniergemeinschaft, die einfache, ländliche Demokratie von Leuten, die Gefahr, Nöte und Pflichten untereinander gleich aufteilten, all das bröckelte ab. Jene, deren Ehrgeiz, deren Habgier, Gesundheit und Glück durchhielt, brachten immer mehr und mehr Sklaven in ihren Besitz, immer mehr und mehr Land, drängten die andern an den Rand des Sklavensystems und hinaus aus dem reichen Land, näher an die Sümpfe und Berge heran.⁶⁴ Zuweilen wurde jemand Sklavenhalter nicht etwa durch seine besondere Eignung, durch Habgier oder Tatendrang, sondern durch ererbten Landbesitz. Es geschah ja auch, daß in einer Familie der eine Sohn Geld über alles schätzte, der andere aber sich gar nichts aus materiellem Besitz machte. Und es traf sich, wenn auch weit seltener, daß ein Mann in dieser Sklavenangelegenheit Gewissen zeigte, während sein Bruder den Stand der Dinge leichthin als ein gegebenes Vorrecht der weißen Rasse annahm. Solche Unterschiede brachten es mit sich, daß nach einigen Generationen reiche Pflanzer ärmliche Vettern hatten, die weit hinten im armen Land saßen, und daß kleine Leute sich auf ihre Blutsverwandtschaft mit den Reichsten im Land berufen konnten.

Tausende solcher besonderer Umstände – Gesundheit, Temperament, Vitalität, Gewissen, Glück – schoben dann wie eine Riesenhand einigen großen Reichtum zu, fegten die andern beiseite. Und obwohl es ja auch immer jene gab, die zwischen den Extremen standen, die Eigentümer kleiner Farmen, die Ladenbesitzer, Ärzte, Anwälte, Prediger, begann sich auch in der Mentalität eine Spaltung zu vollziehen, die im Lebensziel bereits vollendet war. Die Kluft zwischen arm und reich wusch sich tief und tiefer in die Erde, je mehr Schweiß der Sklaven durch sie hindurchströmte. Die jenseits der Kluft – die meisten – hießen jetzt "arme Weiße" oder "White Trash", "Rednecks", "Hillbillies" und "Baumpicker". Und ein erstaunlicher Mangel an Sympathie für sie wurde im gesprochenen und geschriebenen Wort und in den Herzen der Pflanzerklasse deutlich.

Wenn man heute auf unser südstaatliches Volk und ihr Land und ihre Heimstätten blickt, so scheint es auf der Hand zu liegen, daß unser Lebensstil, unsere weiße Überlegenheit und unser landwirtschaftliches Bewirtschaftungssystem, daß all die Werte, nach denen wir unser Dasein ausrichteten, nie gut funktioniert haben. Vielleicht ist ein Teil des Hasses, den gerade die Erfolgreichen bei uns empfanden, aus

⁶⁴ Das Ende jener Zeit in den 40er Jahren wird vorstellbar in dem Buch von Heinrich Hauser: MEINE FARM AM MISSISSIPPI (Berlin 1950). Es berichtet von der Situation der "armen Weißen" in den Sümpfen und Bergen. Sklaven gab es nicht mehr, aber weiterhin (auch bei Hauser) den selbstverständlichen, alltäglichen Rassismus gegenüber Farbigen.

dieser bitteren Tatsache entstanden. Die Wenigen, die all die Jahre erfolgreich blieben, wußten, daß sie oder wenigstens ihre Väter sich am Elend und Stumpfsinn, an den Ängsten und Wachträumen der Mehrheit unseres Volkes gemästet hatten, und dieses Bewußtsein fühlte sich nicht gut an. Sie hatten die Empfindung, wenn sie nur ihre Augen vor den Tatsachen der *Tobacco Road*⁶⁵ verschlossen, dann würde es die *Tobacco Road* vielleicht gar nicht mehr geben. Und doch leben wir im landwirtschaftlichen Süden nachbarlich zu nahe, als daß der eine den andern einfach übersehen könnte. Man begegnet einander unvermeidlich an der Tankstelle, im Laden, im Wartezimmer des Arztes. Das einzige Mittel, das Elend von sich abzuhalten, ist, statt der Augen die Herzen selbst zu verschließen.

Und die Erfolgreichen im Süden haben das wahrlich getan. Sie haben nicht nur das Schlimme, sie haben auch das Gute einfach von sich fortgerückt. Sie streiten ab, daß es die Tatsache der *Tobacco Road* gibt, sie radieren sie einfach von der Landkarte weg, und doch denken sie insgeheim vom weißen Landvolk nicht anders als so: *Die sind die Tobacco-Roader*. Sie verachten den armen Weißen, weil er arm ist und ganz ungebildet. Sie rümpfen die Nase, sie spotten sogar zuweilen über ihn in ihren Zeitungen. Sie haben Angst vor ihm, denn schließlich ist jeder Weiße im Land potentiell ein Lyncher oder Klansmann, wenn auch nur eine geringe Zahl jemals entsprechende Gewalttätigkeiten begangen hat. Abgeschrieben haben sie den armen Weißen als etwas, das eben in einer Demokratie unvermeidlich ist; sie erwarten von ihm, daß er für die Demagogen stimmt, sie erwarten sogar, daß er gegen die Menschenrechte votiert, gegen alles, was gut und schöpferisch ist. Aber die herrschende Schicht fürchtet ihn, denn sie weiß, daß sie ihn nicht nur von allen Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten abgedrängt hat, ihm Hospitäler, anständige Wohnmöglichkeiten, Freizeit und Urlaub versagt, sondern daß sie ihm auch den Traum zerstört hat, ein freies, verantwortliches Menschenwesen zu sein. Und da sie dies in geheimer Angst und in geheimem Schuldgefühl sehr wohl wissen, können die reichen Weißen nicht einmal das Gute an unserem Volk lassen, das noch an ihm ist.

Dabei fehlt es trotz Armut, körperlichem Verfall, Weltfremdheit und Unwissenheit unserem Landvolk in den Südstaaten nicht an Eigenschaften, die echte Aktivposten in der Bilanz unserer Nation sind: Freundlichkeit im persönlichen Umgang, Sinn für Humor, zäher Glaube an den eigenen Wert, Höflichkeit im geselligen Verkehr, eine stoische Gelassenheit, die sich nicht biegen noch brechen läßt, und ein ernsthafter Wunsch, gut zu sein.

Trotz der befremdlichen und erschreckenden Abkehr der Kirche von jenen Lehren Jesu, die sich auf Nächstenliebe und Menschenwert beziehen, trotz der grausamen

⁶⁵ *Tobacco Road*: Synonym für die weißen Verlierer der Südstaaten; vgl. Erskine Caldwell: *TOBACCO ROAD* (1932)

Übertreibung des Schuld- und Sühnegedankens hat unser Landvolk doch gelernt, diesen Galiläer zu lieben, der den Armen so nahe lebte. Sie sprechen seinen Namen mit Ehrfurcht aus. Es gibt keine politische Führergestalt auf Erden, die in ihren Herzen mit ihm konkurrieren könnte. Bilder voll Zärtlichkeit und Mitleid schweben von der Kindheit her durch ihr Gedächtnis. Das Christuskind und die Mutter, die Weihnachtslegende, die Bergpredigt, all das sind Erlebnisse, die in das Gewebe ihres Bewußtseins eingewirkt sind. Gott und seine Hölle mögen sie fürchten, aber sie lieben Jesus und glauben an ihn. Und wollte man ihnen seine Lehre in die Sprache unserer Zeit übersetzen, sie würden ihr folgen. Der Wunsch ist da. Sie wollen das Richtige tun. Unglückseligerweise ist dieses Richtige so verdorben und zerrieben worden, daß wir wenig von dem darin finden, was Jesus lehrte.

Ich lebe auf dem Lande und kenne meine Nachbarn gut. Ich habe erlebt, wie die Familien ringsum ihre Kinder aufzogen. Manche lebten in unverputztem Gemäuer von Einkommen, die in den schlimmen Tagen nicht mehr betrug als vierzig Dollar im Monat für eine achtköpfige Familie. Manchmal hat es nicht viel zu essen gegeben, aber ich weiß, daß in den meisten Familien die Kinder reichlich Liebe und guten Willen mitbekommen haben. Es waren willkommene, freudig hingenommene Kinder. Die Erziehung übte weniger Zwang auf sie aus, als man es zuweilen bei den "privilegierten Familien" findet. Trotz allem, was sie in der Kirche zu hören bekommen, gilt der Leib gemeinhin als die naturgegebene Heimstatt des menschlichen Geistes; elterlicher Ehrgeiz wird den jungen Leuten nicht wie Mühlsteine um den Hals gelegt. Der Sonnenschein tut das Seine, das Leben im Freien, die Nähe zu den Tieren, die vertraute Gemeinschaft der Pflichten. Warum das nun so sein mag, welche Gründe man dafür finden will, Tatsache ist, daß Eltern aus dem Landvolk trotz Armut und Einsamkeit zuweilen ihre Kinder besser aufziehen als reiche Leute in den Städten. Natürlich gibt es welche, die versagen, die aus Unwissenheit oder infolge des Mißgeschicks, das ihnen selbst widerfahren ist, ihre Kinder charakterlich verkrüppeln; aber es gibt viele, die gute Eltern sind, zuviele, als daß wir die Möglichkeiten unterschätzen dürften, die hier einem reichen und schöpferischen Dasein unseres Volkes geboten sind.

Es ist die sozialpolitische Gemeinschaft, die dem Landkind gegenüber versagt hat, denn sie hat nicht vorgesorgt für angemessene Schulen und sanitäre Einrichtungen, für Krankenhäuser, Bibliotheken, Stätten der Kunstpflege, für Erholungsheime, sie bürgt nicht für den Arbeitsplatz der Väter und sie schafft keinen Wohnraum anstelle dieser Elendshütten, die nun schon zum stereotypen Bild unserer Landschaft gehören.

Versagt hat sie auch, indem sie keine Führerschicht hervorbringt, die dem Kind und seinen Eltern den Glauben an die Stellung des Menschen stärken könnte. Vielmehr hat sie diese Aufgabe, die allerwichtigste in einer Demokratie, den Demagogen überlassen.



Blicken wir rings um uns in die Welt hinaus, so sehen wir, wie sich in China und Indien, in Burma, ja in Afrika und Europa gerade das Landvolk mit neuerlangter Macht gigantisch erhebt. Und die Ideen, zu denen es steht, werden unsere eigene Zukunft aufbauen oder zerstören, das wissen wir. Es ist keine gute Sache, sich vorzustellen, wie wenig wir dazu getan haben, um den Landbevölkerungen durch Tat und Wort die Idee der Menschenwürde zu vermitteln und der Menschenfreiheit, für die wir früher eingetreten sind ...



STRANGE FRUIT ⁶⁶

Southern trees bear a strange fruit,
 Blood on the leaves and blood at the root,
 Black body swinging in the Southern breeze,
 Strange fruit hanging from the poplar trees.

Pastoral scene of the gallant South,
 The bulging eyes and the twisted mouth,
 Scent of magnolias sweet and fresh,
 And the sudden smell of burning flesh.

Here is a fruit for the crows to pluck,
 For the rain to gather, for the wind to suck,
 For the sun to rot, for the tree to drop,
 Here is a strange and bitter crop.



*Die Südstaaten-Bäume tragen merkwürdige Früchte,
 Blut auf den Blättern und Blut an der Wurzel.
 Schwarzer Körper baumelt im Südstaaten-Wind;
 Merkwürdige Früchte hängen von den Pappeln.
 Idyllische Szene im prächtigen Süden
 Die hervorgetretenen Augen und der entstellte Mund.
 Magnolienduft, süß und frisch,
 Und plötzlich der Geruch nach verbranntem Fleisch.
 Dies ist eine Frucht, die von Krähen zerrissen,
 Vom Regen benetzt, vom Winde verweht,
 Von der Sonne versengt, vom Baume fallen wird,
 Dies ist eine merkwürdige und bittere Frucht.*

⁶⁶ Text Lewis Allan (id est Abel Meeropol), Musik Lewis Allan / Danny Mendelsohn. Abel Meeropol arbeitete damals als Hochschullehrer. Nach *Strange Fruit* verfaßte er noch andere antirassistische Texte. Später adoptierten die Meeropols die Söhne von Julius und Ethel Rosenberg, die 1953 hingerichtet worden waren. *Strange Fruit* wurde ab 1939 interpretiert von Billie Holiday: <https://youtu.be/h4ZyuULy9zs>. Die deutsche Übersetzung stammt aus Wikipedia.



Lillian Smith (re.) und Paula Snelling
Quelle: <http://www.hjacobscreative.com/lillian-s-documentary/>

Nachwort (2018)

What was it in folks that made them cruel?
What did it satisfy in them? Must be something in a person that
needed to hate – to make him want to hurt somebody weaker
than himself –

STRANGE FRUIT (1944, S. 296)

We abandon human dilemmas, we never solve them.

Lillian Smith (Brief an Gerda Lerner, 1961; G 268)

Vielleicht kann eine Person, die nichts Gutes tut, nicht umhin,
Böses zu tun.

Harriet Beecher-Stowe: Onkel Toms Hütte (1851/52)

Real history, in my opinion, has never been written and won't be
until historians are willing to deal seriously with men's feelings as
well as with events.

Lillian Smith (Brief 1949; G 127)

You are a dangerous revolutionist. There is enough dynamite in
what you say to blow up the very foundation of segregated
society.

Laudatio zur Ehrendoktorwürde der Howard University (1950)

Lillian Smith wurde am 12. Dezember 1897 in Jasper (Florida) als siebtes von neun Kindern eines bürgerlichen Geschäftsmanns geboren. 1915 verlor ihr Vater seine Terpentinmühle. Die Familie zog in ihre bisherige Sommerresidenz in den Bergen von Clayton (Georgia), die zu einer kleinen Farm umgestaltet wurde. In einer etwas zu idyllisch wirkenden Erzählung berichtet Lillian Jahrzehnte später von dem jetzt materiell sehr bescheidenen Leben der Familie. Glaubwürdig klingt die Darstellung des genuin philanthropisch orientierten Vaters, der einmal sogar 48 unweit arbeitende Kettensträflinge, allesamt Schwerverbrecher, Weiße und Farbige, zu einem Weihnachtessen einlädt. Zu den Kindern sagt er bei dieser Gelegenheit: "Es ist unwahrscheinlich, daß ihr ein Verbrechen begeht, aber ihr könntet blind werden und euch weigern, das zu sehen, was ihr sehen müsstet, und das kann schlimmer sein als ein Verbrechen. (...) Einen Fehler gibt es, den ihr hoffentlich nicht machen werdet: an den Sünden meiner

Generation festhalten."⁶⁷ – Zweifellos wurde dieser Vater ein lebenslanges Vorbild. (G 8)⁶⁸

Jeannette Lander (1931–2017), aufgewachsen als Tochter eines jüdischen Krämers in Atlanta, erwähnt in ihrem autobiografischen ersten Roman frühe Begegnungen mit solchen Kettensträflingen: "In dem offenen Lastwagen hatte ich sie gesehen, Kappe an Kappe und unter jeder Kappe ein Neger sitzend, hockend, kniend auf dem Lastwagenboden, nicht einmal eine Bank, eine hölzerne, zum Sitzen, manchmal stehend, wenn es viele waren und kein Platz in dem offenen Lastwagen zum Sitzenhockenknien, dann wie die Rinderschweinelämmer, hinter denen im offenen Lastwagen ich mit Tatte im Auto herfuhr zum Schlachthof hin, hinter kleinen Babylämmern bähend zum Schlachthof hin, daß ich wochenlang kein Lammkotelett essen wollte, so standen sie Kappe an Kappe an Kappe, und unter jeder Kappe ein Neger mit dem rechten Fußgelenk in einem Eisenring unter dem schwarzgestreiften Hosenbein, und jeder Eisenring mit einer Kette zum nächsten Eisenring des Nachbarkettennegers, der stehtsitzthocktkniet, der stinkt vor Armhöhlenschweiß mit gelben Rändern unter den Armen, die reichen bis auf die Brust, die knochigsehnigmuskelige unter der Hitze fahrend, rüttelnd, rollend, 'raus zum Steineklopfen, Steinespalten, Steinezestauben für Kiesel, für Straßen, Kappe an Kappe an Kappe an Kette an Kette an Kette, schwarzweißgelbgeschwitzte Negerkettenkolonne unter der Hitze."⁶⁹

Einige Zeit später begründeten die Eltern auf demselben Anwesen (*Old Screamer Mountain*) das *Laurel Falls Hotel* für Sommergäste, die von der Familie persönlich betreut wurden. Lillian studierte in Georgia (1915-16) und, zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Esther, 1917-1919 in Baltimore, "um eine große Pianistin (ich) und eine große Schauspielerin (sie) zu werden. (...) Wir hatten uns an unseren Schulen selbst erhalten, aber trotzdem hatten wir das Gefühl, daß die Eltern uns brauchten."⁷⁰ So unterstützte sie ihre Eltern zwischen den Zeiten des Studiums bei der Leitung eines anderen Hotels, das diese in Daytona Beach

⁶⁷ Lillian Smith: DIE FÜLLE DER HEILIGEN NACHT (Zürich 1979, S. 68f.) Die Veröffentlichung enthält übrigens eine Vielzahl von Rezepten der Südstaatenküche.

⁶⁸ Auch Smiths Biografin kommt zu diesem Schluß: Margaret Rose Gladney (Hrsg.): HOW AM I TO BE HEARD? (Chapel Hill & London 1993). Aus dieser Veröffentlichung wird im Verlauf meines Nachworts häufig zitiert werden mit der Abkürzung G und Seitenzahl. – In FREMDE FRUCHT scheint die Darstellung der Familie Harris manche Momente von Lillians Elternhaus zu bewahren. Nach dem Lynchmord sagt Vater Harris zu seinen Kindern: "I hope some day you young folks will find the answer. Hope some day you'll find how come it all started and what can be done about it." (1944, S.302) Deutlich wird die Nähe zwischen Vater Harris und Vater Smith auch in dem Kapitel ALS ICH EIN KIND WAR, aus dem Buch TRAUMTÖTER, siehe hier im Anhang.

⁶⁹ Jeannette Lander: EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. (Frankfurt/M. 1971, S. 110; Neuausgabe Berlin 2017, bei A+C)

⁷⁰ Smith (1979, S. 62)

(Florida) gepachtet hatten. (G 2) 1920 wandelten ihr Vater und ihr Bruder Frank *Laurel Falls Hotel* um in *Laurel Falls Camp*, ein Sommercamp für Mädchen. Lillian übernahm dort die musikalischen Angebote. Als irritierend empfand sie von Anfang an eine ungute erotisierte Atmosphäre zwischen etlichen der angestellten Beraterinnen oder Erzieherinnen (Counselors) und den jungen Mädchen; sie hatte den Eindruck, daß manche der Frauen mit den Gefühlen der Mädchen spielten. (G 4) 1922 wurde sie musikalische Leiterin einer methodistischen Schule für Mädchen in China. Jedoch war sie keine Kirchgängerin und hielt sich nicht für religiös. Sie beschäftigte sich mit der chinesischen Kultur und erlebte deren Unterdrückung durch den westlichen Imperialismus. Dabei erkannte sie Parallelen zur Situation der Farbigen in ihrer Heimat.⁷¹

Wegen der zunehmenden Gesundheitsprobleme des Vaters kehrte sie 1925 in die USA zurück. Nach dem Tod des Vaters (1930) wurde Lillian hauptverantwortlich für das Familienunternehmen und die Pflege ihrer psychisch (G 240) kranken Mutter. Im *Laurel Falls Camp* erwartete sie eine ziemlich autoritäre und wettbewerbsorientierte Atmosphäre; wiederum beobachtete sie unangenehm erotisierte Beziehungen zwischen den Erzieherinnen und den Mädchen, die gleiche Art von sexualisierten Grenzüberschreitungen, die bei Männern gegenüber Frauen und Mädchen üblich waren und sind. Lillian Smith lehnte es ab, hier mit zweierlei Maß zu messen. Deswegen, aber auch wegen der Autoritätsprobleme mit den älteren Erzieherinnen kündigte Smith am Ende der Saison 1925 vierundzwanzig Counselors; nur vier behielt sie, darunter Paula Snelling. (G 6)

Lillian Smith hatte vor, parallel zur Arbeit im Camp eine Position als Musiklehrerin in einem nahegelegenen College anzutreten, jedoch unterwarf sie sich wiederum familiären Rücksichten: Bis 1927 hielt sie sich in Florida auf, wo sie Ersatzmutter für das Kind des Bruders wurde, dessen Frau gestorben war.⁷² Anschließend konnte sie immerhin ein Semester an der Columbia University (New York) belegen; parallel dazu gab sie Musikunterricht an einer Ghettoschule in Harlem. (G 6/7)⁷³

⁷¹ In den Jahren 1932-34 schrieb Lillian ihren allerersten Roman (*THE WATERS FLOW ON*) über die Zeit in China. Er blieb unveröffentlicht. Dreißig Jahre später schrieb sie über die Arbeit: "It was soft, warm, passionate, vivid, naked, honest, lyrical and it scared the publishers to death. No one would dare publish this book. I laid it aside knowing I might never write so personal, so terribly honest a book again." (G 9/10)

⁷² 1961 sollte sie in einem Brief anmerken, sie habe die Smithfamilie 30 Jahre lang bemuttert. (G240f.)

⁷³ Noch viel später, 1961, schrieb sie der feministischen Historikerin Gerda Lerner, Musik sei in den ersten 22 Lebensjahren ihre einzige Freude gewesen und "all my life was involved in music, except my two sharp eyes that kept staring at people." (G267)

1928 erwarb sie das *Laurel Falls Camp* offiziell von ihren Eltern, wodurch sie die volle Verfügungsgewalt auch über dessen finanzielle Belange bekam. Bis 1948 blieb Lillian Smith Leiterin des *Camp*, das bald sehr beliebt wurde als innovative Bildungseinrichtung für Mädchen und junge Frauen, vor allem in den Bereichen Kunst, Musik, Theater und Psychologie. Pädagogische Zielvorstellung waren "girls who will some day be the women leaders of the south may be of some definite value". (G 50/1)⁷⁴



1930 nahm Lillian Smith eine lebenslange Liebes- und Arbeitsbeziehung auf zu der Lehrerin und Psychologin Paula Snelling (1.1.1899 – 22.2.1985), einer Mitarbeiterin des Camps seit 1921.⁷⁵ Das Paar begann 1936, die kleine, vierteljährliche Literaturzeitschrift *Pseudopodia* herauszugeben. Das Magazin ermutigte farbige wie weiße Schriftsteller zu ehrlichen Einschätzungen des Lebens in den Südstaaten der USA, um soziale und wirtschaftliche Reformen zu diskutieren, und kritisierte diejenigen, die die traditionellen Formen von sozialer Ungerechtigkeit ignorierten. Es gewann schnell regionale Berühmtheit als Forum

⁷⁴ Lillian Smith löste das Camp 1949 auf, um sich ganz dem Schreiben zu widmen. Inzwischen entstand auf dem Gelände das *Lillian E. Smith Center for Creative Arts*, angeschlossen an das *Piedmont College*. <https://www.piedmont.edu/lillian-smith-center>

⁷⁵ "Nobody else has the kind of strength I believe in", schreibt Lillian 1946 an Paula. (G 99)

für liberales Denken. Im Jahr 1937 wurde das Periodikum umbenannt in *North Georgia Review*, im Jahr 1942 in *South Today*.

In den 30er und 40er Jahren organisierten Lillian und Paula eine Vielzahl von "schwarzweißen" (biracial) Treffen in dem jetzt von ihnen gemeinsam geleiteten *Camp Laurel Falls*. Die Gäste waren oft StudentInnen, Intellektuelle, KünstlerInnen und JournalistInnen.⁷⁶ Diese Zusammenkünfte verstanden die beiden Initiatorinnen als politisch-gesellschaftliche Aktivitäten in der Tradition von intellektuellen Salons. Im August 1939, während der Camp-Ferien, wurden erwachsene Gäste (unter ihnen etliche prominentere Intellektuelle) eingeladen zu einem halbimprovisierten gemeinsamen Trommelspiel, das Lillian und Paula mit den Campkindern der vorherigen Saison einstudiert hatten – "about race". Lillian resümiert in einem Brief: "It was fantastic – and fantastic fun." (G 12f. + 34/5) Im September 1943 veranstaltete sie in ihrem Zuhause *Old Screamer Mountain* eine Party mit weißen und farbigen Frauen, die alle im Zusammenhang mit dem Engagement gegen die Rassentrennung standen. Sie kommentiert dies: "Something must be done and I believe this something will quite probably come from the women of the two races long before it comes from the men." (G 73)⁷⁷

Kaum noch verwunderlich ist der hohe Anspruch, den Lillian und Paula auch an das Niveau der pädagogischen Betreuung der Mädchen im Camp hatten. In einem der Rundbriefe an die Eltern steht: "We talk with each other about growing up, about the world we live in. We share our childhood experiences with each other, we learn to develop a sense of humor about our difficulties, and we soon discover that tragedy quickly turns into comedy when we find out trouble is something everybody has had in one way or another. (...) Of course it gives maturity to our girls, a maturity of understanding and of mutual concern. It takes away from them feelings of hostility for 'grown folks' and it gives to the grown folks a sense of the dignity of children." (G 101) Sie bemühten sich, in jeder Saison einigen Mädchen aus anderen Teilen der Erde den Aufenthalt zu ermöglichen: "We call them 'world campers' for our dream is some day to have many children from all over the world come to our camp." (G 102)

In einem anderen Elternbrief geht es zur Sache: "The campers were very upset about the terrible lynching near Monroe, Georgia and have asked questions that are hard for a grown-up to answer. They want to know especially if the women who were lynched had children; and how those children are feeling,

⁷⁶ Befreundet war Lillian Smith schon in dieser Zeit mit der Südstaaten-Autorin Carson McCullers, dem Theologen und Philosophen Paul Tillich (bei dem sich 1929 Theodor W. Adorno habilitierte) sowie dem Psychiater und Psychoanalytiker Karl Menninger.

⁷⁷ Siehe hierzu auch das Kapitel DIE WEISSEN FRAUEN in ihrem nächsten Buch (TRAUMTÖTER), hier dokumentiert im Anhang.

and who are looking after them; and how they must feel about living in America, and will they grow up to be good citizens and how can they feel good toward white people when white people have done these dreadful things to their mothers." (G 106)⁷⁸

Bereits 1937 forderte Smith in einem Artikel, Autoren der Südstaaten sollten "stop thinking of the Negroe as a minstrel, a Laughing Man, a pathetic poet, a quaint d'art and begin considering him as a human being." (L25)⁷⁹ In ihrer Zeitschrift stellen Lillian und Paula den LeserInnen im Laufe der Jahre 130 Bücher farbiger amerikanischer AutorInnen vor.

Im Winter 1938/39 reisten Lillian und Paula auf einem Frachter nach Brasilien, 1939/40 konnten sie auf Grundlage eines Stipendiums des *Julius Rosenwald Fund* auf eine großangelegte Exkursion durch die Südstaaten der USA gehen, um tieferen Einblick zu gewinnen in die realen Lebensverhältnisse (G 29f.). Die projektierte Studie zur Literatur und Kultur des Südens⁸⁰ wurde nicht realisiert, ebensowenig ein zweites Projekt zum Verhältnis von farbigen und weißen Frauen in den Südstaaten (G49), die gewonnenen Erkenntnisse sollten jedoch die Grundlage ihres zweiten Buches *KILLERS OF THE DREAM* bilden.

Während des Zweiten Weltkriegs protestieren sie öffentlich dagegen, daß Farbige in der US-Army dienen und ihr Leben verlieren, jedoch keine vollen Bürgerrechte haben; sie appellieren deshalb auch an Präsident Roosevelt. In diesem Zusammenhang entstehen dauerhafte Kontakte zwischen Lillian und Eleanor Roosevelt, später auch zu John F. und Robert Kennedy.⁸¹ Daß Lillian Smith unüberhörbar Zusammenhänge herstellt zwischen der Tatsache der Segregation und dem generellen Zustand der Demokratie in Amerika, andererseits auch zum Antisemitismus des Kriegsgegners Deutschland, wird während der Kriegsjahre in bestimmten Kreisen als unpatriotisches Verhalten angesehen, durchaus auch bei liberalen Südstaatlern, die Lillian Smith an sich positiv gesinnt waren. Julian Harris, ein prominenter liberaler Publizist, der in den 20er Jahren gegen den *Ku Klux Klan* und gegen Lynchgerichte geschrieben hatte, warf Smith jetzt bei einer persönlichen Begegnung vor, "dropping bombs

⁷⁸ Bei diesem Lynchgericht am 25. Juli 1946 wurden zwei afroamerikanische Paare ermordet: George W. und Mae Murray Dorsey sowie Roger und Dorothy Malcom. Mae Dorsey war schwanger; der Fötus wurde ihr von den Mördern aus dem Leib geschnitten. Trotz mehrerer umfassender Untersuchungen durch den FBI wurden die Täter nie gefaßt.

⁷⁹ Quellenangaben mit dem Sigel L und Seitenzahl beziehen sich auf die nuancierte Biografie von Anne C. Loveland: *LILLIAN SMITH. A SOUTHERNER CONFRONTING THE SOUTH* (Baton Rouge and London 1986: Louisiana State University Press).

⁸⁰ Das Exposé ist dokumentiert bei (G 36-41). Titel des Buches sollte sein: *SOUTH: Test Case for American Democracy*. (G 53)

⁸¹ Während seiner Präsidentschaftskandidaturschrieb Lillian Smith Passagen für John F. Kennedys Reden. (G 249)

on Georgia's peace." (G 64) Sie selbst sieht die Gefahr, daß ihre Zeitschrift verboten werden könnte. (G 53)

Im Winter 1941 veröffentlichten Lillian und Paula in ihrem Periodikum *North Georgia Review* Angaben über Krankenhäuser im Süden, die farbige PatientInnen aufnehmen, informierten über die Existenz von farbigen Ärzten (auch Psychiatern) und Krankenschwestern in diesen Krankenhäusern und über die Ausstattung in den für Farbige vorgesehenen Abteilungen. (G 51/2)⁸²

Zwischen 1942 und 1945 war Lillian Smith Mitglied der Geschäftsführung der *Southern Conference for Human Welfare (SCHW)*. Sie setzte sich ein für ein größeres Spektrum unter den Mitgliedern und für mehr Demokratie in der Praxis dieser Organisation. (G 41f.)

Auch Lillians Bruder Frank engagierte sich für die Bürgerrechte der Schwarzen. In seinem heimatlichen Bezirk (Rabun) initiierte er ein Geburtshaus für Farbige sowie eine öffentliche Bücherei, die an Afroamerikaner zu denselben Bedingungen Bücher verlieh wie an Weiße. (G 64)

In diesen Jahren regt sich erstmals bei den Schwarzen selbst öffentlicher Protest gegen Segregation (gesetzlich festgeschriebene Rassentrennung), Rassismus und Lynchjustiz. Etliche liberale Weiße, die zunächst aktiv gewesen waren im selben Sinne, beschuldigen jetzt diese farbigen AktivistInnen, Rassenhaß und revolutionäre Tendenzen zu schüren. (L 46) Lillian Smith fordert ihre LeserInnen dagegen zur selben Zeit auf zu den "simple, undramatic things we all can do", zum Beispiel, Farbige mit Mr., Mrs. und Miss anzusprechen, wie das für Weiße selbstverständlich ist, farbige Hausangestellte besser zu entlohnen und ihre Arbeitszeit zu verkürzen, "and sitting by Negroes on buses or streetcars." (L 51) Auch kollektive Aktionen schlägt sie vor.⁸³

Im Jahr 1944 publizierte Lillian Smith den hier wiederveröffentlichten Roman *STRANGE FRUIT*, der unter anderem das damals tabuisierte Thema einer Liebesbeziehung zwischen Schwarz und Weiß zum Inhalt hat.

⁸² Siehe hierzu auch in: *EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.* von Jeannette Lander (Neuausgabe bei A+C).

⁸³ Die Biografie von Anne C. Loveland (L) dokumentiert auf 30 Seiten eine unglaubliche Fülle von Aktionen und Initiativen, die Lillian und Paula in den 30er und 40er Jahren unternahmen im Sinne einer Gegenbewegung zu Rassismus und Segregation. In dem von Margaret Rose Gladney herausgegebenen und kommentierten Briefband (G) werden vielfältige und politisch höchst nuancierte Kooperationen mit anderen Gruppen und Vereinigungen dokumentiert.

Lillian Smith und die Ausgrenzung

Rassentrennung, Segregation, Ausgrenzung – offensichtlich Lillian Smiths Lebensthema – meint bei ihr nicht nur die Situation von Farbigen und Weißen in den Südstaaten der USA: es meint zunächst ihre eigene Erfahrung des Ausgegrenztwerdens von den bürgerlichen Lebensformen, in denen sie aufgewachsen war, ihr Ausgegrenztwerden aufgrund ihrer Verweigerung des konventionellen Lebensweges als Ehefrau und Mutter – und es meint darüberhinaus zunehmend auch die grundlegende gesellschaftliche Tendenz zur Ausgrenzung von Menschen, Menschengruppen und Lebensmöglichkeiten. Bereits während der drei Jahre Arbeit in einer Missionseinrichtung der damaligen britischen Kolonie China (in den 20er Jahren) erlebte sie die Unterdrückung und Nichtwürdigung der chinesischen Kultur: "For the first time in my life I was ashamed of my white skin." (L 40)

Lillians Persönlichkeit war – nach ihren eigenen Aussagen – geprägt von zwei zeitweise sich ergänzenden, zeitweise jedoch krass divergierenden Anteilen (Ego States). Auf der einen Seite gibt es den *Martha-Anteil*. Er steht für unbedingte Loyalität gegenüber der Familie, für soziales Engagement, Aufopferung, Helfenwollen. Daneben steht der *Mary-Anteil*; er steht für individuelle Selbstbestimmung, Kreativität, Selbstverwirklichung. Die lebenslange Empfindung dieser Spaltung bezeichnet Smith einmal als "fragmentiertes Leben". Daneben stand zweifellos die persönlich relevante Erfahrung der Ausgrenzung aller nicht-heterosexuellen Sexualität sowie nichtkonventioneller Gender-Rollen.⁸⁴

Möglicherweise entstand aus dieser Selbsterfahrung jene Sensibilität, die sie zur lebenslangen Kämpferin gegen die Ausgrenzung von Farbigen machen sollte. Gerade von *STRANGE FRUIT* betonte sie: "every tension was an echo of an tension in my own life" (L 64).⁸⁵ Tiefgründig wird in diesem Roman der Konflikt der etwa

⁸⁴ Im Gegensatz zu Paula Snelling, die sich vorbehaltlos als lesbisch empfand, stand Lillian Smith ihren eigenen sexuellen Empfindungen lebenslang ambivalent gegenüber – auch hier also ein Moment der Fragmentierung. Mehrfach deutete sie die Schwierigkeit an, einen Mann zu finden, der sich eine intellektuell ebenbürtige Frau als Partnerin wünscht (L 208-210). Zumindest zwei kürzere Partnerschaften mit einem Mann, vor der Beziehung mit Paula, sind durch ihre eigenen Aufzeichnungen belegt. (G 3 und 5) Affektiv berührende lesbische Erfahrungen stellte Smith dar in ihrem späteren Roman *ONE HOUR* (1959), allerdings ohne Happy End. Heutzutage wird Lillian Smith als Protagonistin für lesbische, schwule, bisexuelle und Transgender-Emanzipation gesehen. Lillians Geschwister Frank und Esther Smith erhoben allerdings wütenden Einspruch, als die Literaturwissenschaftlerin und Smith-Biografin Margaret Rose Gladney ihre Schwester öffentlich in Zusammenhang mit Lesbischsein brachte. (Siehe Margaret Rose Gladney, im Literaturverzeichnis)

⁸⁵ In einem Brief am 2.6.1955 an den Psychoanalytiker Lawrence S. Kubie heißt es, *STRANGE FRUIT* habe sie geschrieben, um eine Geschichte zu erzählen, die "in its deepest sense my own story" sei, "the legend of my life. I see it, today, far more clearly than when I wrote it." In der Folge

20jährigen (weißen) Laura mit der Mutter dargestellt als qualvolle Spaltung zwischen der ursprünglich mutterorientierten "guten Tochter" und ihrer von der Mutter abgelehnten kreativen Entfaltung, wobei Laura dazu mit einer älteren, mutmaßlich lesbischen Frau befreundet ist.⁸⁶ Nach der Ermordung ihres Bruders packt Laura im Halbschlaf der Gedanke, Tracy sei vorsätzlich in den Tod gegangen, um sie zu Hause, bei den Eltern festzuhalten; umgehend leugnet sie diese Empfindung vor sich selbst: "She wouldn't mind staying at home. She wanted to stay. She had lain there in bed and cried like a child, telling herself it was a dream."⁸⁷ Kurz darauf erklärt sie selbst der Mutter: "Mummie ... I want to tell you, I'm staying here, now. (...) I'm not going back to school – or anywhere." – Bess, die farbige Hausangestellte einer anderen weißen Familie, fühlt sich gespalten in den Dienstbotenstatus und ihr genuines Selbst: "Ich habe es so satt, zweierlei zu sein! Manchmal verwechsle ich mich mit mir selbst." – Deren Schwester Nonnie, eine Hauptfigur des Romans, wird folgendermaßen charakterisiert: "You felt Non had done all her growing inside, all her living there, sending out no faults or virtues like most folks whose growth has reached out toward their world; no little mannerisms of voice or body. (...) somebody who talked softly, smiled, turned away if you came too near. She was like a quiet vague tune to which each person sets his own words. And you were never sure your words were the right ones."⁸⁸ Als Sechsjährige schützt Nonnie, selbst voller Angst, ein hilfloses Kätzchen vor einer Rotte jagdgieriger Straßenhunde; die Mutter, die ältere Schwester können nicht verstehen, daß sie das Kätzchen nicht den Hunden ausliefert, um sich selbst zu schützen.

Lillian Smiths politisches, ja: sozialphilosophisches Verständnis für das Wesen der Segregation ging jedoch weit hinaus über individuelle Erfahrungen. In einem Brief an den Direktor des *Southern Regional Council (SRC)*, einer gemäßigt fortschrittlichen Organisation, schrieb sie im Juni 1944: "The white man himself is one of the world's most urgent problems today; not the Negro, nor other colored races. We whites must learn to confess this. (...) Segregation is an

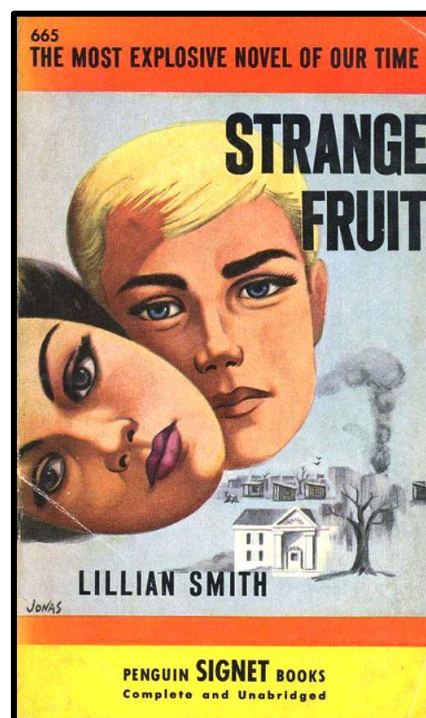
desselben Briefes steht: "Every character in it was myself or a mirror in which I looked at myself." (G 167). Bereits 1943 steht in einem Brief an den Verleger von *STRANGE FRUIT*: "(...) of course it is my home town (...) that I am portraying." (G 73)

⁸⁶ Etliche Selbstaussagen Lillian Smiths belegen ihre schwierige Beziehung zur Mutter, über die sie in einem Brief schreibt: "For although there was no congeniality of thought, no sharing of any deeply felt experience, it was a relationship of strange intimacy, of numberless efforts on my part to bridge the gap, only to fail, of millions of little acts which bound together two essentially alien human beings in a bond that is finally broken only with pain and difficulty." (G 29/30) Dies paßt auch als Beschreibung der Beziehung zwischen der Romanfigur Laura und ihrer Mutter.

⁸⁷ Lillians Bruder Dewitt war 1911, während seiner Collegezeit, an Typhus gestorben. (L 196 und <http://www.encyclopedia.com/women/encyclopedias-almanacs-transcripts-and-maps/smith-lillian-1897-1966>)

⁸⁸ *STRANGE FRUIT*, 22. Auflage, Hardcover, S. 243

ancient, psychological mechanism used by men the world over, whenever they want to shut themselves away from problems which they fear and do not feel they have the strength to solve. When men get into trouble they tend to put barriers between themselves and their difficulties." Dies rührt an das von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer analysierte Phänomen der Entfremdung (Verdinglichung) wie auch den psychologischen Mechanismus der Dissoziation. In der Folge dieses Briefes erwähnt Smith spezielle Auswirkungen der Segregation auf Kinder: "A child's personality cannot grow and mature without self-esteem, without feelings of security, without faith in his world's willingness to make room for him to live as a human being. (...) No colored child in our South is being given today what his personality needs in order to grow and mature richly and fully. No white child, under the segregation pattern, can be free of arrogance and hardness of heart, and blindness to human need – and hence no white child can grow freely and creatively under the crippling frame of segregation." (G 86 + 87)



Cover der Taschenbuchausgabe 1948

Strange Fruit

Ursprünglich sollte der hier erstmals auf Deutsch wiederveröffentlichte Roman "Jordan Is So Chilly" heißen.⁸⁹ Zehn Verlage hatten ihn abgelehnt, bevor er 1943 von *Reynal & Hitchcock* in New York angenommen wurde. Vordergründig ist sein Thema die tragische Liebesbeziehung zwischen Nonnie, einem farbigen Mädchen, und Tracy, einem weißen jungen Mann. Die Handlung spielt in einem fiktiven kleinen Ort der amerikanischen Südstaaten, im Jahr 1917. Am Ende des Buches steht ein Lynchmord. – Ab 1939 war das von Billie Holiday interpretierte Lied "Strange Fruit" zum Thema der Lynchjustiz bekannt und berühmt.⁹⁰ Andererseits hatte Lillian Smith den Begriff "strange fruit" 1941 und 1943 in zwei Artikeln verwendet (L 66). In einem Brief schrieb sie zur Frage des Titels: "It does strange things to white people as well as to Negroes. (...) How about calling it 'Strange Fruit'? 'I am the seed of hate and fear and guilt ... you are its strange fruit.'⁹¹ Of course that song which somebody wrote for Bessie Smith⁹² is called 'Strange Fruit' also but perhaps that is all the better. In the song, the strange fruit hanging on the southern tree is the lynched Negro." (G 71f.) Dem Verleger Frank Taylor war zweifellos daran gelegen, die werbewirksame Koinzidenz dieser Metapher zu nutzen, jedoch kann nach den mir vorliegenden Quellen nicht gesagt werden, daß er die Autorin dazu genötigt hätte. Nachdem STRANGE FRUIT zum Bestseller geworden war, bedauerte die Autorin diese Entscheidung wegen der falschen Gewichtung auf das Lynchen als Verbrechen: "We, the people, white and colored, are the strange fruit which our culture has produced." (L 63) Sie konkretisierte: Das Buch handele "about the 'strange fruit' of our racist culture and how that 'strange fruit' – Tracy, his sister, his mother, and Nonnie of course and all the people came out of our twisted way of life". (L 67) Dieser kritische Blick auf die weiße Gesellschaft der Südstaaten sollte

⁸⁹ Nach dem Gospel *Get Away Jordan* der bedeutenden Gospel-Sängerin und Komponistin Dorothy Love Coates (1928–2002): <https://www.youtube.com/watch?v=kcXgF4IR098>. Lillian Smith benutzte diese Metapher bei mehreren Gelegenheiten, um auf die natürlichen Schwierigkeiten hinzuweisen, in ein "Gelobtes Land" zu gelangen. So sagte sie bei einer Ansprache während der Bürgerrechtsbewegung 1960, gerichtet an StudentInnen: "(...) The river Jordan is a chilly place. (...) Full of whirlpools and quicksand. Only the young and the brave can cross it (...). But you must do it if you are to bring not only your race but all our people to the Promised Land, the new world the youth of the entire earth must make together." (L 214) – Zur Titelgebung siehe ausführlich bei (G 70f.).

⁹⁰ Siehe auch Donald Clarke: *BILLIE HOLIDAY – WISHING ON THE MOON* (München 1995).

⁹¹ Zitat aus ihrem eigenen Essay *TWO MEN AND A BARGAIN*, in: *South Today*, Spring 1943. (G 71)

⁹² Eine Verwechslung! Es geht um Billie Holiday.

grundsätzlicher entfaltet werden in ihrer nächsten Arbeit, dem essayistischen Buch *KILLERS OF THE DREAM* (1949).⁹³ Lillian Smith betonte mehrfach, daß sie nicht für die Afroamerikaner sprechen könne. Zweifellos schrieb sie aus tiefer Vertrautheit mit deren Lebensverhältnissen, jedoch war ihre Abgrenzung angemessen und für die damalige Zeit wichtig: Die Segregation ist ein genuines Problem der Weißen, nicht der Farbigen;⁹⁴ wie der Antisemitismus ein Problem der Nichtjuden ist. Ursprünglich gibt es kein "Judenproblem", kein "Negerproblem" – auch wenn ausgegrenzte Gruppen sich dann oft ihrerseits mit rassistischen Ideologemen abgrenzen. Billie Holidays Ballade wie Lillians Roman (und ihr ganzes Leben) sind gleichermaßen Ausdruck des gesellschaftlichen Kampfes um Menschenwürde und Gleichberechtigung, gegen Machtmißbrauch, Terror und Trägheit des Herzens. Das Buch vermittelt ebenso wie das Lied (und wie Lady Day es singt) diese schreckliche, nie endende Trauer darüber, wie Menschen die LIEBE, diese genuin menschliche Wahrheit, in sich selbst und im Gegenüber zerstören, immer neu, in jeder Generation, Mensch für Mensch. Von daher ist die Verbindung, die durch den Titel *Strange Fruit* angedeutet wird, geschichtlich gesehen durchaus angemessen.⁹⁵

Der Roman lebt nicht zuletzt aus den vielfach verschränkten individuellen Blickwinkeln und Empfindungen, die die Autorin über zeitliche Rückblenden, vor allem aber über Passagen innerer Monologe erreicht. Durch stilistische Mittel erhalten diese Einschübe unterschiedliche affektive Dichte. Solche Auflösung der Erzählperspektive findet sich bei manchen anderen AutorInnen jener Zeit, nicht nur bei Virginia Woolf und James Joyce.⁹⁶ Deutlich wird die Psychologie selbstentfremdeter (weißer) Mütter und der daraus folgenden Empfindungen und Verhaltensweisen den eigenen Kindern gegenüber. Geschlechtsrollen und normalpathologische Phänomene in diesem Zusammenhang sind heute allgemein bekannt; 1946 bedeuteten solche Darstellungen zweifellos einen erschreckenden Tabubruch für die bürgerliche Gesellschaft der Südstaaten.

⁹³ Deutsche Ausgabe: *TRAUMTÖTER. EIN BUCH VOM DUNKLEN WAHN DES WEISSEN MANNES* (Hamburg 1952).

⁹⁴ Siehe auch Lillian Smiths Brief an Garth Cate, hier als Faksimile im Anhang.

⁹⁵ Im Laufe der folgenden Jahrzehnte scheint "*strange fruit*" im englischsprachigen Raum zu einer Metapher für das sogenannte Rassenproblem geworden zu sein. So gibt es unter dem Titel mehrere Filme mit dieser Thematik: 1) von Shimi Asresay and Hili Noy (2014, Bezalel Academy of Art and Design, Jerusalem; ein Animationsfilm) <https://www.facebook.com/Strange-Fruit-559662707480497/> – 2) von Prof. Dr. Wilbert Reuben Norman, jr. (1933-2015, genannt Skip Norman, einem bedeutenden afroamerikanischen Dokumentarfilmer, der lange Zeit in Berlin gearbeitet hatte) (BRD 1969/70; über Bobby Seale/*Black Panther Party*) – 3) von Seth Pinsker (USA 1979; obwohl sich der Film ausdrücklich auf Lillian Smiths Roman bezieht, hat er mit ihm außer dem Titel nur das Thema Rassismus gemein). Außerdem gibt es das Sachbuch *STRANGE FRUIT: WHY BOTH SIDES ARE WRONG IN THE RACE DEBATE* (Oxford 2008), Autor Kenan Malik. In dieser Veröffentlichung wird weder Lillian Smith noch Billie Holiday erwähnt.

⁹⁶ Smiths zustimmende Beschäftigung mit dem Werk von Gertrude Stein und Joyce (einschließlich *FINNEGAN'S WAKE*) geht aus einigen Briefen hervor.

Haß als Ausdruck des schwarzen Widerstands gegen den Rassismus der Weißen wird bereits in *FREMDE FRUCHT* als Möglichkeit diskutiert – und offensichtlich von der Autorin verworfen. Für den Farbigen Arzt Sam mit seiner menschenfreundlichen Grundhaltung könnte Martin Luther King jr. Pate gestanden haben; jedoch begann dieser 1944 grade erst sein Studium.⁹⁷ Ein Gegenpol ist die überzeugend dargestellte demagogische Rhetorik des Erweckungspredigers der weißen Methodisten. Fast unerträglich, diese mephistophelische Raffinesse nachzuvollziehen ...

Im Zusammenhang mit einer eventuellen Verfilmung schrieb die Autorin 1961: "It should, under no circumstances, be a race play. It should avoid this stereotype like poison. (...) It was basically a book about two lovers (...). Here they were, Romeo and Juliet, a modern Romeo weakened by a mother who sucked the life and courage out of him; a Juliet, a modern one, who could maintain her integrity only by withdrawing from the world she actually lived in. Nonnie lived in her own private playhouse, so to speak; and invited Tracy to live there with her. They both were escaping from reality, an *unreal* reality, a false reality, it is true but the only reality they knew (...). The two families are prototypes of two forces, two complexes in the world, today. Their relationships with each other within the family are fascinating. And it is these relationships plus the across-the-barriers relationships of one family with the other that I consider the real story. (...)" (G 278f.)

Bereits vor Auslieferung des Romans im Februar 1944 gab es 20 000 Vorbestellungen, Ende April waren 140 000 Exemplare verkauft (L 71).⁹⁸ Allerdings wurde das Buch kontrovers aufgenommen und heftig diskutiert. Bereits im März 1944 wurde es in Boston, kurz darauf auch in Detroit (also nicht in den Südstaaten!) von lokalen Behörden verboten – wegen "Obszönität". Zeitweise wurde auch der Versand per Post verboten. Dagegen protestierte der amerikanische PEN, Eleanor Roosevelt schaltete sich ein, Präsident Roosevelt intervenierte. Jedoch verhinderte der Widerstand die Verbreitung und öffentliche Diskussion des Buches in den USA nicht. Lillian Smith allerdings schrieb (im Juni 1944 an den afroamerikanischen Schriftsteller Richard Wright): "I had no idea that I would hate publicity as much as I do. (...) I am not in the least interested in political movements or in being any kind of a reformer or

⁹⁷ Martin Luther Kings historische Rede am 28. August 1963 ("I have a dream..") korrespondiert vielleicht nicht ganz zufällig mit Lillian Smiths zweitem Buch *KILLERS OF THE DREAM* (1949). O-Ton der Rede: <http://www.americanrhetoric.com/speeches/mlkhaveadream.htm>

⁹⁸ Während der Lebenszeit der Autorin betrug die Gesamtauflage des Buches mehr als drei Millionen Exemplare; es wurde in 15 Sprachen übersetzt. (G XIV)

political leader." (G 84) 1948 schreibt sie: "The coming of quick fame – how terribly destructive it is!" (G 117)

Im folgenden Jahr verfaßte Lillian zusammen mit ihrer Schwester Esther, einer Dramaturgielehrerin, ein Theaterstück nach dem Buch, das jedoch nur Achtungserfolge erzielte.⁹⁹ Der damals berühmte farbige Schauspieler und Sänger Paul Robeson schrieb allerdings, er wüßte sich, jeder Amerikaner würde dieses "moving and prophetic play" sehen. (L 78) Und die Autorin erinnerte sich an die Backstage-Begegnung: "Paul Robeson made us the most poignant, deeply touching speech I have ever heard; he began calmly but in a moment he was weeping as he said he had been looking at his life; that he never expected to see such a truthful, honest, deeply understandig play in his lifetime; but here it was; he stopped and sobbed for a moment; then he went on telling us about his childhood; and by this time we were all crying, whites and blacks together, holding each other's hand, sometimes suddenly putting our arms around the person next to us. It was so beautiful, so real, so genuine, so quietly dramatic. Here was one man who was a different kind of Communist – not a silly American Commie following a stupid Stalinist line; he was a communist because he loved the Russian people who had treated him and his wife and their son as real persons all the time they lived in Russia; you can't blame a man for that. He was truly great that night." (L 78/9)

Inhaltliche Kritik in diesen Jahren richtete sich häufig gegen die Darstellung der Nonnie, ihrem fehlenden Aufbegehren, ihrer allzu einseitig hinnehmenden Liebe und ihrer Vogel-Strauß-Haltung gegenüber der sozialen Realität. (Ich halte diese Flucht in die Liebesbeziehung für durchaus realistisch bei einem jungen Menschen, zumal einem farbigen Mädchen jener Zeit, ohne realistisch vorstellbare Möglichkeiten zu einem selbstbestimmten Leben. Ihre Passivität wirkt geradezu als Ausdruck einer durchgängigen Resignation der gesellschaftlichen Realität gegenüber, die auch einer jungen Farbigen mit Collegeabschluß in den Südstaaten oft nur die traditionellen Beschäftigungen ermöglichten.) Linke Publizisten kritisierten eher eine zu undifferenzierte, einseitige Darstellung von sozialpolitischen Zusammenhängen.

⁹⁹ Lillian Smith war selbst unzufrieden mit dieser Inszenierung, die sich in mancher Hinsicht nicht an ihre eigene Vorlage gehalten hatte. Siebzig Jahre später wurde ihr ursprüngliches Script wiederentdeckt und zur Grundlage einer neuen Inszenierung an einer Theaterhochschule: <https://www.piedmont.edu/strange-fruit> . Siehe auch auf der Website des Initiators Thom Fogarty: <http://www.appalachianhistory.net/2014/10/strange-journey-bringing-lillian-smiths-strange-fruit-back-life.html> .



Lillian Smith's *Strange Fruit*: Neuinszenierung
am Piedmont College (Georgia), Oktober 2015¹⁰⁰

Nach *Strange Fruit*

In den folgenden Jahren entwickelte sich Lillian Smith zunehmend zur publizistisch engagierten Bürgerrechtlerin. Schwerpunkt blieb das Problem der Segregation in den Südstaaten und die dadurch verursachten sozialen und psychischen Fehlentwicklungen weißer wie schwarzer Kinder. Dabei widersprach sie immer wieder der Kategorisierung eines "negro problem"; Segregation (in dem von ihr gemeinten weiteren Sinn) sei vielmehr "the most conspicuous characteristic of our entire white culture" (L 81). Diesen Blickwinkel bezieht sie in ihren Artikeln auch auf das Unrecht der weißen Vorherrschaft in den Kolonien der Dritten Welt, die sich jetzt nach und nach aus dieser Fremdherrschaft zu lösen beginnen. Noch wesentlich unbeliebter macht sie sich, als sie 1948 in der *New York Times* erklärt, daß "Georgia, USA, still has a lot in common with Georgia, U.S.S.R. Totalitarism is an old thing to us down home. We know what it feels like. The unquestioned authority of White Supremacy, the tight political set-up of one party, nourished on poverty and ignorance,

¹⁰⁰ Das Szenenfoto zeigt Cheyanne Osoria als Bess (rechts) und Savannah Medina als Nonnie (links). Quelle: Jeremy Douylliez/David Price: LILLIAN SMITH'S STANGE FRUIT, in: *Southern Theatre* Volume LVII Number, Fall 2016 <http://1zi6ph2vt2t5cy2px4d5h1xl.wpengine.netdna-cdn.com/wp-content/uploads/2016/11/2016-fall.pdf>

solidified the South into a totalitarian regime under which we were living when communism was still Russian cellar talk and Hitler had not even been born. – To keep us that way, our political demagogues used and still use the same tricks Stalin uses today: an external enemy to hate (the damyankee), an internal enemy to fear (the Negro) (...)." (G 120)

Andererseits besuchte sie Einrichtungen zur Rehabilitation beeinträchtigter Kinder; sie und Paula Snelling planten eine Anthologie, eine Art Ratgeber zum Thema Beeinträchtigung mit autobiografischen Zeugnissen Betroffener. Leider wurde dieses Projekt nicht realisiert! (G 115/6)

1949 erschien *KILLERS OF THE DREAM*, ihr Sachbuch zu den Themen, die bisher im Mittelpunkt ihres Engagements standen: "the killers of the dream are ourselves as well as 'the others' and we kill our dreams on so many levels of being." (L 97) Das Buch enthält Essays, die die rassistischen Traditionen, Sitten und Gebräuche des alten Südens identifizieren, sozialpsychologisch und politisch analysieren und kritisieren.¹⁰¹ Thematisiert werden auch drei traumatische Konstellationen der Kindheit in den Südstaaten, die schon in *STRANGE FRUIT* deutlich werden: die verbotene Anziehungskraft schwarzer Frauen für weiße Männer und darüberhinaus die ganz eigene Lebendigkeit unter den Farbigen;¹⁰² die soziale Heimatlosigkeit von Kindern aus Verbindungen zwischen Schwarzen und Weißen; und als drittes die widersprüchliche Beziehung zwischen Kindern des weißen Bürgertums und ihren farbigen Ammen und Kinderfrauen.¹⁰³

Auch im Hinblick auf dieses Buch (sein Arbeitstitel war *Give Us Tears*)¹⁰⁴ verweigert Lillian Smith eine Kategorisierung als Arbeit über die "race relations". Sie betont, es sei "a criticism (...) of all western culture but especially that part of it we can call 'white culture'." (L 102) Das Buch erregte noch wesentlich mehr Aufsehen als *STRANGE FRUIT*. Im Süden wie im Norden wurde es kontrovers aufgenommen. In den Medien hielten sich begeisterte Zustimmung, beredtes (und wohl auch verlegenes) Totschweigen und wutschäumende Diffamierungen die Waage. Noch unter diesem Eindruck schrieb Lillian in einer

¹⁰¹ Deutsch unter dem Titel *TRAUMTÖTER. EIN BUCH VOM DUNKLEN WAHN DES WEISSEN MANNES* (Hamburg 1951). Drei zentrale Kapitel des Buches werden hier im Anhang dokumentiert.

¹⁰² Siehe hierzu von der in Georgia aufgewachsenen Autorin Jeannette Lander (geboren 1931): *EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.* (Frankfurt/M. 1971; Neuausgabe Berlin 2017: bei A+C). Willa Cather (1873–1947) thematisierte diesen Zusammenhang in ihrem letzten Roman *SAPPHIRA AND THE SLAVE GIRL* (1940).

¹⁰³ Heute würden wir hier von einer strukturellen Doublebind-Konstellation sprechen.

¹⁰⁴ Der Titel bezog sich auf die Predigt eines farbigen Geistlichen, im Hinblick auf die Weißen: "God, give them tears..." (G 124/5)

privaten Notiz: "The book made quite a blaze – but the blaze practically destroyed the author and her writing career." (G 127)

Der Literaturprofessor Daniel Singal schrieb (1982): "For her, 'integration' meant more than a racial strategy; it meant the effort to restore man's 'wholeness' in the deepest Modernist sense." (L 102) Derlei wurde seinerzeit nicht verstanden und wird vielleicht erst heutzutage ansatzweise begriffen.¹⁰⁵ Auf Lillian Smiths Drängen erschien 1961 eine veränderte Neuauflage des Buches, für die sie die beiden letzten Kapitel ergänzte um eine Darstellung der aktuellen Bürgerrechtsbewegung.

In ihrem darauffolgenden dritten Buch (THE JOURNEY) konkretisiert sie ihre Intentionen folgendermaßen: "I used the Negro-white-situation (...) as symptom and symbol of a broken, fragmented world, and too, as a symbol of a dehumanized culture. Man is not solid (...) but in his essence is broken and fragmented; all of human growth is an attempt to bridge over the segregated parts of his nature and his culture. And that in a big sense is my theme in writing." (Nach L 106)

THE JOURNEY (1954) ist ein autobiografisch-essayistisches Buch über Lillian Smiths eigene Orientierungssuche angesichts des vielfältigen zwischenmenschlichen Leids, ihre Suche nach der Würde des Menschen. (In einem Brief schreibt sie: "When I want to find out something; I write a book. It is my way of searching." [G 144]) Im Zusammenhang mit dem Mißbrauch der Religion in den Südstaaten (durch demagogische Prediger) hatte sich Smith vom Glauben abgewandt; in dieser Zeit jetzt fand sie neu zu einer authentischeren Form von Christlichkeit. THE JOURNEY wurde von der Öffentlichkeit gut aufgenommen, obwohl manche irritiert waren durch das Fehlen des "Rassenthemas", für das Lillian Smith berühmt geworden war. Es brachte ihr denn auch einen literarischen Preis in ihrem Heimatstaat Georgia ein.

Während der Arbeit an THE JOURNEY wurde bei Lillian zum erstenmal Brustkrebs diagnostiziert, sie mußte operiert werden. Im Dezember 1954 begaben sich Lillian und Paula auf eine sechsmonatige Reise nach Indien. Im Zusammenhang mit einem (nicht verwirklichten) Buchprojekt führte Smith dort Gespräche mit Politikern, unter anderem mit Nehru, Radhakrishnan und Indira Gandhi. (G 116, 164).

In diesen Jahren zeigten sich erste Fortschritte im Hinblick auf die Bürgerrechte der Farbigen in den Südstaaten. Lillian Smith beteiligte sich an den öffentlichen Diskussionen vor allem aus sozialpsychologischem Blickwinkel: "We must give

¹⁰⁵ Beispielsweise in seiner Korrelation mit *Inklusion* (als Kategorie der UN-Behindertenrechtskonvention).

back to our people, white and colored, in this time of severe change, something *equal to or better than* that which has been taken away from them. (...) We must give our people new beliefs, new images of themselves to substitute for the old *Superior White* and the old *Heart Frustrated Negro*, new outlets for their frustrations, new and creative outlets." (L 116)

Bereits 1951 mahnt sie notwendige nächste Schritte an: "The next walls are coming down (...): segregation on buses and streetcars, segregation in movie houses, in railroad and bus stations, in public schools." (L 116) Besondere Bedeutung mißt sie letzterem bei. Nach einer entsprechenden Entscheidung des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten (1954) betont sie in einem Artikel in der *New York Times* deren Bedeutung auch für Kinder mit körperlichen oder kognitiven Beeinträchtigungen, denen ein Schulbesuch bisher verwehrt wurde (L 118), – eine weitreichende Argumentation, innerhalb derer sie die Hautfarbe des Afroamerikaners unter den bisher bestehenden Bedingungen als "artificial disability", künstliche Beeinträchtigung analog zu den natürlichen Beeinträchtigungen von Epileptikern, Blinden oder Tauben stellt: "I am speaking of disabled children: Children who are '*different*', not because of color but because of blindness, deafness (...). These children we have also segregated. (...) All these children – some with real disabilities, others with the artificial disability of color – are affected by this great decision." (G 147)

Die bereits erwähnte Autorin Jeannette Lander (1931–2017) beschreibt alltägliche Situationen in der Straßenbahn: "(...) die dampfend voll war mit Negern, die zur Arbeit fahren, die auf den hintern Sitzen saßen bis zu dem Sitz hin, wo ein Weißer saß. Der Platz neben ihm und alle Sitze vor ihm durften nicht von Negern eingenommen werden. Die Neger standen also dicht und dampfend gedrängt in der ganzen Länge des Ganges bis nach vorn an der Tür, aber die Sitzplätze vor dem Weißen, der nicht aufstand und nicht nach vorne rückte, nicht den vordersten Sitz einnahm, damit die Neger die Plätze, die dann hinter ihm wären, benutzen könnten, die Sitzplätze vor dem Weißen blieben frei."¹⁰⁶

Bereits in *STRANGE FRUIT* hatte Lillian Smith der Argumentation widersprochen, "in Zeiten wie diesen" (damals war es der Krieg) sei nicht opportun, den Umgang mit Farbigen zu kritisieren. 1955 erschien ihr Buch *NOW IS THE TIME*. Darin diskutiert sie umfassend und grundsätzlich das Problem der sogenannten "Rassentrennung" in den USA – und die Notwendigkeit von Zivilcourage. In

¹⁰⁶ Jeannette Lander: *EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.* (Frankfurt/M. 1971, S. 87; Neuauflage Berlin 2017, bei A+C)

einem Brief schildert sie, wie GesprächspartnerInnen häufig betonen: "Nearly all of us are willing to be unsegregated." Worauf sie selbst dann gewöhnlich antwortete: "But what have you done?" und: "The climate of opinion must be changed. And it cannot be changed simply by you being willing inside you for the change to come. Who is going to bring this change about? God? Or you?" (G 170) Oft wird ihr auch das Argument entgegengehalten, man wolle "not to antagonize the South". (G 173) – In einer Ansprache sagte sie: "The time has now come when it is dangerous not to risk. We must take calculated risks in order to save our integrity, our moral nature, our lives, and all that is rich and creative in our culture. We must do what we do with love and dignity, with non-violence and wisdom, but we must do something big and imaginative and keep doing it until we master our ordeal." (L 153)

In einem Brief erwähnt sie in diesem Jahr: "I have lost almost all of my old friends in Georgia – and many of my old northern friends. But I have found friends, too." Im selben Brief erwähnt sie, daß ihr Neffe seinen Posten als Prediger verloren habe, weil er gegen die Rassentrennung gepredigt hatte, ein anderer Pfarrer ihrer Bekanntschaft, weil er zwei Farbige in seine Gemeinde aufgenommen hatte. Ihr Bruder habe in ähnlichem Zusammenhang seine Stelle bei einer Gesundheitsbehörde verloren. (G 168) – Sie aber macht unermüdlich weiter: "I am hoping that we can, this summer, gather up here in small groups an hundred Georgians of both races who have influence and opportunity to act. What will come out of these talks I cannot say. But courage may come; hope may rise; the imagination may be stirred. The apathy may be broken, at least. (...) On the Fourth of July,¹⁰⁷ I had all the white and colored children (45) of my neighborhood to a hot dog and ice cream supper and party." (G 170)

Ebenfalls 1955 mußte Lillian Smith sich wiederum einer Krebsoperation und Chemotherapie unterziehen. Im Warteraum für Krebskranke des Emory Hospitals, so beschreibt sie in einem Brief, befand sich eine Trinkwasserfontäne – mit einem Schild: "For Whites Only". Dabei gab es gar keine farbigen Patienten in diesem Krankenhaus. "What a world we live in", kommentiert Lillian. (G 176)

Zwei Brüder (Weiße, 13 und 9 Jahre alt) brachen in ihre Wohnstätte im *Camp Old Screamer Mountain* ein, durchzogen räubernd alle Räume und zündeten zuletzt, wohl unabsichtlich, das Haus an; das Feuer vernichtete tausende von Briefen, Manuskripte, Bilder und andere für sie wertvolle Gegenstände. Der Vater der Kinder wütete noch nachträglich gegen Lillian und Paula. (G 178-180)

In einem Brief an Martin Luther King schrieb Smith: "It is hard to believe they did it because of race. But this lawlessness of the young is a direct result of the lawlessness of their elders, many of whom do not hesitate to say they will not

¹⁰⁷ Independence Day, der Nationalfeiertag der USA.

obey the highest law of our land when that law does not suit them." (3. April 1956)¹⁰⁸

Der farbige Bürgerrechtler Frederick Douglass, ein ehemalige Sklave, schrieb 1855: "Die Religion des Südens – so wie ich sie beobachtet und erlebt habe – ist nur ein Deckmantel für die schrecklichsten Verbrechen; sie rechtfertigt die entsetzliche Barbarei und heiligt den schändlichsten Betrug; unter ihrem Schutz wuchern und blühen die dunkelsten, schmutzigsten, rohesten und teuflischsten Schandtaten."¹⁰⁹



Am 1. 12. 1955 weigerte sich die schwarze Bürgerrechtlerin Rosa Parks in Montgomery (Alabama), ihren Sitzplatz in einem öffentlichen Bus für einen Weißen freizumachen. Sie wurde festgenommen (Foto). Neben dem Lynchmord an dem vierzehnjährigen Emmett Till in Mississippi im selben Jahr führte dieses Vorkommnis zu einer überwältigenden Solidarisierungsbewegung innerhalb der schwarzen Einwohnerschaft. Für den Tag des Gerichtsverfahrens gegen Rosa Parks am 5. 12. organisierte das *Women's Political Council* einen eintägigen Boykott der öffentlichen Busse. Es rief die schwarze Bevölkerung auf, Fahrgemeinschaften zu bilden, Taxis zu nutzen oder zu Fuß zu gehen. Fast alle Farbigen taten dies. Der Boykott dauerte schließlich etwa 385 Tage. Der damals neu zugezogene 26-jährige Baptistenpastor Martin Luther King jr. wurde zum

¹⁰⁸ Quelle:

http://kingencyclopedia.stanford.edu/encyclopedia/encyclopedia/enc_smith_lillian_eugenia_1897_1966/index.html

¹⁰⁹ Frederick Douglass: EIN STERN WEIST NACH NORDEN (Berlin/DDR 1965, S. 217/8)

Leiter des zur Koordination des Boykotts gegründeten Komitees *Montgomery Improvement Association (MIA)* ernannt. Am 31. 1. 1956 wurde das Pfarrhaus, in dem King mit seiner Familie lebte, durch einen Bombenanschlag zum Teil zerstört; niemand kam zu Schaden.

Mit einem Brief an Martin Luther King begann im März 1956 Lillian Smiths dauerhafte Kooperation mit der MIA. Darin erwähnte sie: "Ten years ago, I wrote Dr. Benjamin Mays in Atlanta suggesting that the Negroes begin a non-violent religious movement. But the time had not come for it, I suppose. Now it is here (...)." (G 193)¹¹⁰

Martin Luther King schrieb ihr daraufhin (am 25. 5. 1956):

"Dear Miss Smith:

I have written you a thousand times in my mind, but I am just getting to the point of putting it on paper. Absence from the city on several occasions and the accumulation of a flood of mail account for the slowness of my reply.

Both of your letters came as a great consolation to me. For many years I have had the opportunity of knowing you through your books, and now I am happy to know you in a more directly personal sense. I only hope that it will be possible to meet you in person in the near future. We are still in the midst of our non-violence protest against injustice here in Montgomery. It has been gratifying to know how the idea of non-violence has gradually seeped into the hearts and souls of the people. There has been an amazing amount of discipline and wise restraint on the part of our people. I feel that the whole struggle here has given the Negro a new sense of dignity and destiny.

This whole struggle has given me a new awareness of the transforming power of love. I am convinced now more than ever before that we as a race must never succumb to the temptation of becoming bitter or of retaliating with hate. So in our struggle I advocate passive resistance as the instrument and love as the regulating ideal. From this you can see why your very sincere words on the power of love came as such an encouragement to me.

I will long remember your coming to our aid in this struggle for justice. We always accept financial contributions with deep humility and profound gratitude, but knowing your condition the fifty dollars (\$ 50.00) which you sent was accepted with more humility and gratitude than any other contribution that I can recall. You can never know what this meant to us. You will remain in our thoughts so long as the cords of memory shall lengthen.

¹¹⁰ Benjamin Elijah Mays (1894–1984) war Lehrer, baptistischer Pastor und von 1940–1967 Präsident des *Morehouse College* in Atlanta. Er war ein Mentor Martin Luther Kings. Mays' Eltern waren ehemalige Sklaven.

You have my prayers and best wishes for a speedy recovery. The whole world owes so much to you. May I close by saying that even though we stand here in Montgomery amid the midnight of injustice I am convinced that God lives. They that stand against Him stand in a tragic and an already declared minority. They that stand with Him stand in the glow of the world's bright tomorrows."¹¹¹

Der gewaltlose Widerstand der Farbigen in Montgomery führte Ende 1956 zu einem umwälzenden Erfolg: Der Oberste Gerichtshof von Alabama erklärte die Rassentrennung in den öffentlichen Verkehrsmitteln der Stadt Montgomery für verfassungswidrig und verbot sie. Am 24. September 1957 entsandte Präsident Eisenhower Bundestruppen, um neun farbigen StudentInnen den Zugang zu einer High School in Little Rock (Arkansas) zu erzwingen.

Im Zusammenhang mit der neuen Bewegung verknüpft Lillian Smith in ihren öffentlichen Meinungsäußerungen das Problem der Rassentrennung mit dem Prinzip der freien Meinungsäußerung – wohl nicht zuletzt aus persönlicher Betroffenheit. So versuchten in diesen Jahren offenbar bestimmte öffentliche Kreise in den USA (nicht nur in den Südstaaten), Lillian Smith und ihre Arbeit gegen Segregation totzuschweigen sowie ihre Publikationsmöglichkeiten zu entziehen. Innerhalb einer Talkshow (im Oktober 1957) wird sie in bösartiger Weise ausgegrenzt (G 217-219). Dem mit ihr befreundeten Psychoanalytiker Lawrence Kubie schreibt sie in diesem Zusammenhang: "I saw Evelyn Scott¹¹² smothered to death (one of our early and best southern writers) and I saw her go into paranoia. Ah, maybe she would have gone, anyway; I don't know. But I saw this happen, watched her turn even against her best friends believing that they, too, 'were against her'. W. J. Cash, whose book¹¹³ certainly was not shocking in any sense of the word but was one step forward for a southerner, committed suicide, afterward. Cason¹¹⁴ committed suicide. People have hoped I would; well – I don't know ... guess I'm too curious about what will happen next here on earth! No southerner has ever, since the Civil War, spoken out as I have and *insisted on staying here*. This is what they hate so. If I'd only leave." (G 219)

¹¹¹ <https://kinginstitute.stanford.edu/king-papers/about-papers-project>

Siehe spätere Briefe von Lillian Smith an Martin Luther King hier im Anhang (Faksimile).

¹¹² Evelyn Scott (1893–1963) war eine amerikanische Schriftstellerin, die jedoch von der damaligen Literaturkritik kaum gewürdigt wurde. Vgl. Dorothy McInnis Scura, Paul C. Jones: EVELYN SCOTT: RECOVERING A LOST MODERNIST (2001) sowie <http://www.nytimes.com/1986/03/02/books/she-might-have-had-it-all.html?pagewanted=all>. Auf deutsch erschien nur ihr autobiografischer Roman AUF DER FLUCHT (Frankfurt/M. 1991). Evelyn Scott starb an Lungenkrebs.

¹¹³ Wilbur Joseph Cash (1900–1941): THE MIND OF THE SOUTH (1929). Sein Suizid in Mexico ist fraglich; möglicherweise wurde er ermordet von amerikanischen/mexikanischen Nazis.

¹¹⁴ Der Journalist Clarence Cason (1896–1935) trat in seinen Texten für die Gleichberechtigung der Afroamerikaner ein; bekannt war vor allem seine Essaysammlung 90° IN THE SHADE (1935).

Im Februar 1958 wurde der Wald um ihr und Paula Snellings Anwesen *Old Screamer Mountain* an vier Stellen zugleich angezündet; nur knapp entgingen die beiden Frauen dem Tod. Zwei Wochen später (als Lillian wegen ihrer Krebsbehandlung wiederum im Krankenhaus war) gab es einen neuen Versuch der Brandstiftung des Waldes; diesmal konnten Nachbarn rettend eingreifen. In einem Brief schreibt Lillian Smith dazu: "I wanted to leave and never come back. It was difficult for me to remember the *majority* of the good people, the sweet neighbors, who worked to help us and protect us. I could think only of the evil ones – who, as you know, are always in the minority." (G 224)

Zunehmend empfand Lillian Smith eine Unvereinbarkeit zwischen ihrem sozialen *Martha*-Anteil (der um jeden Preis gesellschaftlich helfen wollte) und dem *Mary*-Anteil, der in seiner kreativen Integrität nicht taktieren und verhandeln konnte. So lehnte sie aus Angst vor möglicherweise geforderter inhaltlicher Anpassung ein bedeutsames Angebot von *Reader's Digest* ab, dort einen Artikel zu veröffentlichen (was eine Auflage von 10 Millionen bedeutet hätte) und beschloß, sich auf ihre direkte Wirkung als Mitmensch in ihrer lokalen Umgebung zu konzentrieren, um auf diese Weise den Zusammenhang ihrer beiden Persönlichkeitsanteile zu bewahren. (L 139-41) Einem Herausgeber schreibt sie 1957, sie sei "a creative writer, not a propagandist nor a reformer nor a person primarily interested in public affairs". (L 141) 1961 schrieb sie zu diesem Thema: "Martha and Mary have been fighting inside me since I was fifteen; it is a losing battle for Mary (with whom I am more deeply identified) I am afraid, but I always keep hoping that I can be myself, write the way I want to, do what I want to – and not what everybody else seems to need of me." (G 285)

Im Mai 1960 fuhr Martin Luther King seine Mitstreiterin Lillian Smith nach einer Besprechung in seinem Wagen von Montgomery (Alabama) nach Atlanta (Georgia) zu einer medizinischen Kontrolle (im Zusammenhang mit ihrer Krebserkrankung). Ein Polizist hielt sie an und beanstandete, daß der Fahrer keinen in Georgia gültigen Führerschein hatte. Martin Luther King wurde zu einer zur Bewährung ausgesetzten Haftstrafe von einem Jahr verurteilt. Allgemein wurde vermutet, daß in Wahrheit das gemeinsame Autofahren eines Schwarzen und einer Weißen bestraft werden sollte. (L 217)(G 301)¹¹⁵ Ein halbes Jahr später wurde diese Bewährungsstrafe genutzt zum Versuch, King wegen einer anderen Bagatelle tatsächlich einsperren zu können. Nachdem Senator

¹¹⁵ Siehe auch <http://www.decaturish.com/2015/01/sunday-morning-meditation-arresting-dr-king/>.

John F. Kennedy (damals Präsidentschaftskandidat) sich für King einsetzte, wurde er auf Kautionsfreigabe freigelassen – für dieses Mal.

In einem Brief an Paul Tillich schrieb Smith Ende 1960: "Well, this is my South; the South I am born in and still love. Full of cruelty and blindness; stiff and rigid in some of its ways, so resilient and warm in others; dragging itself and the whole country toward chaos. Sometimes I am not confident that we shall make it. Sometimes I feel that the white race has had its day; its chance; that it cannot measure up to the ordeal now confronting it." (L 218)(G 263) Im Jahr zuvor hatte sie an Lawrence Kubie geschrieben: "What the South is going through is a revolutionary conflict inside its people's minds. To change, they must change on a hundred different levels." (G 226) Diese Vielschichtigkeit in allen ihren Werken profiliert zu haben, gegen alle parteilichen Dichotomien (auch die mit ihr solidarischen), macht Lillian Smiths besondere Bedeutung aus.

Schritt für Schritt veränderten sich in den folgenden Jahren gesetzliche Vorgaben und tradierte Verhaltensweisen. Aber der Kampf um die Gleichberechtigung der Farbigen in den USA war noch lange nicht beendet (und er ist es bis heute nicht).¹¹⁶ Damals, 1963, schrieb Martin Luther King seinen berühmten BRIEF AUS DEM GEFÄNGNIS VON BIRMINGHAM, auf Zeitungsränder, Toilettenpapier und alte Briefumschläge. Es heißt darin: "Sicherlich ist es für die, die den quälenden Stachel der Rassentrennung nie gespürt haben, leicht, warte zu sagen. Aber wenn Sie erlebt haben, wie der brutale Mob Ihre Väter und Mütter, Ihre Brüder und Schwestern nach Laune lyncht und ertränkt; wenn Sie gesehen haben, wie hasserfüllte Polizisten ungestraft Ihre schwarzen Brüder und Schwestern beschimpfen, mit Füßen treten, misshandeln und sogar töten; wenn Sie sehen müssen, wie der weitaus größte Teil Ihrer zwanzig Millionen schwarzen Brüder inmitten einer im Überfluss lebenden Gesellschaft in einem luftdicht abgeschlossenen Käfig der Armut erstickt; wenn Ihnen plötzlich die Zunge nicht mehr gehorcht und Sie zu stammeln anfangen bei dem Versuch, Ihrer sechsjährigen Tochter zu erklären, warum sie nicht in den öffentlichen Vergnügungspark gehen darf, für den gerade im Fernsehen Reklame gemacht wurde, und Sie in ihren Augen Tränen aufsteigen sehen, wenn sie hört, dass farbige Kinder den Park nicht betreten dürfen; wenn Sie merken, wie sich am Himmel ihres jungen Gemüts lastende Wolken der Minderwertigkeit bilden und ihr Wesen sich zu verkrampfen beginnt, weil unbewusst ein Gefühl der Bitterkeit den Weißen gegenüber in ihr aufsteigt;

¹¹⁶ Siehe hierzu unter anderem das Buch der afroamerikanischen Juristin, Bürgerrechtlerin und Hochschullehrerin Michelle Alexander: THE NEW JIM CROW. MASSENINHAFTIERUNG UND RASSISMUS IN DEN USA (München 2016).

wenn Sie sich auf die in schmerzlicher Erregung vorgebrachte Frage Ihres fünfjährigen Söhnchens: *Papi, warum behandeln die Weißen die Schwarzen so gemein?*, irgendeine Antwort ausdenken müssen; wenn Sie über Land fahren und Nacht für Nacht in einer unbequemen Ecke Ihres Autos schlafen müssen, weil kein Motel Sie aufnehmen will; wenn Sie tagein, tagaus durch die quälenden Schilder *Für Weiße* und *Für Schwarze* gedemütigt werden; wenn Sie mit Vornamen *Nigger* und *Boy* (ganz gleich, wie alt Sie sind) genannt werden, und mit Zunamen *John*; wenn Ihre Frau oder Ihre Mutter niemals höflich mit *Missis* angesprochen wird; wenn Sie bei Tag und Nacht von der Tatsache gemartert und verfolgt werden, dass Sie ein Neger sind, der ständig auf dem Sprunge steht, weil er nie weiß, was der nächste Augenblick bringt, und der innerlich von Furcht und äußerlich von Hass gequält wird; wenn Sie immer und immer wieder gegen das erniedrigende Gefühl ankämpfen müssen, *niemand zu sein* – dann werden Sie verstehen, warum es uns so schwer fällt zu warten. Es kommt eine Zeit, wo das Maß des Erträglichen überläuft und der Mensch nicht länger gewillt ist, sich in Abgründe der Ungerechtigkeit stoßen zu lassen, in denen ihn die Finsternis und Leere zermürender Verzweiflung umgibt."¹¹⁷



Quelle: Sigmar Schöllak: GETÖTETE ANGST

¹¹⁷ <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/002863.html>

Im Mai 1961 war Lillian Smith Augenzeugin eines Aufruhrs, als zwei farbige StudentInnen ihr Studium an der University of Georgia (Athens) nur mit Unterstützung der Polizei und engagierter Bürger aufnehmen konnten.¹¹⁸ Sie berichtete einer Nichte, die ebenfalls aktiv war in der Bürgerrechtsbewegung: "The mob itself had a hard core of only 100 fascistic-segregationists but just see what one hundred can do! This shocked everybody to think only 100 could stir up these much trouble and pull in another 1900 of so-called neutrals." (G 273)

Nicht nur Lillian Smith sah Analogien zwischen der Mentalität des antisemitischen Rassismus der Nazis und des Rassismus gegenüber Afroamerikanern. So wurden 1963 im Bundesstaat Mississippi drei Bürgerrechtler, Mitarbeiter von CORE (einer Organisation, mit der auch Smith kooperierte), von Aktivisten des *Ku Klux Klan* ermordet: ein Afroamerikaner (James Earl Chaney, 21 Jahre alt), zwei Weiße (Andrew Goodman, 21 und Michael Henry Schwerner, 25). Die beiden Weißen kamen aus europäischen jüdischen Elternhäusern; ihre Verwandten waren von den Nazis ermordet worden. Zufall? In den Südstaaten war das Feindbild allerdings anders gewichtet. Lillian Smith betont in einem Brief, daß ausschließlich James Chaney vor den tödlichen Gewehrschüssen multiple Knochenbrüche zugefügt und der Schädel eingeschlagen wurde. (G 318)¹¹⁹

Lillian Smith sah sich an der Seite Martin Luther Kings innerhalb einer von diesem vorgegebenen gewaltlosen Bürgerrechtsbewegung. Ihre eigenen Intentionen stellte sie in den Zusammenhang einer sozialphilosophisch begründeten Gesellschaftskritik, bei der sie sich an Autoren wie Mahatma Gandhi, Paul Tillich und Pierre Teilhard de Chardin orientierte. Schon seit *STRANGE FRUIT* hatte sie bekanntlich einer Zuordnung ihres Werks zum "Rassenthema" oder gar zur "Negerfrage" widersprochen (*siehe etliche Zitate hier zuvor*). Lillian Smith ging es um Gleichberechtigung der farbigen Bevölkerung, ihre Integration in die

¹¹⁸ Vgl. <http://www.crmvet.org/tim/timhis61.htm#1961uga>

¹¹⁹ Sigmar Schollak, 1930 geborener Sohn einer berliner "Mischehe", versuchte in den 70er Jahren als DDR-Autor in mehreren berührenden und subtil recherchierten Jugendbüchern für die Situation der Afroamerikaner zu sensibilisieren. Seine Darstellung alltäglicher Situationen und Empfindungen scheint mir Lillian Smiths Arbeiten angemessen zu illustrieren. Sein Tatsachenroman *GETÖTETE ANGST* stellt die Initiative und die Ermordung dieser drei Bürgerrechtler dar. – Auch Howard Fast (1914–2003), US-amerikanischer Autor aus jüdischem Elternhaus, hat in seinen Romanen mehrfach den Rassismus in den USA mit der Situation der Juden im NS-Deutschland sowie der UdSSR assoziiert. – Jeannette Lander (1931–2017) wuchs als Kind jüdischer Krämer in Atlanta (Georgia) auf und vermittelt in ihrem ersten, autobiografischen Roman *EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.* hautnah die deprimierende Situation der Farbigen in den Südstaaten, in den 40er Jahren – selbst dann, wenn Weiße ihnen solidarisch gegenüberstehen; ihr Roman wurde 2017 bei A+C wiederveröffentlicht.

US-amerikanische Gesellschaft als Widerspruch zur übergeordneten "dehumanization of our times". (G 327) Enger an der aktuellen gesellschaftlichen Situation orientierte AktivistInnen versuchte sie zu ermahnen, "how terribly young the human race is". (G 343) Als sich Anfang der 60er Jahre Afroamerikaner in unterschiedlichen Nuancen von den Weißen abgrenzten und eigene gesellschaftliche, kulturelle und spirituelle Intentionen zu verfolgen begannen ("Black Power" und "Black is beautiful" sind bekannte Stichworte hierfür), hatte Smith hierfür keinerlei Verständnis. (G 327)

Bei der Schriftstellerin Jeannette Lander versucht der Afroamerikaner Brother, seinen weißen Freunden diese politische Umgewichtung zu verdeutlichen: "Es geht nicht mehr, daß Weiße sich um das Stimmrecht der Neger kümmern, oder versuchen, die Neger politisch zu organisieren oder – versteht ihr? Ich weiß nicht, ob ihr das versteht. Wir sind mißtrauisch geworden. Gerade darin. Die Alten sind mißtrauisch, was überhaupt Wahlen angeht. Sie gehen nicht hin. Sie versuchen nicht einmal, sich registrieren zu lassen. Nicht einmal die, die lesen und schreiben können. Sie wollen nicht. Sie wollen sich nicht exponieren, nicht in die Welt der Weißen einzudringen versuchen, nicht von ihren Arbeitgebern in den Wahllokalen gesehen werden, nicht Fragen hören, die sie nicht verstehen, nicht von schmalen Feindaugen gemustert werden, nicht das schiefe Lächeln des Hohns auf sich gerichtet spüren und das darauffolgende Tabaksaftausspeien in der Nähe ihrer nackten Füße auf den Asphalt spritzen hören, nicht ausgesetzt sein all dem, was sie sich niemals vergegenwärtigen –"
"120

Lillian Smiths Ablehnung dieser Haltung, die sie kaum nachvollziehen konnte, wurde gelegentlich etwas irrational. So waren LeRoi Jones und James Baldwin für sie "urban Negro haters who don't know the South". (G 347) Baldwin hielt sie wegen seines Einflusses auf die junge Generation der Bürgerrechtsbewegung für "gefährlicher als Malcolm X." (L 239) Dennoch hatte sie sich an einem Buch des (gewaltlosen) Bürgerrechtlers James Peck, für das Baldwin das Vorwort schrieb, mit einer Einführung beteiligt.¹²¹ Die erschütternde Anklage des farbigen Arztes Sam Perry gegenüber dem Weißen Tom Harris (in FREMDE FRUCHT) könnte direkt von James Baldwin stammen (der damals noch nichts veröffentlicht hatte). Jahre später sagte Baldwin in einem Interview: "Lillian Smith is a very great, and heroic, and very lonely figure. Obviously. She has very few friends in the little hamlet in Georgia where she carries on so gallantly. She has paid a tremendous price for trying to do what she thinks is right. And the price is

¹²⁰ Jeannette Lander: EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. (Frankfurt/M. 1971, S. 206)

¹²¹ James Peck: FREEDOM RIDE. CIVIL RIGHTS AND NON-VIOLENT RESISTANCE (New York 1962)

terribly, terribly high. The only way the price can become a little bit less is for more people to do it."¹²²

Ihren philosophisch ambitionierten nächsten Roman *ONE HOUR* (1959) verstand Lillian Smith nicht zuletzt als Ausdruck ihres kreativen, literarischen Persönlichkeitsanteils (*Mary*), gegenüber dem sozial-fürsorgerischen *Martha*-Anteil, aus dem ihr Engagement gegen die Segregation entstanden war. (L 179ff.) Eleanor Roosevelt schreibt sie über das Buch: "It has to do with the silent, invisible mob in men's minds and hearts that is waiting to bursting out into spiritual violence and sometimes physical violence. The plot has to do with an eight-year-old girl fanning a young scientist on a sex charge." (G 202)

Durch dieses Buch kam sie in freundschaftlichen Kontakt mit dem Theologen Paul Tillich. Dessen Arbeiten führten Smith zu einer sowohl intellektuell als auch emotional befriedigenden Haltung zur christlichen Religion zurück. (L 171ff.) (G 232-234) Ein weiterer spiritueller bedeutsamer Einfluß wurde das Werk von Pierre Teilhard de Chardin. (L 174f.) Angesichts der Entfremdung und Fragmentierung der modernen Welt kam es ihr darauf an, für Momente von Hoffnung und Ganzheit einzustehen. Gerade auch Schriftsteller sah sie zu solchen Intentionen verpflichtet. Dieser moralische, erzieherische Impetus konterkarierte die kreative Autonomie ihres Schreibens wohl lebenslang tiefgründiger, als ihr selbst bewußt war. So lag in den 60er Jahren ein deutlicher Schwerpunkt ihrer Briefe auf der Reflexion ihrer eigenen Arbeit, dem Bemühen, den AdressatInnen ihre Intentionen zu erläutern (G 238ff., 257). Im September 1961 schreibt sie: "I am tired of mothering the whole South as I have mothered the Smith family for thirty years!" (G 240f.) In mehreren Briefen dieser Zeit assoziiert sie sich selbst – durchaus nicht ironisch – mit Cassandra, der tragischen Heldin der Antike, die Unheil voraussah, aber niemals Gehör fand: "I must cry out a warning to my beloved people." (G 256, 263)¹²³ Andererseits erkannte sie durchaus die übergeordnete Bedeutung ihres ersten Romans; so schrieb sie 1961: "I know that *Strange Fruit* is an American classic and will in literary history and social history be considered so." (G 278) Und noch in den letzten Lebensjahren litt sie unter öffentlichen Zuschreibungen als einer "brave little woman", die so viel getan hat für die Rechte der Neger. (G 333f.) Bitter

¹²² CONVERSATIONS MIT JAMES BALDWIN (Hrsg. von Fred L. Standley/Louis H. Pratt; Jackson/London 1989, S. 20)

¹²³ Vergleichbaren Momenten der Selbststilisierung bei Martin Luther Kings stand sie kritisch gegenüber. So schrieb sie im Oktober 1963 in bezug auf eine Rede Kings: "It was the first time I thought MLK had become really demagogic. (...) It is not true that God speaks to Martin and tells him what to do about race relations (...)." (G 306f.) – Welches höhere Wissen hatte allerdings die Christin LS, dies zu behaupten?

kommentierte sie: "So we do not need ever to read her because we know what she is saying." (G 327)

1960, nachdem sie den zweiten Ausbruch der Krebserkrankung mit viel medizinischer Unterstützung knapp überlebt hatte, arbeitete Lillian wieder an dem seit 1935 konzipierten Buchprojekt "Julia". 1947 hatte sie darüber geschrieben: "It is about a woman made so empty because her men filled her so completely with their dreams that she had no room to grow." (G 116) 1955, als sie nicht an dem Manuskript arbeitete, lagen die nicht bei dem großen Brand vernichteten Teile in einem Banktresor. (G 178/9) Jedoch hatte sich die ursprüngliche Konzeption im Laufe der Jahre geändert. 1959 schreibt sie einem Verleger: "I see it more and more as a story of Julia and her relationships with men: for her relationships with the two women in her life were not significant to her, although terribly so to her author. The relationships with men (...) were real to her because of their basic unrealness; her relationships with women were unreal to her because they were in essence too real for her to accept. These two women were her mother and her daughter. It is going to be a study of 'shadow and substance' in one sense: of the inner reality that transcends the outer shell we call reality." (G 230) Bedauerlicherweise wurde diese wichtige Arbeit jedoch nicht beendet.¹²⁴ Jedoch existiert ein Essay zur Situation von Frauen in der gegenwärtigen Gesellschaft, den Lillian Smith und Paula Snelling im Winter 1941 in ihrer Zeitschrift *South Today* publiziert hatten. Darin betonten sie, "that man put our mind in prison", jedoch "we have grown to love our chains." Frauen müßten "learn again the ancient ways of the female", die "subtle strengths" ihrer Sexualität/ihres Geschlechts, "birthrights (...) sold for the pottage of a specious 'equality' in man's world." (L 182) Aber auch in ihren selbständigen Werken hatte Smith ihren Ausblick auf eine grundlegende Emanzipation von Frauen angedeutet, oft verknüpft mit der Forderung nach Enttabuisierung und Legitimisierung lesbischer Lebensmöglichkeiten. Bereits in *South Today* fand sich Lillians Problematisierung der Konditionierung von Kindern im Sinne traditioneller Genderrollen. (L 185f.) Zum pädagogischen Selbstverständnis des *Laurel Falls Camp* gehörten Momente einer entsprechend enttabuisierenden geschlechtlichen Aufklärung; in *KILLERS OF THE DREAM* nimmt die Analyse traditioneller Genderrollen innerhalb der Südstaaten beträchtlichen

¹²⁴ Lillians Schwester Esther informierte die Biografin Anne Loveland 1983, das Manuskript sei 1982 – also 16 Jahre nach dem Tod der Autorin! – zerstört worden (L 283,#8). – Paula Snelling äußerte, JULIA wäre Lillians "most profound commentary on the subject of gender" gewesen. (G 10)

Raum ein.¹²⁵ – Zweifellos: die Situation der Frauen in der Südstaaten-Gesellschaft ist Lillian Smiths zweites Lebensthema.

In den 60er Jahren wurden Lillian Smiths bisherige Arbeiten nach und nach zustimmend entdeckt von der etablierten weißen Bevölkerung des Südens. Ein Geschäftsmann stand wohl für viele, als er ihr zu *KILLERS OF THE DREAM* schrieb: "I cry over the damned book; it is so full of my childhood and everybody's down here." (L 232) – 1963 entstand ihr letztes Buch, *OUR FACES, OUR WORDS*. Es verbindet neun fiktive Monologe zum Thema der Bürgerrechtsbewegung mit entsprechenden Fotografien.

Bei aller tätigen Solidarität mit dem Kampf der Farbigen um gesellschaftliche Gleichberechtigung trat sie bei Sit-Ins und anderen öffentlichkeitswirksamen Aktionen¹²⁶ nicht persönlich an die Seite der Afroamerikaner, weil sie befürchtete, sie würde auf diese Weise zwischen die Fronten geraten. Lillian Smith wollte ein Symbol für die fortschrittlichen weißen Südstaatler sein und bleiben, also letztlich ein Vorbild für die Umwandlung der weißen Gesellschaft. (G 258) Wohl aus diesem Grund lag ihr Augenmerk in den folgenden Jahren vor allem auf den "Poor Whites" der Südstaaten, deren soziale Situation in mancher Hinsicht nur wenig angenehmer war als diejenige der Afroamerikaner (worauf sie bereits in *KILLERS OF THE DREAM* hingewiesen hatte). – Der Jurist und Sozialkritiker Richard Hildreth schrieb (bereits 1836): "Die armen Weißen sind sehr primitiv und ungebildet und mit wenigen Vorzügen des zivilisierten Lebens bekannt. Sie sind faul, verschwenderisch und liederlich, mit all der gemeinen Brutalität des Lasters, das durch Armut und Unwissenheit so besonders abstoßend wird. Sie besitzen kein Land oder bestenfalls nur wenig unfruchtbaren und erschöpften Boden, den produktiv zu machen sie weder geschickt noch fleißig genug sind. Sie haben keine Berufsausbildung und verachten alle Handarbeit als entwürdigend für freie Männer und nur für den Stand der Knechtschaft passend; und so sind diese armen Weißen sogar zum Spott der Sklaven geworden, und von der vornehmen Aristokratie der reichen Pflanzer werden sie gleichzeitig gehaßt und gefürchtet. Nur das Wahlrecht, das sie noch besitzen, gewährt ihnen den Schein von Ansehen und Respekt, mit dem sie bis jetzt behandelt werden. Dieses Wahlrecht, das die hohe Aristokratie ihnen nur zu gern rauben möchte, ist die einzige Sicherung der armen Weißen. Sonst würden

¹²⁵ 1961 deutete Lillian Smith in einem Brief an, daß es wohl keine selbständige Veröffentlichung *JULIA* geben würde. Gedankengänge daraus sollten in eine seit 1957 geplante Monografie in der Reihe *World Perspectives* (bei Harper Brothers) aufgenommen werden. (G 287) Auch dieses Projekt wurde nicht realisiert. Letztlich wurde etwas von dem Material für *JULIA* in die erweiterte Neuauflage von *KILLERS OF THE DREAM* aufgenommen. (G 247)

¹²⁶ die sie gleichwohl hinter den Kulissen unterstützte. (G 285)

sie erbarmungslos niedergetreten und kraft Gesetz und Recht bald in eine Stellung herabgedrückt werden, nur wenig höher als die der Sklaven selbst."¹²⁷

Haßerfüllte Briefe, eine Drohung, ihr Haus in die Luft zu sprengen (G 313-315), die wieder aufflammende Krebserkrankung¹²⁸ sowie das lebenslange Leid, weniger als kreative Schreiberin denn als politische Aktivistin anerkannt zu werden, warfen sie in diesen Jahren in eine tiefe Depression. (L 241) Dennoch versuchte Lillian Smith in dieser Zeit, ihre im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung entstandenen Grundsätze auf die Situation des Vietnamkrieges zu beziehen, jedoch konnte sie in dieser andersgearteten politischen Konstellation keinen publizistischen Einfluß mehr nehmen. (G 340ff.) Im Juni 1966 beendete sie offiziell die Zusammenarbeit mit den beiden für sie bis dahin bedeutsamsten Bürgerrechtsvereinigungen (SNCC und CORE), wegen deren Annäherung an Standpunkte der *Black Power* sowie der Aktivitäten gegen die Kriegsbeteiligung der USA in Vietnam. Dabei gab sie dem weißen Establishment wesentliche Mitschuld an der Eskalation innerhalb der Bürgerrechtsbewegung. (G 351) Ihre letzte publizierte Arbeit wurde eine Einführung in die Autobiografie von Ely (Elisha) Green (1893–1968), Sohn eines weißen Vaters und einer farbigen Mutter, ihrerseits Tochter eines ehemaligen Sklaven.¹²⁹

1966 nahm Joan Titus, eine Freundin Lillian Smiths, Lesungen der Autorin aus ihren Büchern *STRANGE FRUIT* und *THE JOURNEY* auf, am 14. Juni dazuhin Erinnerungen an die Kindheit in Jasper (*Trembling Earth, Teil 1 + 2*).¹³⁰ Lillian Smith starb am 28. September 1966.

¹²⁷ Richard Hildreth: *DER WEISSE SKLAVE* (Berlin/DDR1953, S. 213/14) – Besonders nuanciert dargestellt wird die Zeit der Sklaverei – und damit die historische und ideologische Vorgeschichte des lebenslangen Wirkens von Lillian Smith – in mehreren Arbeiten dieses bedeutenden (weißen) amerikanischen Juristen und Journalisten. In die Form eines romanhaften Lebensberichts gekleidet ist das Buch *DER WEISSE SKLAVE* (1836; Berlin/DDR 1953). Hildreths grundlegendes historisches Fachbuch zu diesen Themen war *DESPOTISM IN AMERICA* (1840, erweitert Boston 1854). – Vgl. zu den *Poor Whites* auch aktueller von Jacob Boldt: *AMERIKANISCHE BILDER* (Frankfurt/M. 1978)

¹²⁸ Lillian Smith überstand in den letzten 13 Lebensjahren insgesamt sechs von sieben Ausbrüchen der Krebserkrankung, die alle mit Kobaltbestrahlungen, Chemotherapie und Operationen zurückgedrängt wurden. (G 350)

¹²⁹ Ely Green: *ELY. AN AUTOBIOGRAPHY* (1966) – Leider nicht auf Deutsch.

¹³⁰ Die Aufzeichnungen können angehört und heruntergeladen werden:

<https://www.piedmont.edu/lilliansmith-resources>. Joan Titus starb im März 2016.
(<https://www.facebook.com/LillianESmithCenter/photos/a.441976722520263.114075.161960620521876/1078310705553525/?type=3>)



Zur Neuauflage 2018

Die deutsche Erstausgabe von FREMDE FRUCHT erschien 1947 im *Diana Verlag Zürich*. Dieser Verlag wurde im selben Jahr von Dr. Simon Menzel und seiner Frau Sophie gegründet. Er verstand sich als Weiterführung des *Humanitas Verlags*, in dem das Ehepaar Menzel seit 1935 Autoren, die im NS-Deutschland nicht mehr erscheinen konnten, eine Heimat gab, unter ihnen Robert Musil (NACHLASS ZU LEBZEITEN), Ernst Weiß, Karin Michaelis (u.a. NIELSINE, übersetzt von Marie Lazar), Ernst Glaeser,¹³¹ Konrad Illi (id est Harry Goldschmidt), Alfred Polgar, Ann Bridge, Lady Eleanor Smith und Friedrich Torberg. Nach 1945 wurde *Humanitas* von Gerd Hatje übernommen. Autoren des *Diana Verlags* wurden in den 50er Jahren u.a. Erich Fromm, Leonhard Ragaz (ein wichtiger Vertreter des religiösen Sozialismus), John Steinbeck, John DosPassos, Pearl S. Buck, W. Somerset Maugham, Hugh Walpole, Schalom Asch, Margaret Mead, William Saroyan, John Hersey. Später ging der Verlag mehrfach in andere Hände über und publizierte vornehmlich Unterhaltungsliteratur. – Es ist nachvollziehbar, daß es für die Thematik von FREMDE FRUCHT 1947 kaum deutschsprachige LeserInnen gab; im Antiquariatshandel ist die deutsche Ausgabe extrem selten zu finden. (TRAUMTÖTER, das folgende Buch, erschien 1951 bei *Paul Zsolnay* in Hamburg. Es konnte vermutlich vom steigenden Interesse für die amerikanische Besatzungsmacht profitieren; diese Ausgabe findet sich häufiger in den Antiquariaten. 1979 kam dann noch, wohl ohne größere verlegerische Absichten, Lillian Smiths Erzählung DIE FÜLLE DER HEILIGEN NACHT auf Deutsch, wieder in Zürich, beim Verlag der Arche.)

Die an sich nuancierte und achtsame, aber in umständlich-korrektem altbürgerlichen Stil gehaltene Übersetzung¹³² wurde für diese Neuauflage revidiert. Eine Neigung zu überfrachteten Satzgirlanden hat allerdings bereits

¹³¹ Ernst Glaeser: DER LETZTE ZIVILIST. Das Buch wird neu herausgegeben bei A+C (Berlin 2017/18).

¹³² Eine kleine Blütenlese kann ich mir nicht verkneifen: "Dessen hatte er nie Erwähnung getan"; "Ihre Kinder waren ihre Furcht nicht gewahr geworden"; "Beß hegte Groll gegen die Weißen"; "Der Prediger schaute auf die Hektare um Hektare von angegilbten Zwergpalmen"; "Er schalt sich ob seiner Narretei"; "Er wechselte den Gang, drehte das Steuerrad"; "Bob legte ein Zeitungsblatt nieder"; "Es hielt schwer, etwas aus ihm herauszubekommen"; "Sage ihm, was du wünschest"; – auch eine inflationäre Verwendung des Partizip Präsens (Partizip I): "So den Versuch machend, mittels körperlich fühlbarer Wiederholung diese neue Wirklichkeit festzuhalten"; "Und dann sich gutgelaunt zu Ellen Willistone, ihrer besten Freundin, hinwendend, die ..."; – Wörter wie "Sammet", "Farren" (Farn), "Arbeitsgewand" (Overall); "Scholle", "Augenläser", "mich dünkt" und "männiglich" sowie einige Schweizerdeutsche Begriffe (wie "währschafft" = tüchtig, Causeuse = Sofa). – "Miss", "Bess" und andere englische Wörter mit "ss" erscheinen mit "ß", was es im Englischen bekanntlich nicht gibt.

die Autorin; teilweise wurden sie für diese Ausgabe behutsam aufgelöst.¹³³ Allzu pedantische, redundante und schulmeisterliche Erläuterungen und Attributierungen (auch im amerikanischen Original) wurden behutsam reduziert. Den Südstaatenslang der Farbigen bzw. denjenigen der *Poor Whites* hätte ich allerdings ohne die Arbeit des (ungenannten) Übersetzers (oder der Übersetzerin) großenteils nicht verstanden. Die Sprachmilieus im Deutschen deutlich zu unterscheiden, war kaum möglich; im Original kommt noch die betulich distanzierte Redeweise der wohlhabenderen Weißen dazu, vor allem gegenüber den farbigen Dienstboten. – Für die Endkorrektur des Textes danke ich Petra Bern.

Weiterbestehende soziale Diskriminierungen werden üblicherweise gerne kaschiert durch demonstrativ tabuisierte und veränderte Begriffe. Das gilt für die Metamorphosen *Krüppel – Behinderte – Beeinträchtigte – Menschen mit besonderer Begabung* oder *Verrückte – Irre – Geistesgestörte – Psychischkranke* ebenso wie für die Abfolge *Neger – Schwarze – Farbige – Afroamerikaner*; nur der Ausdruck *Nigger* war wohl genuin abwertend gemeint. Ich habe mich bei *FREMDE FRUCHT* an der amerikanischen Originalausgabe orientiert; in den Auszügen aus *TRAUMTÖTER* (das Buch liegt mir nur auf Deutsch vor) habe ich den fast durchgängigen Begriff "Neger" gelegentlich durch aktuellere Begriffe ersetzt (um nicht meinerseits diese zu tabuisieren).

Rassistische Anklänge, wie sie zur konventionellen Sozialisation der Weißen gehörten,¹³⁴ finden sich aber auch bei Lillian Smith, so, wenn sie mit Bezug auf Farbige bis zum Überdruß deren Hautfarbe hervorhebt; einmal taucht sogar der Begriff "black flesh" (schwarzes Fleisch) auf – vordergründig wertneutral, aber: wozu? Für Weiße finden wir diese Attributierung nicht. Auch die Darstellung von Empfindungen und Konflikten bei Farbigen erscheinen mir manchmal allzu sehr am Klischee rassistischer *Minstrel*-Schwänke orientiert (in denen weißes Publikum sich über eine etwas lächerliche Komödianten-"Natur" Schwarzer amüsieren konnte). – Daß der Übersetzer der Originalausgabe dann "big mouths half open" – zweier sich aggressiv streitender Farbiger – übersetzt mit "die breiten Mäuler halb offen", geht einen konsequenten Schritt weiter in derselben Richtung. "Pfotenartige Hände" (im Hinblick auf Dessie) oder "watscheln" an mehreren Stellen kam allerdings schon von Lillian Smith ("clawlike" bzw.

¹³³ In Lillian Smiths späterem Roman *ONE HOUR* (1959) kommen derartige Satzungenetüme nicht mehr vor.

¹³⁴ In Deutschland Begriffe wie "die Polacken", die "Spaghettifresser", "Judenfürze", "es riecht wie in 'nem serbischen Männerpuff", "Krach wie in ner Judenschule" – alles noch in den 70er Jahren üblich.

"waddle"). Vergleichbare Ausrutscher (nach heutigen Kriterien) finden sich bei der Beschreibung eines kognitiv und mehrfach beeinträchtigten weißen Mannes. – Diese Tendenz wird mehrfach vom Übersetzer noch gesteigert. Eine erotische Annäherung ("a little roughly") des Farbigen Henry an eine ihm durchaus gewogene junge Frau wird im Deutschen gleich zu "brutal"; im Zusammenhang mit dem offensichtlich geistig behinderten Carl (einem Weißen) wurde die Bezeichnung "fool" übersetzt zu "Irrer" und "hands" wurden zu "Pfoten"; die Assoziation "wie ein Tier" wurde vom Übersetzer ohne Entsprechung im englischen Text hinzugefügt.¹³⁵



Lillian Smith, Mary McLeod Bethune, Eleanor Roosevelt¹³⁶

Zur Aktualität von Lillian Smiths Arbeiten

Carter Heyward, feministische Theologieprofessorin in Cambridge (MA) resümierte 2011 Lillian Smiths Bedeutung folgendermaßen: "Während ihres ganzen Lebens wurde Lillian Smith von bürgerlichen und liberalen Weißen als psychiatrischer Fall angesehen und verachtet, weil sie zu aufdringlich für Farbige, für Integration und Rassengerechtigkeit eintrat. Hier war eine weiße Frau, noch dazu lesbisch (was alleine sicherlich viele liberale Weiße

¹³⁵ Diese Wiederveröffentlichung nach 70 Jahren orientiert sich an der zeitübergreifenden Relevanz des Romans. Ich habe mir deshalb erlaubt, solche zeittypischen, jedoch von der Autorin zweifellos nicht als diskriminierend intendierten Formulierungen zu korrigieren.

¹³⁶ <http://www.missliscamp.com/gallery/pages/lil%20bethune%20and%20eleanor%20014.html>

verschreckte), die ihre ganze Lebenskraft einsetzte für die Freiheit von Schwarzen, bevor die meisten weißen Leute auch nur bemerkten, daß es da überhaupt Probleme gab. Als Smith 1950 eine Ehrendoktorwürde der Howard University erhielt, hieß es in der Laudatio: *'Sie sind eine gefährliche Revolutionärin. In dem, was Sie sagen, ist genug Dynamit, um das Fundament der rassengetrenten Gesellschaft zu sprengen.'* (*You are a dangerous revolutionist. There is enough dynamite in what you say to blow up the very foundation of segregated society.*) Lillian Smith war eine soziale Radikale, die glaubte, daß die Zeit gekommen war – NOW IS THE TIME, lautete der Titel ihres Buches von 1955; jetzt, nicht erst irgendwann, wenn weiße Leute bereit sind, sondern jetzt. Acht Jahre später veröffentlichte Martin Luther King sein Buch WHY WE CAN NOT WAIT als Antwort auf die Gewalt, die in den Südstaaten der USA eskalierte. Lillian Smith, Rosa Parks, Martin Luther King – jede*r von ihnen verkörperte diesen Traum, der radikal und beharrlich vor uns steht, unerbittlich orientiert an der Gerechtigkeit."¹³⁷

Die ideologisierten Ängste der weißen Bevölkerung in den Südstaaten, wie Lillian Smith sie in ihren Büchern kritisch dargestellt und analysiert hat, funktionieren nach zeitübergreifenden sozialpsychologischen Mustern. – Daß konsensuelle Gewalt gerade auf der Grundlage konservativ-reaktionärer Konventionen keimt, ist eine sozialpsychologische Erfahrung, an die wir uns gegenwärtig wieder erinnern sollten, im Hinblick auf die Gruppierung der AfD ebenso wie angesichts eines US-Präsidenten Trump, aber auch hinsichtlich der Entwicklung in anderen Staaten Europas. Das angemessene Problembewußtsein für sexuelle Gewalt in all ihren Formen wird bei uns derzeit von bestimmten Kreisen umfunktioniert zur rassistischen Argumentationshilfe gegen Flüchtlinge. Nicht zu vergessen der fast schon selbstverständliche Sozialneid auf "Ausländer, die uns die Arbeitsplätze wegnehmen" und Flüchtlinge, die angeblich besser unterstützt werden als "wir".

Ernsthafte Zeitzeugenberichte von der Sklaverei in den Vereinigten Staaten belegen, daß ihre Praxis sich grundsätzlich nicht unterschied von der mörderischen Mentalität der Nazis-Schinder oder, um ein aktuelles Beispiel zu wählen: von der sadistischen Perfektion der Täter im Umkreis der Ritualen Gewalt (auch hier bei uns in Deutschland). Derartige "Menschen" (es fällt mir schwer, sie als solche zu bezeichnen) gibt es zweifellos zu allen Zeiten, in allen Gesellschaften; unterschiedlich sind nur die gesellschaftlichen Möglichkeiten, ihr teuflisches Potential zu verwirklichen. Richard Hildreth schrieb: "Sklaven gibt es in vielen anderen Ländern, aber nirgends ist die Unterdrückung so herzlos und

¹³⁷ Carter Heyward: KEEP YOUR COURAGE (2011), Übersetzung MvL

unerbittlich – nirgends hat die Gewalt eine so teuflische Gestalt angenommen, nirgends auf der ganzen Welt ist es das offene Ziel der Gesetze und die eingestandene Absicht der Machthaber, den Intellekt der Hälfte des Volkes auszulöschen und ein für allemal die Hoffnung auf Freiheit und die Fähigkeit, sie zu erkämpfen, zu vernichten.¹³⁸ (...) Nur in den Vereinigten Staaten – dem Lande, das ein Monopol auf die Freiheit beanspruchen will – triumphiert frech der Geist der Tyrannei und weist selbst den entferntesten Gedanken an seine Beschränkung verächtlich von sich – hier allein auf der ganzen Welt wütet die Unterdrückung ungezügelt durch Gottesfurcht oder Menschenliebe."¹³⁹

Der in Deutschland geborene Journalist Mohamed Amjahid hat 2017 ein Buch veröffentlicht zu seinen Erfahrungen mit Rassismus hier bei uns, in den sogenannten zivilisierten Gesellschaften: "Es ist unangenehm, wenn sich Menschen im Bus wegsetzen, Frauen ihre Tasche umklammern. Und es geht bis zu konkreten rassistischen Ausfällen wie dem Racial Profiling. Kürzlich war ich in Budapest. In einem Bus kam ein Mann auf mich zu und schrie mich an. Ich verstand ihn nicht. Eine junge Frau übersetzte mir dann, daß der Mann meinte, ich solle mich im Bus nach hinten setzen, wo ich seiner Meinung nach hingehöre. – Man denkt immer, Rassisten sind die anderen, sind jene, die als Neonazis erkennbar sind. Aber damit machen wir es uns zu einfach. Rassismus gibt es überall im öffentlichen Raum. In der Verwaltung, an der Uni, im Supermarkt. Wir alle haben das in uns, weil es uns so beigebracht wurde."¹⁴⁰

Auch die rassistische, faschistische Ideologie des Ku Klux Klan in den USA hätte sich ohne Einverständnis mit einer Mehrheit von Weißen nicht jahrzehntelang fast ungehindert austoben können.¹⁴¹ Die gnadenlose Verdinglichung von Menschen als "Sklaven" seit dem 16. Jahrhundert ging ihr voraus. Die Legitimation von Gewaltanwendung gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen durch diffamierende Zuschreibungen wurde von Antisemiten in Deutschland lange vor der Machtübernahme der Nazis angewandt, sie wurde anschließend von den SA- und SS-Funktionären vervollkommenet und verallgemeinert auf fast beliebig definierte Menschengruppen, in Konzentrationslagern, bei Gestapo-Verhören und in den besetzten Ländern, durch Wehrmachtsangehörige – und auch sie ist noch

¹³⁸ Dies läßt sich bereits über den versuchten Genozid an den amerikanischen Ureinwohnern sagen.

¹³⁹ Richard Hildreth: *DER WEISSE SKLAVE* (1836; Berlin/DDR 1953), S. 276f.)

¹⁴⁰ Mohamed Amjahid: *UNTER WEISSEN. WAS ES HEISST, PRIVILEGIERT ZU SEIN* (Berlin 2017). Das Zitat stammt aus einem Interview bei TELEPOLIS am 21. März 2017 (online).

¹⁴¹ Vgl. Manfred Berg: *LYNCHJUSTIZ IN DEN USA* (Hamburg 2014) oder Howard Fast: *STRASSE ZUR FREIHEIT* (Berlin 1948) sowie die online-Dokumentation eines Projektes der *EQUAL JUSTICE INITIATIVE (EJI)*: <https://lynchinginamerica.eji.org/report/>

immer Alltag: bei den neurechten Gruppierungen ebenso wie bei Tätern im Umkreis der organisierten (rituellen) Gewalt, wenn diese ihre zunächst kindlichen Opfer foltern und konditionieren, bis sie dissoziative Persönlichkeitsanteile entwickeln. Von diesen werden dann die einen zu "Herren" über die anderen gesetzt, die "es nicht anders verdient haben", weil sie "minderwertig sind". Intention der Täter ist, neben der Befriedigung eigener sexuell determinierter Machtgelüste, Zwangsprostitution und -pornografie.¹⁴² Die Bilder gleichen sich; die an "Aktualität" orientierten Medienberichte verschleiern solche Analogien, da es so genau niemand wissen will. Aber es geht um grundlegende, strukturelle Defekte unserer Gesellschaft,¹⁴³ worauf Lillian Smith in allen ihren Werken hinzuweisen versuchte.¹⁴⁴

Die Notwendigkeit des weltweiten Kampfes gegen Menschenhandel, Sklaverei (in neueren Formen) und Zwangsprostitution wird heutzutage zunehmend erkannt – auch im "Zuhälterparadies" Deutschland.¹⁴⁵

In den USA (vor allem in Georgia) war Lillian Smith offenbar zu keiner Zeit vergessen. In den letzten Jahren scheint die öffentliche Aufmerksamkeit für sie und ihr Werk eher noch zuzunehmen; diesen Eindruck hatte ich jedenfalls bei der Internetrecherche. Sie wird gewürdigt als noch heute relevantes ethisches und soziales Vorbild für eine fortschrittliche, menschenwürdige Gesellschaft in den Südstaaten. Mittlerweile wird Lillian Smith in den USA offenbar auch als Protagonistin der Emanzipation nichtkonventioneller Genderrollen verstanden.¹⁴⁶

Wohl erst heutzutage, im Rückblick, zeigt sich darüberhinaus die singuläre Bedeutung ihres Romans *STRANGE FRUIT*. Die weltweit relevanten gesellschaftlichen Probleme, um die es Smith ging, finden in der tragischen Geschichte zweier Familien ihren zeitübergreifend gültigen Ausdruck: *STRANGE FRUIT* ist Weltliteratur.

Seit vielen Jahren wird der *Lillian Smith Book Award* verliehen, es gibt ein *Lillian E. Smith Center for Creative Art*, im 70. Jahr der Veröffentlichung von *STRANGE FRUIT* fanden Veranstaltungen statt. – Es gibt einen Dokumentarfilm *Miss Lil's Camp* (Regie: Suzanne Niedland, unter Mitwirkung von Lillians Nichte Nancy Smith Fichter sowie der Smith-Biografin Margaret Rose Gladney und anderen Frauen, die mit Lillian und ihrer Arbeit verbunden waren; University of Florida, 2004).¹⁴⁷ –

¹⁴² Vergleiche u.a. Veröffentlichungen der Traumatherapeutinnen Alison Miller und Claudia Fliß.

¹⁴³ Siehe Hans Kilian: *DAS ENTEIGNETE BEWUSSTSEIN* (Neuwied und Berlin 1971; Gießen 2017); Arno Gruen: *DER WAHNSINN DER NORMALITÄT* (München 1987)

¹⁴⁴ Siehe hierzu auch die drei Kapitel aus dem Buch *TRAUMTÖTER*, hier im Anhang.

¹⁴⁵ Siehe auch <https://dissoziation-und-trauma.de/menschenhandel-prostitution>

¹⁴⁶ Vgl. Hinweise bei Margaret Rose Gladney (im Literaturverzeichnis).

¹⁴⁷ <http://www.misslilscamp.com/index.html>

Lulu Fogarty inszenierte 2013 eine One Woman Show *Lillian Smith: Being Heard*.¹⁴⁸ – Am 15.6.2007 hatte eine auf STRANGE FRUIT basierende Oper von Chandler Carter Premiere am *Long Leaf Opera Festival* in Chapel Hill, NC (Libretto von Joan Ross Sorkin).¹⁴⁹ – Eine junge Frau (Tysephine) stellt 2014 auf youtube Lillian Smiths zweites Buch KILLERS OF THE DREAM als eines ihrer allerwichtigsten vor.¹⁵⁰ – Die Schauspielerin Brenda Bynum veranstaltete eine szenische Lesung *Jordan Is So Chilly: An Encounter with Lillian Smith* (9. Mai 2015, in Dillard, Georgia).¹⁵¹ – Und wie bereits erwähnt, entstand 2014/15 eine auf Lillian und Esther Smiths originalem Drehbuch beruhende Neuinszenierung des Theaterstücks *Strange Fruit* am Piedmont College (Georgia).

Diane Roberts, Journalistin und Literaturprofessorin, deren Familie seit 1799 in den Südstaaten lebt, ging 1981 nach Oxford, um ihre Dissertation zu schreiben ("The same year the Klan lynched a young black man named Michael Donald, hanging him from a tree on a quiet street in Mobile, Alabama") und entdeckte dort Lillian Smith für sich. In einem aktuellen Essay berichtet sie: "I published my first book on Southern women, race, class, and the fierce undertow of history always dragging us backward, no matter how strongly we fight for the shore. I was awarded tenure and silently thanked the gods and Lillian Smith. Much of my political sensibility was taken from her; her anger gave me a vocabulary to express mine. (...) Smith's greatest contribution to the American project is that she showed us how to be an advocate for social justice, to be a person of conscience in communities that talk often about morality while exhibiting very little of its most basic sense. She taught me, and thousands of others, to love the South by resisting the South." – Im Gespräch mit Lillians Biografin Rose Gladney thematisiert diese die mittlerweile entschiedene Präsidentschaftswahl: "Lillian Smith could tell us exactly why people, especially people in the South, like Donald Trump – and she could tell you exactly why Donald Trump likes

¹⁴⁸ <http://www.lilliansmithbeingheardplay.com/> United Solo Theatre Festival, Theatre ROW – The Studio Theatre (410 West 42nd Street, New York City). Lulu Fogarty trat mit ihrem Stück noch auf anderen Bühnen auf, unter anderem beim Syracuse Stage (Syracuse, NY). Hier ein Trailer: <https://youtu.be/9iCw4xST66o>.

¹⁴⁹ <http://www.chandlercarter.com/SFabout.html>

¹⁵⁰ https://youtu.be/K1uGCB8X_g8

¹⁵¹ <https://www.youtube.com/watch?v=kMore3yvgQ8> sowie <http://www5.galib.uga.edu/blog/?p=8590>

dictators, too.”¹⁵² Ähnlich äußert sich die Historikerin Heike Bungert in einem Interview der ZEIT (8/2017).¹⁵³

Das kleine Holzhaus von Rosa Parks¹⁵⁴, jener Frau, die 1955 in Montgomery im US-Bundesstaat Alabama im Bus nicht aufstand, als ein weißer Mann ihren Sitzplatz beanspruchte mit der Begründung, daß Schwarze hinten zu sitzen hätten, sollte übrigens in diesem Jahr abgerissen werden. Selbst das 2016 eröffnete Museum für afroamerikanische Geschichte in Washington, D.C. zeigte kein Interesse daran, es zu bewahren. Es wurde demontiert und steht jetzt auf dem Grundstück des Künstlers Ryan Mendoza, in Berlin (Wedding).¹⁵⁵

Mondrian Graf v. Lüttichau



¹⁵² Diane Roberts: STAY AND RESIST (in: OXFORD AMERICA 94, Fall 2016) – *Oxford America* ist eine lesenswerte Vierteljahrszeitschrift; sie erscheint in Oxford (Mississippi). Diane Roberts hat zwei Bücher zur Situation der Südstaaten veröffentlicht: FAULKNER AND SOUTHERN WOMANHOOD (1993); THE MYTH OF AUNT JEMIMA (1994).

¹⁵³ <https://www.zeit.de/wissen/2017-08/usa-suedstaaten-identitaet-charlottesville-rassismus-buergerkrieg/komplettansicht>

¹⁵⁴ <https://edition.cnn.com/2017/12/01/us/rosa-parks-anniversary-trnd/index.html>

¹⁵⁵ <http://www.dw.com/en/why-rosa-parks-house-now-stands-in-berlin/a-38343924>

Literaturhinweise

- Michelle Alexander: THE NEW JIM CROW. MASSEINHAFTERUNG UND RASSISMUS IN DEN USA (München 2016)
- James Allen: WITHOUT SANCTUARY (<http://withoutsanctuary.org/main.html>)
- Maya Angelou: ICH WEISS, WARUM DER GEFANGENE VOGEL SINGT (Frankfurt/M. 1980)
- James Baldwin: HUNDERT JAHRE FREIHEIT OHNE GLEICHBERECHTIGUNG (Hamburg 1964)
- Ders.: EINE ANDERE WELT (Hamburg 1965)
- Harriet Beecher Stowe: ONKEL TOMS HÜTTE, ODER NEGERLEBEN IN DEN SKLAVENSTAATEN VON NORD-AMERIKA (Leipzig 1853)
- Manfred Berg: LYNCHJUSTIZ IN DEN USA (Hamburg 2014)
- Allida Mae Black: SMITH, LILLIAN (1897–1966). (in: Women in World History: A Biographical Encyclopedia. Retrieved March 04, 2017 from Encyclopedia.com: <http://www.encyclopedia.com/women/encyclopedias-almanacs-transcripts-and-maps/smith-lillian-1897-1966>)
- Jacob Boldt: AMERIKANISCHE BILDER. EINE REISE DURCH DAS SCHWARZE AMERIKA (Frankfurt/M. 1978)
- Willa Cather: SAPPHIRA AND THE SLAVE GIRL (1940; deutsch: SAPPHIRA UND DAS SKLAVENMÄDCHEN, München 1992)
- Alice Childress: EIN HELD IST AUCH BLOSS'N WÜRSTCHEN (1973; deutsche Ausgabe: Berlin/DDR 1984) Film: A HERO AIN'T NOTHIN' BUT A SANDWICH (Ralph Nelson 1978)
- CIVIL RIGHTS MOVEMENT VETERANS: <http://www.crmvet.org/index.htm>
- Donald Clarke: BILLIE HOLIDAY – WISHING ON THE MOON (München 1995)
- Angela Yvonne Davis: BLUES LEGACIES AND BLACK FEMINISM (New York 1999)
- Frederick Douglass: MY BONDAGE AND MY FREEDOM (New York 1855; deutsch: EIN STERN WEIST NACH NORDEN; Berlin/DDR 1965)
- Ralph Ellison: DER UNSICHTBARE MANN (1954 unter dem Titel UNSICHTBAR; Neuübersetzung Reinbek 1987)
- Ders.: FLYING HOME UND ANDERE GESCHICHTEN (Zürich 1999)
- Howard Fast: STRASSE ZUR FREIHEIT (Berlin 1948)
- Jay Garcia: STRANGE FRUIT. LILLIAN SMITH AND THE MAKING OF WHITENESS, in: ders., Psychology Comes to Harlem. Rethinking the Race Question in Twentieth-Century America (Maryland 2002, S. 102-135)
- Margaret Rose Gladney: PERSONALIZING THE POLITICAL, POLITICIZING THE PERSONAL. REFLECTIONS ON EDITING THE LETTERS OF LILLIAN SMITH, in: John Howard, Carryin' in the Lesbian and Gay South (New York 1997, S. 93-106)
- Dies.: PAULA SNELLING. A SIGNIFICANT OTHER, in: Allida Mae Black, Modern American Queer History (Philadelphia 2001, S. 69-78)
- Dies. (Hrsg.): HOW AM I TO BE HEARD? – LETTERS OF LILLIAN SMITH (GENDER AND AMERICAN CULTURE) (1993, Neuausgabe 1996) *Aus dieser Sammlung wird in meinem Nachwort häufig zitiert (G ..).*

- Dies.: Ein kurzes biografisches Video über Lillian Smith:
<https://www.youtube.com/watch?v=fxMq-NfqJnE>
- Ely Green: ELY. AN AUTOBIOGRAPHY (1966) *Mit einer Einführung von Lillian Smith*
- John Howard Griffin: BLACK LIKE ME (1961; deutsch: REISE DURCH DAS DUNKEL (München 1962) *Sollte unbedingt wiederveröffentlicht werden! Lillian Smith bedeutete das Buch viel.*
- Heinrich Hauser: MEINE FARM AM MISSISSIPPI (Berlin 1950)
- Horst Heidtmann/Christoph Plate (Hrsg.): ROTE ERDE SCHWARZER ZORN. LESEBUCH FÜR EIN ANDERES SÜDAFRIKA (Baden-Baden 1986)
- Richard Hildreth: THE SLAVE, OR MEMOIRE OF ARCHIE MOORE, 1836; deutsch: DER WEISSE SKLAVE (Berlin/DDR 1979)
- Maria Höhn / Martin Klimke: EIN HAUCH VON FREIHEIT? AFROAMERIKANISCHE SOLDATEN, DIE US-BÜRGERRECHTSBEWEGUNG UND DEUTSCHLAND (Bielefeld 2016)
- Mahalia Jackson: MEIN LEBEN (Zürich 1969) *Die späteren DDR-Ausgaben sind gekürzt!*
- Harriet Ann Jacobs: INCIDENTS IN THE LIFE OF A SLAVE GIRL. WRITTEN BY HERSELF (Boston 1861), deutsch: SKLAVENMÄDCHEN. DIE GESCHICHTE MEINER BEFREIUNG (Hrsg. von Jean Fagan Yellin; Stuttgart bzw. Berlin/DDR 1989)
- Coretta Scott King: MEIN LEBEN MIT MARTIN LUTHER KING (Stuttgart 1970)
- Jeannette Lander: EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. (Frankfurt/M. 1971) *(Neuausgabe Berlin 2017: A+C)*
- Harper Lee: WER DIE NACHTIGALL STÖRT (Reinbek 1962)
- Mervyn LeRoy: I AM A FUGITIVE FROM A CHAIN GANG (*Ich bin ein entflohener Kettensträfling; in Deutschland: JAGD AUF JAMES A.; Spielfilm 1932*)
- Nghana tamu Lewis: WE SHALL PAVE THE WAY: WILLA CATHER AND LILLIAN SMITH'S AESTHETICS OF CIVIL RIGHTS POLITICS (Arizona Quarterly: A Journal of American Literature, Culture, and Theory, Volume 60, Number 4, Winter 2004, S. 33-64)
- Anne C. Loveland: LILLIAN SMITH. A SOUTHERNER CONFRONTING THE SOUTH (Baton Rouge and London 1986: Louisiana State University Press) *Aus dieser Biografie wird in meinem Nachwort häufig zitiert (L ..).*
- Katherine DuPre Lumpkin: THE MAKING OF A SOUTHERNER (New York 1947)
- Danielle L. McGuire: AT THE DARK END OF THE STREET: BLACK WOMEN, RAPE, AND RESISTANCE - A NEW HISTORY OF THE CIVIL RIGHTS MOVEMENT FROM ROSA PARKS TO THE RISE OF BLACK POWER (New York 2010)
- Anne Moody: ERWACHEN IN MISSISSIPPI (Frankfurt/M. 1972)
- Carson McCullers: UHR OHNE ZEIGER (Zürich 1962)
- Keith Owens / Cheryl Long: FORMER ATTENDEES OF IVY HILL SCHOOL TALK ABOUT THEIR MEMORIES OF INTEGRATION AND LILLIAN E. SMITH (Ivy Hill Baptist Church, 2015)
<https://youtu.be/NVn7yi9mH0A>
- Jane Elizabeth Payne: THE REPRESENTATION OF TABOOED LOVE IN LILLIAN SMITH'S FICTION (Master Thesis, University of Richmond, 1994)

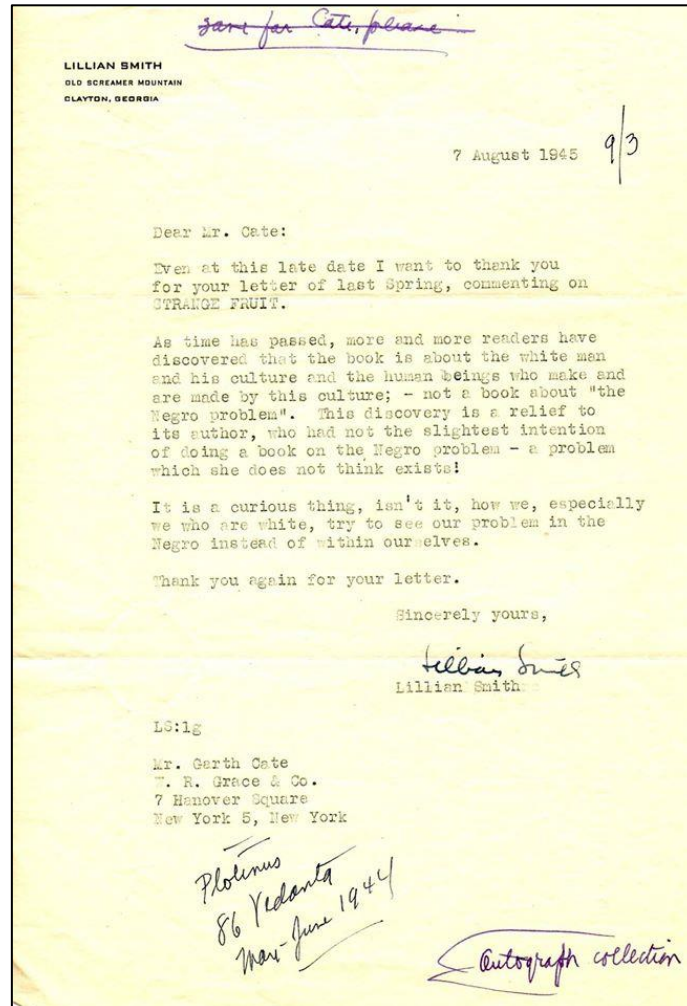
- Richard Rothstein: THE COLOR OF LAW. A FORGOTTEN HISTORY OF HOW OUR GOVERNMENT SEGREGATED AMERICA (Liveright 2017)
- Sigmar Schollak: GETÖTETE ANGST (Berlin/DDR o.J. [1973])
- Assata Shakur: ASSATA. EINE AUTOBIOGRAPHIE AUS DEM SCHWARZEN WIDERSTAND IN DEN USA (Bremen 1990/91; *Neuaufgabe*: Bremen 2003)
- Lillian Smith: STRANGE FRUIT (1944; 1992); *deutsch*: FREMDE FRUCHT (Zürich 1947; *Neuausgabe* Berlin 2018: A+C)
- Dies.: KILLERS OF THE DREAM (1949; *veränderte Neuaufgabe* New York 1961); *deutsch*: TRAUMTÖTER. EIN BUCH VOM DUNKLEN WAHN DES WEISSEN MANNES (Hamburg 1951)
- Dies.: THE JOURNEY (1954)
- Dies.: NOW IS THE TIME (1955)
- Dies.: ONE HOUR (1959)
- Dies.: MEMORY OF A LARGE CHRISTMAS (1962); *deutsch*: DIE FÜLLE DER HEILIGEN NACHT (Zürich 1979)
- Dies.: OUR FACES, OUR WORDS (1964)
- (Dies.): THE WINNER NAMES THE AGE. (Hrsg. Michelle Cliff, Vorwort Paula Snelling; 1978) A collection of writings by Lillian Smith
- (Dies.): A LILLIAN SMITH READER (Hrsg. Margaret Rose Gladney / Lisa Hodgens; Atlanta/Georgia 2012 bzw. Athens: The University of Georgia Press 2016)
- (Dies.): Piedmont College – Lillian Smith Resources (Lesungen, Videos und anderes Material) <https://www.piedmont.edu/lilliansmith-resources>
- Narrative of Sojourner Truth: A Northern Slave (Boston 1850 und später)
- Joseph Cash Wilbur: THE MIND OF THE SOUTH (1941).
- Helen White/Redding J. Sugg jr. (Hrsg.): FROM THE MOUNTAIN. An anthology of the magazine successively titled *Pseudopodia*, *the North Georgia Review*, and *South Today* (1972)
- Richard Wright: BLACK BOY. A RECORD OF CHILDHOOD AND YOUTH (London 1945; *mehrere deutsche Übersetzungen*)
- Ders.: ONKEL TOMS KINDER (Zürich 1949; Berlin/DDR 1967)



Lillian Smith mit Katze, 1945

Quelle: <https://www.facebook.com/lsmithdoc/>

Anhang 2: Faksimiles

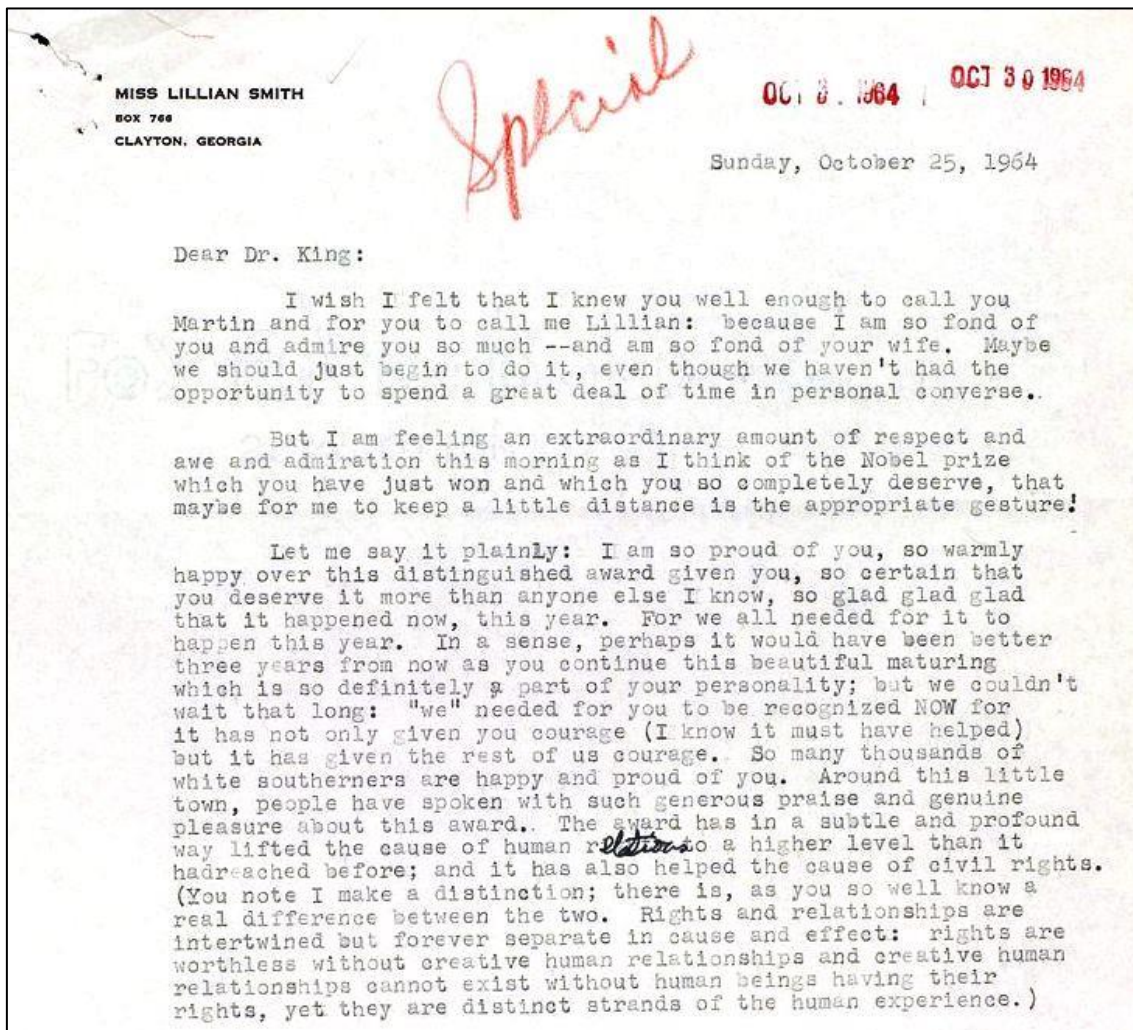


Garth Wadleigh Cate (1883–1974) war Journalist, Manager verschiedener Publikationsorgane und sozial sehr aktiv. Er war Mitglied literarischer Kreise um Mark Twain, Thomas Wolfe, George Bernard Shaw und Carl Sandburg!¹⁵⁶ und ein früher Umweltschützer und Bürgerrechtler.¹⁵⁷

¹⁵⁶ Auf ein Gedicht Carl Sandburgs geht der sprichwörtlich gewordene Satz zurück: "Sometime they'll give a war and nobody will come" (im Deutschen meist: "Stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin").

¹⁵⁷ Quelle des Faksimiles: https://scontent-frt3-1.xx.fbcdn.net/v/t31.0-8/s960x960/14876478_1257469787637615_8748509029398785665_o.jpg?oh=8341a6acfd4f5d05130b01a76d338e2&oe=59707F25

(Lillian E. Smith Center of Piedmont College, Facebook 25. Oktober 2016)



Brief an Martin Luther King jr. (30.10.1964, Teil 1)

I want also to thank you for sending me your last two books with the beautiful inscriptions. I know you have heard that the last two and a half years have been a heavy ordeal for me: I have had cancer for twelve years but when it crept into my lungs then my real trouble began, not only a difficulty in breathing but so much pain; I have spent much of my time in hospitals gasping for breath while you were spending much of yours in jails breathing quietly and confidently, I am sure! I have seen the hurt in your eyes on television but I have never heard it in that strangely beautiful voice of yours. That voice is the most reassuring voice in the whole world, did you know that? You have perhaps no conscious control over it but deep inside you there is a faith, a certainty, a compassion, a love, a willingness to suffer and a reluctance for others to suffer that turns your voice into a work of art. White people respond strongly to it; it dissipates their anxiety, it arouses their desire to do better, be better. It is a great voice, in its way as great as Caruso: a speaking voice that reveals the human soul at its best.

Brief an Martin Luther King jr. (30.10.1964, Teil 2)

MISS LILLIAN SMITH
BOX 766
CLAYTON, GEORGIA

the fifth stage of cancer has now gone into the abdomen but lungs are much better. I can breathe!

I am sending you a copy of my little book called Our Faces, Our Words, which I wrote last spring between my two long hospital bouts. My blood pressure hovered around 50 and 60 during the weeks I wrote these nine monologues, and the essay which closes the book; it has some faults, it has a few omissions that should not have been but I now wonder as I look at it how I ever did it at all, as I was in bed all the time --and had no secretary. I am too poor to afford one, so I'd write a monologue in a rough draft in bed, get up and go to my typewriter across the room, type off the first draft and usually by then was so weak that I'd have to lie very still for several hours before I did anything more. But somehow it was done; and my old typist in town (who now works for the government) did the final copies for me. Because of this difficulty I omitted somehow (I don't know how) a mention of the SCLC. I mentioned you a number of times but your organization I somehow failed to mention. The little book is my creative approach to the young workers and their problems, therefore I tended to keep Core and Snick in mind. The monologues are of course fictitious: they are characters that I might have put in a novel but more true than any literal transcription from the mouths of civil rights workers could have been, I think, since (as it true of all art) they search for and (I hope) find the essence of the young people's struggle. I have kept in close touch with them during the years, many have visited me up here, I have often talked to groups of them elsewhere and I have felt that this experience tied in with my thirty-five years of intimacy with what was happening among Negroes and whites gave me the understanding to do the dramatic monologues.

Brief an Martin Luther King jr. (30.10.1964, Teil 3)

They sound best spoken: I have taped several of them and Ossie Davis has taped the rest. We hope they can be made into records because the dramatic effect is increased enormously when they are spoken aloud. *Specially do I want you to hear the one of the white girl from Birmingham.*

I hope you will find the little book interesting and that you will not feel that I should have included all the various groups in my essay - the last piece in the book. Always, as I said, I was seeing the "young and the brave" and I often mentioned you for without you they could not have accomplished what they have. Oh, I know they think they could have but it required your charisma to pull them out of the sometimes dead-ends they, through their immaturity, got themselves into. I know you realize there will be jealousies aroused by this ^{award} award, but try not to mind: the kids will grow up and learn finally to acknowledge what you have done for them and what your symbolic presence in America has done for the white Americans.

Bless you and thank you for being your wonderful self. And give my love to your wife. I've enjoyed looking at the King family calendar Mrs. King so thoughtfully sent me.

My warm regards,

Lillian S.

Brief an Martin Luther King jr. (30.10.1964, Teil 4)

Lillian Smith
 Clayton Ga - P.O. Box 766
 Telephone 2775
 Card

1815 First Street
 Neptune Beach, Florida.
 July 7. I shall be here
 until July 15th. Then
 shall be at home at Clayton.
 My new box number there is
 P.O.Box 766. It is wise to
 use it as there is another
 Lillian Smith!

JUL 10 1965

Dear Martin:

I was so glad to hear from you. I want you to come up home to see me after I return on July 16th. I have been down on the beach at Neptune Beach, Florida near my brother, trying to give the old heart a rest. After taking cobalt treatments my heart went zipping along at a very high speed until I was quite worn out. Both the cancer specialist and heart specialist thought a rest at sea level would help. So, with Paula Spelling for company and help, I have been here for six weeks. I leave here on July 15th; will go by Atlanta for my check-up with Dr. Robert Brown at Winship Cancer Clinic (Emory); then on to Clayton that afternoon.

My niece and her four children (her husband stopped off in Scotland for several weeks) have just returned from Southern Rhodesia. They were in Southern Rhodesia for 4½ years and lived closely with the Africans. Her husband was demoted from his "white church" out there because he promptly integrated it! They were then sent (this is Methodist Church) to a hardship station far out in the bush with no white people within twenty miles--and with four little children. It didn't faze these two fine young people; they took it in their stride, made friends and work shoulder to shoulder with the Africans; had their African help eat at the table with them to the consternation of the few whites who did ~~xxx~~ come by to see them. Then when he was given 20 schools to supervise, they bought a tent and took the whole family from village to village, putting up the tent and living right there as long as he was needed to supervise a school, then moving on to the next. With four kids I am sure Marianne is exhausted but she held out and they did, too. They are home now for two years and in the last letter they sent out to Americans interested in the mission they stated boldly, "If we go back we hope to go back under an African bishop and work in schools and stations where Africans head up the work." I thought it might interest you to know that these two, at least, are doing what is right for them to do.

I have much to talk with you about. I want especially to tell you of my reactions to Charles Williams' books and an idea that I think might be of great spiritual worth in our mutual work.

I have not as yet got rid of the cancer; it is under the breastbone where x-ray pictures cannot be made; it has traveled into the right lung (the right side has been the locale of all my trouble for the nine years); the cobalt has not helped as much as we had hoped; but the cancer does seem to be arrested in its growth--as far as x-ray pictures can show us; I am much stronger; look radiantly well; but have a few hours of fairly severe pain each day; however, I have a pill which eases this pain in a miraculous way; I take only one each afternoon as the pain creeps on me; I find it eases pain and gives me a new energy. Very good stuff. I try to work every morning on my writings; and then just rest for the most part in the afternoons. I have much hope and no fear at all; there is much to do, surely I shall be permitted to do a little of all that is so greatly needed.

My warm regards--and please come. *Lillian*

(Handwritten notes on right margin: a few Negro patients taking cobalt treatments along with me. We sat in room not talking with each other)

Brief an Martin Luther King jr. (10. 7.1965?)

(Quelle der Faksimiles: <http://www.thekingcenter.org/>)

